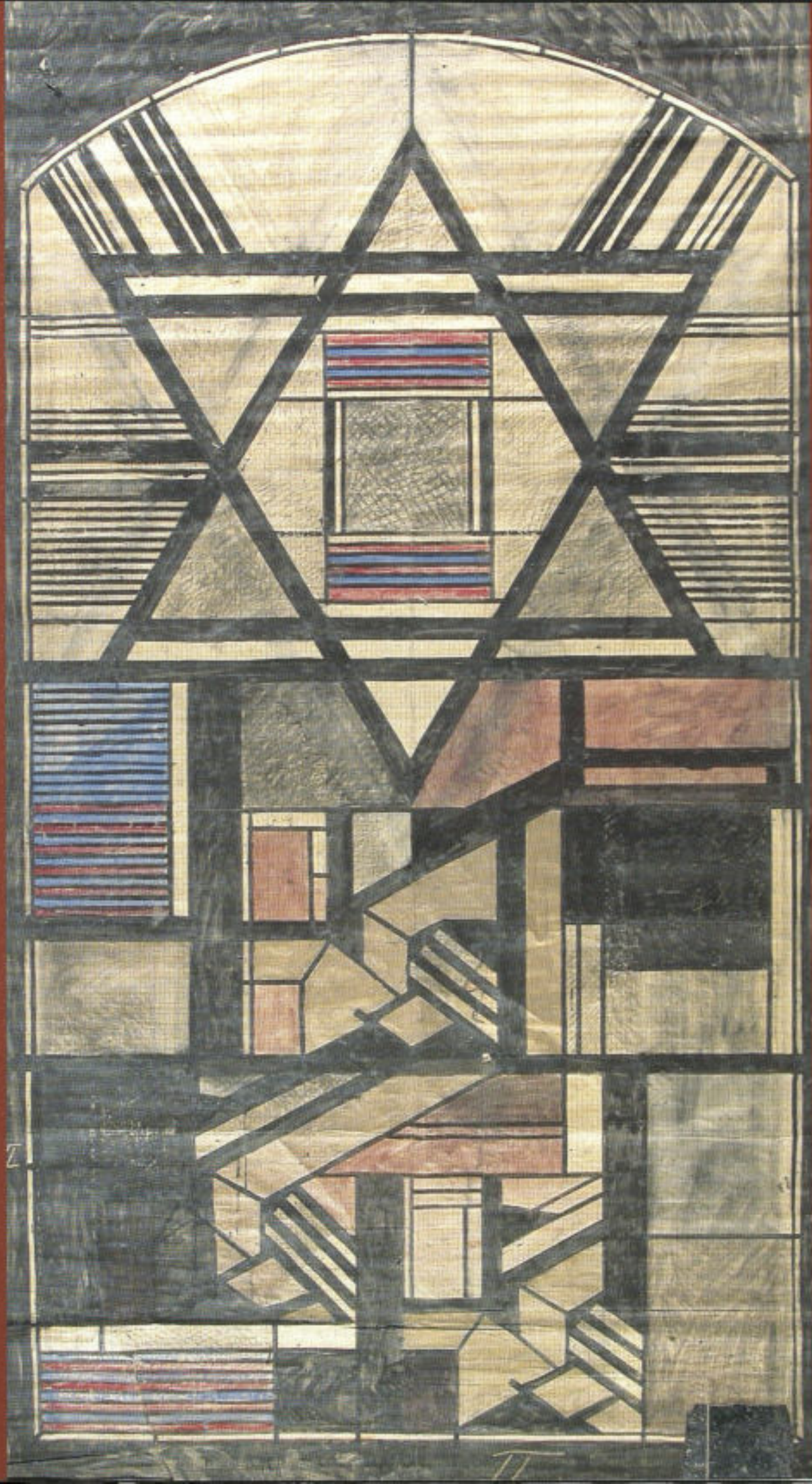


die Heimat



KREFELDER JAHRBUCH
JAHRGANG **74**



Machen Sie weniger aus Ihren Produkten.

Reduzieren Sie den Schadstoffanteil.

Think Alberdingk!



"Nach uns die Sintflut" oder "vor uns die Zukunft!" – eine Entscheidungsalternative, vor der Produktmanager heute immer wieder stehen, wenn es um Fragen der Oberflächenveredelung ihrer Erzeugnisse geht. Die neue Generation wässriger Polyurethane eröffnet Ihnen eine fast unendliche Bandbreite an Möglichkeiten, die Eigenschaften ihrer Produkte spezifisch zu verbessern. Und dies gepaart mit dem

größten Zusatznutzen, den sich sensibilisierte, moderne Endabnehmer wünschen: einer beruhigenden Umweltverträglichkeit. ALBERDINGK, als einem der weltweit größten und renommiertesten Anbieter auf diesem Gebiet, gibt Ihren Produkten das wässrige "Lebenselixier", das Ihren Marktwert erhöht. Mit einem Wort: Mehr Leistung mit weniger Schadstoff ergibt die Formel, die Ihnen die Zukunft öffnet!



ALBERDINGK
Polyurethane

die Heimat

KREFELDER JAHRBUCH



Zeitschrift für
niederrheinische
Kultur- und
Heimatspflege

Herausgegeben vom
Verein für Heimatkunde
in Krefeld

Schriftleitung
Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Jahrgang 74
November 2003
ISSN 0342-5185

Inhalt

Archäologie und Bodendenkmalpflege

- Margareta Siepen 148 Säuglingsfläschchen aus römerzeitlichen Gräbern aus Krefeld-Gellep
-

Geschichte

- Ingrid Schupetta 13 Vor 150 Jahren: Eröffnung der Synagoge an der Petersstraße
Eugen Gerritz 16 In memoriam Ernst Loewy
Peter Dohms 18 Rheinische Wallfahrten im Dritten Reich
Hans Jammers 28 Erinnerungen aus vier Kriegsjahren (1939 – 1944)
Dieter Hangebruch 40 Die Beschuldigten sind tot. Zwei Fälle von Lynchjustiz an alliierten Fliegern bei Uerdingen 1944
Hans-Uwe Feige 46 Ein Mennonit aus Krefeld: Peter van der Herberg
Guido Rothhoff 53 Vergessene Krefelder Baupläne
Paul-Günter Schulte 56 Der Kommerzienrat Wilhelm Heinrich Schoeder (1827 – 1906) – ein unbekannter Krefelder
Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus 64 Zur Geschichte der Wachstum- und Tapetenindustrie in Krefeld. 3. Teil
A. Wolfgang Arbogast 91 Das Schulentlassung-Zeugnis der Gertrud Winkels (1859 – 1933)
Christoph Dautermann 94 Die Luisenstraße in Krefeld – eine Straße des 19. Jahrhunderts
Walter Goebel jr. 106 Krefelder Turner erfolgreich beim 12. Deutschen Turnfest in Leipzig vom 12. bis 16. Juli 1913 – ein Rückblick
Heinz Hüttenes 111 Bremerhafen
Manfred Schmid 125 175 Jahre Alberdingk Boley. Von der Ölmühle zum High-Chem-Unternehmen
Wolfgang Löhr 136 Band 4 der Krefelder Stadtgeschichte ist erschienen
Franz Josef Frigger und Schwester Barbara Theile (OSU) 166 SAM e.V.: Die Soziale Aktion der Marienschule
-

Architektur, Denkmal- und Stadtbildpflege

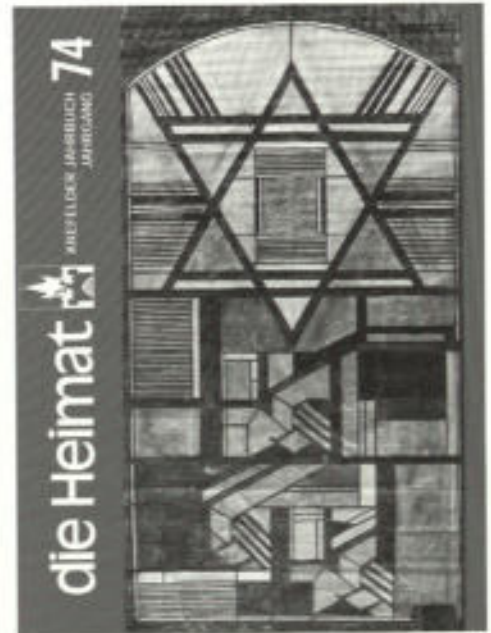
- Hans Joachim Albrecht, Jan Maruhn und Dieter Pützhofen 120 Krefelder Denkmalpreis 2003: Haus Heusgen am Hülser Berg
-

Volkskunde

- Dieter Nellessen 154 Tod und Begräbnis – Brauchtum. Teil 3
Elisabeth Kremers 171 Blümchenkaffee und Klotz am Bein
-

Theater, Kunst, Musik und Literatur

- Theodor Pelster 119 Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises an Dieter Wellershoff
Georg Opdenberg 127 In memoriam Leo Bigenwald (1904 – 1985), Ferdinand Brauer (1904 – 1979), Gustav Fünders (1903 – 1973) und Josef Strater (1899 – 1956)
Eberhard Gollner 135 „In einer anderen Welt“ – Künstler im Forstwald 1947 – 1951. Rede zur Eröffnung der Ausstellung „in memoriam“ im Krefelder Kunstverein, Buschhüterhaus, am 22. November 2002
Manfred Coelen 138 Kriewelsche Pappköpp – 25 Jahre Marionettenspiel und MundArt
Christian Krausch 145 „Krefelder Kammerstücke“. Bart Konings Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld vom 8. September bis 13. November 2002



Entwurfskarton für ein Glasfenster in der Krefelder Synagoge; Johan Thorn Prikker, Ende der 1920er Jahre; Bestand des Kaiser Wilhelm Museums Krefeld.

Das ausgeführte Fenster wurde 1938 zerstört; es soll in der an der Wiedstraße zur Zeit neu entstehenden Synagoge wieder einen Platz finden.

Foto: Volker Döhne

Natur und Landschaft

- | | | |
|-----------------|----|--|
| Almuth Spelberg | 77 | Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 3. Der Sollbrüggengarten – ein Landschaftsgarten der Biedermeierzeit |
| Günter Janß | 82 | Eßkastanien-Vorkommen in der Bönninghardt und in Krefeld – ein Vergleich |

Mundart, Gedichte und Erzählungen

- | | | |
|----------------|-----|--------------------------------------|
| Werner Böcking | 81 | Sommer ade |
| Hans Wilbers | 144 | Oedingsch Platt met Häz on Verstangk |

Aus dem Heimatleben

- | | | |
|------------------------|-----|---|
| Renate Wilkes-Valkyser | 6 | Von Oktober zu Oktober |
| Reinhard Feinendegen | 177 | Der Verein für Heimatkunde 2002/03 |
| | 179 | Bücher |
| | 193 | Personalien/Jubiläen |
| Michael van Uem | 198 | Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate |
| | 199 | Die Autoren |
| | 200 | Bildnachweis |



„die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e.V. in Krefeld. 1. Vorsitzender ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstraße 14, 47800 Krefeld, Tel. 50 31 70, 2. Vorsitzender Otto Fricke M. d. B., Kurfürstenstraße

43, 47829 Krefeld, Tel. 48 17 72, Schriftführer Burkhard Ostrowski, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47792 Krefeld, Tel. 86 27 03, Fax 86 27 15, Kassenwart Peter Vermeulen, Culturplan AG, Tannenstraße 42-44, 47798 Krefeld, Tel. 3 63 30, Fax 36 31 99, E-Mail: office@culturplan.de, weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Oskar Burghardt, Taubenstraße 47, 47800 Krefeld, Tel. 50 54 78, Frank Deisel, Dr. Eugen Gerritz

und Dr. Guido Rotthoff. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von € 18,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden zu Beginn des Jahres erbeten; das Konto des Vereins: Sparkasse Krefeld 309 617 (BLZ 320 500 00). Die E-Mail-Adresse des Vereins lautet: b.ostrowski@krefeld.de

„die Heimat“ erscheint jährlich im November. Für Nichtmitglieder sind die Hefte außer beim Schriftführer des Vereins bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Schriftführer vermittelt auch frühere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt bei der Druckerei van Acken (s. oben).

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Gefördert durch:

Stadt Krefeld, Kulturbüro



Liebe Leserin! Lieber Leser!

Auf dem Umschlag der diesjährigen „Heimat“-Ausgabe empfängt Sie eine künstlerische Arbeit. Sie stammt von dem für Krefeld so bedeutsamen, im letzten Jahrgang der „Heimat“ noch ausführlich gewürdigten Johan Thorn Prikker; es handelt sich dabei um den Entwurfskarton für ein Glasfenster in der Krefelder Synagoge. Das danach gefertigte Fenster wurde vor 65 Jahren zerstört, als Nazi-Horden das imposante, vor genau 150 Jahren errichtete Bauwerk in Brand steckten und verwüsteten. Ein Beitrag von Ingrid Schupetta beleuchtet die Geschichte der Synagoge. In der neuen Synagoge, deren Bau in diesem Jahr in Gang gekommen ist, wird das Fenster wieder einen Platz finden. Der jüdische Anteil an der Geschichte Krefelds wird Ihnen auch noch an anderen Stellen begegnen, bei Dieter Nellessen, der sich mit jüdischen Totenbräuchen und mit dem jüdischen Friedhof in Uerdingen befaßt, bei Eugen Gerritz der an Ernst Loewy erinnert, in den „Bücher“-Spalten, in denen Publikationen zum alten jüdischen Friedhof an der Heideckstraße und zu den Hülser Juden vorgestellt werden.

Der in diesem Jahr erschienene 4. Band der Krefelder Stadtgeschichte, den Wolfgang Löhr genauer unter die Lupe genommen hat, läßt ebenfalls Blicke auf die Krefelder Juden tun. Darüber hinaus informiert er umfassend über die Kirchen, die Kultur und das Baugeschehen im 17., 18. und 19. Jahrhundert, wobei auch über die Säkularisierung, die vor 200 Jahren das Leben der Menschen beträchtlich veränderte, wichtige Ausführungen gemacht werden. In die preußische Zeit, die für Krefeld vor 300 Jahren begann, führt ein Beitrag von Guido Rotthoff. Ein bisher kaum beachteter Textilunternehmer, Wilhelm Heinrich Schroeder, stand im Mittelpunkt eines Vortrags von Stadtarchivdirektor Paul-Günter Schulte; der Text ist in diesem Jahrgang abgedruckt. Eine ähnliche Thematik findet sich in der Fortsetzung unserer Serie über die Krefelder Tapetenindustrie.

Des weiteren veröffentlichen wir Auszüge aus dem Tagebuch von Hans Jammers für die Jahre 1939 bis 1944, worin der Verfasser auch auf die Zerstörung der Stadt in der Bombennacht vom 21. auf den 22. Juni 1943 – vor genau 60 Jahren – eingeht. In dieselbe Zeit gehört die Ermordung alliierter Flieger, über die Dieter Hangebruch berichtet. Peter Dohms schildert die Entwicklung des rheinischen Wallfahrtswesens während des Dritten Reiches.

Zwei Beiträge – A. Spelberg: Sollbrüggenpark und G. Janß: Eßkastanienbäume – beschäftigen sich mit Natur und Landschaft, Christoph Dautermann untersucht die Bewohner und Gewerbe auf der Luisenstraße, Heinz Hüttenes hat Material über die Badeanstalt und Radrennbahn Bremerhafen zusammengetragen, zwei noch aktiven Krefelder Gruppen gelten die Ausführungen von Manfred Coelen (25 Jahre Kriewelsche Pappköpp) sowie von Franz Josef Frigger und Schwester Barbara Theile (Die Soziale Aktion Marienschule).

Kunst, Denkmalpflege und Literatur kommen nicht zu kurz: Georg Opdenberg stellt in seiner Reihe „in memoriam“ weitere Künstler vom Forstwald vor, Christian Krausch schreibt über Bart Koning und seine Ausstellung im Stadtarchiv. Der neue Träger des Niederrheinischen Literaturpreises und auch die Verleihung des diesjährigen Denkmalpreises an Karl Amendt – wegen der Restaurierung des neu entdeckten Mies-van-der-Rohe-Baus Haus Heusgen – haben in unserem Jahrbuch gebührend Berücksichtigung gefunden. Und nicht zu vergessen: Ganz weit in die Geschichte zurück geht Margareta Siepen mit ihrer Arbeit über antike Babyfläschchen aus Gellep.

Die beiden Schriftleiter hoffen, daß der Jahrgang 74 viele zufriedene Bezieher, Käufer und – vor allem – Leser findet und „die Heimat“ immer weiter bekanntgemacht wird. Allen, die mitgeholfen haben, daß die neue Ausgabe in gewohnter Weise erscheinen kann, sei herzlich gedankt: den Autoren zuerst, dann aber auch denen, die Abbildungen zur Verfügung stellten, Zuschüsse gaben (Stadt Krefeld, Landschaftsverband Rheinland), inserierten, die Herstellung in Händen hatten (Firma van Acken) oder bei der Verteilung halfen.

Der Verein für Heimatkunde Krefeld, der im Frühjahr 2003 85 Jahre alt wurde, freut sich, daß seine alljährliche Publikation regelmäßig freundlich aufgenommen und von vielen immer wieder mit Spannung erwartet wird. Er lädt alle ein, die noch nicht Mitglied sind, dem Verein beizutreten – für jeden heimatbewußten Krefelder müßte es eigentlich Pflicht sein – und so auch das „Krefelder Jahrbuch – die Heimat“ zu unterstützen.

Oskar Burghardt
Reinhard Feinendegen

Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes-Valkyser

Ein dickes schwarz-gelbes Osterei wird den Krefeldern beschenkt: Die KEV-„Pinguine“ erringen am Ostersonntag 2003 die deutsche Eishockey-Meisterschaft. Ein halbes Jahrhundert lang hatten die Fans auf diesen Sieg gewartet. Am Ostermontag versammeln sich Tausende auf dem Theaterplatz zur Meisterfeier und zum Hupkonzert mit Autokorso in der Innenstadt. Viele Bürger bedauern, dass Dieter Pützhofer seinen Rückzug aus dem Rathaus angekündigt hat und im September 2004 nicht erneut fürs Amt des Oberbürgermeisters kandidiert. „Der ist doch viel zu jung für den Ruhestand“, meinen sie. Das hört „Pützi“ gern, bleibt aber bei seinem Entschluss. Die Nachricht scheint nicht nur die Bürger, sondern sogar die eigene Partei zu überraschen. Sie braucht einige Monate, um mit dem Ratsherrn und Lehrer Gregor Kathstede einen neuen Mann fürs Spitzenamt vorzustellen. Seit 1995 schrumpft Krefeld. Der ungesunde Prozess konnte 2002 mit 237 639 Einwohnern erstmals zum Stillstand gebracht werden. Das Neubaugebiet Schicksbaum, bereits von 1400 Bürgern bezogen und weiter wachsend, hat die Stadtfucht abgebremsert – vorübergehend, so meinen jedenfalls die Fachleute, die Krefeld für 2015 etwa 218 000 Einwohner prophezeihen. Noch nie war die Ebbe in der Stadtkasse so groß wie im Jahr 2003. Doch nicht

nur in den öffentlichen Haushalten scheint das Geld knapp zu werden. Das mehrfach geschockte Personal der Sparkasse braucht gute Nerven: Die Hauptstelle am Ostwall und die Filialen Friedrichstraße, Wehrhahnweg, Kempener Allee und Danziger Straße werden mehrfach überfallen und beraubt. Und die durch den Irak-Krieg und die anhaltende Krise im vorderen Orient verursachte instabile Lage ist bis in die exportorientierte Krefelder Wirtschaft zu spüren.

„Task Force“ – so der schicke Name der vom Justizminister des Landes Nordrhein-Westfalen eingesetzten Spezialeinheit zur Ermittlung von Korruptionsfällen in Kommunalverwaltungen. Das Einsatz-Kommando ist eine Reaktion auf die in Köln im Zusammenhang mit dem Bau einer Müllverbrennungsanlage aufgedeckten Schmiergeldaffären. In Krefeld und anderen Städten werden die Fahnder im Oktober 2002 und auch später nicht fündig. Ihnen wird vom Stadtrat die Akteneinsicht verweigert mit dem Argument, es gäbe für die Sonderermittlung keinen konkreten Verdacht als Rechtsgrundlage. Maria Böhmer, Gründungsmitglied der Esperanto-Gesellschaft und vielseitig sozial engagiert, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Für den Umbau des Komplexes Stadtbad Neusser Straße werden weitere Investoren gesucht. Ein Mitarbei-

ter des städtischen Gesundheitsamtes stürzt sich aus dem Fenster, wird bewusstlos ins Krankenhaus eingeliefert, wo er einige Wochen später stirbt. Kollegen erheben schwer Vorwürfe gegen den Amtsleiter: Er habe den Mann systematisch schikaniert. Der Amtsleiter wird beurlaubt. Der Skandal wird Verwaltungsleitung und Öffentlichkeit monatelang beschäftigen. Joseph Stangenberg, ehemals langjährig Ratsherr, kündigt aus gesundheitlichen Gründen seinen Rückzug aus dem Amt des Fischelner Bezirksvorstehers an. Die Wirtschaftsförderungsgesellschaft offeriert ein Sonderangebot: drei Glocken der Fichtenhainer Kirche. Die Kirche wird säkularisiert und soll künftig unter dem Namen „Campus 44“ als Veranstaltungshaus dienen. Ehe die Schausteller ins Winterquartier gehen, klingeln anlässlich der Herbstkirmes auf dem Sprödenalplatz noch einmal ihre Kassen. Mit Claude Debussys „La Mer“ und anderen Wohlklängen feiern die Niederrheinischen Sinfoniker bei kostenlosem Eintritt mit dem Publikum den „Tag der deutschen Einheit“. Zahlreiche Sozial-Vereine sind alarmiert, weil die Landesregierung weitere Kürzungen ihrer Zuschüsse angekündigt hat. In einer Halle am Dießener Bruch treffen sich hunderte Vietnamesen, um gemeinsam das Mondfest zu feiern. Kürbisse sind plötzlich groß in Mode. Auf Märkten und an Bauernhäusern werden sie zum Verkauf angeboten. Manche landen im Suppentopf, andere als Ziergegenstand auf der Türschwelle. Das „Trio Veritango“ eröffnet das 5. Krefelder Bandoneon-Festival. Gerhard Hahn, Diplomingenieur und Bildhauer, übernimmt die Leitung der Keramik-Glas-Gestaltung am Fachbereich Design der Hochschule Niederrhein. Fachleute vom Geologischen Dienst aus Krefeld bohren im Westen des Landes bis zu 30 Meter tief, um Aufschlüsse über den Untergrund zu gewinnen. Die 14. German Brass Academy, organisiert vom Leiter der städtischen Musikschule, Ulrich Heimann, lockt internationale Bläser-Prominenz nach Krefeld und viel Publikum in die öffentlichen Konzerte. Andrea Berg, Schlagersängerin mit Krefelder Heimatadresse, gerät gleich zweimal in die Schlagzeilen – einmal wegen ihres Hits „Du hast mich tausendmal belogen“, dann auch wegen Turbulenzen in ihrer Ehe. Regionaldekan Franz-Josef Radler wirbt um „Brot für alle“ und versucht sich für



Abb. 1. CDU-Partei- und Fraktionsspitzen stellen ihren Oberbürgermeister-Kandidaten Gregor Kathstede vor. Von links: Fraktionschef Wilfried Fabel, Alt-OB Hansheinz Hauser, Kandidat Ratsherr Gregor Kathstede, noch im Amt OB Dieter Pützhofer, CDU-Kreisvorsitzender Winfried Schittges, Noch-Bürgermeisterin Karin Meincke.

ein paar Stunden als Brötchenbäcker in der Backstube von Innungsoberrmeister Bonnen. Wie denn die Finanzmisere in Land und Kommunen zu beheben sei, will das Publikum beim Gästeabend der Sparkasse wissen, doch der Finanzminister des Landes NRW und designierte Ministerpräsident Peer Steinbrück verrät kein erfolgversprechendes Rezept. Krefelds Arbeitslosenquote, die schonmal bei 15 Prozent lag, markiert derzeit immer noch viel zu hohe 9,3 Prozent als Folge des seit nun 30 Jahre lang anhaltenden Strukturwandels. Ein Duisburger Projekt lehrt den Krefelder Einzelhandel das Fürchten: „Multi-Casa“ soll das Einkaufszentrum heißen, das in Duisburgs Mitte 90 000 Quadratmeter Einkaufsfläche bieten und damit in weitem Umkreis Konkurrenz machen wird. Hoher Zaun, Stacheldraht und ein hühnerzuchtender Portier schützen das Kasernengelände an der Kempener Allee. Die Briten sind abgezogen. Die Degussa-Tochterfirma Stockhausen nimmt eine für 30 Millionen Euro errichtete Erweiterung der Produktionsanlage für Wasserbehandlungsprodukte in Betrieb. Ein Autofahrer, der in Oppum vor einer roten Ampel hält, bekommt plötzlich „Besuch“ von zwei jungen Leuten, die von ihm Bargeld erpressen. Der Krefelder Reit- und Fahrverein hat sich die Cappenberg Hundemeute ausgeliehen, um im Bruch seine Herbstjagd stilgerecht zu veranstalten. Einige Wochen lang müssen die Fischelner ohne Poststelle auskommen. Die Deutsche Post hat nach Streitigkeiten mit dem Betreiber ihre Agentur im Süden der Stadt geschlossen. Die Firma Siemens Transportation Systems, ehemals Uerdinger Waggonfabrik, verfügt über ein gutes Auftragspolster. Soeben wird der erste Desiro UK ausgeliefert, ein Regionalzug für Großbritannien. Für 2,5 Milliarden Euro wurden 1200 Wagen bestellt. Die Theatergruppe der Firma Bayer übt als Weihnachtsmärchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ ein. Krefelds ehemaliger Oberbürgermeister Willi Wahl wird 75 Jahre alt. Das 80. Lebensjahr vollendet der ehemalige Leiter des Stadtarchivs, Dr. Guido Rottloff. Die Mitarbeiter der Stadtverwaltung haben Zeit, ihre Büros aufzuräumen. Der Rechner „stürzt ab“, und die Computer versagen den Dienst. Über Nacht bricht der Zirkus Barum, der auf dem Sprödenalplatz gastiert, in höchster Eile wegen einer Sturmwarnung sein Zelt ab, um es am nächsten Tag wieder aufzubauen. Böen fegen mit Geschwindigkeiten bis zu 150 Stundenkilometern über die Stadt, decken Dächer ab, beschädigen und entwurzeln 250 Bäume. 100 Tonnen Löschsand muss die Feuerwehr einsetzen, um eine brennende Schlackenhalde im Hafen zu löschen. Othmar Mäga überbrückt ein Jahr lang die Vakanz bis zum Dienstantritt des neuen Generalmusikdirektors. Ein privater Besitzer übergibt dem Museum Burg Linn einen gläsernen Sturzbecher und ein Keramikgefäß, gefunden vor rund 30 Jahren beim Bau einer Tiefgarage an der Wilhelmstraße in Fischeln.

Riesenstimmung im Saal „Goldener Hirsch“ in Hüls: Die „Nette Stölle Jonges“ feiern im November das 75jährige. Katarina Tenten wird 100 Jahre alt. Das städtische Presseamt erinnert an die 100. Wiederkehr des Todestages von Marianne Rhodius. Die reiche Krefelderin hinterließ der Stadt ein umfangreiches Erbe zu wohltätigen Zwecken. „Beckers Panne-Shop“ nennen die Hülsler die alte Ziegelei am nördlichen Ortsausgang, die im Auftrag der Denkmalpflege spezielle Dachpfannen herstellt. Dem Unternehmen, das von der Sachkunde und Handarbeit seiner Betreiber lebt, droht der Konkurs. Die Martinszüge setzen sich in Bewegung. Die Stadt übergibt die Hoheit über die Schulheuzungen zum Pauschalpreis den Stadtwerken, weil sie längst fällige Reparaturen und ständige Wartung nicht bezahlen kann. Der KFC putzt diverse Kliniken. Dem ehemaligen Bundesliga-Fußballverein droht mangels Finanzen das Aus. Im 24. Jahr ihres Bestehens stellen die „Kriewelsche Pappköpp“ unter der Überschrift „Onger os jeseit“ ihr neues Programm vor. Der Vorverkauf für mehrere Vorstellungen hatte nur eine Stunde gedauert, dann waren alle Karten weg. Dass Krefelds Stadtkasse leer ist, lässt sich an vielen Fakten ablesen, zum Beispiel daran, dass die Rolltreppen in der Fußgängerunterführung an der St.-Anton-Straße nicht erneuert werden können. Reparaturbedürftig ist auch das historische Hospiz „Klöske“ an der Uerdinger Oberstraße. Die Stadt verkauft das Gebäude an die Gesellschaft „Schlarafia“ in der Hoffnung, dass diese Dach und Fach saniert. Heinz Wans wird als neuer Pfarrer an St. Norbertus und St. Michael eingeführt. Bei einer Staubexplosion im Hafen werden 19 Menschen verletzt. Den Namen von Willy Göldebachs, des 1985 verstorbenen Vorsitzenden der Bürgergesellschaft Stadtmitte, trägt jetzt der Parkplatz am Bröckske. Jakob, Nashornmann aus dem Krefelder Zoo, zieht nach Frankreich um. Man hofft, dass das Schwergewicht sich dort zeugungsfreudiger zeigt als in seinem Krefelder Quartier. Dr. Wolfgang Bieber löst Dr. Hartmut Fuhr als Leiter des Uerdinger Bayer-Werkes ab. An der Kinokasse stehen Schlangen. Alle Generationen müssen den Harry-Potter-Film sehen. Emmy Tilmann, gebürtige Magdeburgerin, wird 100 Jahre alt. Unbekannte Einbrecher öffnen nachts im Zoo das Gepardengehege. Zwei Großkatzen entkommen und reißen zehn der dreizehn Riesenkänguruhs. Die Weihnachtsbeleuchtung wird angeschaltet. Auf dem Weihnachtsmarkt an der Dionysiuskirche finden Reibekuchen reißenden Absatz. Auf dem Platz an der Alten Kirche gibt es für einige Wochen eine künstliche Eisbahn. Noch fehlen 9,8 Millionen Euro für den Bau; trotzdem werden die Arbeiten für die Errichtung der vorerst „Arena“ genannten neuen Eishalle an der Westparkstraße an die Firma Hochtief vergeben. Im Krefelder Süden bildet sich eine Protest-Front gegen „Modru X“ – so heißt die neue Startroute des Düsseldorf

Flughafens, die einigen Lärm über dem Gebiet verbreiten wird. Dr. Werner Schmidt, Kunsthistoriker, forscht in Krefeld und Umgebung. Sein Thema ist das 100jährige Bestehen des Fachbereichs Design, das 2004 gefeiert werden kann. In der Krefelder Kunstgewerbeschule und der Werkkunstschule hatte der Fachbereich der Hochschule Niederrhein bis 1970 seine Vorläufer. Richard Angenheister, seit 52 Jahren aktives Mitglied des Harmonischen Orchesters Hüls, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Johann Horsten, die Seele des Hohenbudberger Sportvereins, bekommt es auch. Paula Emmrich hat viel zu tun. Täglich turmt sie als „Pippi Langstrumpf“ vor ausverkauftem Haus des Stadttheaters mehrmals über die Bühne und ins Parkett. Noch fasten die Mohammedaner unter Krefelds Bürgern zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang, doch in wenigen Tagen wird der Ramadan mit dem Zuckerfest fröhlich beendet.

Der Kölner Schriftsteller Dieter Wellershoff bekommt Anfang Dezember im Rathaus den Niederrheinischen Literaturpreis. 27 Behandlungsstühle im neuen Behnisch-Glashaus in der City warten auf Belegung. Die Deutsche Gesellschaft für Humanplasma hofft, dass dort 32 000 Blutspenden pro Jahr eingesammelt werden können. Pünktlich legt er per Schiff am Steiger in Uerdingen an: St. Nikolaus aus Venlo mit seinen „swarten Pieten“. Der Geograph Dr. Heye Bogena und



Abb. 2. Sieht so der nächste Oberbürgermeister aus? SPD-Fraktionschef Ulrich Hahnen stellt sich im September 2004 der Wahl.

der Historiker Dr. Horst Wallraff bekommen das Steeger-Stipendium. Das Deutsche Textilmuseum präsentiert eine prachtvolle Kleidersammlung aus dem 19. Jahrhundert und hofft, dass Spender beim Kauf helfen. Der Müllberg am Inrath soll eine Lehmschicht als Haube bekommen, um austretende Gase zu hemmen und Regen in einen umlaufenden Graben abzuleiten. Stadt und Land kratzen dafür die erforderlichen 1,3 Millionen Euro zusammen. Rund 100 Passanten schauten weg, als ein Jugendlicher einen 17jährigen Behinderten morgens auf dem Vorplatz des Hauptbahnhofs zusammenschlägt. Der Täter wird gefasst. Die Gesamtschule Kaiserplatz und das Venloer Valuas-College gehen eine Partnerschaft ein. Der Bahnbauer Siemens errichtet in Uerdingen für 8,3 Millionen Euro eine neue Verwaltung. Ilse Schrörs, die in 28 Jahren Pflegemutter für 31 Kinder war und dazu mit ihrem Mann sechs eigene Kinder großzog, bekommt das Bundesverdienstkreuz. Mit großem Aufwand hat die Verseidag ihre von Mies van der Rohe entworfenen Firmengebäude saniert und restauriert. Der Krefelder Einzelhandel äußert sich zufrieden über das Weihnachtsgeschäft. Die Gastronomie beobachtet hingegen Konsumzurückhaltung. Günter Oehms, Handwebmeister, der sein Metier in der Werkkunstschule lernte, macht die Webstühle in der Paramentenweberei Gotzes flott; das „Haus der Seidenkultur“ an der Luisenstraße wird von immer mehr Gruppen besucht. Sternsinger aus allen Krefelder Pfarren stellen sich im Ratssaal Oberbürgermeister Pützhofen vor. Nach Weihnachten werden sie von Haus zu Haus gehen, um Spenden zu sammeln. Eine unangenehme vorweihnachtliche Überraschung bereitet der KFC seinen Fans: Der Fußballverein muss Insolvenz anmelden. Der City-Einzelhandel diskutiert über längere Öffnungszeiten am Samstag. Unwahrscheinlich, dass eine einheitliche Lösung zustande kommt. Nachdem KEV-Trainer Chris Valentine entmachtet wurde, versuchen die Eishockey-Pinguine in der Tabelle ein wenig zu klettern. Erstmals in der Krefelder Geschichte wurde eine Kirche verkauft, und zwar die evangelische Matthäuskirche in Stahldorf an die griechisch-orthodoxe Gemeinde Krefelds. Die Lutherkirche an der Melanchthonstraße ist die neue Heimat der Stahldorfer Protestanten.

Ausgerechnet aus Mönchengladbach kommt Torben Everszumrode, um im Forstwald Anfang Januar den Silvesterlauf zu gewinnen. „Lasst uns eine Weltkultur bauen, in der alle Platz haben“, fordert Künstler Will Cassel fürs neue Jahr. Sechs Minuten nach der Jahreswende wird im Uerdinger St.-Josefs-Hospital Darilyne van Cleef geboren. Die Parteien ziehen Bilanz: Die SPD zählt 1466 Mitglieder, die CDU 2500, die FDP 180, die Grünen 160. SPD und CDU haben je rund 500 Mitglieder weniger als vor rund 20 Jahren. Das Uerdinger Rheintor wird halb zugemauert. Hochwasser droht nach anhalten-

den Regenfällen, und dann fällt auch ein bisschen Schnee. Die Krefelder blicken auf ein ziemlich feuchtes Jahr 2002 zurück. Die Krankenkassen melden, dass die Krefelder weniger krankfeiern. Die Angst um den Arbeitsplatz beugt offenkundig vor. Margret Bracht und Fritz Flügemann vom TSC Preußen, erst seit wenigen Monaten im Tanzsport aktiv, sind in die C-Klasse der Senioren aufgestiegen. 14 Schornsteinfeger besuchen Oberbürgermeister Dieter Pützhofen im Rathaus, um ihm und Krefeld Glück fürs neue Jahr zu wünschen. Fast zehn Jahre lang ist die Gaststätte „Herbst Pitt“ an der Marktstraße geschlossen und wird von vielen Krefeldern immer noch vermisst. Jetzt startet der neue Besitzer, Firma Mäurers, den Umbau. Lehrlinge des Malerhandwerks haben die Fassade des Hauses Melanchthonstraße 68, Nachtschlafstelle für Drogenkranke, restauriert. Es gibt noch Karten für die Prinzenproklamation. Steffen Driesen vom SV Bayer und Anne Poleska vom SSF Aegir, Weltklasseschwimmer, kehren aus dem Trainingslager von der Pazifikinsel Réunion heim. Aus Tilsit kam Magdalene Veger nach Krefeld. Nun feiert sie im Altenheim Dreikönigenhaus die Vollendung von 102 Lebensjahren. Graham Jackson, neuer Generalmusikdirektor an den Vereinigten Städtischen Bühnen, stellt sich im Rathaus vor. Stadtkämmerer Küper hat gerechnet: Die Erhöhung der Einkommen im öffentlichen Dienst kostet die Stadt 1,3 Millionen Euro – die in der leeren Kasse nicht zu finden sind. Alternative: 40 Stellen abbauen, was nicht so einfach ist, da die Stadt in den letzten Jahren bereits 600 Stellen gestrichen hat. Die Stadtwerke melden: täglich fahren 51 000 Leute mit der Straßenbahn. Mitten im Januar sieht man vermummte Krefelder auf der Straße mit dem Eishörnchen auf der Hand. Zum erstenmal machen einige Eisdielen keine Winterpause. Der Wandel ist gründlich: Nachdem das Autohaus Borgmann den von der Stadt lieblos heruntergewirtschafteten Schirrhof renoviert hat, zieht nun die Micro-Krawattenfabrik dort ein. Hundert Jahre alt

wird der ehemalige Färber Viktor Kluthen. Ins Behnisch-Haus an der Petersstraße zieht die „Bar Celona“ ein, ein weiteres Exemplar der eleganten Kaffee-Bars, die sich in der City angenehm breit machen und als Trendgetränk Milchkaffee anbieten. Istvan Szenes wird 65, der von ihm gegründete Eislaufverein Krefeld wird 25. Mitglieder des Technischen Hilfswerks Krefeld kehren vom Einsatz im Elbehochwassergebiet bei Magdeburg und Dresden zurück. Othmar Mäga, als Interimsdirigent nach wie vor im Amt, leitet die Niederrheinischen Sinfoniker, die mit Walzenträumen den Theaterball in Schwung bringen. Mit einem munteren Schwimmfest wird nach langer Pause und dem unverdauten Skandal um die herabgestürzte Decke das Badezentrum wieder eröffnet. Im Neubaugebiet Schicksbaum sind bereits 1400 Bewohner gemeldet. Mit der Besiedlung „Schicksbaum“ wurde dem Auszug junger Familien aus Krefeld vorgebeugt. Am Freitag, 24. Januar, schließt das Stadtbad Neusser Straße seine Pforten. Die Zukunft des außerordentlichen Gebäudes, dessen Instandsetzung nach langer Vernachlässigung für die Stadt unerschwinglich geworden ist, bleibt ungewiss. Die letzten Stammgast-Schwimmer ehren ihren morgendlichen Treffpunkt mit einem gemeinsamen Frühstück. Als Hauptsponsor engagiert sich die König-Brauerei mit fünf Millionen Euro beim Bau von Krefelds neuem Eispalast. Die Große Karnevalsgesellschaft 1878 feiert in dieser Session besonders heftig, denn sie wird 125 Jahre alt. Die rührigen Wirtsbrüder Ulrich und Viktor Furth werden Ehrenmajore der Prinzengarde. Dank Wirtschaftsflaute kann sich das Krefelder Abendgymnasium über wachsende Schülerzahlen freuen. Die Oppumer Sandberg- und die Linner Burg-Hauptschule beschließen, aus zweien eine Schule zu machen. Angesichts des drohenden Krieges der USA gegen den Irak diskutieren die Krefelder nicht nur in den Friedensbewegungen, sondern auch an allen Stammtischen. Der Januar endet mit der Proklamation des Prinzenpaares Ralf und Stefanie.



Abb. 3. Architekt Biebricher würde sich freuen: Der ehemalige Schirrhof der Stadt wurde von seinem neuen Besitzer stilgerecht renoviert.

An den Krefelder Schulen wurden fürs neue Schuljahr 2427 I-Dötzchen angemeldet. In früheren Jahren waren es schon mal 3800. Für die kommenden Jahre ist weiter Kinderschwund angesagt. Mario Pütz, von Beruf Tätowierer, hat auch die Haut eines 70-jährigen verziert. Bei Schnee und Eis ereignen sich an einem Tag 60 Unfälle. Die Hockey-Damen des CHTC verlieren ein Heimspiel gegen die Kölner Kolleginnen 2:7. Eine Krisensitzung wird einberufen. Ein 44-jähriger Betreuer wird im evangelischen Gemeindezentrum an der Forstwaldstraße bei einer Geburtstagsfeier von einem jungen Russlanddeutschen niedergeschlagen und zu Tode getreten. Andere Teilnehmer der Feier schreiten nicht ein. Marie und Leon waren im Jahre 2002 die beliebtesten Vornamen, mit denen Krefelder Eltern ihre Kinder schmückten. Die Parfümerie Herschner, ein 168 Jahre altes Familienunternehmen, wird verkauft. Das Bistum Aachen kündigt weitreichende Sparmaßnahmen an, die auch Krefeld betreffen werden. „Sky“, die beste Sprengstoff-Such-Polizei-Hündin des Landes, eine Krefelderin, geht in den Ruhestand. „Leon“ wird ihr Nachfolger. Die Arbeitslosenquote Krefelds ist mit 10,9 Prozent nach wie vor viel zu hoch. Mit Mauricio Kagels „Bestiarium“ eröffnet „Generalintendant“ Pit Therre das gerettete und renovierte „Theater am Marienplatz“ in Fischeln alter Volksschule in Anwesenheit des Komponisten. Die größte Reiherkolonie des Niederrheins kann man im Zoo besichtigen. Die Großflieger überwintern dort bequem auf Kosten des Steuerzahlers. Der KFC hat es geschafft: Der Konkurs ist abgewendet. Chefarzt Professor Dr. Henning Harke wird neuer Vorsitzender, Rennbahn-Gastwirt Klaus Rudolph sein Stellvertreter. Dr. Georg Rupp, von Beruf Psychologe, ist gewiss ein zeitgemäßer neuer Präsident der Gesellschaft Creinvelt mit seiner Empfehlung: „Positiv denken!“ Mit der Adresse „www.schwanger-in-krefeld.de“ wird eine Internetseite eröffnet, die werdende Mütter mit Rat und Tat versorgt. Architekt Rolf Klein räumt das Archiv seines Büros auf und findet Pläne von Krefelds alter Synagoge an der Marktstraße, die von den Nazis in der „Reichskristallnacht“ 1938 zerstört wurde. Die Raritäten werden dem Stadtarchiv übergeben. Walter und Gertrud Lüderitz feiern Diamanthonochzeit. Das Standesamt zieht aus dem Ständehaus am Bismarckplatz aus, um Mieter im „Stadtpalais“, der ehemaligen Dresdner Bank am Dionysiusplatz, zu werden. Das Ständehaus, ehemals auch Kreisverwaltung, wird verkauft. Krefelds Bürger spenden eifrig für die Hochwassergeschädigten an der Elbe. Spitzenreiter unter den karnevalistischen Jubilaren der Session sind die „Oppumer Klante“. Sie werden 150 Jahre alt. Die Krefelder Schlagersängerin Andrea Berg heimst den größten Erfolg ihrer Karriere ein und bekommt den Echo-Preis. Hunde und Katzen, die vorschriftsmäßig abgespeckt haben, stellen sich im Traarer Dorint-Hotel vor und werden prämiert. Die Firma

Küsters hat in Belgien einen Kalender zur Herstellung von Magazinpapier aufgestellt und kann nun eine Rechnung über 20 Millionen Mark schreiben. Die Krefelder Wohnstätte und andere Vermieter klagen darüber, dass immer mehr Mieter aus ihren Wohnungen unter Hinterlassung von Schmutz- und Schuldenbergen verschwinden. An der Westparkstraße wird Richtfest gefeiert. Die Kaufmannsschule bekommt einen neuen Trakt mit 14 Computer-Klassenräumen. Professor Dr. Josef Klostermann, Leiter des Geologischen Dienstes, wird vom Verkehrsverein Krefeld mit der Würde „humorvollster Bürokrat“ ausgezeichnet. Das Datum „03.03.03“ ist wunderschön, trotzdem bleibt das Standesamt am Rosenmontag geschlossen. Das Fichtegymnasium brennt – zunächst ein bisschen, zwei Tage später lichterloh. Das Archiv der Schule ist zum großen Teil verloren. Es geht um 100 Milliarden Dollar: Krefelder Anwälte vertreten die Opfer des New Yorker Attentats vom 11. September 2001 im Auftrag der Opfer und Hinterbliebenen in einer Klage gegen den vermuteten und verschwundenen Ober-Attentäter Osama bin Laden. Die Prinzengarde schafft es, sich alle Jahre wieder mit Berühmtheiten zu schmücken. Diesmal wird SWR-Intendant Professor Peter Voss zum Inhaber des närrischen Steckenpferdes befördert. Gertrud Leppak hat ihren Vorsatz wahr gemacht und ist 100 Jahre alt geworden. Heinrich Bremerkamp ist immerhin schon 102. Ausgerechnet wegen eines Wasserschadens muss das Krematorium für zwei Monate geschlossen werden. „Alte Weiber“ stürmen das Rathaus. „Filialkämpfe“ ihrer Schwestern waren in Bockum erfolgreich. Christian und Alexandra Conrad wollen in afrikanischen Sambia eine Schule für Aids-Waisen bauen und leiten und bitten um Spenden.

Der März beginnt mit dem Karneval, zunächst mit dem Sonntags-Zug in Uerdingen, dann mit dem Rosenmontagszug in Krefeld. Magdalena König, Bewohnerin des Dreikönigenhauses, verbringt die kalte Jahreszeit lieber auf Mallorca und wird bei einer Samba-Show zur „Queen Mum“ gekürt. Rolf-Dieter Krüll, Sänger und Sammler, gewährt abgelegten Heiligenbildern und Devotionalien in einem Hinterhaus an der Hardenbergstraße Asyl und eröffnet das „Rosenkranzmuseum“ als Dokumentation der Volksfrömmigkeit. Pfarrer i. R. Hermann Lunkebein, unter anderem berühmt für seine Mundart-Messen, feiert 50 Jahre Priesterschaft. Die Krefelder Künstlerin Barbara Adamek und Klaus Gärtner stellen in Japan aus. Wolfgang M. Stammsen hat vor zwei Jahren die traditionsreiche Krawattenfirma „alpi“ gekauft und ist mit dem Betrieb nach Willich umgezogen, weil er in Krefeld keine geeigneten Räume fand. 307 Jungen und Mädchen vom Niederrhein treten unter der Regie der Unternehmerschaft Niederrhein im Seidenweberhaus zum Wettbewerb „Jugend

forscht“ an. Mit Hilfe eines Krans wird das karolingische Schiff, das vor 30 Jahren in Gellep gefunden und jahrelang präpariert wurde, in den Hof des Museums Burg Linn gehoben. Im Alter von 92 Jahren stirbt die Ehrenbürgerin, ehemalige Ratsfrau und Landtagsabgeordnete, Gründerin zahlreicher sozialer Einrichtungen, Lore Cattepoel. Zum zweitenmal findet die Kino-Passage am Ostwall bei einer Versteigerung keinen Käufer. Fernsehmoderator Johannes B. Kerner wird „Krawattenmann des Jahres 2003“. Die KEV-„Pinguine“ klettern in der Play-off-Runde immer höher und erwecken bei den Fans schönste Hoffnungen. In einem langen Demonstrationszug wandern Krefelder Schüler durch die Innenstadt. Sie protestieren dagegen, dass die USA und Großbritannien den Irak angegriffen haben. Gudrun Ritterskamp setzt die Figur des heiligen Michael in das Heiligenhäuschen am Eifrather Friedhof, das sie gestiftet hat, ein. Jäger und andere Naturfreunde pflanzen im Hülsler Norden eine 1000 Meter lange Hecke, um den Lebensraum von Vögeln und Niederwild zu verbessern. Horst Hannappel und Klaus Evertz, Direktoren der Stadtwerke, kündigen ihren Rückzug in den Ruhestand an. Ein Dutzend ehrenamtlicher Helfer bringt die Ruine der Hülsler Burg in Ordnung. Herbert Zangs, Künstler und Bürgerschreck, stirbt im Alter von 79 Jahren.

„Uns geht es richtig schlecht“, sagt Stadtkämmerer Jürgen Küper Anfang April und rechnet vor: Das Defizit des Jahres 2002 lag bei 214 Millionen Euro. Für 2003 erwartet er ein Minus von 253 Millionen, für 2004 sogar von 273 Millionen Euro. Am Jahresende 2003 wird Krefeld 464 Millionen Euro Schulden auf dem Kerbholz haben. Wichtigster Grund für die Misere ist die flaute Konjunktur, Strukturwandel in der Krefelder Wirtschaft, Unterhalt für zahlreiche Sozialhilfeempfänger, vor allem aber Ausfall hoher Gewerbesteuerereinnahmen durch die verfaschte Steuerreform der Bundesregierung. Ratsherr Dr. Peter Krings bekommt das Bundesverdienstkreuz erster Klasse. Dr. Annika Edelmann wird zur neuen Geschäftsführerin der Wirtschaftsförderungsgesellschaft der Stadt bestimmt. Der KEV gewinnt in Köln das erste Finalspiel 5:2. Gastwirt Gerd Siebenmorgen verpasst seinem Verberger Gasthaus Kleinlosen vom Giebel bis zum Fundament ein schwarzgelbes Textilkleid, passend zu den „Pinguinen“. Max Schilder wird im Hülsler Altenheim 102 Jahre alt. Heribert Nauen folgt Helmer Raitz von Frenz im Vorsitz des Bürgervereins Linn. Gerhard Schwetlik, ehemals Kämmerer der Stadt Krefeld, wird 80. Der Bayer-Konzern will in seinem Uerdinger Werk bis 2005 bis zu 1100 Stellen abbauen. In Fischeln lebt die Tradition der „Römerfahrt“ wieder auf: Die Katholiken pilgern am Palmsonntag zu den sieben Fußfällen. Bei Supersonnenschein kommen 10 000 Besucher zu Galopprennbahn in den Stadtwald. Die „Pinguine“ gewinnen auch das zweite Fi-

naispiel gegen die Kölner „Haie“. Doch erst der dritte Sieg in vier Spielen bringt den Titel ein. 24 Stunden vor dem dritten Finalspiel lassen sich Fans mit Liegestühlen und Schlafsäcken vor den Vorverkaufsstellen nieder. In Köln siegen die „Pinguine“ 3:1 und sind deutscher Meister! Das ist das schönste Ostere! Die Grünflächenverwaltung der Stadt klagt: Mountainbiker fahren querfeld-ein und zerstören die Landwehr im Forstwald und den Hülser Berg. Dr. Martin Hentschel, Chef der Krefelder Kunstmuseen, präsentiert die Neuordnung der Ausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum. Bürgermeisterin Karin Meincke erreicht nach einer abenteuerlichen Reise mit einem Lkw-Konvoi voller Hilfsgüter die russische Partnerstadt Uljanowsk an der Wolga. 100 Jahre alt wird der Quartettverein „Frohsinn“. Gerd Staudacher, ehemals SPD-Ratsmitglied und nach wie vor in vielen Ehrenämtern aktiv, wird 70.

Am 1. Mai vollendet Katharina Joeres das 102. Lebensjahr. Unbekannte erschwindeln von einem Krefelder mehrere Handys. Dem wird wenig später eine Rechnung in Höhe von 56 645 Euro präsentiert. Mit dem „Girls Day“ werben Krefelder Firmen darum, Mädchen für technische Berufe zu interessieren. Domkapitular Hubert Hönings, ehemals langjähriger Pfarrer an St. Martin, stirbt im Alter von 89 Jahren. Das Krefelder Bildungszentrum des Bauhandwerks hilft mit, in der russischen Partnerstadt Uljanowsk eine ähnliche Bildungsstätte zu planen. Greift die Geflügelpest aus den Niederlanden nach Krefeld über? Alle Hühnerhalter sind angewiesen, ihre Mistkratzer einzusperren. Mit durchschnittlich 30,7 Krankheits-

tagen je Mitarbeiter sind die Stadtwerke rekordverdächtig. Zum Niederrheinischen Pottbäckermarkt kommen rund 40 000 Besucher. Lisa Haak, Schülerin des Maria-Sibylla-Merian-Gymnasiums wird mit ihrer Arbeit über die Bedeutung von Fremdsprachen im Wirtschaftsleben Landessiegerin beim Wettbewerb „Jugend forscht“. Die Feuerwehr rettet sechs Entenküken, die in einen Kanalschacht gefallen sind. Die Entenmutter schaut der Rettungsaktion zu. Das Fichte-Gymnasium bekommt ein großes Gerüst. Nach dem Brand beginnen Umbau und Instandsetzung. Der Otto-Brües-Freundeskreis wird zehn Jahre alt und pflegt weiter die rheinische Literatur. Die Entsorgungsgesellschaft bilanzieren, dass die Krefelder Müllmenge seit dem Vorjahr um sieben Prozent gestiegen ist. Krupp-Thyssen-Nirosta lässt seine Produktionstürme von einem Designer gestalten. Seit 60 Jahren verheiratet sind Hannelore und Hermann Ludwig Rohm. Auf dem Bockumer Friedhof wird ein Zelt aufgeschlagen. Es soll als Trauerhalle dienen, während die eigentliche Halle renoviert wird. Junge Damen treten im Saal der Rennbahntribüne zur Wahl der „Miss Niederrhein“ an. Sozialpädagogin von Knobloch unterrichtet in der Oppumer Sandbergschule gutes Benehmen. Schulrektor Dr. Vollmer hofft, so die Chancen seiner Schüler bei Lehrstellen-Bewerbungen zu fördern. Schüler des Gymnasiums Horkesgath putzen die „Linsen“ des Künstlers Adolf Luther auf dem Ostwall. Die Tiefgarage unter dem Behnisch-Haus an der Petersstraße wird zur schönsten Europas erklärt. Ministerpräsident Peer Steinbrück zeichnet den ehemaligen SPD-Ratsherrn und Landtagsabgeordneten Dr.

Eugen Gerritz mit dem Bundesverdienstkreuz aus. 60 Jahre alt wird Polizeipräsident Dieter Friedrich. Anna Schaar wird im Dreikönigenhaus 105 Jahre alt. Katharina Liffers bringt's auf 100 Jahre. Reinhold Kleebaum, Radfahrtrainer, startet auf zwei Rädern zum spanischen Wallfahrtsort Santiago de Compostela.

Gutes Benehmen hat tatsächlich Konjunktur. In der VHS kann man es bei Antje Zeif lernen. Ihre Kurse sind ausgebucht. Einbrecher erbeuten im Bockumer Rathaus aus dem 100 Jahre alten Tresor mehrere Dienstsiegel. Die Hitzewelle brütet über Krefeld, und das wird sie noch lange tun. Die Tageszeitungen erinnern daran, dass im Juni 1943 einer der schlimmsten Luftangriffe des zweiten Weltkrieges auf Krefeld stattfand. Der Traum, dass das International Entertainment Center im Süden der Stadt gebaut werden könnte, verschwindet langsam am Horizont und mit ihm die Hoffnung auf mehr als 4000 Arbeitsplätze. Ein sintflutartiger Gewitterregen setzt am Pfingstsonntag den Rasen im Grotenburgstadion unter Wasser und verhindert das Fußballspiel. Auch der Flachsmarkt muss am an diesem Tag vorzeitig geschlossen werden. 340mal rückt die Feuerwehr zur Hilfeleistung aus. Die Krefelder Tamilengemeinde eröffnet in einem ehemaligen Werkstatt- und Bürogebäude an der Girmesgath ihren Tempel. Landwirtschaftsdirektor Dr. Raimund Tüller, ehemals Leiter der Lehr- und Versuchsanstalt Großhüttenhof, ist gestorben. Zur Feier der zehnjährigen Partnerschaft reist Oberbürgermeister Dieter Pützhofen in die russische Stadt Uljanowsk. Die Gastgeber hoffen auf intensivere kulturelle und wirtschaftliche Kontakte. Mit der Bundesverdienstmedaille wird Jürgen Ricks, Jugendleiter der Fußballabteilung beim BV Union, ausgezeichnet. Am Ufer des Elfrather Sees wird Sand aufgeschüttet. 1300 Handballer tummeln sich beim Modesport „Beach-Volley-Ball“. Vor 3000 Zuhörern schmettert die Big Band der Bundeswehr auf dem Westwall flotte Töne beim Benefizkonzert für die Hospizbewegung. Der Schönhausenpark, einst vom Textilfabrikanten Carl Hügel angelegt, ist renoviert und wird wiedereröffnet. Rund 1000 Mitglieder, die meisten aus dem Osten zugewandert, hat die jüdische Gemeinde Krefeld. In einer Feierstunde auf dem Platz an der Alten Kirche erinnert sie an den Bau der Alten Synagoge vor 150 Jahren. Eine 101jährige Krefelderin spendet 10 000 Mark, um nach dem Entwurf von Johan Thorn Prikker ein Fenster anfertigen zu lassen. Es soll die neue Synagoge schmücken, mit deren Bau im Herbst an der Wiedstraße begonnen wird. Der Containerkran im Krefelder Hafen, wenige Jahre zuvor gebraucht gekauft und aufgebaut, zeigt erhebliche technische Mängel. Die Bockumer und die Untergather Schützen feiern parallel. Die neue City-Umgehung ist fertig: Vom Deutschen Ring aus kann man jetzt unter den Bahngleisen hindurch zur Ritterstraße



Abb. 4. Band 4 der Stadtgeschichte erschien im April. Dr. Hans Vogt (u.l.) und Dr. Reinhard Feinendegen (u.r.) mit den Autoren vor dem Rathaus.

fahren. Thyssen-Krupp-Nirosta eröffnet an der Oberschlesienstraße eine neue Kaltbandlinie. Oberbürgermeister Dieter Pütz hofen wertet die Investition als Sicherung des Edelstahl-Standortes. Werner Gräbner, profilierter Sportler und einst gemeinsam mit Hubert Houben in der 100-Meter-Staffel erfolgreich, stirbt im Alter von 96 Jahren.

Der Verein für Turn- und Jugendspiele hat das Dorf Hohenbudberg überlebt und wird Anfang Juli 100 Jahre alt. Richard Artschwager reist zur Ausstellung seiner Werke in den Häusern Esters und Lange aus den USA an. Alfred Winkes ist neuer Vorsitzender des Hülser Heimatvereins. Dr. Annika Edelmann tritt ihren Dienst als neue Geschäftsführerin der Wirtschaftsförderungsgesellschaft an und verkündet gleich, sie suche eine „neue Marke“ für Krefeld, um Samt und Seide abzulösen. Bayer-Chemiker geben Grundschullehrern Experimentalunterricht. Die Breakdancer von der Oppumer Herberstraße werden bei ihrem Gastspiel in der Partnerstadt Uljanowsk gefeiert. Zum 12. Niederrheinischen Radwandertag werden 70 Start- und Zielorte und 2500 Kilometer Radelstrecke offeriert. Briefträger Thomas Nowoczyn wird zum „Radfahrer des Jahres“ gekürt. Baustelle Klinikum: Für die Erweiterung des operativen Zentrums wird Richtfest gefeiert. Nebenbei ist endlich ein Parkhaus im Bau. Und in Kürze wird mit der Errichtung der neuen Zentralküche begonnen. Krefelds Freimaurer stellen sich in einer Ausstellung im Museum Burg Linn vor. Günter Wolff, Chef der 18. Rheinischen Landesausstellung, hofft auf milde Temperaturen, während die Ausstellung in Zelten auf Sprödenal läuft. Solotänzer Augustus Damian bekommt zum viertenmal den Theater-Oscar, Debra Hays zum zweitenmal. Acht Kinderchöre treffen sich in der Fischelner Clemenskirche zum ökumenischen Singtag. Prachtige Paraden und Festzüge begleiten Schützenkönig Heinz Osterath durch Fischeln. Zeitungen, Kammern, Verbände helfen Lehrstellen suchen. Am Ende ist das Angebot größer als im vergangenen Jahr, aber immer noch nicht groß genug. Der Hülser Heimatverein erinnert mit einer Ausstellung an den Keramiker Karl Schumacher. Der Pächter der Traditionsgaststätte „Et Bröckske“ stellt Insolvenzantrag. Viele Krefelder Wirte klagen über Flaute. Die Sparte „Abwasser“ soll aus der Stadtverwaltung ausgegliedert und zum 1. Januar 2004 an die Sparte „Aqua“ der Stadtwerke verkauft werden. 45 junge Oppumer reinigen die Fußgängerunterführung am Bahnhof des Stadtteils. 125 Jahre alt wird der Bürgerverein des Nordbezirks. Die Sparkasse Krefeld erweitert ihre regionale Zuständigkeit und holt die überschuldete Sparkasse Geldern unter ihr Dach. Viel Hitze und wenig Regen – werden die Kartoffeln überhaupt wachsen? Ernst und Brunhilde Müller, Camping-Freunde, feiern eiserne Hochzeit. Die Stadt geht auf Dezermenten-Suche. Stadtdirektor und Kämmerer Jürgen

Küper und Baudezernent Klaus Lorenz sind bald „a. D.“. Günther Hendrichs überlässt seine Tivoli-Gläser-Sammlung zum Freundschaftspreis dem Museum Burg Linn. Freude im Uerdinger Gymnasium am Stadtpark: Endlich kommt der Erweiterungsbau. Die Müllverbrennungsanlage bekommt beim Tag der offenen Tür 6000fachen Besuch. Bei 40 Grad im Schatten feiern die „Kriewel-sche Pappköpp“ in der Gaststätte Marcelli das 25jährige Bestehen. Erste Auswirkung des Kindermangels: Die Grundschule Lewerentzstraße soll geschlossen werden. Bundesverkehrsminister Manfred Stolpe besucht die ICE-Zug-Bauer bei Siemens Transportation Systems in Uerdingen. Architekt Karl Amendt bekommt den Denkmalpreis der Stadt. Er hat die Villa Heusgen am Talring erworben und instandgesetzt. Die Alte Kirche wird für die Installation einer neuen Orgel umgebaut. Wird das Seidenweberhaus abgerissen? Planungsgemeinschaften basteln an einem neuen Konzept für den Theaterplatz. Heinrich Tölke, Unternehmer und Kfz-Fachmann, bekommt das Bundesverdienstkreuz für sein Engagement in Ausbildung und berufsständischen Organisationen. Dr. Wolfgang Dreßen, bisher Vize, wird neuer Direktor des Krefelder Zoos. Einen Tag und eine Nacht lang haben Einbrecher auf einem Gelände an der Hafenstraße hart gearbeitet, sechs Lkw-Ladungen Stahl abtransportiert und zwei Kräne zerstört. Der Schaden wird auf 400 000 Euro beziffert. Die SPD eröffnet mit einem Unterbezirks-Parteitag den Kommunalwahlkampf – immerhin 16 Monate vor dem Wahltermin. Die CDU ist vom Nutzen eines Frühstarts nicht überzeugt und sucht weiter nach einem Kandidaten für die Wahl des Krefelder Oberbürgermeisters. Auch an ihrem 102. Geburtstag liest Katharina Willemsen die Tageszeitung. Die St.-Anna-Pfarrkirche am Inrath wird 100 Jahre alt. Kunst oder nicht? Aus Stahl haben die Lehrlinge von Krupp Thyssen Nirosta die Stoffballen geformt und gestapelt, die nun als Brunnen auf dem Moritzplatz zu bewundern sind. Mit scharfen Kontrollen geht die Stadt gegen Missbrauch vor und reduziert die Zahl der Sozialhilfeempfänger binnen fünf Jahren von 70 auf 56 pro tausend Bürger. Die Grundschule St. Töniser Straße wird geschlossen. Aus der „Grönland-Uni“ sind so profilierte Krefelder hervorgegangen wie der Karnevalist Hansi Bols, der Stadtwerke-Direktor Klaus Evertz oder „Pappköpp“ Manfred Coelen. Neben dem Neubaugebiet Schicksbaum entsteht die neue Schule. Das Uerdinger Bayer-Werk kauft der Stadt die Friedensstraße ab, die noch das Werks-gelände durchschneidet. Die Kinder stürzen sich in die Ferien, die Erwachsenen in den Sommer-Schluss-Verkauf. Posthum erscheinen die Jugenderinnerungen von Werner Ross unter dem Titel „Trockene Spätlese“. Der gebürtige Uerdinger war ein Jahr zuvor gestorben. Radfahrprofi Erik Zabel dreht beim Rennen „Rund um die Sparkasse“ in der City mächtig auf. Die Diskussion um den

Bau einer Moschee an der Viersener Straße geht in immer neue ergebnislose Runden. Mit mehreren Müllcontainern für die Aufnahme von Bierdosen und patrouillierenden Polizisten wird der Schülertreff „UdU“ am letzten Schultag eingerahmt. Dr. Rudolf Neuberger, weit über Krefeld hinaus als „Knochen-doktor“ berühmt, wird Chefarzt am Uerdinger St.-Josef-Hospital.

Anfang August legt die Volkshochschule ihr neues Programm vor. Es bietet 880 Veranstaltungen. 16 Pferde sind abgemeldet: Die Hitze macht auch den Galoppieren zu schaffen, die im Stadtwald an den Start gehen sollen. Mit einem Picknick, zu dem alle Krefelder eingeladen sind, startet der Verkehrsverein seine Feiern zum 150jährigen Bestehen. Scharen von Spendern und Freiwilligen helfen den Krefelder Frauenverbänden, im Stadtwald eine Woche lang den Sommer-spielplatz „Spiel ohne Ranzen“ zu veranstalten. Die Eishockey-„Pinguine“ kehren aus den Sommerferien zurück, um sich auf die kommende Saison vorzubereiten. Die stärksten Spieler wurden „verkauft“. Brigitte Streck-König ist gestorben. Die Schauspielerin hat von 1960 bis 1980 am Stadttheater viele herausragende Rollen verkörpert. Die Verberger Gaststätte Kleinlosen wird 100 Jahre alt. Spender machen's möglich: 20 Kinder aus Tschernobyl erholen sich in Krefeld. Der Mineralwasserkonsum bricht alle Rekorde. Die Thermometer zeigen anhaltend 40 Grad im Schatten. Viele Krefelder fliehen vor der Hitze in der Stadt zum Rheinufer. Der Strom wird immer schmaler. Nie zuvor sah man die Krefelder so leicht bekleidet umher-flanieren, zumal die Damen-„Mode“ bauch-frei fordert. Man sieht nicht nur Taille, sondern auch Speck. Das Forstamt warnt vor Waldbränden. Der Bau der neuen Eishalle „König-Palast“ soll beginnen. Protestieren hilft nicht: Einige Platanen werden abge-holt, um die Baustelle freizuräumen. Mari- anne Gatzke, ehemals Vorsitzende der Krefelder Frauenverbände, Mitgründerin des Frauenkrings und vielfach in Kultur und inter-nationalen Beziehungen aktiv, stirbt im Alter von 90 Jahren. Richard Hemmers, 29 Jahre lang Mitglied des Stadtrates, ehemals Vorsit-zender des Betriebsrates von Thyssen-Edel-stahl, ist gestorben. Kurt Kähler, Rechtsan-walt, Motor des Förderkreises Waldgut Schirmau, der Stiftung Dr. Isidor Hirschfelder und der Stiftung Herzchirurgie, wird 75 und feiert zünftig. Wird das Textilforschungszentrum Nordwest geschlossen? Das Land will seine Zuschüsse streichen. 4500 Krefelder besuchen die „Krefelder Zoo-Nacht“. Josef Kompalla, Eishockey-Schiedsrichter bei drei olympischen Spielen und 14 Weltmeister-schaften, wird in die „Hall of Fame“ des Eis-hockey-Weltverbandes in Toronto aufge-nommen. Am 19. August regnet es endlich. Man sieht viele Krefelder ohne Schirm spa-zierengehen. Agnes Keck wird 100 und ist nun die 31. „Dreistellige“ unter den Krefelder Bürgern. Die Industrie- und Handelskammer

kümmert sich intensiv um Lehrlinge, denn jeder vierte bricht – vom Ernst des Lebens überrascht – die Lehre ab. Familie Wirichs hatte die Rhenania-Brauerei geschlossen. Gerhard Ginnen, ehemaliger Mitarbeiter, findet einen Käufer und eröffnet sie wieder. Gebraut wird Pils für Supermarktketten. Die Theaterkasse macht Ferien. Doch schon sind 12 000 Abonnements für die nächste Spielzeit gebucht. Generalintendant Jens Pesel freut sich über einen neuen Rekord der vergangenen Saison: 153 000 Besucher kamen ins Stadttheater. Die Vereinigten Städtischen Bühnen gehören zu den Theatern, die trotz modernem Programm in Deutschland die meiste Zustimmung finden. Die Deutsche Bahn baut in Oppum für 30 Millionen Euro die einzige deutsche Wartungshalle für den schnellen ICE. Im Alter von 80 Jahren stirbt der ehemalige Stadtwaldhaus-Wirt und Sangesfreund Karl Müller. Der Bestand des Senioren-Ferien-Heims „Haus am Berg“ ist gefährdet. Das Land streicht seine Zuschüsse. Die Hochschule Niederrhein muss zahlreiche Bewerber abweisen. Nur für 1800 Erstsemester ist Platz. Sechs Krefelder Gaststätten präsentieren sich zum „Tag des offenen Denkmals“. In der Verbraucherverbraucherzentrale an der Petersstraße können Senioren den Gebrauch des Handys lernen. Im Latumer Bruch wird die Sumpfwolfsmilch-Pflanze entdeckt – für die Grünen ein weiteres Argument, eine neue Straßenverbindung vom Rheinhafen zur Autobahn abzulehnen. Stefan Lier vor Crefelder Ruderclub wird im Vierer mit Steuermann bei den Ruderweltmeisterschaften vierter. Rolf und Irmgard Pe-

termeier lassen sich als Schützenkönigspaar durch Oppum kutschieren.

Die Gesellschaft „Schlaraffia“ zieht Anfang September ins „Klöske“ an der Oberstraße ein und hat schon mit den Instandsetzungsarbeiten des historischen Gebäudes begonnen. Der 21-jährige Christian Brinkmann öffnet als erster „Nachtfriseur“ seinen Salon von 18 bis 2 Uhr. Mit Glanz und Gloria feiern die Linner ihr Burg-, Trachten- und Heimatfest. Die „Krefelder Tafel“, die aus Spenden Bedürftige speist, hat immer mehr Gäste. Manfred Schütz, Krefelds Drehorgelsmann, spielt seit zehn Jahren Frommes und Fröhliches in der City. Eine blühende Rokoko-ranke, abgesehen von einer Seidentapete aus dem Linner Textilmuseum, schmückt das „Krefelder Seidentuch 2003“. Der Verkehrsverein gibt es heraus und will mit dem Erlös eine Plastik für die City stiften. Bei umfangreichen Waldbränden in Portugal wird das Wundergel „Firesorb“ der Firma Stockhausen erfolgreich eingesetzt. Beim Feldhockey-Turnier des CHTC in der Vreed kann man internationale Meisterteams bewundern. Die Exportquote verläuft schwach. Die Krefelder Wirtschaft spürt es negativ. Die Theodor-Heuß-Schüler ernten aus ihrem 300 Quadratmeter großen Weingarten herrliche Trauben, pressen den Most heraus und setzen, beraten von einem Moselwinzer, den Weinjahrgang 2003 an. Johann Schmitz, der ehemals bei der Hafentour arbeitet, wird 101. Margot Blaesen ist vermutlich Krefelds erfolgreichste Imbiss-Stand-Besitzerin. Seit 43 Jahren macht sie in

Pommes und Curry-Wurst. Endlich kann in Fischeln die alte Reichling-Fabrik abgerissen und der Stadtpark arrondiert werden. Beim Ascot-Renntag auf der Galopprennbahn sieht man Rosenbeete auf Damenhüten. Im Schottenrock treten Balkenwerfer bei den „British Days and Country Fair“ an der Burg Linn zum Wettbewerb an. Auf dem Platz An der Alten Kirche wird Tango getanzt. Sponser haben das Folklore-Fest gerettet, das die Stadt nicht länger finanzieren konnte. Im neuen Wohngebiet Schicksbaum werden Kindergarten und Grundschule eröffnet. Der 14-jährige Thilo Richter ist Vize-Europameister im Seifenkistenfahren. In wenigen Tagen kann er zum Wettbewerb am Hülser Berg antreten. Die CDU hat endlich in dem Rats Herrn und Lehrer Gregor Kathstede einen Oberbürgermeister-Kandidaten gefunden. Flankiert von seinem demnächstigen Vorgänger Dieter Pützhofer und Vorvorgänger Hansheinz Hauser stellt er sich vor. Um das Popularitäts-Defizit aufzuarbeiten, hat die Partei einen pffigen Dreh gefunden: Bürgermeisterin Karin Meincke tritt (vorübergehend und freiwillig – so die eigene Bekundung) von ihrem Amt zurück. Die Ratsmehrheit macht aus Kathstede den neuen Bürgermeister, der nun einen guten Grund hat, die Krefelder bei vielen Terminen zu besuchen und sich bekanntzumachen. Der Journalist Dr. Peter Scholl-Latour bekommt die Niederrhein-Eule der CDU. Der Sanitär- und Heizungsbetrieb Lechner wird 125 Jahre alt. 100 Jahre alt wird der Tennisverein 03 im Stadtwald, dessen Damen besonders erfolgreich sind. Und Maria Heinrichs bringt es im Dreikönigenhaus auf 101 Jahre. Riesengedränge auf Markt und Konventstraße beim Hülser Bottermaat. Beim Kulturmarkt auf dem Theaterplatz ist auch etwas los. Der Rhein weist mit 1,65 Metern einen historischen Tiefstand auf. Die Stadtwerke stellen ihre künftigen Direktoren vor: Martin Cirener für „Energie und Aqua“ – sprich Strom und Wasser, Dr. Dieter Steinkamp für „Verkehr und Entsorgung“. Ausgerechnet die neue Brücke der Nordtangente über die Duisburger Straße gleich hinter der Stadtgrenze ist zu niedrig für Schwertransporte. Die Stadt muss die Adolf-Dembach-Straße umbauen, damit Siemens-Schwertransporte die Autobahn erreichen können. In der Altenpflege fehlt Personal. Das Hülser Fischers-Meyers-Stift hat Schwestern aus Indien geholt. 100 Jahre alt wird die Gärtnerei Krins. Im Rahmen einer Großfahndung gegen Kinderpornographie wird die Polizei auch in Krefeld fündig. Ein 22-jähriger Krefelder tritt ein 21 Monate altes Mädchen zu Tode, weil es gequengelt hatte. Die Krefelder Baudenkmalstiftung sammelt 60 000 Euro Spenden und läßt das Portal zum Hof der Mennonitenkirche, das älteste Bauwerk der Innenstadt, instandsetzen. Krefelds Einzelhandel und das Stadtmarketing laden ein: Wieder kommen 500 000 zur „Größten Straßenmodenschau der Welt“.



Abb. 5. Wieder standfest: Mit Hilfe von Spenden wurde das Tor zum Hof der Mennonitenkirche saniert, immerhin das älteste Bauwerk der Innenstadt.

Vor 150 Jahren: Eröffnung der Synagoge an der Petersstraße

von Ingrid Schupetta

Am 17. Juni 1853 wurde in Krefeld mit großem Aufwand der Neubau einer Synagoge an der Petersstraße / Ecke Marktstraße eingeweiht. An sich ist diese Tatsache bekannt, denn über die bemerkenswerte Geschichte der Krefelder Juden im 19. Jahrhundert ist bereits an anderer Stelle berichtet worden.¹⁾ Dabei wurde auch der Neubau der Synagoge des Jahres 1853 gewürdigt. Um so erklärungsbedürftiger mag es scheinen, wieso im Jahre 2003 die Stadt Krefeld gerade an dieses Ereignis der Stadtgeschichte besonders erinnert – zumal die damals eröffnete Synagoge schon 1938 völlig zerstört wurde. Der folgende Text soll daher vorrangig die Einordnung des Geschehens in politische Zusammenhänge leisten.

Die Synagoge als Symbol der Gleichberechtigung

Die noch ausstehende vollständige Emanzipation der Juden war Mitte des 19. Jahrhunderts einer der Gegenstände der politischen Auseinandersetzung in Deutschland. Unnachgiebig verweigerten die Könige von Preußen ihren jüdischen Untertanen die rechtliche Gleichstellung. Die öffentliche Debatte verlief kontrovers, aber selbst wenn die Befürworter der Judenemanzipation in der Mehrheit gewesen wären, hätte das wenig geändert: In der preußischen Monarchie hatte der Herrscher das letzte Wort.

In Krefeld gab es eine Bürgerschaft, die die Emanzipationsforderungen der Juden im Zusammenhang mit den eigenen Forderungen nach politischer Mitsprache bzw. Selbstbestimmung mehrheitlich unterstützte. Die Unterschriftenliste einer entsprechenden Petition an den Rheinischen Provinziallandtag aus dem Jahre 1845 liest sich heute fast wie ein Straßenzverzeichnis der Stadt Krefeld: Angerhausen, von Beckerath, vom Bruck, Crous, de Greiff, Heydtweiler, Keussen, um nur eine Auswahl zu nennen.²⁾ Mit dem Beistand dieser angesehenen Krefelder Bürger konnte die jüdische Gemeinschaft die Errichtung einer Synagoge verwirklichen, die sich von der Ausstattung und Größe her mit der Dionysiuskirche und der Alten Kirche messen lassen konnte. Sie symbolisierte so die Gleichbe-

rechtigung der jüdischen Konfession mit den anderen in der Stadt vertretenen religiösen Überzeugungen.

Das neue Bauwerk hatte weit und breit nicht seinesgleichen. Die äußere Gestalt griff auf die Formensprache der Antike zurück, womit die Bauherren ihre aufklärerische Haltung zum Ausdruck brachten. Die hohe Kuppel mit den großen Fenstern sollte auch in übertragenem Sinne erhellend wirken. Noch nutzten andere bedeutende jüdische Gemeinden im Rheinland ihre älteren Gebäude. Zeitgemäße Synagogen entstanden in Köln 1861, in Aachen 1862, in Düsseldorf 1875 und in Bonn erst 1879. Die Krefelder Synagoge diente so als Referenz für andere Synagogen, weil sie die erste ihrer Generation war. Die Außenansicht der Duisburger Synagoge an der Junkernstraße (von 1875) wies z. B. eine ins Auge stechende Ähnlichkeit mit dem Krefelder Gebäude auf.³⁾ In der Phase der Auflösung der alten Konsistorialverfassung erhob die Krefelder Judenheit zugleich ihren Anspruch, weiterhin das jüdische Oberzentrum des Niederrheins mit dem Amtssitz des Oberrabbiners zu sein – auch dieses durchaus im Einklang mit dem Krefelder Bürgertum.

Bau und Einweihung als bürgerschaftliches Gemeinschaftswerk

Die staatliche Erlaubnis zum Synagogenbau war schnell erreicht. Die Gemeinde hatte der Stadt Krefeld Anfang Februar 1846 den Wunsch nach einem größeren Bauwerk an neuer Stelle mitgeteilt. Nach entsprechender Befürwortung durch den Bürgermeister erfolgte bereits Ende April die grundsätzliche Zustimmung des preußischen Innenministeriums. Die Grundsteinlegung konnte allerdings erst fünf Jahre später erfolgen. Wahrscheinlich lag das zumindest zum Teil an der schwierigen Finanzierung. In einem Zug-um-Zug-Geschäft musste zunächst die alte Synagoge mit Nebengebäuden und Grundstücken verkauft werden, damit die Gemeinde ausreichend Liquidität bekam. Das Geschäft kam beim ersten Versuch nicht zustande, weil sich für die alte Synagoge an der damaligen Juden-Kirch-Straße (2003 Mennoniten-Kirch-Straße) kein Käufer fand.⁴⁾

Einfach war es für die rund 500 Juden in Krefeld und Umgebung also nicht, das Geld für den Neubau aufzutreiben. Zwar gab es ein, zwei „Superreiche“ und auch einige wohlhabende soziale Aufsteiger. Die Mehrheit der Juden hatte aber wie die Mehrheit der Krefelder um 1850 große Mühe, das tägliche Auskommen zu sichern. Schließlich wurde ein Sammlungskomitee gegründet, das die erkleckliche Summe von 2500 Talern einnahm – so trugen auch viele Katholiken, Protestanten und Mennoniten ihr Scherflein zum Synagogenbau bei.

Die Vollendung des Werkes wurde im Jahr 1853 über mehrere Tage gefeiert.⁵⁾ Ein „festordnendes Comité“, bestehend aus Leopold Hertz, Ludwig Engersch und Jacob Siegmund Herzog, organisierte ein umfangreiches Festprogramm, bei dem der offizielle Festakt durch geselliges Beisammensein in unterschiedlicher Form ergänzt wurde. Dazu hatte der Gastwirt Isaac Emanuel Sus Spiero das Krefelder Theater „Hôtel de la Redoute“ (das Gebäude befand sich vor der endgültigen Zerstörung während des Bombenkrieges Höhe Rheinstraße 68) angemietet. Ein Konkurrenzunternehmen in der Königsburg, das ebenfalls mit der Einweihung der Synagoge warb, war im Gegensatz dazu offensichtlich nicht vom Festausschuss autorisiert.

Die Feierlichkeiten begannen an einem Donnerstagabend, bezeichnenderweise mit der Hissung der preußischen Flagge auf der Synagogenkuppel. Am Freitag wurde der festliche Umzug von der alten Synagoge in die neue vorgenommen: „Weißgekleidete Mädchen, Blumensträuße in der Hand tragend, und Knaben mit weißem Fähnchen und Schildern, worauf die zwölf Stämme Israels in hebräischer Sprache bezeichnet waren, eröffneten den Zug. Auf einem seidenen Kissen wurde von einem Mädchen der Schlüssel zur Synagoge getragen. Ihnen folgten die Schützen mit einem Musikkorps, die Thoras, von sechs Mitgliedern des Hüfts-Comités begleitet, der Oberrabbiner mit dem Consistorium, das Fest-Comité, der Baumeister mit dem Maurer- und Zimmermeister, der Sängerkorps und die Gemeindeglieder.“⁶⁾

Dieser Umzug ging erst über die Königstraße in Richtung Rheinstraße, um von dort die

Hochstraße, den Neumarkt und die Marktstraße abzuschreiten. An der Synagoge war dann der Andrang der Gemeindeglieder, der geladenen Gäste und der Schaulustigen so groß, dass die Organisatoren das eiserne Tor zum Vorhof schließen ließen, damit die Veranstaltung in geordneten Bahnen ablaufen konnte. In der neuen Synagoge „wurden unter feierlichem Choralgesange die Thora-Rollen in die neue Lade gehoben.“

Der Oberrabbiner Dr. Bodenheimer hielt eine ausführliche Predigt. Er begründete die Notwendigkeit des Synagogenbaues durch den Bedarf der Menschen nach einem Ort der Gotteserfahrung. Er bezeichnete den „Ewigen“ als einen Gott der Liebe, dem der Mensch nacheifern solle. In diesem Zusammenhang lenkte er seine Rede auf den Beitrag der nicht-jüdischen Krefelder zum Synagogenbau: „Als wir den Bau dieses Tempels begonnen hatten, flossen uns nicht nur durch den Wohlthätigkeitssinn der Mitglieder aller Confessionen reichliche Gaben und Spenden zur Ausführung zu unserem im Namen Gottes angefangenen Werkes zu, sondern diese Gaben wurden uns auch mit einer Zuverkom-

menheit und Freundlichkeit überall dargebracht, die von uns und unsren Nachkommen nie vergessen werden können.“⁷⁾

Im gleichen Sinne schloss der Bericht in der Krefelder Zeitung: „Die große Theilnahme an derselben [der Feier] von Seiten der christlichen Confessionen, der Geistlichkeit sowohl als unserer Behörden und der Gemeindeglieder, ist uns ein neuer erfreulicher Beweis von einem guten freundlichen Verhältnisse der verschiedenen Kirchengemeinden unserer Stadt gewesen.“

Nach dem offiziellen Akt konnte sich das Publikum entscheiden, ob es in die Königsburg zur „Großen Garten-Harmonie-Musik“ gehen wollte oder zur „Table d'hôte“ ins Hôtel de la Redoute. Dort fand anschließend eine „Große Harmonie“ im Theatersaale statt. Am Samstagmittag organisierte Isaac Spiero ein weiteres Festessen, gefolgt von einer „Kaffeevisite mit Harmonie“ und einer Tanzpartie. Am Sonntagvormittag gab es ein „Großes Konzert à la Strauss“, danach gemeinsames Mittagessen und abends um 20 Uhr einen großen Festball, der von gleich drei Tanzleh-

tern und einer Balldirektion mit zwanzig Mitgliedern geleitet wurde. Dass die Krefelder gar nicht genug von den Festaktivitäten bekommen konnten, zeigt eine Anzeige, die am Montag in der Zeitung zu finden war: „Nachfeier der Synagogenweihe im Hôtel de la Redoute. Dem Wunsche vieler zu entsprechen findet Montag, den 20. d., Abends von 5 Uhr an [eine] Harmonie-Musik u. Tanzparthie statt.“

85 sollte sie werden

Fünzig Jahre genügte die Synagoge den Ansprüchen der Gemeinde, dann war eine Generalüberholung fällig. Um mehr Platz im Innenbereich zu schaffen, wurden Aufgänge und Nebenräume in angebaute Türme verlegt. Das Äußere wurde mit einem überreichlich verziertem Stucküberzug versehen, der dem Zeitgeschmack und einem Bedürfnis nach Repräsentation entsprach.

Dieser Zierrat sollte nur fünfundzwanzig Jahre Bestand haben. Radikaler Vorschlag des Architekten Max Sippel war es Ende der 1920er Jahre, bei einer erneuten Revision den ganzen Gips bis auf den Backsteinkern zu entfernen. Gleichzeitig sollten die nachgeahmten Versatzstücke aus der Baugeschichte, wie z. B. die pseudo-gotische Buntglasrosette über dem Eingang, beseitigt werden.⁸⁾ Realisiert wurde eine vorsichtige Rücknahme des Dekors und eine Innenraumgestaltung nach Entwürfen von Johan Thorn Prikker, zu der auch eine Reihe von künstlerisch gestalteten Fenstern gehörte.⁹⁾

Diese gemäßigt moderne Version der Synagoge war nicht lange zu sehen: knapp zehn Jahre später wurde sie während des Novemberpogroms 1938 in Brand gesetzt. Die Zerstörung des allgemein als Gotteshaus begriffenen Gebäudes war in Krefeld nicht populär. Sie ging der endgültigen Vernichtung der alten jüdischen Gemeinde während des Zweiten Weltkrieges voraus.

Die Erinnerung im Jahre 2003

An die Einweihung der Synagoge an der Petersstraße wurde am 17. Juni 2003 mit einer Veranstaltung in der unmittelbaren Nähe des alten Standortes erinnert. Eingeladen hatte die Stadt Krefeld mit Unterstützung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und des Villa Merländer e.V. Oberbürgermeister Pützhofer hielt eine Festansprache, gefolgt von Johann Schwarz, dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Bürgermeisterin Mechthild Staudenmaier überreichte als stellvertretende Vorsitzende des Villa Merländer e.V. anschließend Urkunden für die Gewinner eines Plakatwettbewerbs. Für ein musikalisches Rahmenpro-

Fest der Synagogenweihe
in
Krefeld
am 17., 18. und 19. Juni e.

Dem verehrlichen höchsten und auswärtigen Publikum, welches unserm Fest beizuhöhen gesehnen ist, widme ich hierdurch die ergebene Anzeige, daß mir vom sechsten des Junies die **gesamte Restauration**, die Bälle und sonstigen Belustigungen nach untenstehendem Programm **ausschließlich** übertragen werden sind. Das oberrecht bekannte stiftige Hôtel de la Redoute mit seinem Theatergebäude und seinen verschiedensten großen Concertsälen, welche Plätze beidseitig 5000 Menschen in sich aufnehmen können, habe ich zu diesem Zwecke gewonnen, und werden unter steter Ueberwachung des Fest-Comités folgende Festlichkeiten Statt finden:

Freitag Abends
den 17. Juni, 8 Uhr: **Table d'hôte** im obern Concert-Saale.
Nach aufgehobener Tafel:
Große Harmonie im Theater-Saale.

Sonntag Mittags
den 18. 1 1/2 Uhr: **Table d'hôte.**
4 Uhr: **Kaffeevisite und Harmonie**
in den hinter dem Gebäude belegenen Garten-Anlagen.
Nach der Kaffee-Bisite: **Tanzpartie.**

Sonntag Vormittags
den 19. von 11 bis 1 Uhr: **Grosses Concert à la Strauss.**
Mittags
1 1/2 Uhr: **Table d'hôte** im Concert-Saale.
Sonntag den 19., Abends 8 Uhr,
Zum Schluß: großer Festball,
geleitet von 3 Tanzlehrern und einer Ball-Direction von 20 Mitgliedern.

Die Preise aller, bei den verschiedenen Festlichkeiten zu verzehrenden Speisen und Getränken sind von dem sechsten des Junies billigt festgesetzt, und wird es mein eifriges Bestreben sein, die geachteten Besucher in allen Beziehungen zufrieden zu stellen.

J. E. S. Spiero.
Gelesen und genehmigt: Das sechsterdes Junies:
E. Berg, E. Engersd., S. E. Derrjag.

Abb. 1.
Anzeige des Festkomitees zur Feier der Synagogenweihe

gramm sorgten der Chor der Jüdischen Gemeinde und die Jazz Swing College Band der Musikschule Krefeld.

Der Oberbürgermeister wies in die Zukunft, in der es wieder eine große jüdische Gemeinde in Krefeld geben könne. Er sprach von der Shoah, die alle positiven Ansätze zunichte gemacht habe, und der zweiten Chance zu einem friedlichen Zusammenleben, die es heute durch die Zuwanderung von Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion gäbe. Der Bau einer neuen Synagoge stünde unmittelbar bevor.

Er überbrachte überdies eine gute Nachricht: Für den Einbau einer Zweitausfertigung eines der Thorn Prikker-Fenster in die neue Synagoge hatte sich eine Spenderin gefunden, die die Kosten der Reproduktion übernehmen wolle. Für diesen Brückenschlag zwischen der zerstörten Synagoge und dem Neubau an anderer Stelle hatte sich der Förderverein der Villa Merländer stark gemacht und auch schon einen Sockelbetrag zusammengetragen.

Johann Schwarz äußerte angesichts einer kleinen Plakatausstellung der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld mit den Porträts der Krefelder Oberrabbiner bis 1938 die Hoffnung, dass es in der künftigen Synagoge vielleicht auch irgendwann wieder einen neuen Rabbiner geben könne.

Bei der Veranstaltung am 17. Juni 2003 wurde zwar weder auf der Straße noch im Festsaal getanzt, immerhin hätte aber ein Teil der Anwesenden ähnlich beschrieben werden können wie vor 150 Jahren: Vertreter der christlichen Konfessionen, der Geistlichkeit, der Bürgerschaft, des Stadtrates und der Stadtverwaltung.

Es war dies das größte Einzelereignis in einer ganzen Reihe sehr unterschiedlicher Veranstaltungen: Ein Plakatwettbewerb, ein Stadtgang zur jüdischen Geschichte, ein Rundgang über den Alten Jüdischen Friedhof, eine Lesung aus einem Jugendbuch, eine szenische Lesung aus dem Tagebuch der Anne Frank, religionsgeschichtliche, kunsthistorische und geschichtswissenschaftliche Vorträge fanden bis zum Ende des Herbstes statt. Ende November bekam die Reihe einen passenden Abschluss mit der Vorstellung der Pläne für eine neue Synagoge durch den Architekten Dirk Jost in der Volkshochschule. Ermöglicht wurde das vielfältige Programm unter der Federführung der NS-Dokumentationsstelle (vormals Villa Merländer) durch die Zusammenarbeit der Krefelder Kulturinstitute, verschiedener Bildungseinrichtungen und Vereine wie der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Geschichtswerkstatt, des Vereins für Heimatkunde und des Villa Merländer e.V., sowie von Institutionen wie dem Technischen Hilfswerk und den Stadtwerken.



Abb. 2. Feier zum 150. Jahrestag der Synagogeneinweihung am 17. Juni 2003. Am Rednerpult der Vorsitzende der Krefelder jüdischen Gemeinde, Johann Schwarz.

Von dem Erinnern an die Einweihung der Synagoge Petersstraße vor 150 Jahren werden auf Dauer kleine Veränderungen in der Stadt sichtbar bleiben. Die erklärende Tafel an dem Mahnmal auf dem Platz „An der Alten Synagoge“ wurde um 90 Grad gedreht, damit der Betrachter oder die Betrachterin automatisch in die richtige Richtung blickt: Denn die Synagoge der Jahre 1853 bis 1938 stand zur Hälfte auf der heute wesentlich breiteren Marktstraße. Wer etwas genauer hinsieht, kann im Pflaster der Marktstraße seit dem Frühjahr 2003 eine rote Linie erkennen. Der Vermessungsingenieur Georg Opdenberg hatte den genauen Standort der Synagoge ermittelt und somit die Voraussetzung für eine Markierung des Grundrisses geschaffen. Heute liegen die Fundamente unter dem Pflaster direkt neben der Tiefgaragenzufahrt auf der Marktstraße. Eine „Krefelder Geschichtstafel“ des Vereins für Heimatkunde, gestiftet von der Geschichtswerkstatt Krefeld, erläutert die Markierung.

Von den Aktivitäten zum Jubiläum ging außerdem ein Impuls für die Unterstützung der Neubaupläne der heutigen jüdischen Gemeinde aus. Schließlich weiß man jetzt, dass hier an eine gute Krefelder Tradition angeknüpft werden kann. Denn auch bei diesem Vorhaben ist das Geld für die Umsetzung aller Pläne der Synagoge und des Gemeindezentrums noch nicht beisammen, so dass freundliche und zuvorkommende Spenden an ein „Sammlungscomitée“ (heutzutage der Förderverein der Hirschfelder-Stiftung) wieder sehr willkommen sind.

Anmerkungen

1) Nähere Ausführungen und Hinweise auf ältere Veröffentlichungen, Quellen und Dokumente bei Burkhard Ostrowski, Die jüdische Gemeinde, S. 408 – 434, in: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 4: Kirchen-, Kultur-, Baugeschichte (1600 – 1900), Hrsg. Reinhard Feinendegen und Hans Vogt, Krefeld 2003.

2) Vollständig dokumentiert bei Dieter Kastner, Der Rheinische Provinziallandtag und die Emanzipation der Juden, Köln 1989, S. 880ff.

3) Abbildung in: Feuer an Dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen Nordrhein-Westfalen, Bochum o. J. (1999), auf Seite 136.

4) Notariatsvertrag aus dem Jahre 1892 im Privatbesitz. Kopie im Stadtarchiv Krefeld, Bestand 50/b/28.

5) Die folgenden Informationen sind überwiegend der Krefelder Zeitung, Ausgaben vom 10. bis zum 20. Juni 1853 entnommen. Angaben zu Personen finden sich u. a. in Michael Brocke und Aubrey Pomerance, Steine wie Seelen. Der alte jüdische Friedhof Krefeld. Grabmale und Inschriften (Krefelder Studien; 11), Krefeld 2003.

6) Krefelder Zeitung, 19. Juni 1853.

7) Löb Bodenheimer, Predigt zur Einweihungsfeier der Neuen Synagoge in Krefeld am 17. Juni 1853, Krefeld 1853. Original im Festschriftenbestand des Stadtarchivs Krefeld (F 1104) vorhanden.

8) Die Pläne Max Sippels befinden sich seit 2003 im Stadtarchiv Krefeld.

9) Die Thorn Prikker-Fenster wurden wiederholt irrtümlich in das Jahr 1903 eingeordnet. Die spätere Entstehung ist allerdings eindeutig belegt, seitdem Paul Wember das Werkverzeichnis Thorn Prikkers veröffentlichte. Siehe: Paul Wember, Johann Thorn Prikker, Krefeld 1966, S. 249. Eine Reproduktion des Entwurfs-Kartons für das zur Wiederherstellung vorgesehene Fenster findet sich auf der Titelseite der vorliegenden „Heimat“-Ausgabe.

In memoriam Ernst Loewy

von Eugen Gerritz

Vorbemerkungen der Redaktion:

Im September 2002 starb in Frankfurt am Main Dr. Ernst Loewy, geboren am 25. April 1920 in Krefeld. In Erinnerung an diesen bedeutenden jüdischen Mitbürger lud der Förderverein „Villa Merländer e.V.“ am 29. April 2003 zu einer Gedenkstunde ein. In Anwesenheit seiner Witwe Regina Loewy sprachen an jenem Abend Dr. Ingrid Schupetta, Leiterin der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, Ernst Loewys Sohn, Ranny Loewy, Dr. Eugen Gerritz, Vorsitzender des Fördervereins der Villa Merländer, und Dr. Britta Eckert von der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main, in der Ernst Loewy viele Jahre die Abteilung Exil-Literatur geleitet hatte. Die Rede von Dr. Gerritz setzt sich mit Ernst Loewys Verhältnis zu Krefeld auseinander.

★

Wohl symptomatisch für Deutschland nach 1945 ist, daß Betroffene selbst – in unserem Fall doppelt Betroffene – sich um die Literatur des Exils haben kümmern müssen.

Die Rede ist von Ernst Loewy, zu dessen posthumer Ehrung wir hier zusammengekommen sind. Aber ich möchte auch jenen anderen ehemaligen Mitbürger dieser Stadt, Rudolf Hirsch, erwähnen, Jude der eine wie der andere. Beide entkamen dem Holocaust nach Palästina. Beide verließen ihr Exil und kehrten nach Deutschland zurück, Ernst Loewy nach Frankfurt am Main, Rudolf Hirsch nach Berlin, Ostberlin, denn der, dem einmal jenes Schuhhaus gehörte, über dessen Eingang noch heute „Grüterich“ steht, erhielt keine Einreise-Genehmigung in die Bundesrepublik, weil er, obwohl wohlhabender Kaufmann dieser Stadt, 1930, als die erste deutsche Republik in ihren letzten Zügen lag, Kommunist geworden war.

Beide, Ernst Loewy wie Rudolf Hirsch, besuchten dasselbe Gymnasium, das am Moltkeplatz.

Als ich vor zwei Jahren mit dem bereits kranken Ernst Loewy und seiner Frau – es freut mich, Sie heute in Krefeld begrüßen zu dürfen – während einer kleinen Stadtrundfahrt vor seiner alten Schule stand und mich rühmte, daß die hiesige Denkmalstiftung, der ich angehöre, sich dieser repräsentativen Architek-

tur nun annähme, da bat er mich leise, mir vorzustellen, wie einem kleinen zehnjährigen Juden zumute gewesen sei, wenn er täglich durch dieses pompöse Portal habe gehen müssen.

Beide, Ernst Loewy wie Rudolf Hirsch, haben sich nach 1945 zu ihrer Schule geäußert. Bittere Erinnerungen!

„Bereits 1930 [da war Ernst Loewy Sextaner] konnte ich im Realgymnasium, das ich wie die meisten Söhne des Krefelder jüdischen Mittelstandes besuchte, deutliche Anzeichen von Antisemitismus erkennen, vor allem unter der Lehrerschaft, in der der Typ des strammen Reserveoffiziers dominierte. Ich erlebte den

Übergang aus dem warmen Nest der jüdischen Volksschule, in der jeder jeden kannte, in die Anonymität der konservativ oder deutschnational geprägten ‚Anstalt‘ bereits 1930 als eine Art Schock. Die zunächst als diffus empfundene Bedrohung schlug 1933 in offenen Antisemitismus um. Bereits 1935 hatte dieser Formen angenommen, die mir einen Verbleib in der Schule unmöglich machten. Ich verließ diese am Jahresende, ohne die ‚Mittlere Reife‘ abzuwarten.“ – so Loewy in einem großen Essay von 1986: „Jude, Israeli, Deutscher – Mit dem Widerspruch leben“. Mehr dazu ist zu erfahren in seiner mittlerweile publizierten „Rede bei der Gedenkfeier im Krefelder Gymnasium am Moltkeplatz“. Anlaß der Rede vom 29. Januar 1985 war die An-



Abb. 1.
von links
nach rechts:
Ernst,
Hanno und
Regina
Loewy;
um 1960



Abb. 2. Regina und Ernst Loewy; 2002



Abb. 3. Rudolf Hirsch; Gewerkschaftsausweis, Palästina 1937

bringung zweier Gedenktafeln, die an die Schüler erinnern sollten, die in der Zeit des Nationalsozialismus aus rassistischen, religiösen und politischen Gründen verfolgt wurden. Nun ein paar Sätze des 13 Jahre älteren Rudolf Hirsch, veröffentlicht im vergangenen Jahr in seinen Erinnerungen „Aus der verlorenen Welt“: „Die meisten Lehrer an diesem Gymnasium waren Antisemiten. Unter ihnen tat sich besonders Herr Vlathen hervor. Und ausgerechnet er wollte meine Klasse zum Abitur begleiten. Anfangs glaubte ich, ihm Paroli bieten zu müssen. Wenn dieser Lehrer seine antisemitischen Bemerkungen machte, stand ich auf und sagte, das gehört nicht hierher in die Schule. Ich ließ mir nichts gefallen, das hat den anderen sicherlich imponiert. Aber da war niemand unter ihnen, der mir zur Seite stand. Diese Schule habe ich gehaßt, den Schulweg bezeichnete ich in meinen Gedanken als einen Golgathaweg. Obwohl meine Eltern mich drängten, das Abitur zu machen, verließ ich die Schule mit der Primareife. Ich konnte die antisemitischen Lehrer nicht mehr ertragen.“

Schriftsteller sind beide geworden, Journalist, Romanautor vor allem Rudolf Hirsch, Literaturwissenschaftler und Essayist Ernst Loewy. Nebenprodukt seiner Schriftsteller-Existenz war für Hirsch das Kapitel „Exil in Palästina“ in einer siebenbändigen Reclam-Publikation zum Thema Exil, erschienen 1980 in Leipzig.

Für Ernst Loewy wurde die deutsche Literatur des Exils zur Lebensaufgabe. Seit zwei Jahrzehnten sind in meinem Besitz die drei voluminösen Bände „Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933 – 1945“. Am bekanntesten wurde das 1966 erschienene Werk „Literatur unter dem Hakenkreuz“, mittlerweile in der 8. Auflage auf dem Markt. 1995 erschienen seine Essays unter dem Titel „Zwischen den Stühlen“ und 1997 die Briefe, die der 15- bis 18jährige Loewy seinen Eltern aus dem Exil in Palästina nach Krefeld sandte.

Übrigens: Das Abitur, das sogenannte Begebenabitur machte der 40jährige Loewy in Frankfurt am Main; die mündliche Prüfung fand statt bei Professor Dr. Theodor Wiesenrund Adorno. Im selben Jahr legte er auch die Prüfung als Diplombibliothekar ab.

1984 wurde die Gesellschaft für Exilforschung gegründet, in Marburg, und Ernst Loewy wurde ihr Vorsitzender. Das belegt seinen Rang als Exilforscher. Diese Wahl bestätigt aber zugleich meinen Eingangssatz: Betroffene müssen sich in unserer Gesellschaft selbst um die Literatur des Exils kümmern.

Als Ernst Loewy seine ersten Bücher veröffentlichte, gab es in der Bundesrepublik – soweit ich sehe – nichts Vergleichbares. Das Exil

nämlich war in unserer Republik über Jahrzehnte hinweg kein Thema. Die DDR wenigstens holte die Autoren zurück, bei denen sie eine gewisse politische Nähe annahm. Die Bundesrepublik, in der wir groß geworden sind, tat nichts dergleichen. Keine Bundesregierung, kein Parlament fragte nach ihnen oder holte sie gar zurück. Selbst die Gruppe 47, die sich gegen die restaurativen Tendenzen der frühen Bundesrepublik formierte, war von diesen Tendenzen selbst so infiziert und von der eigenen „Kahlschlags“-Vorstellung so fasziniert, daß sie das Thema Exil-Literatur völlig ausblendete.

Es ist dies ein wenig rühmliches Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte. Weil Ernst Loewy in diese Lücke sprang, und bis zu einem gewissen Grade auch Rudolf Hirsch, gebührt ihm, gebührt beiden ein Ehrenplatz im Gedächtnis dieses Landes und besonders im Gedächtnis dieser Stadt. Beide haben uns ein großes Lebenswerk hinterlassen. (Die Rathaus-Insassen mögen diesen „Ehrenplatz“ nicht nur metaphorisch verstehen.)

Rudolf Hirsch haben wir jüngst an diesem Ort geehrt, als seine Witwe, die Schriftstellerin Rosemarie Schuder-Hirsch, aus den eben veröffentlichten Erinnerungen ihres Mannes las. Ernst Loewys gedenken wir heute. Er starb im September 2002.

Rheinische Wallfahrten im Dritten Reich

von Peter Dohms

Einführung

Die hier vorgelegte Studie thematisiert das problemträchtige Beziehungsgeflecht, wie es sich im Rheinland, genauer gesagt: in der 1820 geschaffenen preußischen Rheinprovinz zwischen der in den Wallfahrten sich manifestierenden Volksreligiosität auf der einen und dem NS-Staat auf der anderen Seite entwickelt wurde, erstaunlich sein, dass eine Untersuchung damit einen Beitrag zum Spannungsverhältnis von Staat und Kirche schlechthin. Konkret sollen einerseits jene zahlreichen und vielfältigen Einflüsse, Eingriffe und Maßnahmen vorgestellt werden, mit denen die staatliche Obrigkeit versucht hat, die Wallfahrten einzudämmen, zu reglementieren oder gar zu verbieten; andererseits gilt es zu untersuchen, inwieweit das wallfahrende Volk diese obrigkeitlichen Auflagen und Verbote befolgt, ignoriert oder gar bewusst verletzt hat.

Angesichts der früheren Bedeutung der Wallfahrt im Gesamtgefüge menschlichen Lebens und Handelns mag es, wie gelegentlich formuliert wurde, erstaunlich sein, dass eine umfassende, der Komplexität des Geschehens angemessene rheinische Wallfahrts-geschichte bislang nicht geschrieben wurde. Zwar liegen für die Bistümer Aachen (1986), Trier (1987) und Köln (1989) sowie für das gesamte Gebiet der Rheinprovinz gewisse Überblickswerke vor, jedoch handelt es sich im Wesentlichen um Zusammenstellungen knapper historischer Artikel zu den in den jeweiligen regionalen Bereichen ermittelten großen und kleinen Wallfahrtsorten, denen mehr oder weniger ausführliche Einleitungen vorangestellt sind. Auch liegen für einzelne größere Wallfahrtsorte und Großwallfahrten genauere Untersuchungen vor. Eine Gesamtdarstellung, die die Vielzahl der in die Hunderte gehenden rheinischen Wallfahrtsorte, die in die zehntausend gehenden regelmäßigen Prozessionen, die großen, in unregelmäßigen Abständen veranstalteten Wallfahrten, die Mentalität und Interessen der Wallfahrer und schließlich die politisch-gesellschaftlichen Implikationen auch nur annähernd in einer ausgewogenen Synthese darbieten würde, ist nach wie vor ein Desiderat der landesgeschichtlichen Forschung.

Wenn ich im Folgenden die rheinischen Wallfahrten in der konfliktreichen Zeit der Jahre 1933 bis 1945 genauer beleuchte, so ist in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Zeit und angesichts der Vielzahl der nachweisbaren Verehrungsstätten eine Konzentration auf die wichtigsten Orte unumgänglich. Eine derartige Begrenzung ist sachlich vertretbar, weil, wie angedeutet wurde, gerade die großen Wallfahrtsorte bereits eine mehr oder weniger ausführliche Aufarbeitung erfahren haben. Wenn dabei das Spannungsfeld von Staat und Kirche durchaus eine wichtige Rolle spielt, so ist dies kein Zufall. Denn es waren gerade die bedeutenden Wallfahrtsorte, die aufgrund der großen Zahl der zusammenströmenden Gläubigen die Aufmerksamkeit der jeweiligen Obrigkeit in besonderer Weise auf sich gezogen haben. In Betracht kommen konkret die Hl.-Rock-Wallfahrten in Trier und die Heiligtumsfahrten in Aachen, die beide ziemlich regelmäßig in größeren Zeitabständen stattfanden, sowie die Wallfahrten nach St. Matthias in Trier, nach Klausen, Kevelaer und Neviges-Hardenberg, die alle seit Jahrhunderten das Ziel regelmäßiger jährlicher Prozessionen sind. Zustatten kommt uns bei dieser Auswahl, dass die Einzugsbereiche dieser großen traditionellen Wallfahrtsorte das gesamte Rheinland, d. h. das Gebiet der alten preußischen Rheinprovinz in geradezu idealer Weise abdecken. Während St. Matthias in Trier im Wesentlichen aus Orten im südlichen Rheinland besucht wird, ziehen die weiter nördlich wohnenden Pilger vorzugsweise nach Kevelaer – mit der immerhin beachtlichen Ausnahme, dass einige Regionen am Niederrhein von alters her auch nach St. Matthias in Trier wallfahrten. Der Einzugsbereich der Wallfahrt nach Neviges-Hardenberg umfasst im Wesentlichen rechtsrheinische Gebiete wie das Bergische Land und das Ruhrgebiet, während die Klausen-Wallfahrt sich seit jeher vor allem auf Orte innerhalb der Grenzen des Bistums Trier beschränkt.

Unter den genannten Wallfahrtsorten ist Kevelaer nicht nur der mit Abstand bedeutendste, er gilt als der größte in Nordwesteuropa überhaupt. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass der Einzugsbereich Kevelaers weit über das Gebiet des Rheinlands hinaus-

reicht. Dies gilt insbesondere für den ehemals niederländischen Raum, der heute im Wesentlichen die Niederlande und Belgien umfasst. Aus diesen Ländern sind bis 1784 43 regelmäßige Wallfahrten bezeugt, was etwa ein Achtel des gesamten bis 1784 quellenmäßig gesicherten Prozessionsaufkommens ausmacht. Die der Kevelaerwallfahrt vergleichsweise stärker zugewandten Gebiete waren die (heutigen) niederländischen Provinzen Noordbrabant, Limburg, Gelderland, in eingeschränktem Maße auch Zuidholland. Für diese Provinzen lassen sich im 19. und 20. Jahrhundert die meisten Kevelaer-Prozessionen aus dem niederländisch-belgischen Raum nachweisen. Ein stärkerer Anstieg ist hier vor allem für die Zeit von ca. 1880 bis ca. 1990 zu registrieren. Stagnationen sind in diesem Zeitraum in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg und in auffallendem Maße in der Zeit des Nationalsozialismus aufgetreten. 1996 zogen von den insgesamt bezeugten 1 278 regelmäßigen Kevelaer-Wallfahrten 172 niederländische und 58 belgische Jahresprozessionen nach Kevelaer.

Die Zeit der Weimarer Republik (1918-1933)

Ein kurzer Rückblick auf die vorangegangene Epoche sei gestattet. Wenn für die Wallfahrer auch die Jahre der Weimarer Republik eine bewegte Zeit waren, so lag dies nicht in einem schwierigen Verhältnis von Staat und Kirche begründet. Ganz im Gegenteil ist hier darauf hinzuweisen, „daß die Kirchen [...] in der Weimarer Republik eine starke Position einnehmen konnten. Die Weimarer Verfassung hatte – nicht zuletzt dank den Bemühungen des Zentrums – den Religionsgemeinschaften den Status von Körperschaften des öffentlichen Rechts belassen und die Zuständigkeit in Kultusangelegenheiten den Ländern zugewiesen. Preußen regelte das Verhältnis zur katholischen Kirche abschließend durch das Konkordat von 1929, das der Kirche hinsichtlich der eigenen Angelegenheiten völlige Autonomie garantierte. [...] Ein für das Rheinland wichtiger Vertragspunkt war die Errichtung eines neuen Bistums, Aachen, das im wesent-

lichen aus der übergroßen Kölner Erzdiözese herausgeschnitten wurde.¹⁾

Wenden wir uns den einzelnen Wallfahrtsorten kurz zu. In Kevelaer stieg der Pilgerstrom in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg zunächst an, nachdem 1919 die belgische Besatzungsbehörde die Durchführung von Prozessionen wieder zugelassen hatte. Bekanntlich war das Rheinland als Folge des Ersten Weltkriegs von Truppen der Entente-Mächte Frankreich, Großbritannien, USA und Belgien besetzt und in drei verschiedene Besatzungszonen aufgeteilt worden. Wegen der Wiederezulassung der niederländischen Prozessionen, die seit den Kriegsjahren nicht nach Kevelaer hatten kommen können, trat 1920 der Pfarrer von Kevelaer mit den belgischen Militärs in Verhandlungen ein und erreichte, dass für den Grenzübertritt ein für die gesamte Prozession auszustellendes Visum ausreichen und im Einzelnen keine Passkontrollen durchgeführt werden sollten. So trafen 1920 unter den insgesamt 358 Prozessionen wieder 32 niederländische Pilgerzüge in Kevelaer ein. Die sich damit anbahnende günstige Entwicklung wurde 1923 mit der bis 1925 dauernden Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen und Belgier jäh unterbrochen. Der Wallfahrtsverkehr kam damals fast ganz zum Erliegen. Prozessionen aus rechtsrheinischen Ortschaften war der Durchzug durch das besetzte Gebiet und der Übergang über den Rhein völlig verwehrt.

Die weitere Entwicklung der Kevelaerer Prozessionszahlen ähnelt, wie Johannes-Dieter Steinert bemerkt hat, „dem Auf und Ab der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung; einem Aufstieg bis 1927/28 folgte“ – dies gilt in erster Linie für die Prozessionen – „während der Weltwirtschaftskrise ein Einbruch, dessen Talsohle 1933 erreicht worden war“.²⁾ Die Verteilung auf die einzelnen Länder entsprach in dieser Zeit in etwa den Verhältnissen vor dem Ersten Weltkrieg. So lassen sich für 1932 an Prozessionen 353 deutsche, 98 niederländische und eine belgische (aus Eupen) nachweisen.

Auch in Neviges-Hardenberg „[stiegen] nach Kriegsende“, wie uns Gerhard Haun mitteilt, „die Zahlen wieder an und erreichten 1922 den Höchststand der 20er Jahre, nämlich 90 360. Dagegen stellt das folgende Jahr 1923 wahrscheinlich den Tiefstand seit Beginn der Wallfahrt im 17. Jahrhundert dar: Nur 5340 pilgerten nach Neviges.“ Die Franzosen, die damals in das Ruhrgebiet einmarschierten, hielten auch Neviges besetzt. „Im nächsten Jahr ging es mit der Wallfahrt wieder bergauf. Trotz Behinderungen und Schikanen bei den Paßkontrollen durch die Besatzungstruppen kamen 267 Prozessionen und insgesamt fast 50 000 Wallfahrer. [...] Es mag“ – so Haun – „bezeichnend sein, daß 1929, im Jahr der ersten Anzeichen einer Wirtschaftskrise – es gab damals schon über drei Millionen Arbeitslose – fast 75 000 Wall-



Abb. 1. Kevelaerer Wallfahrtschild des Kreuzbundes Krefeld. Der Kreuzbund war eine katholische Vereinigung gegen die Gefahren des Alkohol- Genusses und Missbrauchs.

fahrer erschienen. Auf dem Höhepunkt der Krise wurden 1931 [dem Jahr des 250-jährigen Jubiläums der Wallfahrt] sogar 159 000 und 1932 immerhin 90 000 Pilger gezählt; die Arbeitslosenzahlen beliefen sich damals auf 4,88 (1931) bzw. 6,04 Millionen (1932).³⁾

Beeinträchtigungen ergaben sich des Weiteren für die Wallfahrt nach St. Matthias, wo 1921 wieder eine Abtei eingerichtet und 1927 die Jubiläumsfeierlichkeiten anlässlich der 800. Wiederkehr der Entdeckung der Matthiasreliquien begangen wurden. Einbußen im Wallfahrtsverkehr brachte auch hier die Besetzung des Ruhrgebietes im Jahre 1923 sowie die Weltwirtschaftskrise Ende der 20er Jahre.

Ausgesprochen positive Nachrichten liegen uns für Klausen vor. Dort herrschte in den 20er Jahren ein Wallfahrtsverkehr „wie nie zuvor“ (1921); „der Andrang der Pilger [...] nahm ständig zu“ (1923), und vor allem „von den Bürgern von Trier“ wurde der Wallfahrtsort „sehr viel besucht“ (1928). Verschiedenen Schätzungen zufolge belief sich die Pilgerzahl jährlich auf etwa 80 000 bis 100 000 in den Jahren 1922 und 1926 bzw. auf 80 000 bis 150 000 im Jahre 1923. Auch in diesem Jahr stellte die Reichsbahn zahlreiche Sonderzüge zusammen.⁴⁾

Die Aachener Heiligtumsfahrt fiel 1923 wegen der „allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Situation“ zwar aus, wurde aber 1925 außerhalb des Sieben-Jahres-Rhythmus nachgeholt, „als im Aachener Krönungssaal in einer großen Ausstellung der tausendjähri-

gen, nunmehr aber teilweise in Frage gestellten Zugehörigkeit der Rheinlande zum Reich gedacht wurde“⁵⁾ – auch dies ein Hinweis dafür, dass auch die rheinischen Katholiken die nationalen Gedenkveranstaltungen der neuen Republik durchaus zu ihrer Sache machten. Die nächste Heiligtumsfahrt fand dann wieder dem alten Sieben-Jahres-Turnus gemäß im Jahre 1930 statt.

Insgesamt lässt sich im Hinblick auf das rheinische Wallfahrtswesen in der Zeit der Weimarer Republik sagen, dass die Wirren der Besatzungszeit und die Wirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre allenfalls vorübergehend zu Beeinträchtigungen führten.

Die Zeit des Dritten Reiches a) Voraussetzungen

Zunächst ist festzuhalten, dass auch das Jahr 1933 für das Wallfahrtswesen weder im Rheinland noch im gesamten Deutschen Reich einen Einschnitt bedeutete, dass sich vielmehr die ab dem Jahr 1933 zu registrierenden Pilgerzahlen teilweise steigerten. Bevor hierauf näher eingegangen wird, seien im Hinblick auf die Situation und das Verhalten der kirchlich gebundenen Gesamtbevölkerung grundsätzlich folgende Feststellungen getroffen: Einer im Juni 1933 durchgeführten Volkszählung gemäß war im Deutschen Reich nicht mehr als ein Drittel der Bevölkerung römisch-katholisch. Geschlossene katholische Siedlungsgebiete lagen vor allem im Westen und Süden des Reiches, wobei hier das Rheinland und Westfalen besondere Schwerpunkte bildeten. „Der statistischen Disparität entsprach auch in politisch-sozialer Hinsicht eine gewisse Sonderstellung, die nicht zuletzt ein Ergebnis des Kulturkampfes der Bismarckzeit war. Zwar hatte der Katholizismus den Makel der Reichsfeindschaft weitgehend überwunden und durch die Weimarer Reichsverfassung von 1919 die staatsbürgerliche Gleichberechtigung errungen, doch waren eine auffällige Unterrepräsentanz in vielen Führungsschichten und tiefe Gräben zwischen den Konfessionen geblieben.“⁶⁾

Das Jahr 1933 bedeutete für den „politischen Katholizismus“ insofern eine Wende, als damals die Zentrumspartei, die „während des Kulturkampfes zur maßgeblichen Interessenvertretung der deutschen Katholiken geworden“ war⁷⁾, an den Rand der Bedeutungslage gedrängt wurde. Zwar lag die NSDAP bis zur Machtergreifung am 30. Januar 1933 „in nahezu allen ‚katholischen‘ Wahlkreisen weit unter dem Reichsdurchschnitt“⁸⁾, doch erreichten die Nationalsozialisten reichsweit zusammen mit der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 die absolute Mehrheit der Stimmen. Die entscheidende Folge war, dass nunmehr die katholische „Amtskirche ‚das Feld vor ihren Mauern‘ sukzessive aufgab und]

sich, je stärker der nationalsozialistische Druck wurde, immer weiter in den innerkirchlichen Bereich zurück[zog]“. ⁹⁾ Im Zuge dieser eher defensiven Haltung kam es im Juli 1933 zum Abschluss des Reichskonkordates, das der Kirche die Respektierung ihrer Tätigkeitsfelder versprach. Jedoch war der „Schutz“, den u. a. die öffentliche Ausübung des katholischen Bekenntnisses und die katholischen Verbände durch das Konkordat erhalten sollten, „nicht von langer Dauer“ ¹⁰⁾, wie vor allem die staatlichen Restriktionen und Terrormaßnahmen ab 1934 zeigen sollten.

b) Die Jahre 1933 bis 1937

Wie gestaltete sich vor diesem Hintergrund das rheinische Wallfahrtswesen? Es begann gleichsam mit einem „Paukenschlag“, der Hl.-Rock-Wallfahrt des Jahres 1933, die über zwei Millionen Besucher zählte und damit die größte Glaubenskundgebung der katholischen Kirche in den Jahren der Nazi-Herrschaft darstellte. Die Absicht der Ausstellung der Trierer Reliquien war am 30. Januar 1933, dem Tag der Machtergreifung, durch bischöflichen Erlass für die sechs Wochen in der Zeit vom 23. Juli bis 3. September 1933 bekannt gemacht worden. Dies bedeutet, dass der Beginn der großen Wallfahrtsveranstaltung exakt drei Tage nach jenem denkwürdigen 20. Juli 1933 stattfand, an dem das erwähnte, zwischen dem Vatikan und dem Deutschen Reich vereinbarte Reichskonkordat vom stellvertretenden Reichskanzler Franz von Papen unterzeichnet wurde. Diese Koinzidenz der Ereignisse, die, wie Konrad Bohr in einer kritischen Untersuchung feststellte, gewiß nicht ohne Brisanz ist, war zufällig: Maßgeblich war die Tatsache, daß Pius IX. 1933 zum Heiligen Jahr erklärt hatte. – War somit der kirchliche Anlass ein unzweifelhaftes Faktum, so verdeutlichen auch die maßgeblichen zeitgenössischen kirchlichen Predigten und Verlautbarungen, u. a. der bischöfliche Hirtenbrief vom 1. Mai 1933, die „rein religiöse“, auf die Gestalt Jesus Christus bezogene Intention. ¹¹⁾

Wie die vorausgegangenen Hl.-Rock-Wallfahrten wurde auch die des Jahres 1933 in eigens gebildeten Ausschüssen unter weitgehender Beteiligung der Trierer Stadtverwaltung sorgfältig vorbereitet. Um auch den Ausländern die Wallfahrt zu ermöglichen, mussten die schwierigen Devisenprobleme sowie Polizei- und Grenzfragen in Unterhandlungen mit den zuständigen Reichsministerien gelöst werden, wobei Vizekanzler von Papen vermittelnd tätig wurde. Nicht geringe Mühe wurde darauf verwandt, die mancherlei antideutschen Vorbehalte in Frankreich, den Niederlanden und Belgien abzubauen. Wenn auch der Erfolg derartiger Bemühungen „recht begrenzt“ war, so ist doch festzuhalten, dass sich unter den 2 300 000 Hl.-Rock-Wallfahrern über 235 000 Franzosen (unter ihnen 190 000 Lothringer), 46 000 Belgier und 25 000 Holländer befanden.



Abb. 2. Der Andrang zur Hl.-Rock-Wallfahrt 1933 war ungeheuer.

Zum denkwürdigen Ereignis gestaltete sich die Eröffnung der Wallfahrt am Sonntag, dem 23. Juli 1933. „Kardinal Schulte, Köln, enthielte“, wie Gisela Muschiol berichtet, „den Hl. Rock im Beisein vieler Geistlicher, aber auch einer großen Anzahl prominenter Staatsvertreter. Vizekanzler von Papen für die Reichsregierung, Staatssekretär Grauert für die preußische Regierung, Oberpräsident der

Rheinprovinz Freiherr von Lüninck, Gauleiter der NSDAP Simon, Regierungspräsident Dr. Saassen und viele weitere Vertreter von Staat, Wirtschaft und Öffentlichkeit waren zu den Eröffnungsfeierlichkeiten erschienen. Die Festpredigt hielt Bischof Bornewasser, Leitgedanke war das Gebet um die Einheit des Glaubens zu Jesus Christus als dem Träger des einen, ungeteilten Rockes.“ ¹²⁾ „Von den



Abb. 3. Der Zug zur feierlichen Eröffnung der Hl.-Rock-Wallfahrt 1933



Abb. 4. Ordnungskräfte aus NS-Organisationen

Eröffnungsfeierlichkeiten schickten“ – so Mutschiol – „Vizekanzler von Papen und Bischof Bornewasser gemeinsam Telegramme an den Reichspräsidenten Hindenburg, den Reichskanzler Hitler und den preußischen Ministerpräsidenten Göring. In allen drei Telegrammen ist vom Willen zur Zusammenarbeit von Kirche und Staat und von der Mithilfe der Kirche beim Aufbau des neuen Reiches die Rede.“¹³⁾

Dass „an diesem Tag des 23. Juli 1933 mit Simon die braune Uniform, mit Grauert die schwarze der SS offiziell in die Kathedrale einziehen konnte“¹⁴⁾, erhält zusätzliche Brisanz durch einen weiteren Umstand, die Tatsache nämlich, dass für die gesamte Dauer der Wallfahrt Braunhemden der SA und HJ zum Ordnungsdienst auf dem Domfreihof, in den Straßen und Bahnhöfen Triers eingesetzt wurden. Dies führte schon damals insofern zu

beträchtlichen Irritationen und Enttäuschungen, als für diese Aufgabe, wie mir u. a. Zeitzeugen bestätigten, der Katholische Jungmännerverband (KJMV) vorgesehen war. Dass unter diesen Voraussetzungen der Ablauf der Wallfahrt ohne störende Zwischenfälle verlief, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Fragen wir nach der Bewertung der Hl.-Rock-Wallfahrt von 1933, so liegt auf der Hand, dass diese je nach Zeit und Standort überaus unterschiedlich ausfallen muss. So wird es angesichts der guten Zusammenarbeit der kirchlichen Organisationsstellen mit der Stadt Trier und den staatlichen Behörden kaum verwundern, dass die zeitgenössischen Stellungnahmen der beteiligten staatlichen, aber auch der kirchlichen Stellen überaus günstig ausfielen. – Eine ausgesprochen positive Bewertung erfuhr die große Trierer Wallfahrt von 1933 auch von Seiten der Pilger. Etliche spontan geäußerte oder später erfragte Stellungnahmen deutscher und vor allem auch ausländischer Wallfahrer vermitteln den „Eindruck von Ruhe, Ordnung und vorzüglicher Organisation“.¹⁵⁾ Dies schlug sich in einer breiten in- und ausländischen Presseberichterstattung zur Hl.-Rock-Wallfahrt nieder.

Es war nicht zuletzt die durch eine beschönigende Presseberichterstattung vermittelte „Vorstellung und Bewertung des Nationalsozialismus als Rettung vor dem Kommunismus und Bolschewismus“¹⁶⁾, die gerade bei der Bevölkerung des Trierer Raumes virulent war und manche Fehleinschätzung erklärt. Dass angesichts solcher Einstellungen die von der Hl.-Rock-Wallfahrt ausgehende „hohe propagandistische Wirkung im besten nationalen Sinne“ ausgenutzt wurde, sah nicht zuletzt das „Trierer Nationalblatt“, das Parteiorgan der NSDAP, als ihren wesentlichsten Beitrag an.¹⁷⁾

Angesichts dieser Befunde ist dem zusammenfassenden Urteil von Guido Groß uneingeschränkt zuzustimmen, wonach „die 50 Tage der glänzend verlaufenen und von tiefer religiöser Ergriffenheit geprägten Wallfahrt zum Hl. Rock in Trier [...] die politische Desillusionierung der Katholiken um Monate hinaus[zögerten]“.¹⁸⁾ Inwieweit den verantwortlichen Männern der Kirche diese Entwicklung angelastet werden kann, ist angesichts der durch den Konkordatsabschluss bestimmten, vordergründig günstigen „Großwetterlage“ schwer zu sagen. Immerhin hatte das NS-Regime in den vorausgegangenen Monaten seine Macht Schritt für Schritt und in bestürzender Konsequenz ausgebaut und durch Gesetze und Verordnungen die Grundlagen der totalitären Herrschaft geschaffen, indem der Reichstag zur nationalsozialistischen Schaubühne umfunktioniert, missliebige Beamte entlassen, die Länderparlamente beseitigt, die Polizeigewalt erheblich erweitert und Parteien und Gewerkschaften verboten wurden.

Die Hl.-Rock-Wallfahrt von 1933 nimmt im Rahmen des rheinischen Wallfahrtsgeschehens, wie angedeutet, eine Sonderstellung ein. Dies gilt nicht nur im Hinblick auf ihre Teilnehmerzahl und ihren Zeitpunkt, sondern auch deswegen, weil sie aufgrund ihres Turnus während der Dauer des Dritten Reiches nur einmal stattfand. Dies erschwert ihre Einordnung, da wir – wie im Wallfahrtswesen sonst üblich – Folgerungen aus dem Vorhandensein oder Bruch bestimmter, „lange dauernder“ Kontinuitäten nicht ziehen können. Hier sind wir im Hinblick auf die traditionellen Wallfahrtsorte durchaus in einer günstigeren Position. Wenn diese, wie im vorigen angedeutet, in den ersten Jahren des Dritten Reiches teilweise einen Anstieg ihrer Pilgerzahlen verzeichnen konnten, so gilt dies nicht zuletzt für den Marienwallfahrtsort Kevelaer. Dorthin wallfahrteten 1933 487 000 und in den Jahren 1934 – 1936 etwa jeweils 600 000 Pilger. 1934 zogen 396 (regelmäßige) deutsche, 59 niederländische und eine belgische Prozession nach Kevelaer, womit – von dem stärkeren Rückgang der niederländischen Prozessionen abgesehen – der Stand aus der Zeit der Weimarer Republik übertroffen wurde und an die Zahlen vor dem Ersten Weltkrieg angeknüpft werden konnte. Besondere Beachtung verdienen verschiedene, in Kevelaer Mitte der 30er Jahre abgehaltene „Großwallfahrtstage“, die teilweise in Ovationen für den gelegentlich anwesenden Bischof von Galen gipfelten und von der Geheimen Staatspolizei kritisch registriert wurden. Bemerkenswert ist im Übrigen, dass auch regelmäßige Prozessionen – etwa in Bocholt – zu allgemeinen Bekenntnisveranstaltungen geradezu „umfunktioniert“ wurden.

Insgesamt lassen sich für die Kevelaer-Wallfahrt in den ersten Jahren nach Beginn der NS-Herrschaft nur wenig Behinderungen von Wallfahrten und Prozessionen durch staatliche oder Partei-Stellen feststellen. Möglicherweise war dies in Kevelaer wie auch in anderen Wallfahrtsorten darauf zurückzuführen, dass der Ortsgeistliche und der von der Wallfahrt profitierende Mittelstand zu Kirche und NS-Staat ein durchaus „ambivalentes“ Verhältnis hatten. Gelegentliche Störungen von Prozessionen kamen dennoch vor. So wird etwa im Zusammenhang mit den Prozessionen im Raume Neuss von einem Zeitzeugen berichtet: „Auf offener Landstraße liebten es deutsche ‚Volksgenossen‘, mit dem Kraftwagen in rasendem Tempo durch die Prozession zu sausen. Ausländer dagegen schlugen, wie zur Demonstration des Unterschieds, ein mäßiges Tempo an, wenn sie auf die Wallfahrer trafen, und fuhren eher beiseite in den Straßengraben, als daß sie die Pilger auch nur im geringsten belästigt hätten.“¹⁹⁾ Kontrollen und Prozessionsverbote sind jedoch nur in einigen wenigen Fällen – etwa für das Jülicher Land – bezeugt. Dass in den Jahren nach 1933, verstärkt ab 1936 die niederländischen Prozessionen trotz gezielter, von Kevelaer ausgehender Werbekampagnen



Abb. 5. Der ranghöchste Regierungsvertreter bei der Hl.-Rock-Wallfahrt: Vizekanzler von Papen

zurückgingen, bedarf keiner weiteren Erläuterung. 1937 wurde eine Krankenwallfahrt aus Holland, die der Kevelaerer Pfarrer nach französischem Vorbild angeregt hatte, unterbunden, da es sich nicht um eine „althergebrachte“ Wallfahrt handelte. „Der Besuch von Krankenpilgergruppen aus Holland sowie von Einzelpilgern aus dem Reich soll damit nicht getroffen werden“, schrieb die Gestapo an den Gelderner Landrat, „sondern lediglich, wie bereits erwähnt, die Neueinführung derartiger Pilgerzüge aus dem Reiche“.²⁰⁾

Wie Kevelaer erlebte auch der der Unbefleckten Empfängnis Mariens geweihte Gnadenort Neviges-Hardenberg in den ersten Jahren des Dritten Reiches einen überaus deutlichen Aufschwung. Dessen Pilgerzahlen, die sich in den letzten Jahren der Weimarer Republik bereits deutlich vermehrt hatten, steigerten sich im Jahre 1933 weiter auf 180 000, um schließlich mit 300 000 bis 340 000 Pilgern in den Jahren 1934 – 1936 einen Umfang zu erreichen, der gerade für diesen Wallfahrtsort völlig ungewöhnlich war.

Bemerkenswert ist, dass in Neviges-Hardenberg 1932 die verantwortlichen Wallfahrts-priester die sogenannte „Hardenberger Sturmandacht“ entwickelten. Das „Bestürmen“ bestand, wie uns Gerhard Haun mitteilt, zunächst darin, „daß die Mutter Gottes jedesmal dreimal angerufen und von allen mit erhobenen Armen das Gebet ‚Unter deinen Schutz und Schirm‘ gebetet“ wurde.²¹⁾ Im Dritten Reich scheint dieser eben erst geschaffene Brauch eine besondere Modifizie-

rung erhalten zu haben: „Während an anderer Stelle in Massenveranstaltungen die Menschen dem vergötterten Führer fragwürdige Treueide schworen, erhoben in Hardenberg Tausende die Schwurhand zu Christus mit der Betonung ‚dir allein schwör ich [...] bis in den Tod die Treue!‘ Die Parallellität und Gegensätzlichkeit sind“, wie Gerhard Haun urteilt, „unübersehbar.“²²⁾ Auch für Neviges-Hardenberg gilt, dass verschiedene traditionelle Gemeinde-Wallfahrten gelegentlich durchaus demonstrativen Charakter annahmen.

Anfeindungen und Behinderungen zum Trotz scheint auch in Klausen der Wallfahrtsverkehr in der Zeit von 1933 bis 1939 unvermindert stark gewesen zu sein. Dies gilt für Prozessionen und Einzelpilger bzw. kleinere Pilgergruppen. Für die Jahre 1934 und 1935 ist von einem „gewaltigen Pilger- und Autobusverkehr“ die Rede. 1935 wurde die Zahl der Pilger auf 100 000 geschätzt, die – wie es in den Akten heißt – „reichlich opfern“.²³⁾

Über diese allgemeinen Erkenntnisse und Hinweise hinaus sind uns einige Zeugnisse überliefert, die den Ablauf zweier für den Wallfahrtsort Klausen bedeutsamer Ereignisse in jenen Jahren anschaulich vor Augen führen: Gemeint sind die 500-Jahr-Feier des Wallfahrtsortes 1934 und die Jungmännerwallfahrt der Diözese Trier 1936. Das Jubiläum fand am Samstag, dem 15. September 1934, am Fest der „Sieben Schmerzen Mariä“ in sehr feierlichem Rahmen statt. Um 10 Uhr begann das Pontifikalamt mit dem feierlichen

Einzug des Bischofs Dr. Franz Rudolf Bornewasser. Kirchliche Fahnen wurden dem Zuge vorangetragen. Dann folgte der Musik- und Kirchenchor von Klausen, der den Stockhausenschen Chor „Singt dem König Freudenpsalmen“ anstimmte.

Zum Hintergrund der 1936 in Klausen veranstalteten Jungmänner-Wallfahrt seien hier kurz folgende Hinweise gegeben: Bekanntlich waren seit 1934 die katholischen Jungmännervereine den zusehends sich verstärkenden restriktiven Maßnahmen und Schikanen des NS-Staates und seiner Gliederungen ausgesetzt. Angesichts dessen verdient umso größere Beachtung, dass gerade in diesen Jahren die katholische Jugend etliche Glaubenskundgebungen veranstaltete, an denen sich vor allem im Rheinland Hundert- und Zehntausende Jungmänner beteiligten. Dass sich die Staatspolizei „über die Gründe der ungewöhnlich hohen Beteiligung [...] durchaus im klaren“ war, belegt ein Lagebericht vom Ende März 1934.²⁴⁾

Für unseren Zusammenhang ist nun von besonderem Interesse, dass ein Teil dieser Kundgebungen als Marienwallfahrten veranstaltet wurde. Auf diese Weise rückte auch Klausen in den Mittelpunkt des Geschehens, da dort für den 21. Mai 1936 eine Jungmännerwallfahrt angesetzt war. Wie sehr diese den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge war, mag die Tatsache beleuchten, dass ein Jahr zuvor eine entsprechende, für den 5. Mai 1935 geplante Veranstaltung von der Staatspolizeistelle Trier überaus kurzfristig, nämlich am 3. Mai verboten wurde.

Ein ähnliches Verbot war auch 1936 erlassen worden. „Mit Rücksicht auf die schon getroffenen [bistumsweiten] Vorbereitungsmaßnahmen“, die neben Klausen weitere „Marienfeiern“ in Bornhofen (Kr. St. Goarshausen) und Blieskastel (Kr. St. Ingbert) vorsahen, ließ sich jedoch die Geheime Staatspolizei nach Rücksprache mit dem Trierer Generalvikar Heinrich von Meurers dazu bewegen, „das bereits ausgesprochene Verbot aufzuheben“. Trotz verstärkter Polizeipräsenz und trotz schlechten Wetters waren am 21. Mai 1936 in Klausen über 7000 Jungmänner erschienen. Sie stammten, wie uns ein Zeitzeuge berichtet, aus dem Moselgebiet, der Eifel, dem Hunsrück, der Stadt Trier, dem Trierer Land und dem Saargebiet. Unter freiem Himmel wurde von dem genannten Generalvikar eine Gemeinschaftsmesse gehalten, bei der Hunderte von jungen Pilgern die Kommunion empfingen. Leitmotiv der von Meurers gehaltenen Predigt war auch hier bemerkenswerterweise der Appell an die Jugend, „Christus dem Volk zu erhalten als Eckstein, Grundgesetz und Zukunft“. – Die Jungmännerwallfahrt des Jahres 1936 war die erste und letzte Gelegenheit, die den jungen Katholiken in diesem Raum die Möglichkeit bot, ihrer Glaubensstreue in dieser schweren Zeit Ausdruck zu verleihen. Eine 1937 von der Katholischen Jugend ge-

plante „Marienfeier“ wurde von der Geheimen Staatspolizei wiederum verboten. Dieses Mal wurde das Verbot durchgesetzt.²⁵⁾

Im Reigen der hier behandelten Wallfahrtsorte sei schließlich die Abtei St. Matthias in Trier genannt. Nachdem diese im Jahre 1933 im Rahmen der Hl.-Rock-Wallfahrt von ca. 1 700 000 Pilgern aufgesucht worden war, wurde sie in den folgenden Jahren – gemessen an den früheren Verhältnissen – das Ziel vermehrter Pilgerscharen. Dies gilt auch hier wieder vor allem für die ersten Jahre der Nazi-Herrschaft: Es waren 1934 56 000 Pilger, die verstärkt aus den Pfarreien der Diözese Trier kamen; im ersten Halbjahr 1935 50 000, 1937 60 000 und im ersten Halbjahr 1938 30 000 Gläubige. – Ähnlich wie Klausen sollte das Apostelgrab des hl. Matthias 1934 das Ziel einer Lichterprozession der katholischen Jugend sein. „Obwohl die Prozession am gleichen Tag kurzfristig verboten worden war, kamen noch am Abend über 1 000 junge Menschen, um in St. Matthias zu beten.“²⁶⁾

Die geschilderten Ereignisse in Kevelaer, Neviiges-Hardenberg, Klausen und St. Matthias in Trier zeigen, dass die Beteiligung der gläubigen Katholiken sowohl an den regelmäßigen Wallfahrten als auch an den besonderen Glaubenskundgebungen bis in die zweite Hälfte der 30er Jahre hinein überaus stark war. Dies verdient gerade im Hinblick auf die traditionellen Wallfahrten insofern besonderes Interesse, als Hermann Göring als Chef der Geheimen Staatspolizei am 7. Dezember 1934 „öffentliche Veranstaltungen und Kundgebungen kirchlich konfessionellen Charakters“ mit Ausnahme u. a. „althergebrachter Prozessionen und Wallfahrten“ verboten hatte.²⁷⁾ Zeitzeugen berichten, dass diese Verfü-

gung insofern ausgesprochen kontraproduktive Auswirkungen hatte, als sie die Erinnerungen an ältere Wallfahrtstraditionen wachrief.

Es lässt sich festhalten, dass die Glaubensstreue des Kirchenvolkes trotz schwerster Belastungen im Allgemeinen noch weitgehend ungebrochen war. Diese Bindung zeigte sich insbesondere bei der Aachener Heiligtumsfahrt, die im Jahre 1937 in Aachen, dem Sitz des 1929 neugeschaffenen Bistums, veranstaltet wurde. Indem sie in der Zeit vom 23. Juli bis zum 10. September etwa 750 000 bis 800 000 Menschen zur Teilnahme zu bewegen vermochte, stellt sie nicht nur die „bedeutendste Glaubenskundgebung des Jahres 1937“²⁸⁾ dar, sondern markierte darüber hinaus als „ein jeden Vergleich übersteigendes Ereignis“²⁹⁾ einen Wendepunkt in den noch verbleibenden Jahren der Nazi-Ära, weil in der folgenden Zeit die staatliche Unterdrückungspolitik auch in dieser Hinsicht einschneidende Folgen hatte.

Wie sehr sich die kirchenpolitische Situation gegenüber 1933, dem Jahr der im weitgehenden Einvernehmen veranstalteten Hl.-Rock-Wallfahrt, verändert hatte, zeigt die Tatsache, dass die Aachener Stadtverwaltung und die Reichsbahn ihre Mitwirkung an der Durchführung der Wallfahrt weitgehend ablehnten. Trotz zahlreicher Behinderungen wurde auch die Aachener Heiligtumsfahrt kirchlicherseits mit Hilfe von Presseinformationen, Einladungen, Rundbriefen, Pilgerpapieren und Hinweisen an den Pfarrklerus sorgfältig vorbereitet.

Ähnlich wie die Trierer Hl.-Rock-Wallfahrt war auch die Aachener Wallfahrt auf „Jesus Chri-



Abb. 6. Der Münsteraner Bischof von Galen predigt bei der Aachener Heiligtumsfahrt 1937 in St. Jakob.

stus“ als „Mittelpunkt und Inhalt unseres Glaubens“ gerichtet.³⁰⁾ Nachdem Weihbischof Sträter im Rahmen der Eröffnung die Heiligtumsfahrt vor allem „als Wallfahrt des Gebetes zu Christus“³¹⁾ interpretiert hatte, verliefen die Tage der Reliquienzeigung nach einer festen Tageseinteilung. Ihren Abschluss fanden sie jeweils in den den Bischöfen vorbehaltenen Abendpredigten, die bei den Tausenden von Zuhörern teilweise überaus starke Resonanz hatten. Nicht selten wurden die Predigten durch Zurufe und Beifallklatschen unterbrochen, worin zum Ausdruck kam, dass man die politische Botschaft einiger Aussagen durchaus verstand.

Besondere Beachtung verdient hier die mit Spannung erwartete Predigt von Bischof Bornewasser. „Vor der Predigt des Trierer Bischofs warteten“, wie Gisela Muschiol mitteilt, „rund um die Pfarrei St. Adalbert geschätzt ca. 50 000 Menschen, die Polizei forderte Verstärkung an, verkehrsmäßig herrschte ein totaler Zusammenbruch. Bornewasser fand in seiner Predigt deutliche Worte, vor allem zu Angriffen des ‚Westdeutschen Beobachters‘. Er nannte die Aktionen der Nationalsozialisten einen ‚Kampf um die heiligsten Güter‘, einen ‚Kampf gegen die Kirche‘.“³²⁾ Bei diesem „Kampf, der heute in Deutschland gegen die Kirche geführt wird, ist“, so Bornewasser, „das schlimmste, daß wir uns nicht verteidigen können. Wir haben keinen Versammlungsraum, wo wir die Lügen, die gegen uns ausgesprochen werden, an den Pranger stellen könnten. Keine einzige deutsche Zeitung öffnet uns ihre Spalten, um die vielen Unrichtigkeiten der Presse richtigzustellen.“³³⁾

Soweit die Predigt, die Bischof Bornewasser in der Pfarrei St. Adalbert hielt. Sie wurde mehrfach „von lauten Bravorufen und minutenlangem Händeklatschen unterbrochen“.³⁴⁾ Als sich der Bischof anschließend in das Pfarrgebäude von St. Adalbert zurückgezogen hatte, versammelten sich dort die „begeisterten Massen“ und riefen: „Wir wollen unseren Bischof sehen.“³⁵⁾ Der Bischof wurde jedoch von Kriminalbeamten daran gehindert, sich zu zeigen. Bald danach „erhielt die Wallfahrtsleitung eine ernste telefonische Drohung durch den Regierungspräsidenten“.³⁶⁾ Ob dies weitere Folgen hatte, ist nicht bekannt.

Die Aachenfahrt fand ihren Abschluss mit einer Reliquienprozession am 25. Juli 1937. „20 000 bis 25 000 Männer und Jungmänner gaben dem Marienschrein das Geleit, ungefähr 120 000 Menschen standen an den Straßen“³⁷⁾, sie umjubelten unter den vorbeiziehenden Bischöfen und hohen Würdenträgern vor allem Bischof Bornewasser, dessen Predigt allen noch im Gedächtnis war. Unter den Bekenntnisliedern, die damals demonstrativ immer wieder gesungen wurden, erfreute sich wie schon bei den vorausgegangenen Veranstaltungen das sogenannte



Abb. 7. Auch das Gnadenbild aus dem Aachener Dom wurde bei der großen Reliquienprozession zum Abschluß der Heiligtumsfahrt 1937 mitgetragen.

„Christkönigslied“ sehr großer Beliebtheit. Der viel beachtete und bemerkenswerte Refrain dieses Liedes, das zum „Protestlied der Heiligtumsfahrt“ schlechthin wurde und wohl auch sonst bei vielen Jugendbekenntnistagen und Wallfahrten gesungen worden war, lautet: „Christus, mein König, dir allein schwör ich die Liebe, lilienrein, bis in den Tod die Treue.“³⁸⁾ Dieser Text sollte den Führerkult relativieren, indem dem Eid auf Hitler der Treueschwur auf Christus entgegen gesetzt wurde. Diese Deutung erhielt bei der Schlussprozession insofern besonderes Gewicht, als das Christkönigslied vor allem dort gesungen wurde, wo der Aachener Oberbürgermeister und die Gauleitung der NSDAP Aufstellung bezogen hatten.

Wie sehr der NS-Staat die Aachener Heiligtumsfahrt als „Protest“ aufgefasst hat, verdeutlichen die im Nachhinein verfassten Gestapo- und SD-Berichte sowie die Berichterstattung der NS-Presse. In Aachen selbst hatte die Gestapo – von einzelnen Veranstaltungen abgesehen – die Kartei der ehrenamtlichen Helfer des Wallfahrtsbüros, die Personaliste der bezahlten Mitarbeiter und eine Mappe mit weiteren Belegen beschlagnahmt.

Vergleichen wir die Heiligtumsfahrt im Jahre 1937 mit der Hl.-Rock-Wallfahrt von 1933, so fällt auf, dass jene neben dem religiösen durchaus auch ein stärkeres politisches Gepräge hatte. Waren 1933 Staat und Kirche aus ihrer jeweils besonderen Interessenlage heraus noch auf ein größtmögliches Einverständnis bedacht, so hatten inzwischen die mannigfachen und einschneidenden Eingriffe des NS-Staates auch in den kirchlichen Be-

reich ebenso wie die in der 1937 ergangenen päpstlichen Enzyklika „Mit brennender Sorge“ sowie den Hirtenschreiben und Predigten offen zutage tretende und grundsätzliche Kritik an diesem Staat gezeigt, dass es eine Kooperation nicht mehr geben konnte. Nicht zuletzt das mutige Auftreten des Trierer Bischofs Bornewasser macht deutlich, dass die Amtskirche, die 1933 die wahre politische Lage falsch eingeschätzt hatte, nunmehr zu weiterem Entgegenkommen und Stillschweigen nicht mehr bereit war. Wenn ungeachtet aller widrigen Umstände etwa 800 000 Menschen aus allen Teilen Deutschlands zusammengeströmt waren, so hatten diese weniger die Heiligtümer als vielmehr der Wille zum Bekenntnis des heftig befehdeten Glaubens angezogen. Es waren vor allem die die Predigten begleitenden Beifallskundgebungen und die Ovationen für die Bischöfe, die der Aachener Heiligtumsfahrt jene vielbeachtete öffentliche Signalwirkung verliehen. Wenn auch die Nationalsozialisten die Aachener Veranstaltung verächtlich als „Parteitag der Schwarzen“ bezeichneten, so lässt dies doch die Bedeutung erkennen, die die Vertreter des NS-Staats damals der Aachener Protestveranstaltung beimaßen – waren doch die Reichsparteitage jener Jahre auf „nur“ 500 000 Menschen ausgerichtet.

c) Die Jahre 1937 bis 1945

Die Aachener Heiligtumsfahrt des Jahres 1937 war, wie angedeutet, der letzte Höhepunkt der als kirchenpolitische Kundgebung veranstalteten Großwallfahrten im Dritten Reich. Sie markiert insofern eine Wende, als

allenthalben „in den beiden Jahren vor Kriegsausbruch [...] die Beteiligung an den Wallfahrten“ zurückging.³⁹⁾ Einerseits begannen die Erfolge der Politik Hitlers, wie sie sich in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit, der Rückgliederung des Saarlandes, der Besetzung des Rheinlandes, der Olympiade und schließlich der Angliederung Österreichs und des Sudetenlandes dokumentierten, den „Widerstand“ zu lähmen. Andererseits hatten die kirchlichen Verbände und Organisationen aufgrund der angedeuteten staatlichen Eingriffe so stark an Bedeutung verloren, „dass die zahlreichen staatspolitischen Auflösungsverfügungen“ der Jahre 1937 bis 1939 „nur einen seit langem erwarteten Schlußstrich zogen“.⁴⁰⁾

Die kriegsvorbereitenden Maßnahmen und insbesondere der Krieg beeinträchtigten dann die Möglichkeiten einer in der Öffentlichkeit sich vollziehenden Religionsausübung wie vor allem der Wallfahrten in geradezu fataler Weise. Es ergaben sich zusehends größere „objektive“ Notwendigkeiten, die Benutzung öffentlicher Einrichtungen wie der Eisenbahn und der Straßen auf ein Minimum zu reduzieren. Darüber hinaus boten Truppenbewegungen, Kampfhandlungen und militärtaktische Erwägungen „beängstigend viele Vorwände, um den kirchlichen Wirkungsbe- reich noch weiter einzuschränken“.⁴¹⁾

Angesichts dessen ist nicht verwunderlich, dass in den hier behandelten rheinischen Wallfahrtsorten die Pilgerzahlen merklich zurückgingen. Die Pilger behielten sich, indem sie vor allem in den Kriegsjahren zur Vermeidung weiter Fußwege streckenweise die Bahn benutzten, sich auf kleinere Gruppen beschränkten, die Prozessionen heimlich und gegebenenfalls auch bei Nacht durchführten, die Wallfahrt zu einem in der Nähe gelegenen Wallfahrtsort „umleiteten“ oder aber zu Hause „in besonderer Meinung“ eine Andacht feierlich gestalteten und Einkehrtage abhielten.

So ist gerade auch für Kevelaer ab dem Jahre 1937 ein merklicher Rückgang der Pilgerzahlen festzustellen. Es hat den Anschein, dass für den Rückgang ab 1938 hauptsächlich die Beschränkungen beim Einsatz von Sonderzügen verantwortlich waren. Die Zugkapazitäten wurden nun stärker für den deutschen Einmarsch nach Österreich und in die Tschechoslowakei sowie für die Vorbereitungen des Überfalls auf Polen und für den Aufbau des Westwalls benötigt. Mit Beginn des Krieges ließ die Beteiligung an der Kevelaer-Wallfahrt rapide nach. Während uns Zahlen über das Gesamtpilgeraufkommen fehlen, lassen sich im Hinblick auf die Prozessionen doch einige Angaben machen; sie fielen von insgesamt 273 Prozessionen im Jahre 1939 auf 79 im Jahre 1940 ab, erreichten 1941 noch einmal die Gesamtzahl von 119, um dann 1942 und 1943 auf insgesamt 67 bzw. 57 zurückzugehen. Verantwortlich hierfür waren die Unbilden des Krieges wie „Lebens-



Abb. 8. Kevelaer-Schild der Krefelder Fußprozession

mittelknappheit, Abstellung weiterer Personenkreise zum Waffendienst, Schließung der Kirche nach Fliegeralarm bis 10 Uhr morgens, Mangel an Priestern und viele andere Behinderungen, wie Verweigerung von Sonntagsrückfahrkarten nach Kevelaer“.⁴²⁾ Die Anzahl der niederländischen Prozessionen sank 1937 auf 33, was nur noch einem Drittel des Aufkommens von 1932 entsprach. Nachdem 1939 – vor allem als Folge der verschärften Pass- und Devisenbestimmungen – von insgesamt 273 Prozessionen nur noch 12 aus dem „Ausland“, nämlich den Niederlanden, in Kevelaer eingetroffen waren, kamen während des Zweiten Weltkriegs praktisch keine ausländischen Wallfahrgroups mehr nach Kevelaer. In einzelnen Fällen erfahren wir, dass niederländische Pilger während der Kriegsjahre gleichsam ersatzweise und vorübergehend inländische Wallfahrtsorte aufsuchten; als solche werden Verehrungsstätten in Roermond, Handel (Provinz Noord-Brabant) und Tienray (Provinz Limburg) genannt. Dass man sich auf diese Weise nur „der Not gehorchend“ behelft, zeigt anschaulich das Beispiel der Prozession von Raeren in der belgischen Provinz Lüttich: Die dort ansässigen Pilger pflegten in den Jahren 1942 – 1945 die Grenze „schwarz“ zu überschreiten, was zu gelegentlichen, vorübergehenden Festnahmen führte.

„Mitten in die Kriegszeit fiel in Kevelaer“ – wir folgen wiederum der Schilderung von Gisela Muschiol – „das 300jährige Jubiläum der Wallfahrt. [...] Trotz der großen Behinderungen im Eisenbahnverkehr waren viele Pilger am 7. Juni 1942, dem Beginn der äußeren Feierlichkeiten des Jubiläums, nach Kevelaer gekommen. [...] Die Predigt, die Bischof von Galen damals hielt, ist leider nicht mehr vorhanden. Der SD-Bericht vermerkt jedoch: „Nach dem Gottesdienst wurde Bischof Ga-

len von der Menge mit anhaltenden Heilrufen begrüßt. Es bildeten sich Sprechchöre, die nach dem Bischof riefen. In einer Ansprache an die vor dem Hause versammelten Gläubigen forderte er sie auf, in Treue zu ihrem Glauben zu stehen, wenn es ihnen auch von anderer Seite sehr schwer gemacht würde. Als der Bischof vom Fenster aus seinen Segen erteilt hatte, sang die Menge mit erhobener Schwurhand das Christkönigslied und anschließend das Lied ‚Großer Gott, wir loben dich‘.“⁴³⁾

In Neviges-Hardenberg erfuhr die Wallfahrt im Jahre 1939 einen „gewaltigen Rückschlag“, der sich vor allem im Fernbleiben „einer ganzen Reihe großer Prozessionen und Gruppen“ dokumentierte. „Dennoch hörten die Wallfahrten nach Neviges auch während des Krieges nicht ganz auf. Die Pilgerzahlen sanken im Jahre 1943 zwar auf 15 000 und damit auf den Tiefstand, aber 1944 kamen noch einmal 102 000 Wallfahrer.“⁴⁴⁾

In Klausen waren „seit Beginn des Krieges“, wie das Generalvikariat Trier der Reichsbahndirektion Saarbrücken am 22. September 1943 mitteilte, – vor allem aus Gründen des Luftschutzes – „gemeinsame Pilgerfahrten polizeilich verboten“. Sie wurden deshalb „von den Pfarrern [...] nicht mehr organisiert“. Wenn Pfarrer Eckert am 10. September 1939 – also unmittelbar nach Kriegsbeginn – mitteilt, dass die Wallfahrt auf „ein Zehntel“ der früheren Besucherzahl zurückgegangen sei, so dürfte auch hier vor allem an die Prozessionen zu denken sein, wogegen die Anzahl der einzeln oder in kleineren Gruppen wallfahrenden Gläubigen nach Bekunden von Zeitgenossen während des ganzen Krieges sehr hoch war.⁴⁵⁾

Die Wallfahrt zum Apostelgrab des hl. Matthias in Trier erfuhr stärkere Einbußen seit dem Jahre 1938. Betroffen waren damals vor allem die Wallfahrten, die die niederrheinischen Bruderschaften mit der Bahn unternahmen. Gleichwohl waren in den Kriegsjahren viele bestrebt, die alte Wallfahrtstradition nicht abreißen zu lassen. Zu den kriegsbedingten Schwierigkeiten traten Kontrollmaßnahmen und Schikanen der NS-Stellen, die von der Abtei detaillierte Listen und Informationen anforderten, den Bruderschaften bestimmte Wegestrecken vorschrieben und die Wallfahrer auf die Benutzung von Bürgersteigen und einsamen Uferstraßen festlegten. Die gerade für die St.-Matthias-Wallfahrt so wichtige seelsorgliche Betreuung der Pilger erlitt empfindliche Einbußen, als 1939 der „Matthiasbote“ sein Erscheinen einstellen musste und Pater Maurus Münch im Oktober 1941 ins Konzentrationslager Dachau überführt wurde, aus dem er erst gegen Kriegsende wieder freikam.

Soweit die Geschehnisse während des Zweiten Weltkriegs. Nach Kriegsende belebte sich die Wallfahrt erst allmählich wieder, zumal die



Abb. 9. Jugendliche Wallfahrer aus Krefeld, Kevelaer, 6. September 1942

britische Militärregierung 1945 für alle Prozessionen eine Genehmigungspflicht angeordnet hatte. Nachdem 1948 der Pax-Christi-Kongress Katholiken aus Holland, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Italien und Deutschland in Kevelaer vereinigt hatte, überschritten am 19. Mai 1949 in fünf Bussen erstmals wieder holländische Prozessionen aus Nijmegen „trotz erheblicher Paß- und Devisenschwierigkeiten [...] die seit den Kriegsjahren für den privaten Verkehr geschlossene Grenze“⁴⁶, um ihrer alten Verbundenheit mit Kevelaer Ausdruck zu verleihen. 1950 befanden sich unter den damals geschätzten 400 000 bis 500 000 Kevelaer-Pilgern bereits 20 000 Niederländer. Im Jahre darauf stellte sich die erste Prozession aus Belgien ein; sie stammte vermutlich aus Raeren (Provinz Lüttich).

Bilanz und Ausblick

Resümieren wir abschließend das Wallfahrts-geschehen im Dritten Reich: Wenn, wie bereits festgestellt wurde, allenthalben ab 1933 die Pilgerzahlen anstiegen, so verbietet es sich, dies ausschließlich aus den Folgen der nationalsozialistischen Machtergreifung herzuleiten. Einerseits war, wie wir sahen, die HL-Rock-Wallfahrt vor 1933 ins Auge gefasst worden. Andererseits ist darauf hinzuweisen, dass, wie gezeigt wurde, das Pilgeraufkommen der traditionellen Wallfahrtsorte bereits während der Jahre der Weimarer Republik – von vorübergehenden, politisch und wirtschaftlich bedingten Einbrüchen abgesehen – durchaus beträchtlich war und eine im Wesentlichen steigende Tendenz aufwies. Im Übrigen waren einige dieser Pilgerstätten auch vor 1933 schon der Zielpunkt kleinerer katholischer Glaubenskundgebungen bzw. –

wie es damals hieß – „Glaubensfahrten“ geworden. Angesichts dessen ist in neueren Untersuchungen, die durchaus der Untermauerung im regionalgeschichtlichen Bereich bedürfen, darauf hingewiesen worden, dass sich hier ein „Demonstrationskatholizismus“ zeigte, dessen Anfänge in die Zeit der Großkundgebungen und Massenwallfahrten des Kulturkampfes in der Bismarck-Ära zurückreichen und der seit Ende der 20er Jahre neue Impulse erhielt.

Werfen wir einen Blick auf den Ereignisablauf und vor allem die inhaltlich religiöse Gestaltung der hier beschriebenen rheinischen Wallfahrten, so gab es hier in der Tat einige Auffälligkeiten, die sich nur aus dem vorhin angedeuteten Kontext erklären lassen. Besonders bemerkenswert scheint mir von der Intention her die hervorragende Bedeutung, die bei den hier beschriebenen rheinischen Wallfahrten der Gestalt Jesus Christus zuerkannt wird. Dies entsprach einer Tradition, die, wie die Forschungen der letzten Jahre erbracht haben, vor 1933 vor allem etwa bei der katholischen Jugend schon sehr ausgeprägt war und sich allenthalben in der besonderen Vorliebe für das Christkönigsmotiv konkret widerspiegelt. Die religiöse Ausrichtung auf Christus verdient auch insofern hervorgehoben zu werden, als sie gerade auch jene Pilgerstätten einbezog, in deren Zentrum – wie etwa bei Neviges-Hardenberg, Kevelaer oder Klausen – normalerweise die Verehrung der Muttergottes stand und steht. Der für Neviges-Hardenberg und andere Wallfahrtsveranstaltungen jener Jahre bezeugte „Treueschwur“ auf Christus dürfte dabei im Übrigen, wie bereits angedeutet wurde, als besonders markante Reaktion auf den Führerkult anzusehen sein.

Dass die hier für die rheinischen Wallfahrten skizzierten Protestformen ihre Wirkung auf den NS-Staat keineswegs verfehlten, zeigen zahlreiche Berichte von NS-Dienststellen aus dem Rheinland in aller Deutlichkeit. So sahen die NS-Bürokraten in „Prozessionen und Wallfahrten“, die inzwischen zu einem festen Bestandteil in der politischen Berichterstattung geworden waren, „Ansätze zu einer geistigen Widerstandsfront“ bzw. einen „an frühere politische Kämpfe erinnernden Widerstand“. Ausdrücklich stellten die Berichte dabei den „deutlich erkennbaren Affront“ der „Feierform“ heraus, der durch „Massensprechchöre“ und „Kampflieder in Gebetsform“ in provozierender Weise zusätzlich unterstrichen werde. Unter diesen Umständen zumindest in späteren Jahren schon die bloße Teilnahme an den prinzipiell argwöhnisch beobachteten Prozessionen und Wallfahrten ein gewisses Risiko barg, mögen die gelegentlich erwähnten Verhaftungen bezeugen.

Fragen wir danach, ob und inwieweit die Maßnahmen und Übergriffe des Nazi-Staates den regelmäßigen Wallfahrten bleibenden Schaden zugefügt haben, so ist dies weitgehend zu verneinen. Dies erbrachten konkret die für die Wallfahrtsorte Klausen und Kevelaer von meiner Frau und mir erarbeiteten umfassenden Befunde. So waren – um nur eine Zahl zu nennen – nach 1945 von den insgesamt für Klausen bezeugten 402 Bittgängen, deren Entstehung sich in ungleicher Häufung auf die einzelnen Jahrhunderte verteilt, nur 81 nicht mehr in Brauch. Ähnlich liegen die Verhältnisse für Kevelaer; die nach dorthin orientierten regelmäßigen Wallfahrten haben, wie eine jüngst von mir veröffentlichte kartographische Erfassung deutlich erkennen lässt, nur in ganz vereinzelt Fällen die überkommene Tradition ihres jährlichen Bittgangs aufgegeben. – In der in diesen Befunden zutage tretenden beachtlichen Kontinuität wird jenes essentielle und unabänderliche Movens überkommener Glaubensformen sichtbar, die in Jahrhunderten gewachsen waren, selbst durch die massiven Eingriffe der Nazis nicht ausgelöscht werden konnten und sich insofern einer Lenkung und Steuerung „von oben“ weitgehend entzogen.

Literatur:

Die folgende Übersicht beschränkt sich im Wesentlichen auf die Titel, aus denen zitiert wurde. Weiterführende Literatur enthält die Übersicht, die ich im Anschluss an meinen unten genannten, 2002 in den *Landeskundlichen Vierteljahrsblättern* veröffentlichten Aufsatz gegeben habe.

Erich Aretz/Michael Embach/Martin Persch/Franz Ronig (Hgg.), *Der Heilige Rock zu Trier. Studien zur Geschichte und Verehrung der Tunika Christi*, 2. unveränderte Aufl. Trier 1996

Hans Leo Baumanns, *Die Aachener Heiligtumsfahrt 1937. Ein sozialgeschichtlicher Beitrag zur katholischen Volksopposition im III. Reich*, Diss. phil. Aachen 1968

Peter Dohms, Eberhardsklausen, Kloster, Kirche, Wallfahrt – von den Anfängen bis zur Gegenwart, Trier 1985

Peter Dohms, Die Geschichte der Wallfahrt nach Kevelaer, in: Schulte Staade 1992, Bd. I, S. 226-274

Peter Dohms in Verbindung mit Wiltrud Dohms und Volker Schroeder, Die Wallfahrt nach Kevelaer zum Gnadenbild der „Trösterin der Betrübten“. Nachweis und Geschichte der Prozessionen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit Abbildungen der Wappenschilde (Schulte Staade 1992, Bd. II), Kevelaer 1992

Peter Dohms in Verbindung mit Wiltrud Dohms, Rheinische Katholiken unter preußischer Herrschaft. Die Geschichte der Kevelaer-Wallfahrt im Kreis Neuss (Veröffentlichung des Kreisheimatbundes Neuss e. V., Nr. 4), Neuss 1993

Peter Dohms/Wiltrud Dohms, Die Kevelaerwallfahrten des Jülicher Landes. Eine Studie zur rheinischen Frömmigkeitsgeschichte (Forum Jülicher Geschichte 21), Köln 1997

Peter Dohms, Klausen-Wallfahrt im Dritten Reich, in: Erwin Schaaf (Hg.), Zeitenwende. Das 20. Jahrhundert im Landkreis Bernkastel-Wittlich, Wittlich 2000, S. 629-631

Peter Dohms, 350 Jahre Kevelaer-Wallfahrt in Stadt und Kreis Neuss, in: Jahrbuch für den Kreis Neuss 2000, S. 82-97

Peter Dohms, Der Wallfahrtsort Klausen, in: Erwin Schaaf (Bearb.), Zeitenwende. Das 20. Jahrhundert im Landkreis Bernkastel-Wittlich, Wittlich 2000, S. 470-473

Peter Dohms, Rheinische Wallfahrten des 19. und 20. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Staat und Kirche, in: Landeskundliche Vierteljahrsblätter 48 (2002), S. 11-32

Peter Dohms, Kevelaerer Marianwallfahrt (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XII, Abt. 1 b N. F.) [Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Karte und Beiheft XI, 11], Köln 2002

Peter Dohms, Die Wallfahrt nach Klausen in Geschichte und Gegenwart, in: Persch/Embach/Dohms 2003, S. 9-68

Wiltrud Dohms, Nachweis der nach Klausen ziehenden Prozessionen und Wallfahrtsgruppen, in: Persch/Embach/Dohms 2003, S. 69-160

Wiltrud Dohms/Peter Dohms, Die Kevelaer-Prozession der Pfarrei St. Michael in Aachen-Burtscheid (Beiträge zur Geschichte Burtscheids, Bd. 1), Aachen-Burtscheid 2003, S. 93-120

Paul Emunds, Der stumme Protest. Studie zu Vorgängen im Zusammenhang mit der Heiligtumsfahrt 1937, Aachen 1963

Elmar Gasten, Aachen in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft 1933-1944 (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 541), Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1993

Guido Groß, Wallfahrt im Dritten Reich – Die Ausstellung des Hl. Rockes im Jahre 1933 und die Pilger aus dem Ausland, in: Aretz/Embach/Persch/Rönig 1996, S. 369-407

Gerhard Haun, Die Wallfahrt nach Nevigis, Wuppertal 1981

Ulrich von Hehl, Katholische Kirche und Nationalsozialismus im Erzbistum Köln 1933-1945, Mainz 1977

Ulrich von Hehl, Das Kirchenvolk im Dritten Reich, in: Klaus Gotto/Konrad Reppen (Hgg.), Die Katholiken und das Dritte Reich, Mainz 1990, S. 93-118

Wilhelm Janssen, Kleine Rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997

Christof Kösters, „Fest soll mein Taufbund immer stehn ...“ Demonstrationskatholizismus im Bistum Münster 1933-1945, in: Rudolf Schölgl/Hans-Ulrich Thamer (Hgg.), Zwischen Loyalität und Resistenz. Soziale Konflikte und politische Repression während der NS-Herrschaft in Westfalen, Münster 1996, S. 158-184

Landschaftsverband Rheinland, Amt für rheinische Landeskunde in Verbindung mit dem Volkskunderat Rhein-Maas und dem Niederrheinischen Freilichtmuseum (Hg.), Wallfahrt im Rheinland, Köln 1981

Günther Leupertz, Die siedlungsgeographische und wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Kevelaer unter dem Einfluß des Wallfahrtswesens, maschinschriftl. (Kevelaer) 1957

Gisela Muschiol, Wallfahrten in der Zeit des Nationalsozialismus. Untersuchung an ausgewählten Beispielen aus dem Gebiet des Deutschen Reiches für die Zeit von 1933-1945, maschinschriftl., Münster 1983

Martin Persch/Michael Embach/ Peter Dohms, 500 Jahre Wallfahrtskirche Klausen (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, Bd. 104), Mainz 2003

Walter Pötzl, Wallfahrten gegen das Hakenkreuz, in: Harald Dickerhof (Hg.), Festgabe Heinz Hürten zum 60. Geburtstag, Frankfurt a. M. 1988, S. 443-465

Richard Schulte Staade (Hg.), 350 Jahre Kevelaer-Wallfahrt 1642-1992, 2 Bde., Kevelaer 1992

Johannes-Dieter Steinert, Kevelaer. Eine niederrheinische Region zwischen Kaiserreich und Drittem Reich, Kevelaer 1988

Johannes-Dieter Steinert, Gnadenbild und Hakenkreuz. Die Wallfahrt nach Kevelaer, in: Anselm Faust (Hg.), Verfolgung und Widerstand im Rheinland und in Westfalen 1933-1945, Köln 1992, S. 77-88

Alois Thomas, Kirche unter dem Hakenkreuz – Erinnerungen und Dokumente (Veröffentlichungen des Bistumsarchivs, Bd. 27), Trier 1992

Dieter P. J. Wynands, Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen (Veröffentlichungen des Bischöflichen Diözesanarchivs Aachen, Bd. 41), Aachen 1986

Dieter P. J. Wynands, Die Aachener Heiligtumsfahrt. Kontinuität und Wandel eines mittelalterlichen Reliquienfestes (Ortstermine, Bd. 8), Siegburg 1996

Dieter P. J. Wynands, Wallfahrten 1000-2000 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XII, Abt. 1 b N. F.) [Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Karte und Beiheft XI, 12], Köln 2002

Anmerkungen

- 1) Janssen 1997, S. 394 f.
- 2) Steinert 1988, S. 329.
- 3) Haun 1981, S. 52 ff.
- 4) Dohms 1985, S. 142.
- 5) Wynands 1996, S. 27.
- 6) Von Hehl 1990, S. 93.
- 7) Ebd., S. 94.
- 8) Ebd., S. 95.
- 9) Steinert 1992, S. 77.
- 10) Ebd., S. 78.
- 11) Muschiol 1983, S. 62.
- 12) Ebd., S. 63. Übrigens stammte Regierungspräsident Dr. Saassen aus Fischeln.
- 13) Ebd., S. 64.
- 14) Groß 1996, S. 396.
- 15) Ebd., S. 392.

- 16) Ebd., S. 399.
- 17) Ebd., S. 401.
- 18) Ebd., S. 404.
- 19) Dohms, 350 Jahre Kevelaer-Wallfahrt 2000, S. 95.
- 20) Steinert 1992, S. 86.
- 21) Haun 1981, S. 60.
- 22) Ebd., S. 61.
- 23) Dohms 1985, S. 144.
- 24) Von Hehl 1990, S. 93.
- 25) Ebd., S. 143 f.; Dohms, Klausen-Wallfahrt im Dritten Reich 2000, S. 630 f.
- 26) Muschiol 1983, S. 86.
- 27) Pötzl 1988, S. 444.
- 28) Gasten 1993, S. 309.
- 29) Von Hehl 1990, S. 108.
- 30) Muschiol 1983, S. 85.
- 31) Ebd., S. 97.

- 32) Ebd., S. 99.
- 33) Emunds 1963, S. 81.
- 34) Thomas 1992, S. 310.
- 35) Ebd., S. 313.
- 36) Muschiol 1983, S. 99.
- 37) Ebd., S. 102.
- 38) Ebd.
- 39) Pötzl 1988, S. 462.
- 40) Von Hehl 1990, S. 109.
- 41) Ebd.
- 42) Dohms, Geschichte 1992, S. 266.
- 43) Muschiol 1983, S. 110 f.; vgl. auch W. Gobbers, in: Die Heimat, Jg. 62, 1991, S. 171 f.
- 44) Haun 1981, S. 63 f.
- 45) Dohms 1985, S. 144 f.
- 46) Leupertz 1957, S. 58.

Erinnerungen aus vier Kriegsjahren (1939 – 1944)

von Hans Jammers

Vorbemerkungen: Hans Jammers gehörte nach 1945 zu den Persönlichkeiten, die im Leben der Stadt Krefeld während der Phase des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg eine bedeutende Rolle spielten. Er war Textilunternehmer (Mechanische Seidenweberei Karl Jammers auf der Sprödenalstraße), engagierte sich im politischen, kirchlichen, kulturellen und sozialen Leben (siehe Ernst Köppen in „die Heimat“ Jg. 48, Krefeld 1977, S. 80 f., und Hans Peter Hansen: Vom Stadtbeirat zur Parteidelegiertenversammlung, Krefeld 1995, S. 64) und erwarb sich besondere Verdienste als langjähriger Vorsitzender der Krefelder Familienhilfe. Er gehörte zu den Gründern der CDU in Nordrhein-Westfalen; die Alliierten suchten seinen Rat in Fragen der Entnazifizierung. Auch wurde ihm das Amt eines Präsidenten der Unternehmerversammlung der linksrheinischen Textilindustrie übertragen.

Im Februar/März 1945 schrieb er persönliche Erinnerungen an die Zeit zwischen 1939 und 1944 nieder, aus denen „die Heimat“ hiermit längere Auszüge veröffentlicht, die interessante Streiflichter auf die Geschichte Krefelds während des Zweiten Weltkriegs werfen. Hans Jammers starb 1974 im Alter von 66 Jahren. Die Kenntnis des Textes verdankt „die Heimat“ seiner Tochter, Frau Ursula Stadler-Jammers, München. Fd.

Krefeld, im Februar 1945.

Wenn ich heute mich bemühe, die Schicksalsschläge, die meine Familie im Laufe dieses furchtbaren Krieges, der im September des Jahres 1939 begann, erlitten hat, zu schildern, so tue ich dies im Bewußtsein, daß es für spätere Zeiten äußerst wertvoll ist zu wissen, wohin eine Welt geraten ist, die die Wege Gottes verlässt. Da ich mir keinerlei Aufzeichnungen im Laufe der Jahre gemacht habe, muß ich alles aus dem Gedächtnis berichten, so daß die Genauigkeit der Reihenfolge der Ereignisse nicht unbedingt gewährleistet ist.

Zu Beginn des Jahres 1939 war über die Firma Karl Jammers¹⁾ die finanzielle Krise hereingebrochen, die in den vorhergehenden Jahren wie ein Damoklesschwert über uns



Abb. 1. Vater Karl Jammers mit seiner Tochter Maria Hartmann; um 1938

allen geschwebt hatte. Am 9. März war diese Krise durch das selbstlose Einspringen meines Schwiegervaters, Herrn Richard Becker aus Mönchengladbach, überwunden und eine neue Gesellschaft gebildet worden auf einer gesunden finanziellen Basis. Mein Vater, der in den letzten Jahren schwer an Angina pectoris erkrankt war, trat aus, und ich wurde alleiniger Komplementär, unterstützt von meinem Schwager Curt Becker, dem das Hauptverdienst am Zustandekommen des Vertrages zukommt. Da der neue Beginn in eine Zeit fiel, in der die Mangelercheinungen, hervorgerufen durch das Konzentrieren der Wirtschaft auf die Rüstung, immer stärker wurden, nahm die Firma sehr schnell einen guten Aufschwung. Wirtschaftlich lag also die Zukunft gesichert da.

Im Mai 1939 kauften wir uns unseren ersten Wagen, einen alten Opel für RM 800,-. Wir

waren schrecklich stolz darauf, vor allem leistete er gute Dienste, um unsere in Vergessenheit geratenen Fahrkünste wieder aufzufrischen. Anfang März 1939 kaufte mein Schwiegervater uns das Haus auf der Moerser Straße 167 und übertrug es auf den Namen meiner Frau. Wir zogen gerade in den Tagen der Krise der Firma ein. Das Haus war groß genug für eine mehrköpfige Familie und wurde ganz instand gesetzt. Wir konnten mit Ruhe der Geburt unseres dritten Kindes, das im September erwartet wurde, entgegensehen. Im Juni feierten wir alle auf dem Jagdhaus in der Eifel den 60. Geburtstag von Mutter Becker. Die ganze Familie war da, Curt und Trudel, Elinor und ich, Werner aus Leipzig und Richard aus München. Da wir nicht alle im Jagdhaus schlafen konnten, schlugen wir im Garten ein Zelt auf, in dem Richard und ich schliefen. Wir blieben einige Tage zusammen und feierten in herrlicher Unbekümmertheit den Geburtstag der guten Mutter, die überglücklich war, alle ihre Lieben um sich zu haben. Gelegentliche Hinweise auf die Möglichkeit eines Krieges wurden schnell abgetan mit der Begründung, daß der Ausbruch eines Krieges das Ende des Nationalsozialismus bedeutete, was die Regierung genau wisse.

Ende Juli fuhr ich nach England zum Verkauf. Die Geschäfte waren noch gut, aber überall wurde mir von der Gewissheit des Krieges gesprochen. Allgemein empfand ich das Bedauern, dass England nochmals mit Deutschland Krieg führen müsse, die aggressive Art eines Hitlers ließ aber keine andere Wahl. Ich war nach wie vor überzeugt, daß es nicht zum Kriege komme, da keine Regierung es zu einem solchen Wahnsinn kommen lassen würde. Bei meinen Freunden Kendall in Leicester wurde ich wie immer liebevoll aufgenommen, aber auch dort die Sorge vor dem Kriege! Peter Kendall wollte unbedingt mit mir zurück nach Krefeld fahren, um seinen Freunden und vor allem Freundinnen dort noch einmal vor Ausbruch eines Krieges die Hand zu schütteln. Wir fuhren also an einem Freitagnachmittag in Peters offenem Sport-„M.G.“ gemeinsam über Canterbury, die herrliche Kathedralstadt, nach Folkestone; von dort setzten wir mit der Eisenbahnfähre über nach Dunkerque. Um Mitternacht wurden die Schlafwagen London – Paris auf die Fähre geschoben. Diese Bahnverbindung war gera-

de nach dem Besuch des englischen Königs-paares in Paris eingerichtet worden. Anderen Tages fuhren wir in rasendem Tempo bei heftigem Regen durch ganz Belgien nach Krefeld. Der größeren Sportlichkeit halber war an dem offenen Zweisitzer die Windschutzscheibe heruntergelassen. Da ich in meiner Größe weit aus dem Wagen herausragte, kann man sich vorstellen, wie beschmutzt ich in Krefeld am Samstagmittag um 2 Uhr ankam. Peter Kendall fuhr zwei Tage später wieder auf demselben Wege nach England zurück. Drei Wochen später geschah das Ungeheuerliche, aller Vernunft zum Trotz brach der Krieg aus. Bei einem Gemeinschaftsempfang in der Firma wurde dies im Radio in einer Rundfunkansprache von Hitler mitgeteilt. Die Bestürzung war allgemein, größte Niedergeschlagenheit ergriff weiteste Teile des Volkes. Nach der Rede Hitlers weinten die Frauen im Betrieb, der Männer bemächtigte sich große Verbitterung. Ich redete kurz zur Betriebsgemeinschaft, daß wir das Schwere, was uns jetzt erwarde, gemeinsam tragen müßten und unsere Pflicht zu erfüllen hätten, wenn es auch noch so schwer sei. Eine Gemeinschaft käme besser über alles Schlimme hinweg als der einzelne. Von Begeisterung war nirgendwo etwas zu finden.

Mein Bruder Karl-Heinz, der Leutnant der Flieger war, wurde einberufen. Mein Schwager Richard, Leutnant der Artillerie in München, wurde einberufen. Unser Vetter Peter Schneider wurde zur SS einberufen. Unser Vetter Helmuth Cramer wurde zur Infanterie eingezogen. Unser Vetter Hans Prym und drei Söhne Rossié wurden zur Infanterie eingezogen. Viele Freunde, Bekannte und Gefolgschaftsmitglieder wurden eingezogen. Der Betrieb, der vorher schon zum wehrwichtigen Betrieb erklärt worden war, arbeitete weiter. Ich wurde als Betriebsführer zurückgestellt. Mein Schwager Curt ging nach Berlin und übernahm einen führenden Posten in der Lenkung der Kriegswirtschaft.

Am Tage des Kriegsbeginns waren wir in M.-Gladbach bei meinem Schwiegervater, wo wir nachts schliefen. Mit großer Angst gingen wir zu Bett, da der Gefahr aus der Luft große Bedeutung beigemessen wurde. Die sehr umfangreiche Luftschutzschulung und Vorbereitung in den Monaten vor dem Kriege hatten wir nur sehr widerwillig getan, gerade aus der Überzeugung heraus, daß die menschliche Vernunft doch noch siegen werde und der Krieg vermieden würde. Als wir am 2. September morgens zu Hause ankamen, wurden wir mit der Nachricht empfangen, daß in der Nacht Fliegeralarm gewesen sei und englische Flieger Flugblätter abgeworfen hätten. Die Aufregung stieg, und ich erinnere mich, als in der darauf folgenden Nacht Fliegeralarm gegeben wurde, daß ich sehr aufgeregt war und mehr Angst ausstand, als je wieder nachher, als die furchtbarsten Angriffe über uns kamen. Als ich das Surren der Flugzeugmotoren hörte, konnte ich nicht schnell genug



Abb. 2. Die Familien Jammers und Becker; hinten von links nach rechts: Hans Jammers, Werner Becker, Elisabeth Röthel, Richard Becker, vorne von links nach rechts: Elinor Jammers, Curt Becker, Trudel Becker; 1940

in den Keller laufen und ließ keine Zeit, die Kinder erst anzuziehen, was dann im Keller erfolgte. Als sich das mehrere Nächte wiederholte, waren wir so fertig, daß wir die Überzeugung hatten, wir müßten Frau und Kinder aus diesem Gebiet evakuieren, um so mehr, als die Geburt unseres dritten Kindes kurz bevorstand. Mein Schwager Curt kam von M.-Gladbach herüber, und wir überlegten gemeinsam, wohnen wir die Kinder tun sollten. Er brachte einen Baedeker des Sauerlandes mit, anhand dessen wir die Orte nachsuchten, die ein Krankenhaus hatten. Nachdem wir mehrere vergebliche Telefongespräche geführt hatten, konnten wir in dem Ort Fredeburg im Sauerland, Kreis Meschede, ankommen im Hotel zur Post. Wir verabredeten, daß Elinor mit unseren beiden Kindern Ursula und Hans-Christoph und den beiden Kindern von Curt, Walter und Elisabeth, hinfahren sollte. Meine Schwiegermutter wollte ebenfalls mit. Unsere Hausangestellte Else Heinen, die so treu alle Not mit uns geteilt hatte und uns nie im Stich ließ, sollte dort helfen. Mein Schwager Richard, der damals noch nicht eingezo-

gen war, fuhr in dem Mercedes-Benz die Gladbacher Partie hin, und ich fuhr in unserem alten Opel meine Familie. Wir trafen uns in Neuss und fuhren von dort aus gemeinsam. In Neuss wurde ein kleiner Platzwechsel vorgenommen, Elinor stieg in den ruhiger fahrenden Mercedes-Benz, und Mutter stieg zu mir. Es war übrigens die erste größere Fahrt, die ich am Steuer machte.

Wir trafen es in Fredeburg gut an: ein reizendes Landhotel mit eigener Landwirtschaft. Die Selbstversorger waren damals noch nicht rationiert, weshalb das Essen auch ausgezeichnet war. Während unseres Aufenthaltes wurde es allerdings geändert. Ich erinnere mich noch deutlich der Wut des Wirtes, als die Selbstversorger in die Rationierung einbegriffen wurden, weshalb er sofort radikal die Portionen kürzte, so daß man hungrig vom Essen aufstand. Er wollte aber an seinen Gästen das sparen, was die arme Landbevölkerung vor dem Hungertode errettete. Der Wirt, ein überzeugter Nationalsozialist, schimpfte erstmalig wütend über die Regie-

rung. Das war überhaupt immer festzustellen bei meinen guten Landsleuten: Sobald etwas gegen die persönlichen Interessen angeordnet wurde, sprachen sie von „nicht mehr mitmachen“. Die Schuld traf aber beileibe nicht den Nationalsozialismus nach ihrer Ansicht, sondern die Juden. Damals betrug die Wochenration Fleisch pro Person 500 Gramm, Butter pro Person 125 Gramm, Nahrungsmittel pro Person 125 Gramm. Am 26. September 1939 erreichte mich auf einer Geschäftstour die Nachricht, daß unser Junge Reinhard geboren sei. Ein gesunder Bengel; die Geburt war zwar langwierig, aber gut verlaufen. Ich fuhr am selben Tage noch, überströmend vor Glück, nach Fredelburg. Unterwegs fuhr ich in meiner Ungeduld so schnell um eine Ecke bei Regen und verbog die Vorderachse. Der Schaden wurde aber in der nächsten Reparaturwerkstätte sofort behoben, so daß ich nur einen halbstündigen Aufenthalt hatte. Damals bekam man noch alles vorschriftsmäßig gemacht. Den Wagen hatte man für das Geschäft belassen und gab uns eine monatliche Benzinzuteilung von 400 Liter.

In der Zwischenzeit nahm der Krieg seinen Lauf, die Engländer beschränkten sich auf einen Flugzeugkrieg, Polen wurde überrannt, der Westwall war von unseren Truppen besetzt, alles redete von einem baldigen Kriegsende. Wir hielten Krefeld nun für weit genug abliegend von allem Kriegsgeschehen und fuhren alle nach Krefeld beziehungsweise M.-Gladbach zurück. Auf der Rückfahrt waren die Straßen ganz von Autos leer, da die Beschlagnahme von Wagen sehr radikal durchgeführt war und man nur wenige Wagen zuließ.

Anfang November kam ein prachtvoller junger Mensch aus Leipzig, Alfons Plewa, dessen Regiment von Polen in den Westen verlegt wurde, zu uns, von meinem Bruder Joseph geschickt. Er lag in Traar im Golfklubhaus und kam oft zu uns. Alle Gesichter strahlten, wenn er kam. Er war sehr schweigsam, der gute Alfons, aber das verband uns noch mehr. Bei Tisch pflegte man ihm die Schüsseln zum Leermachen zuzuschieben, da sagte Hans-Christoph, der damals drei Jahre alt war, „Onkel Plewa, Du bist unser Leermacher“. Er benutzte viel und gern unseren Bücherschrank.

Anfang Dezember führte mich eine Geschäftsreise in die Schweiz. Auf der Fahrt dorthin konnte man hinter Freiburg, in der Gegend des Idsteiner Kopfes, weit nach Frankreich einsehen und das Leben und Treiben der Franzosen in der Befestigungslinie beobachten: ein Bild tiefen Friedens. Es wurde von Offizieren, die dort lagen, versichert, es sei noch kein Schuß in der Gegend gefallen. Von launigen Hin- und Herrufen zwischen den Linien wurden viele lustige Beispiele erzählt. Die Besiegung Polens ging ihrem Ende zu. In Deutschland stieg die Zuversicht, daß der Krieg bald zu Ende sei.

Hitler wurde in Deutschland als der geniale Feldherr gefeiert.

In der Schweiz wurde ich von unseren Freunden herzlich aufgenommen. Der Krieg wurde sehr bedauert, da er die Lage der Schweiz sehr gefährdete. Man warnte mich vor übermäßigem Optimismus, der Krieg würde sehr lange dauern, denn die westlichen Staaten seien noch nicht fertig, und Amerika käme auch noch. Dies entsprach auch meiner Ansicht und aller derer, die England und Amerika gut kannten. Zu Hause durften diese Bedenken nur im engsten Familienkreise geäußert werden. In Bern konnte ich meinen Freunden Kendall in Leicester das ein Lebenszeit zu unserer unbeschreiblichen Freude erwidert wurde. Mr. Frank Kendall schrieb, was auch immer geschehen möge und was auch immer unsere Völker trenne, die Freundschaft zwischen uns bleibe bestehen. Dieser Brief hat viel dazu beigetragen, meinen Glauben an den Sieg der Menschlichkeit und echten Werte, trotz aller Not, die wir noch durchmachen mußten und noch müssen, aufrechtzuerhalten.

Das Weihnachtsfest 1939, das erste in diesem Kriege, feierten wir in gewohnter Weise, erst bei uns zu Hause, wobei zu unserer großen Freude Alfons Plewa zugegen war, der uns das Buch „Gläubiges Herz“ von Claudius schenkte, dann auf der Hindenburgstraße²⁾ bei meinen Eltern.

Ins Geschäft kam öfters ein Oberstabsveterinär der hier liegenden sächsischen Division namens Dr. Asshauer, der bei Dechant von Itter im Quartier lag, um sich Stoffe zu holen. Diese Lieferungen gingen unter Wehrmachtslieferungen. Dr. Asshauer brachte dann einige Freunde mit, Hauptmann Dr. Herrmann-Möller und Hauptmann von Hoff. Alle drei waren prachtvolle Menschen. Eine erste Unterhaltung mit ihnen erwies eine weitgehende Übereinstimmung unserer Ansichten und Weltanschauung. Hieraus entstand dann, besonders mit Herrn Dr. Herrmann-Möller, eine enge Freundschaft, die uns heute noch verbindet.

Manche Abende haben wir gemeinsam verbracht, bis nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Holland die hier liegenden sächsischen Divisionen mit vorrückten. Als im Frühjahr der Einfall der Deutschen in Dänemark und Norwegen ohne nennenswerte Störungen vor sich ging, überschlug sich das deutsche Volk vor Begeisterung. Als wir mit unseren Freunden zusammen waren, äußerten sie starke Bedenken gegen diesen Überfall friedlicher Völker, da sie besonders aus den Erfahrungen des letzten Krieges heraus den zweifelhaften strategischen Wert solcher Maßnahmen als zu teuer erkaufte ansahen, da hierdurch die Weltmeinung gegen uns geeint wurde. Wenn besonders die Deutschen auch immer wieder meinen, hierauf keine Rücksicht nehmen zu brauchen, da Recht habe,

wer die Macht habe, beweise die Geschichte eindeutig, daß letzten Endes doch das Recht sich durchsetze. Im April war Herrmann-Möller wieder bei uns. Als ich ihm den Betrieb zeigte, der gerade umgebaut war, wurde mir plötzlich sterbenselend und ich mußte mich erbrechen. Da ich an dem Abend Gäste eingeladen hatte, gab ich weiter keine Acht darauf. Anderen Morgens hatte ich Fieber, und der herbeigerufene Dr. Fette sandte mich sofort ins Krankenhaus zu Dr. Busch zu einer Blinddarmoperation. Die Sache war sehr kompliziert und ich verbrachte ganze sechs Wochen im Krankenhaus, nachdem Dr. Busch zuerst Elinor gegenüber Zweifel an meinem Wiederaufkommen geäußert hatte. Dieser Operation verdanke ich, daß ich in allen folgenden militärischen Untersuchungen nicht k.v.³⁾ geschrieben werden konnte.

Jetzt, wo ich dieses schreibe, ist der Krieg immer noch nicht vorbei. Während ich im Krankenhaus lag, ereignete sich sehr viel. Eines Morgens setzten sich unsere Truppen in Bewegung und rückten in Holland ein. Ungeheure Mengen Flugzeuge zogen nach Westen und Nordwesten. Nachts erfolgten die ersten ernsthafteren Fliegerangriffe der Engländer. Wir rückten ebenfalls durch Belgien in Frankreich ein, das sich sicher hinter seiner Maginotlinie dünkte. Curt, der sich während meiner langen Krankheit um das Geschäft kümmerte, erzählte mir von den neuen, einschneidenden Bewirtschaftungsvorschriften, die damals herauskamen. Die Firmen durften nicht mehr die gewohnten Artikel herstellen, sondern nur noch solche, die als kriegswichtig angesehen wurden. Wir hatten die Auflage bekommen, Miederstoffe herzustellen, denn wenn die Frauen keine Büstenhalter mehr hätten, ginge der Krieg verloren. Da die Kalkulation der Miederstoffe ausgezeichnet war, waren wir mit diesem Wechsel sehr einverstanden. Alles, was gewebt wurde, mußte nach genauen Herstellungsanweisungen gemacht werden. Damals begannen die häufigen Reisen der Unternehmer nach Berlin, die vielen bald klar machten, daß eine gelenkte Wirtschaft gar nicht so dumm war, wenn man seine Hände in der Lenkung hatte. Da begann die Jagd nach Beziehungen.

Die dauernden Siegesnachrichten mit der sie auslösenden Begeisterung konnten wir gar nicht vertragen. Am Tage des Falls von Paris bekamen wir die Nachricht, daß unser Vetter Helmut Cramer, der einzige Sohn, das einzige Kind seiner Eltern, gefallen war.

In der Zwischenzeit wurden die Fliegerangriffe der englischen Luftwaffe immer häufiger und gefährlicher. Die ersten Todesopfer in der Zivilbevölkerung waren zu beklagen. In den Kellern wurden Luftschutzbetten aufgestellt, um dort die ganze Nacht schlafen zu können. Unser Jüngster, Reinhard, schlief in einem Korb. Elinor und ich hatten uns eine breite Holzpritsche machen lassen, auf die wir



Abb. 3. Mutter Elinor Jammers mit Ursula, Reinhard und Hans-Christoph; 1940

Matratzen legten. So hatte jeder ein Bett, nicht nur im Schlafzimmer, sondern auch im Keller. Da die Flieger meistens nachts um 12 Uhr und gegen 4 Uhr kamen, schliefen wir vom Herbst 1940 an mehrere Monate ganz im Keller, bis die Nächte wieder kürzer wurden. Die Stadtverwaltung ging jetzt dazu über, in der ganzen Stadt die Keller verstärken zu lassen und Durchbrüche von einem Haus zum anderen anzulegen. Diese Maßnahmen haben unzähligen Menschen das Leben gerettet, die sonst aus den verschütteten Häusern nicht mehr herausgekonnt hätten.

Im Oktober des Jahres 1940 brach in einer Nacht ein furchtbarer Orkan aus, der über ganz Deutschland raste und besonders im Westen große Schäden anrichtete. Die Wälder sahen verheerend aus, die stärksten Bäume waren abgedreht, der Turm der Lutherkirche auf die Kirche gestürzt, und manche Menschen waren umgekommen. Im Herbst fuhr ich nach Holland um zu versuchen, dass eine dortige Weberei für uns arbeite. Ich besuchte in Den Haag Oberregierungsrat Hellwig, der den Arbeitseinsatz in Holland leitete. Der riet mir, dort zu versuchen, mit einer holländischen Firma gemeinsam einen Betrieb aufzumachen. Diesen Plan trug ich nach meiner Rückkehr Dr. Abels⁴⁾ und meinem Schwiegervater vor, die damit einverstanden waren. Curt und ich fuhr dann nach Holland in dem neuen Super Six Opelwagen, den wir uns gerade für RM 3000,- gekauft hatten. Wir wurden nach Helmond gewiesen, da dort mehrere Webereien lagen. Durch Vermittlung des Vertreters der Kuag⁵⁾ setzten wir uns mit der Firma Terwindt, Arntz und Holtus, Inhaber Herr Lee-

wens, in Verbindung, der geneigt schien, mit uns gemeinsam eine Kunstseidenabteilung im Rahmen seiner Buntweberei zu errichten. Da hierzu die Genehmigung der deutschen Behörden der Niederlande erforderlich war, fuhr ich nach Den Haag und Amsterdam, wo wir durch Vermittlung von Hellwig mit den zuständigen Herren sprachen. Alle deutschen Behörden erklärten sich mit unserem Plan einverstanden unter der Voraussetzung, dass der Vertrag nicht einseitig zugunsten der Deutschen, sondern unter völliger Wahrung der Interessen der holländischen Firma getätigt würde. Da das Liefern von Waren in die besetzten Westgebiete verboten werden sollte, konnten wir so unseren Umsatz nach Holland halten und sogar erhöhen. Anschließend fuhr ich nach Belgien und wurde dort von unseren Geschäftsfreunden gut aufgenommen. Unser alter Freund Bastenie erzählte von den Leiden, die seine Familie erduldet auf ihrer Flucht vor den Deutschen Truppen bis hinter Bordeaux. Zurückgekommen nach dem Zusammenbruch Frankreichs seien sie nur mit Hilfe der Deutschen. Auf eine Frage, warum sie denn überhaupt geflohen seien, erklärte er dies mit den Erfahrungen aus dem letzten Krieg. Das schlimmste, was ihnen von damals in Erinnerung geblieben war, war das völlige Abgeschnittensein von den Mitgliedern ihrer Familie, die mit den Truppen sich 1914 zurückgezogen hatten nach Frankreich, während der vier Jahre der deutschen Besetzung Belgiens. Die Ungewissenheit um deren Schicksal sei im Kriege 14/18 die stärkste Belastung gewesen. Sie hatten geglaubt, es würde sich wiederholen. Während die Familie also nach Frankreich flüchtete und dort dem größten Elend ausgesetzt war, blieben die Mitglieder der Familie, die eingezogen waren, durch die schnelle Kapitulation der belgischen Armee in der Heimat. Als Bastenie mir das grenzenlose Flüchtlingselend erzählte, fing er an zu weinen und ich mit ihm.

Damals verkaufte ich große Mengen, die wir sehr schnell lieferten. Kurz darauf kam das Verbot der deutschen Lieferungen in die besetzten Westgebiete. Dieselben sollten selbst für sich sorgen. Später ging dann die deutsche Besatzungsmacht dazu über, auch die im Lande selbst hergestellte Ware herauszuschaffen, als die Materialknappheit infolge der immer stärkeren Konzentrierung der Industrie auf den Krieg größer wurde. Im Laufe des Herbstes und Winters 1940 nahmen die Verhandlungen mit Herrn Leewens in Helmond immer festere Formen an. Wenn Curt und ich dorthin kamen, wurden wir immer überaus gastfrei von ihm und seiner Familie aufgenommen, wobei seine reizende Frau uns sehr verwöhnte. Bei manchen vertraulichen Gesprächen am Kaminfeuer mit einem Glase Whisky konnten wir die völlige Übereinstimmung unserer Ansichten feststellen.

Wir konnten damals in Holland noch sehr billig Lebensmittel kaufen, die frei über die Gren-

ze gebracht werden durften. Einmal hatte ich einen Schinken dort gekauft, den ich meiner Schwester Maria, die in Berlin mit ihren vier Kindern sehr knapp lebte, per Post schickte. acht Tage später erschien bei mir die Kriminalpolizei, die wissen wollte, wieso ich an einen Schinken käme, da alles Fleisch streng rationiert sei. Mein Aufdecken der holländischen Quelle beruhigte sie aber, und ich konnte meinen Schinken, den sie beschlagnahmt hatten, wieder abholen. Wir hatten dann bald die Aufklärung dieses Vorganges. Ein uns aufkotroyierter Kriegsverletzter des vorigen Weltkrieges, der uns seit acht Jahren schikanierte und der wegen des starken gesetzlichen Schutzes, den er genoß, nicht zu entlassen war, hatte die Anzeige bei der Kriminalpolizei erstattet, daß in dem bestimmten Paket rationierte Fleischwaren waren. Dieser Vorgang brach dem Mann das Genick; jetzt konnten wir ihn wegen Vergehens gegen die Gefolgschaftstreue entlassen. Das ist der einzige Fall während des ganzen Krieges, daß von seiten der Gefolgschaft der Firma irgendwelche Schwierigkeiten gemacht wurden. Die Entrüstung war auch entsprechend. Sonst sind alle meine Leute durch dick und dünn mit mir gegangen; nur dadurch ist es möglich geworden, alle Schwierigkeiten so zu überwinden, wie dies bis heute der Fall ist. – Dann kam das zweite Weihnachtsfest dieses Krieges, das wir in althergebrachter Weise feierten. Elinor erwartete jetzt ihr viertes Kindchen, und wir wünschten sehnlichst, daß dieses Kind im Frieden geboren würde.

Die Fronten lagen sich abwartend gegenüber, im Westen, an der Atlantikküste, wurde eine Riesenbefestigung gebaut, die ein Landen von England her unmöglich machen sollte. Von der Nordspitze Norwegens bis zu den Pyrenäen lagen unsere Truppen in Bereitschaft. Es wurde laut das Genie Hitlers gepriesen, das den Plan unserer Feinde, uns in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln, für ewige Zeiten zunichte gemacht habe, denn Rußland war unser Freund, mit dem uns ein Freundschaftsbündnis verband. Der Luftkrieg wurde immer furchtbarer, und wir überlegten, ob Elinor nicht im Frühjahr oder Sommer für einige Monate in die Eifel ins Jagdhaus bei Frauenkron übersiedeln sollte. In der Nähe, in Stadtkyll, war ein Krankenhaus, von guten Schwestern geleitet, wo Elinor ihr Kindchen bekommen konnte. Dann hörten endlich die Kellernächte auf.

Die Arbeiten im Geschäft machten immer mehr Freude, trotzdem durch die immer häufiger werdenden Einberufungen und den dadurch bedingten Arbeiterwechsel die Schwierigkeiten größer wurden. Herr [Fritz] Poscher, unser Hauptreisender, der uns immer den größten Teil des Umsatzes beschafft hatte, sah seine Haupttätigkeit darin, unsere Leute zu reklamieren und vor Einberufungen nach Möglichkeit zu bewahren. Diese Aufgabe hat er mit ungeheurem Geschick all die Jahre hindurch gelöst und vor allem dafür gesorgt, daß



Abb. 4. Das Jagdhaus Becker-Jammers in der Eifel

der Führungsstab der Firma intakt blieb. Dadurch konnte erreicht werden, daß trotz des Krieges der Neuaufbau der Firma durchgeführt werden konnte und die Entwicklung dauernd steil aufwärts ging. Herr [Paul] Sünder, der mit großem Erfolg den Betrieb und die Produktion leitete, konnte so mit kurzen Unterbrechungen, während denen er Soldat war, den ganzen Krieg weiter arbeiten, trotz des jungen Jahrganges 1912. Er wurde zweimal eingezogen und kam jedes Mal nach einigen Wochen als untauglich zurück. Wie er das gemacht hatte, war sein Geheimnis. Über seinen Jahrgang regte sich jede der zahlreichen Militärkommissionen auf, die von Herrn Poscher stets mit viel Schläue überzeugt wurden von der Kriegswichtigkeit unseres Betriebes. Einmal habe ich mit einer Kommission selbst verhandelt, aber mit so wenig Erfolg, daß ich den Rat Poschers befolgte und nie mehr da war, wenn eine kam. Ich war für die Herren Militärs zu jung und stets ein Anlaß zu Diskussionen, ob ich nicht doch noch eingezogen werden könnte. Ein gutes Geschick und die Findigkeit meiner Mitarbeiter haben mich davor aber bewahrt.

Heute, am 3. März 1945, da gerade die Amerikaner in Krefeld eingezogen sind, darf ich das wohl als endgültig ansehen, wenn auch der Krieg noch nicht beendet ist. Nicht zuletzt verdanke ich dies Herrn Terbrüggen, unserem langjährigen Prokuristen, den ich bat, nach außen hin gar nicht in Erscheinung zu treten, denn sein zu starkes Hervortreten konnte mich gefährden. Dies hat er mit großer Treue all die Jahre auch getan, trotzdem ihm das manchmal sicher schwer gefallen ist, denn als die älteren Jahrgänge auch herangezogen wurden, bedeutete dies, daß er nicht von der Firma u.k.⁶⁾ gestellt wurde.

Im Frühjahr 1941 kam eine zweite Hausangestellte, Elli Hülsen aus Sonsbeck, zu uns, die uns vom Arbeitsamt als Kinderfräulein bewilligt wurde. So konnten wir unseren Plan durchführen und die Kinder mit Elinor in die Eifel verfrachten. Die Fahrt dorthin wurde am 6. oder 8. Juni durchgeführt. Conrads, der Chauffeur, fuhr mit Elli und dem Jüngsten, Reinhard, der gerade laufen konnte, mit unserem kleinen Ford-Lieferwagen hin. Ich fuhr mit Elinor und den beiden Kindern mit dem Zug über Köln – Jünkerath nach Halschlag, wo uns Conrads mit dem Wagen abholte.

Das Leben in der Jagdhütte war außerordentlich primitiv, wenn auch friedlich. Die Hütte bestand nur aus zwei Räumen; später baute mein Schwiegervater noch einen Raum dazu. Licht und Gas gab es nicht. Frauenkron, der nächste Ort, lag 20 Minuten entfernt. Dort bekamen wir Milch und Eier, in Stadtkyll, 1 ½ Stunden entfernt, holte man Brot und Sachen aus dem Kaufhaus. In Jünkerath, 2 Stunden entfernt, das Fleisch und in Berk, 1 Stunde entfernt, alle Nahrungsmittel und sonstigen Sachen. Einer der Erwachsenen war also mehr als ausgefüllt, um alle Sachen herbeizuschaffen. Meistens machte das Elinor, da sie mehr bekam. Wie schwierig das war bei schlechtem Wetter, das dort meistens herrschte, kann man sich vorstellen. In der Zeit, in der Elinor ein Kind erwartete, konnte sie auch ihr Rad nicht benutzen, wodurch die Sache noch erschwert wurde. Dazu die Einsamkeit. Ich fuhr häufig über das Wochenende hin, im Jahr 1941 noch mit dem Wagen, später mit dem Zuge. Das Klima war dort sehr rau und der Sommer nur kurz. Rührend war die Fürsorge der Leute dort, nachdem sie einmal Vertrauen zu Elinor gefaßt hatten. Sie bewunderten das mutige Aushalten Elinors maßlos und unterstützten sie entsprechend, was sich für die Ernährung sehr vorteilhaft erwies. Ich verbrachte dann wie 1940, als mich unser 14-jähriges Pflichtjahrmädchen Martha Steynnes versorgte, so auch 1941 den Sommer allgemein in Krefeld, ab 1941 aber immer gut umsorgt von unserer treuen Elise.

In jenem Sommer hatte sich unser Betrieb, wie meistens in den vergangenen Jahren, wieder zum Sportwettkampf der Betriebe gestellt, diesmal aber mit einer besonders guten Mannschaft, da wir in jenem Jahr fast



Abb. 5. Die Turnerriege der Firma Jammers

alle unsere Männer aus dem Betrieb reklamiert und die meisten auch Arbeitsurlaub bekommen hatten. Im Frühjahr und Frühsommer hatten wir dann mit 100 Prozent Beteiligung der Männer und Frauen die vorgeschriebenen Kampfübungen vor den Kampfrichtern der D.A.F.⁷⁾ absolviert. Mein Schwager Curt und ich hatten uns auch daran beteiligt. Da ich nun sportlich eine Niete bin, war es bei den übrigen eine große Aufregung, ob ich besonders im Weitsprung die vorgeschriebene Weite auch erreichte. Als ich dann dran kam, schrie die ganze Corona im entscheidenden Moment, beim Ansetzen zum Sprung, anstachelnd auf. Mit dieser Hilfe kam ich dann hin. Groß war die Freude im ganzen Betrieb, als wir dann kurz darauf hörten, wir seien dreifacher Gausieger geworden, nur wenige Punkte fehlten zum Reichssieger. Bei der Austragung dieses Kampfes marschierten wir in Achterreihen in die Kampfbahn ein. Als nun einer unserer Leute die Fahne holte, zum Vorantreten, wurde ihm aus den Reihen zugerufen: „Bernd, haste auch aufgepaßt, ob du die richtige Fahn hast, da is ja noch dat Ding in de Mitt. Du mußt die Fahn von die nächste Regierung holen, da is dann nix drin“.

In jenem Jahre hatte ich besonders viel Besuch zu Hause, meistens ganz unerwartet, aber Else überwand immer alle Schwierigkeiten. Die große Frage war immer, wie soll das weitergehen mit dem Krieg? Die Bombardements auf England hatten ungeheure Wucht angenommen, aber unsere Bombenwaffe furchtbar mitgenommen, da die englische Abwehr ausgezeichnet sei, wie aus militärischen Kreisen langsam durchsickerte, natürlich nur im Geheimen. In der Zeitung lasen wir nur von der schrecklichen Abnutzung der englischen Luftwaffe. Am 22. Juni 1941 rückten unsere Truppen in Rußland ein und eröffneten so den Krieg gegen den bisherigen Freund. Die Strategen in Deutschland sagten einen schnellen Sieg voraus. Die Presse bewies, welch entscheidende Fehler seinerzeit von Napoleon gemacht worden seien, die zur Katastrophe geführt hätten, und wie geschickt wir das machten. Tag auf Tag ertönten die Siegesfanfaren und meldeten Erfolg auf Erfolg. Da bekamen wir die Nachricht vom Tod unseres Veters, Hans Prym aus Bonn, des einzigen Jungen seiner Eltern. Richard rückte ebenfalls nach Rußland aus und schrieb sehr beruhigende Briefe; sie seien weit zurück.

In der Eifel war jetzt Hochbetrieb. Die Eltern Becker waren da und Trudel mit ihren drei Kindern. Elinors Termin nahte heran, und ich fuhr am 1. August hin und holte sie nach Stadtkyll ins Krankenhaus, wo wir beide ein Zimmer neben der Kapelle bekamen. Wir verbrachten herrliche acht Tage zusammen und machten schöne Spaziergänge. Vom Jagdhaus bekamen wir oft Besuch. Am 7. August fuhren Elinor und ich noch nach Frauenkron. Beim Eingang ins Dorf hörten



Abb. 6. Die Familien Jammers und Becker vor dem Jagdhaus in der Eifel; hinten von links nach rechts: Elli Hülsen mit Reinhard Jammers, Trudel Becker, Hildegard Becker, Großmutter Becker, Elinor und Hans Jammers; vorne von links nach rechts: Walter Becker, Ursula und Hans-Christoph Jammers; 1941

wir, daß beide Eltern ins Dorf zum Telefon gelaufen seien. Als wir dann auch zu Pfeifers gingen, wo das Telefon war, fanden wir sie beide aufgeregt mit Curt telefonierend, sie hätten Nachricht von Richards Regimentskommandeur, er sei schwer verwundet. Curt sollte sofort über das W.B.K.⁸⁾ Gladbach versuchen, etwas Näheres zu erfahren. Sie hatten zwei Briefe bekommen, den ersten mit der Mitteilung, daß er schwer verwundet sei, Kopfschuß, und daß seine Lage kritisch sei, der zweite, er sei mit dem Flugzeug weggeschafft und operiert worden, man könne Hoffnung haben. Ein Telegramm kam: „Zustand ernst, jedoch nicht hoffnungslos“. Elinor bat mich, sofort zurück nach Stadtkyll zu fahren. Abends wurde dann unsere kleine Annegret geboren.

In Krefeld bat ich meine Mutter, sie möge doch zur Taufe nach Stadtkyll kommen. Da mein Vater am 19. Juli gestorben war, konnte sie zum ersten Mal seit Jahrzehnten frei über sich verfügen. Mutter war sehr gefaßt, da er ganz ruhig eingeschlafen war. Zu der Beerdigung war nochmals die ganze Familie ver-

sammelt, ohne Ausnahme, sogar Karl-Heinz war von seinem Standort Crailsheim herübergekommen. Auch unser jüngster Bruder Paul, der gerade nach bestandem Abitur eingezogen war und in Minden als Pionier ausgebildet wurde, konnte kommen. Seine größte Freude war, hier mit seinem Bruder Karl-Heinz, dem Flieger-Oberleutnant, spazierenzugehen. Meine Mutter sagte dann auch zu, nach Stadtkyll zu kommen, wo wir zusammen der Tauffeier beiwohnten. Elinor ging mit in die Kirche und wurde anschließend von dem Pfarrer, der auch die Taufe vorgenommen hatte, ausgesegnet. Anschließend hatten wir einen leckeren Taufkaffee im Krankenhaus.

Am 30. August wurde Curt, der gerade in Krefeld war, von München von Elisabeth, der Braut Richards, angerufen, die ihm mitteilte, ihr Bruder Heini habe ihr durch Kurier die Nachricht zukommen lassen, daß Richard am 25. August sanft eingeschlafen sei, ohne noch das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Richard, der seiner Schwester so ähnelte und den wir liebten wie uns selbst,

war nicht mehr. Curt fuhr nach Gladbach, um es den Eltern mitzuteilen. Ich fuhr noch am selben Tage mit dem Wagen nach Stadtkyll, um Elinor die Nachricht zu bringen.

Dann rückte mein Bruder Paul, der jüngste von uns achten, nach Rußland an die Front. Meine Mutter war sehr tapfer und versuchte ihre großen Sorgen um das Leben ihres Liebings zu verbergen. Die Todesnachrichten aus Rußland vermehrten sich erschreckend, auch im Geschäft kamen die ersten an. Man sah immer mehr Leute mit traurigen Augen. So neigte sich das Jahr 1941 seinem Ende zu. Von der Ostfront hörte man merkwürdige Gerüchte. Es wurde von Schlappen und Rückzug geredet. Leningrad und Moskau konnten und konnten nicht eingeschlossen werden. Diese Nachrichten erhielt man aber nur über den Feindsender. Das war bei strengster Strafe verboten. Nur im allerengsten Kreis wurde darüber gesprochen. Die Menschen wurden misstrauisch gegeneinander. Es verlautete, die Armee sei nicht für einen Winterfeldzug in Rußland vorbereitet gewesen, unsere Soldaten erfroren zu Tausenden. Da wurde von der Regierung zu einer Sammlung von wärmenden Sachen für unsere Soldaten aufgefordert. Ungeheure Mengen kamen zusammen, trotzdem man selbst nicht besonders reich an Wollsachen war. Dann wurde aufgefordert, die Skier abzugeben. Auch das wurde befolgt. Viele haben mit Tränen in den Augen ihre so geliebten Bretter, verbunden mit so reichen Erinnerungen an glückliche Zeiten, abgegeben. Der Chef der Wehrmacht, General Brauchitsch, trat zurück. Hitler selbst übernahm den Posten. Der Parteipropaganda-Apparat arbeitete fieberhaft. Jetzt führe der größte Feldherr aller Zeiten das Kommando, so etwas wie die kleine Schlappe dieses Winters könne sich nie mehr wiederholen. Es sei jetzt alles einkalkuliert. Weihnachten feierten wir still. Die Familie war im Oktober zurückgekommen, und wir hofften, daß es nicht mehr nötig sei, sie einen zweiten oder sogar dritten Sommer wegzuführen.

Eines Morgens hörten wir am Radio, daß die englische Luftwaffe einen furchtbaren Angriff, in einem noch nie dagewesenen Ausmaße, auf die herrliche alte Stadt Lübeck gemacht habe. Zum ersten Mal in diesem Kriege ist eine Stadt in einer Nacht fast ganz vernichtet worden. Damit trat der Luftkrieg in ein neues Stadium. Unsere Zeitungen überschlugen sich vor Empörung, kündigten furchtbare Rache an. Nachts drauf fiel die Stadt Kiel einem solchen Angriff zum Opfer. Wir zerstörten darauf, laut unseren Zeitungen, die herrliche alte Kathedralstadt Canterbury in Südengland, ein kleines verträumtes Städtchen von knapp 10 000 Einwohnern. Während nun die Engländer Nacht für Nacht eine andere deutsche Stadt zerstörten, meldeten wir meistens Angriffe unsererseits auf Canterbury oder ähnliche kleine Plätze in Südengland. Die Öffentlichkeit bei uns wurde stutzig: Konnten

wir nicht mehr weiter reinfliegen als nach Südengland? Stimmt die Gerüchte, wonach unsere Bomberflotte zerrieben sei?

In der Zwischenzeit bekamen wir die Nachricht, daß Paul mit schweren Erfrierungen im Lazarett an der Elbe liege. Bei meinem nächsten Aufenthalt in Berlin, wo ich mindestens einmal, wenn nicht zweimal im Monat war, fuhr ich von Berlin aus runter über Dresden, um ihn zu besuchen. In der Zwischenzeit hatten wir ein Gesuch an den Generalarzt gesandt, ihn nach Krefeld ins Lazarett zu verlegen. Mutter war einige Wochen vorher, kurz nach seiner Einlieferung, schon einmal dorthin gefahren. Er war sehr fidel und erzählte mir, daß tags vorher der Oberst bei ihm als dem Jüngsten gewesen sei und ihm gesagt hätte, als er hörte, daß er Medizin studieren wollte, er wolle versuchen, ihn zum Studium frei zu bekommen. Mit seinen kaputten Füßen, man hatte ihm einige Glieder von den Zehen amputiert, sei er doch nicht mehr k.v. Ich sprach dann noch mit seinem Stabsarzt, der mir sagte, seine Verlegung in ein Krefelder Lazarett könne bald erfolgen, wir müßten aber eine Krankenschwester senden zur Begleitung. Kurz darauf fuhr meine jüngste Schwester Ilse in Schwesterntracht, sie half hier im Roten Kreuz, hin und kam nach zwei Tagen zurück mit Paul, der in das Dreifaltigkeitskloster gelegt wurde. Dort wurde er von den guten Schwestern nach Strich und Faden verwöhnt. Wir alle, besonders aber Mutter, waren glücklich über dieses vermeintliche Ende von Pauls Militärzeit.

Am 30. Mai 1942 kam dann die Übersiedlung der Familie nach Frauenkron zustande. Der Spediteur Bircks hatte dazu den Lieferwagen gestellt, was immer schwieriger wurde. In der Nacht war irgendwo, nicht zu weit von Krefeld, ein entsetzlicher Angriff gewesen. Sollte die Reihe der furchtbaren Fliegerangriffe jetzt auf das Rheinland übergreifen? Auf dem Wege durch Gladbach und Rheydt sahen wir viele zerbrochene Fenster. Man munkelte, es sei ein schwerer Angriff auf Köln gewesen. In der Eifel angekommen, wurde uns die Richtigkeit des Gerüchtes bestätigt. Der Angriff auf Köln muß furchtbare Ausmaße angenommen haben. In den nächsten Nächten wurde Köln wieder schwer angegriffen. Den Sonntag drauf fuhr ich mit Curt nach Köln zu der Firma Brüggelmann. Unter Führung des Herrn Brüggelmann sahen wir dann die Schäden an. Die ganze Innenstadt war vernichtet. Das alte ehrwürdige Köln existierte nicht mehr.

Die wertvollsten Kirchen waren verbrannt. Das deutsche Volk wurde von seiner Regierung in dieser Lage mit der Aussicht auf die Vergeltung, die eines Tages kommen werde, getröstet. Die Propagandamaschine verbreitete den Haß als bestes Gegenmittel. Dann kam auch kurz darauf der erste schwere Angriff auf Düsseldorf. Furchtbar waren das Getöse und der Feuerschein am Himmel.

Die Arbeit im Betrieb ging gut weiter. Man hatte jetzt eine kleine Auswahl Firmen bestimmt, die die modische Arbeit weiter fortführen sollten, und den Betreffenden sogar ein besonderes Kontingent zur Verfügung gestellt. Die daraus gefertigten Artikel unterlagen nicht der Normung. Unsere Firma zählte auch hierzu. Wir machten jetzt besonders schöne Jacquard-Dessins. Auf der Suche nach guten Ideen lernte ich Professor Muche kennen, den Leiter der Modeklasse an der hiesigen Webeschule. In der ersten Unterhaltung, die wir miteinander hatten, fanden wir beide Gefallen aneinander. Aus dieser ersten Fühlungnahme wurde dann eine echte Freundschaft. Bei einer Veranstaltung der Firma im Rahmen des Volksbildungswerkes, die immer besonders gute Sachen darbot, war auch die Presse vertreten. Einer dieser Vertreter war Hugo Rütters, der echt Krefeldische Sohn einer alten Krefelder Familie. Sein Vater hatte mit meinem viel zusammen in der Erholung gesessen. Auch er kannte Vater gut von früher her und erzählte mir viele Züge von Vater, die ich noch nicht kannte. Wir haben dann guten Kontakt miteinander bekommen, und sein allezeit heiteres Gemüt hat mir manche schwere Stunde tragen geholfen. Man konnte aber nie wissen, wann er kam, mal tauchte er alle Nase lang auf, dann verschwand er für Wochen.

Der Luftkrieg hielt mit unverminderter Heftigkeit an, nur daß er mehr und mehr einseitig wurde. Die großen Industriestädte wurden nacheinander schwer heimgesucht, besonders Köln und Düsseldorf waren immer wieder das Ziel der schrecklichsten Angriffe. Wer eben konnte, zog aus den gefährdeten Gegenden aus und ließ sich irgendwo auf dem Lande nieder. Es wurden in jenem Jahre aber auch viele zerstreut liegende Bauernhöfe vernichtet, im Bereich Krefeld – Moers allein innerhalb kurzer Zeit über 150 Höfe. Anfang September fuhr ich nach Wien. Bei der Abreise hier traf ich den mir flüchtig bekannten Herrn Alfred Schmitz-Egelhaaf, Vorstandsmitglied der Vereinigten, den man auf seinen Reisen nie ohne Geige sah. Hugo Rütters, der bei ihm verkehrte, hatte mir schon einmal gesagt, daß er hervorragend Geige spiele. Da wir Musik über alles liebten, war ich sehr begierig darauf, ihn näher kennenzulernen. Auf der gemeinsamen Fahrt unterhielten wir uns dann sehr gut und fanden sehr schnell viele Berührungspunkte. So entstand meine Freundschaft mit Alfred Schmitz. Mitten im Kriege kam so ein Freundschaftskreis zusammen, wie wir ihn vorher nie gekannt hatten. Welch schöne Stunden haben wir doch zusammen verbracht, Muche, Schmitz, Rütters und ich. Wie hat uns das Geigenspiel von Alfred Schmitz über vieles hinweggeholfen. Wie tröstend waren die Fresken von Georg Muche, als er wieder anfang, Fresken zu machen. Wie kurzweilig waren die Stunden, die wir mit Hugo Rütters verbrachten, wenn er von seinen vielen Irrfahrten erzählte oder aus seinen Schriften



Abb. 7.
Hans und Elinor
Jammers mit
Hugo Rütters

vorlas. Der Krieg hat sich von seiner positiven Seite gezeigt, als er diesen Kreis zusammenkommen ließ.

Im Oktober fuhr ich mit den Herren Conze, Schluckebier und Hartmann nach Frankreich, um die Verhältnisse in der dortigen Seidenindustrie zu studieren. Unser Weg führte uns auch in das damals von den Deutschen unbesetzte Lyon. Wir wurden von den Franzosen mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und bekamen von ihnen bereitwillig alles gezeigt. Wir machten von Lyon aus eine Autofahrt die Rhone herunter durch das altehrwürdige Vienne nach Annonay, wo wir einige interessante Betriebe besichtigten, dann weiter in die Ardèche, wo wir in einem kleinen Ort die modernste Weberei Frankreichs zu sehen bekamen. Einer unserer französischen Freunde war gerade vor kurzem aus Amerika zurückgekommen. Er sagte uns, Amerika werde binnen kurzem in den Krieg eintreten. 14 Tage nach unserer Rückkehr aus Frankreich besetzten die Deutschen ganz Frankreich und beseitigten, im Gegensatz zum Waffenstillstandsvertrag, die unbesetzte Zone in Frankreich.

In den Zeitungen liest man jetzt von der zunehmenden Spannung zwischen Amerika und Japan. Anfang November holte ich die Familie aus der Eifel zurück. Jetzt war wieder Leben in der Bude. Die Kinder gediehen prächtig. Am 3. Oktober war ein stärkerer Angriff auf Krefeld gewesen. Das Haus uns gegenüber war abgebrannt, sonst hatte unser Stadtteil nichts mitbekommen. Die Haupt-

wucht des Angriffes war auf den Westteil der Stadt gerichtet. Dort waren viele Häuser zerstört und verbrannt. Wir hofften, jetzt vorläufig in Ruhe gelassen zu werden, da die Textilindustrie in Krefeld ja nicht gerade sehr kriegswichtig war. Nur den vielen Prüfungskommissionen gegenüber, die uns unsere Leute für andere wichtigere Betriebe abnehmen wollten, waren wir sehr kriegswichtig. Mit diesem Hin- und Herlavieren sind wir auch ganz gut durchgekommen.

Meine Schwägerin Trudel bekam eine Anfrage von ihrer Mutter aus München, ob sie nicht mit ihren Kindern mit ihr zusammen in ein Jagdschlößchen eines ihr bekannten Barons ziehen wolle, das in Niederbayern in Aldersbach bei Vilshoven in der Nähe von Passau liege. Sie fragte nun, ob Elinor mit den Kindern nicht auch hin wolle, da Platz genügend vorhanden sei. Das sei doch viel weniger primitiv als in der Eifel, wo sich Elinor so abquälen müsse. In Krefeld könne man doch auch nicht bleiben, da die Gefahr aus der Luft immer furchtbarer würde. Elinor und ich waren uns aber einig darin, daß wir uns so weit nicht trennen wollten und daß wir auf alle Fälle auf der linken Rheinseite bleiben sollten. Wir waren damals schon überzeugt, daß der Krieg anders ausgehen würde, als uns befohlen wurde zu glauben, und hielten ein schnelles Zueinanderkommen für wichtig.

So nahte das Weihnachtsfest heran, das vierte in diesem Kriege. Die großsprecherische Ankündigung Hitlers an Neujahr, daß das Jahr die Vollendung des größten Sieges

der Weltgeschichte bringen würde, hatte sich in keiner Weise erfüllt. Wohl waren unsere Truppen bis in den Kaukasus vorgedrungen und standen gleichzeitig vor Stalingrad an der Wolga. Da erfolgte in der ersten Dezemberhälfte der Eintritt Amerikas in den Krieg, auf seiten der Engländer und Russen. Unsere Strategen meinten, der käme zu spät, denn binnen kurzem wäre Rußland niedergedrungen. Aber allen Ankündigungen zum Trotz fiel Stalingrad nicht. Das Weihnachtsfest feierten wir glücklich im Kreise unserer Familie. Durch die Bemühungen des Papstes war über Weihnachten eine Gefechtsruhe eingetreten, so daß wir wenigstens an zwei Abenden keine Angst vor Fliegerangriffen zu haben brauchten.

Mein Schwager Werner⁹⁾ erzählte uns, die Gestapo sei hinter ihm her, da er in der Jugendseelsorge tätig sei. Er habe eine Jüdin versteckt, die er jetzt aber ins Rheinland zu Tante Paula abgeschoben habe. Er wünschte, daß wenigstens einer der Familie dies wisse. Wir waren aufs höchste betroffen über diese Mitteilung, konnten ihm aber keinerlei Vorhaltungen machen, da er seine Pflicht als Geistlicher tun müsse, so wie er sie auffasse. Dazu gehört nun mal die Seelsorge an den Juden. Wenn er sich dadurch in Lebensgefahr bringe, so müsse er das wohl oder übel in Kauf nehmen. Jedenfalls dürften die Eltern Becker nichts davon wissen.

Das Haus auf der Hindenburgstraße richteten wir jetzt als Zweifamilienhaus ein und nahmen durch Vermittlung von Dr. Abels eine Familie herein. Die oberste Etage richteten wir für Mutter ein und machten daraus ein sehr behagliches Heim. Dr. Abels, ein Freund meiner Eltern, hatte bei der Krise unserer Firma eine sehr helfende Rolle gespielt und vor allem den für mich so günstigen Vertrag aufgesetzt. Er war der Vertreter der Kommanditisten in der Firma und half mir in jeder Situation. Er war in sehr großer Sorge um seine drei Jungen, die im Felde standen und sehr viel mitmachten.

Die Luftangriffe auf das Rheinland nahmen ihren Fortgang, und jede Nacht hörte man von irgendeiner Richtung die gewaltigen Explosionen und sah den Feuerschein. Die Kaliber der Bomben wurden immer größer, die Wirkungen immer verheerender. Wir vertrauten auf die guten Beziehungen, die die Krefelder Industrie mit England und Amerika verband, und hofften, daß wir verschont blieben. Elinor und ich überlegten, ob wir in diesem Jahre nicht von einer Übersiedlung der Familie in die Eifel absehen könnten. Ostern sollte unsere Älteste, Ursula, mit zur ersten heiligen Kommunion gehen. Ich sammelte dafür eifrig Getränke und Lebensmittel. Hier halfen mir besonders meine Kempener Freunde, die ich durch Vermittlung von Herrn Poscher kennenlernte. Besonders der Weinhändler Straeten versorgte mich mit ganz ausgezeichneten Weinen. Ich hatte aber auch großen Bedarf,



Abb. 8. Dr. Werner Becker; um 1943

da wir Freunde uns oft trafen. Die Schwere der Zeit trieb uns zusammen. Unvergeßlich sind mir die Tage, wenn wir zusammen nach Xanten oder Kaiserswerth oder M.-Gladbach oder Mündelheim gingen, und Herr Schmitz geigte dort in den alten ehrwürdigen Kirchen. Dann vergaßen wir den Krieg und kamen hoffnungsvoll nach Hause. Manchmal ging auch Dr. Steeger, der berühmte Archäologe, mit und erklärte uns die Sehenswürdigkeiten des betreffenden Ortes. Einmal, erinnere ich mich, als die beiden Wiener Mädels vom Wiener Modenhaus studienhalber hier waren, führen wir zusammen mit dem Dampfer nach Xanten. Dort zeigte und erklärte Dr. Steeger uns das schöne Xanten in seiner so einfachen und darum so packenden Art. Da rief Rütters in seiner Begeisterung: „Kinders, das ist genauso, als wenn wir nach Rom gingen und der Papst selbst zeigt uns alles“.

Ostern, der Tag der ersten heiligen Kommunion unserer Ursula, kam. Unvergeßlich ist die Feier in der Kirche, als die Kinder zum ersten Mal den Herrn empfingen, besonders eindrucksvoll in einer Zeit, in der niemand weiß, ob er morgen noch lebt, wo es bereit sein heißt, jeden Augenblick vor Gottes Richterstuhl zu treten. Die Feier zu Hause reihte sich würdig an die kirchliche Feier.

In der darauffolgenden Woche statteten die französischen Seidenindustriellen der hiesigen Industrie ihren Gegenbesuch ab. Wir hatten diesen Besuch schon wochenlang vorbereitet, um sie ebenso gut aufnehmen zu können, wie sie uns. Es klappte dann auch vorzüglich; sie wurden von einem Betrieb zum anderen geschleift und von einem Festessen

zum anderen. Jeder versuchte, den anderen zu übertreffen, und das Resultat waren vollkommen überfressene Mägen der meisten Teilnehmer. Im Beirat der Fachgruppe hat diese Fürsorge dann Anlaß zur Kritik gegeben, man hätte die Sache übertrieben. Wir Krefelder trösteten uns aber damit, daß dies nur der gemeine Neid derjenigen sei, die nicht daran teilnahmen. An einem der Abende, während des Franzosenbesuches, fand ein furchtbarer Angriff auf Dortmund statt, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Bis Krefeld konnte man in der Nacht den Feuer Schein des brennenden Dortmund sehen. Im Rheinland gab es jetzt nur noch wenige größere Städte, die noch nicht so viel mitbekommen hatten, darunter Krefeld und vor allem Wuppertal. In Wuppertal waren noch nie auch nur einzelne Bomben gefallen. Man erklärte dies mit der Lage im engen Tal der Wupper. Elinor wollte doch wieder mit den Kindern in die Eifel, da die Luftlage zu bedrohlich schien. Das war mittlerweile aber sehr schwierig. Denn der Transport konnte nur mit einem Lieferwagen wegen der Unmenge Sachen, die mitgenommen werden mußten, vor sich gehen. Hierzu war die Genehmigung der Behörde, trotz aller guten Beziehungen, nur sehr schwer zu erhalten. Da wurde in einer Nacht die Stadt Wuppertal auf das Furchtbarste angegriffen und fast völlig zerstört. Der Feind benutzte jetzt Phosphorkanister, die er brennend abwarf und die unweigerlich alles in Brand setzten, was von den Spritzern berührt wurde. Was man bis jetzt als Schutz der Stadt betrachtet hatte, das enge Tal der Wupper, wurde jetzt zum Verhängnis. Da niemand an so etwas gedacht hatte, waren nur wenige in den Keller gegan-

gen bei Alarm. Nach Wuppertal fuhr man hin, um ruhig zu schlafen – und die Zahl der Toten war entsprechend groß. Ich fuhr dann in die Schweiz, wo ich – wie immer – von unseren Freunden ausgezeichnet aufgenommen wurde. Unsere Freunde Hopf beschworen mich mit Tränen in den Augen, doch ja die Familie in Sicherheit zu bringen, denn das Schicksal Wuppertals, wo sie gute Freunde verloren hatten, würde auch in aller kürzester Zeit das Krefelds. Sie bestürmten mich, auch nicht einen Tag nach meiner Rückkehr damit zu zögern. Die Situation Deutschlands wurde in der Schweiz damals schon als sehr bedenklich angesehen. Seit dem Rückschlag bei Stalingrad, im Januar 1943, seien unsere Truppen im Osten nur noch zurückgegangen. Das Unwetter im Westen brähe auch eines Tages los, dann seien wir verloren. Die amerikanische Kriegsproduktion laufe jetzt erst auf Hochtouren. In Deutschland wurden diese Bedenken von den meisten als die übliche Schweizer Schwarzseherei gegenüber Deutschland abgetan. In Frankreich führten unsere Soldaten ein herrliches Leben, bei meist nicht feindlicher Bevölkerung, und lebten in Saus und Braus. Im Osten wuchsen die Verluste ins Gigantische.

Nach meiner Rückkehr aus der Schweiz bemühte ich mich sofort um die Möglichkeit eines Transportes in die Eifel. Das wollte mir zunächst gar nicht gelingen; mehrmals wurde der bereits angesetzte Termin wegen Ausbleibens der versprochenen Genehmigung im letzten Augenblick wieder verschoben. Da erfolgte am Samstag vor Pfingsten ein erneuter furchtbarer Angriff auf Düsseldorf, der sehr viele Opfer forderte. Jetzt waren wir uns klar darüber, daß wir keine Zeit mehr verlieren durften, und der Transport wurde für Sonntag nach Pfingsten angesetzt. Die Genehmigung kam und kam nicht. Wir fanden uns schon mit einer erneuten Verschiebung ab, da kam am Samstag um 4 Uhr die Genehmigung doch noch. Am Sonntag erfolgte dann die Übersiedlung; Elinor nahm gleich alle Wollsachen mit und mehrere Anzüge von mir. Sonntag abends fuhr ich dann nach Berlin. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni, dem Montag auf Dienstag, erfolgte dann der furchtbare Angriff auf Krefeld, der den größten Teil der Stadt vollständig vernichtete. Haus und Fabrik wurden restlos vernichtet. Wenn Elinor und die Kinder nicht 24 Stunden vorher abgefahren wären, hätten sie wahrscheinlich ihr Leben lassen müssen, denn gleich zu Anfang schlug ein Kanister durch in den Keller, alles in Brand setzend. Unsere treue Else, die allein im Haus war, konnte sich gerade noch mit Mühe und Not durch den Durchbruch in das Nachbarhaus retten, das auch brannte und ebenfalls vernichtet wurde. Ein Teil unserer Möbel wurde von unseren Nachbarn, besonders von Redenz, und Else noch gerettet. Am Dienstagmorgen versuchte ich ahnungslos ein Telefongespräch mit Krefeld zu bekommen und erfuhr zu meinem Entsetzen von dem Geschehenen. Ein Blitzanruf in M.-Gladbach



Abb. 9. Die Jammers-Kinder im Garten des Hauses Moerser Straße; von links nach rechts: Ursula, Hans-Christoph, Annegret, Reinhard; 1943

bei der Firma meines Schwiegervaters klärte mich über die Furchtbarkeit des Angriffes auf, und ich bat sie, sofort ihren Lastwagen mit Hilfe rüberzusenden. Ich selbst setzte mich auf den nächsten Zug und kam am Dienstagabend um 8 Uhr in Krefeld an, um durch die noch brennende Stadt zu den Trümmern meines Hauses zu gehen. Ich sah gerade noch den Gladbacher Wagen mit meinen geretteten Möbeln abfahren. Redenz nahm mich in sein Haus auf und bot mir an, vorläufig dort zu bleiben. In diesem gastlichen Haus bin ich dann sechs Monate geblieben, zusammen mit Else. Redenz verstand es vorzüglich, mir das Gefühl der Heimatlosigkeit zu nehmen und versetzte mich in die Lage, wie bisher, häufig Besuch haben zu können. Fast allen meinen Mitarbeitern, die in der Stadt wohnten, ist es wie mir gegangen. Herr Terbrüggen und Poscher zogen in die obere Etage der Hindenburgstraße.

Elinor telegraphierte ich von M.-Gladbach aus, sie möge ja dableiben, da wir hier keinen Platz mehr hätten. Am übernächsten Tag kam mein Bruder Joseph aus Leipzig. Er machte einen außerordentlich bedrückten Eindruck, was etwas verwunderte, da ich bislang den Verlust von Haus und Betrieb nicht so schwer empfand, da wir zu lange damit gerechnet hatten. Nach dem Essen, als ich mit ihm allein war, sagte er mir, daß er Nachricht von Hermi, unserer Schwägerin habe, daß unser Bruder Karl-Heinz gefallen sei. Er sei auf einem Bergungsflug zur Hilfeleistung einiger auf dem Atlantik in einem Schlauchboot treibenden Kameraden von ihm begegnenden englischen Flugzeugen abgeschossen worden.

Die sofort angestellten Erkundigungen hätten ergeben, daß das brennende Flugzeug mit allen Mann in den Wellen versunken sei. Nun war der erste von uns achten dem Kriege zum Opfer gefallen. Er schrieb damals, nachdem er die ersten Flüge über England ausgeführt hatte, jetzt habe er auch das Land, das immer das Ziel seiner Wünsche gewesen sei, endlich gesehen, aber wie anders, als er sich das vorgestellt hätte. Er habe immer gehofft, als Mitglied der Familie Jammers, als Freund zu Freunden zu kommen und jetzt käme er als Feind, Tod und Verderben bringend, selbst jeden Augenblick den Tod erwartend. Er hinterließ eine einsame junge Frau auf ihrem Hof in Thüringen, deren ein und alles er war, um so schlimmer für sie, als sie religiös indifferent war. Diese Nachricht bewirkte aber auch etwas Gutes. Sie zeigte uns sehr deutlich, dass es etwas Wertvolleres gäbe als aller Besitz und ließ die Trauer über den materiellen Verlust, den wir gerade erlitten, die wir nach außen hin nicht wahrhaben wollten, verschwinden.

Die Mehrzahl meiner Mitarbeiter hatte ebenfalls ihr Heim verloren. Jetzt galt es, ihnen und mir die Arbeitsstätte und damit unser Auskommen zu erhalten. Diese Aufgabe in einer Zeit, in der es fast keinerlei Maschinen und Ersatzteile, auch keine Arbeitskräfte gab, verlangte die Anspannung aller Kräfte und ließ nicht zu, daß wir unsere Gedanken an das Verlorene hängten. Wieder schnell in die Produktion zu kommen, war schon um so wichtiger, als Arbeitsamt und vor allem die Wehrmacht darauf lauerten, die Kräfte, die nicht mehr in der Produktion standen, für sich

herauszuholen. Mit Hilfe aller meiner Mitarbeiter konnten wir es im Laufe der Zeit erstaunlich schnell schaffen. Nachdem Joseph weg war, kam anderen Tags mein Freund Henn Knapstein aus Frankfurt/M., der einen Auftrag seiner Zeitung, er war an der Frankfurter Zeitung, der einzigen noch anständigen Zeitung in Deutschland, dazu benutzte, um die Stadt seiner Jugend in ihrem Unglück zu besuchen. Er sollte einen Artikel über die Verwüstungen schreiben, um damit das Gewissen des Volkes aufzurütteln. Die Zensur hat ihm aber dann das meiste gestrichen. Die Regierung wünschte nicht, daß das von ihr irregeleitete Volk die Wahrheit erführe. Es könnte dann den Wahrheit bereits verlorenen Krieg nicht mehr weiterführen wollen. Er schlief, genau wie Joseph, auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matratze. Wir hatten damals weder Wasser noch Elektrizität, noch Gas oder Telefon. Jeden Abend mußten wir in einem Nachbargarten Wasser in die Badewanne und alle verfügbaren Behälter pumpen, eine Arbeit, bei der alle Besucher helfen mußten, die viel Freude machte. Der Weg zur Pumpe führte an Kirschbäumen vorbei. In jenem Jahr konnten Redenz keine Kirschen einmachen. Ich erinnere mich, als wir einmal eine halbe Stunde lang gepumpt und geschleppt hatten, wie ein Schreckensruf von Redenz erfolgte, als er entdeckte, daß er die Badewanne nicht richtig zugemacht hatte und alles Wasser wieder ausgelaufen war. Da fingen wir wieder von vorne an, und der arme Herr Redenz hat dies noch oft hören müssen. Überhaupt haben wir in unserem Notquartier bei Redenz viele vergnügte Stunden erlebt. Das Ehepaar Redenz verstand es wirklich ausgezeichnet, uns das Elend vergessen zu machen und dafür zu sorgen, daß wir uns ganz zu Hause fühlten. So bescherte uns die Katastrophe in Redenz Freunde, mit denen uns echte Gefühle verbanden.

Aber noch etwas entstand durch das gemeinsam erlebte Schicksal, und zwar in der Industrie, zumindest in Kreisen der Seidenweber. Vor der Katastrophe kannten wir uns zwar, hatten aber keinerlei Beziehungen untereinander, auch nicht die jüngeren unter uns. Im Gegenteil sahen wir in jedem immer zuerst den Konkurrenten, der vielleicht mehr erreichte als man selber. Jetzt war die Mehrzahl der Webereien gleich schwer getroffen, und jetzt wurden wir offen zueinander, und besonders die jüngeren verband jetzt echte Kameradschaft und Freundschaft. Wie oft trafen wir uns und halfen uns gegenseitig durch Gedankenaustausch. Die Weinvorräte, die noch existierten, wurden dabei vertilgt. Manche zukunftssträchtige Idee kam dabei zum Vorschein. Kurz nach der Abreise von Henn Knapstein kam mein Bruder Paul, der jüngste von uns, der in Bonn Medizin studierte, zu Besuch voller Mitleid mit uns, daß wir so Schweres mitmachten, und voller Bewunderung, als er den Wiederaufbauwillen hier sah. Das war überhaupt das wesentlichste Merkmal in Krefeld: der unbe-

dingte Wiederaufbauwillen, der die Krefelder beherrschte. An diesem Aufbauwillen zerbrachen auch alle Pläne der Partei und der staatlichen Behörden, die einen Wiederaufbau aus kriegsentsprechenden Gründen verhindern wollten. Wertvolle Unterstützung leisteten hierbei die beiden führenden Köpfe der Stadt, Dr. Hürter und Dr. Schacht¹⁰⁾, denen es letzten Endes zu verdanken ist, dass der Wille der Industrie zum Wiedereingasetzen sich Bahn brach. Besonders die Zusammenarbeit mit Dr. Schacht, der das Wirtschafts- und Industriezernat bei der Stadt hatte, gestaltete sich zu einer sehr engen, woraus im Laufe der Zeit Freundschaft wurde. Diese positive Haltung zeichnete aber nicht nur die jüngeren unter uns aus, sondern ebenso die ältere Generation. Herr Walter Peltzer, der 60jährige Inhaber gleichnamiger bedeutender Firma, der gerade schwere Operationen hinter sich hatte, sagte mir in diesen Tagen einmal, er entdeckte in dieser Zeit Fähigkeiten bei sich, von denen er vorher nie etwas gewußt habe.

Übrigens fällt in diese Zeit ein Ereignis, das wert ist festgehalten zu werden. Als Herr Knappstein in Krefeld war, wurde er eines Abends von seiner Frau aus Frankfurt angerufen, die ihm am Telefon sagte, der Termin sei der 30. August. Er erzählte uns dann, daß die Frankfurter Zeitung auf Befehl Hitlers am 30. August ihr Erscheinen einstellen mußte. Drei Reichsminister, und zwar Propaganda-, Reichsaußen- und Wirtschaftsminister hätten sich persönlich für den Fortbestand dieser Zeitung eingesetzt, wie er aber gerade erfahren habe, mit negativem Erfolg. Damit verschwand die einzige Zeitung, die auch während der Zeit des Nationalsozialismus lesenswert in Deutschland war und die wagen konnte, Worte der Kritik zu sagen, allerdings mit dem Erfolg, daß sie sich den Haß Hitlers zugezogen hatte, der dann schließlich zum Verbot führte.

Als ich zum ersten Male nach der Katastrophe wieder nach Holland zu unseren Freunden Leewens fuhr, wurde ich dort sehr liebevoll aufgenommen; sie versuchten, mir bei der Beschaffung der verlorenen Sachen nach Möglichkeit zu helfen. Sie luden mich ein, doch einmal mit Elinor zu kommen, dann könnte sie sich Wäsche bei ihren Kunden in Amsterdam aussuchen, denen sie vorher Bescheid sagen wollten. Als ich von diesem Besuch nach Krefeld zurückkam, war Elinor angekommen, die einen Brief von Joseph bekommen hatte, sie solle doch unbedingt einmal nach mir sehen, ich entwickle mich sonst zu sehr zum Junggesellen. Die Freude war natürlich sehr groß, wenn der Platz auch sehr eng war; es stand nur ein Bett zur Verfügung. Als ich dies Dr. Schürmann von der Fachgruppe anderen Morgens erzählte, bot er mir sofort sein „unbeschädigtes“ Eheschlafzimmer an, da er abends nach Berlin fahre. Wir nahmen sein Angebot dann auch an. Türen waren zwar keine drin, das Nebenzimmer, in



Abb. 10. Beratung über den Wiederaufbau des Betriebes; rechts außen Paul Sürder, daneben Hans Jammers

dem die Hausangestellte schlief, wurde durch ein Handtuch abgetrennt. Auch im Badezimmer und im Klosett gab es keine Tür. Der Verkehr mußte also genau geregelt werden. Das alles machte aber nicht viel aus, und ein wunderbares Frühstück mit echtem Kaffee und Eiern, von Dr. Schürmann gestiftet, hob diese Mängel auf.

Überhaupt die Wohnverhältnisse: Wenn man bedenkt, welche Ansprüche wir früher stellten und welch hoher Wohnstandard uns selbstverständlich war, so kann man die Notzustände, mit denen sich nach der Katastrophe der größte Teil der Bevölkerung auf dem Gebiete des Wohnens zufrieden geben mußte, nur als menschenunwürdig bezeichnen. Ein



Abb. 11. Wiederaufnahme der Produktion: links Webermeister Peter Janssens, anschließend Paul und Maria Sürder, Elinor und Hans Jammers, dahinter die Belegschaft; entweder 1944 oder 1949/50



Abb. 12. Stilleben aus dem Jagdhaus in der Eifel

ganzer Teil der Bevölkerung hauste nur im Keller, ein anderer in Gartenhäusern und Bretterbuden, wieder ein Teil zog in die Bunker. Bei aller Hilfsbereitschaft, die in allen Schichten der Bevölkerung sehr stark vorhanden war, führte das hierdurch verursachte Zusammenrücken und enge Beieinanderhocken auf die Dauer doch zu erheblichen Schwierigkeiten und zu einer Überreizung der Nerven. Wir selbst hatten das große Glück, daß uns ein Bekannter sein Haus in der Bismarckstraße anbot, da er Soldat wurde und er seine Familie nach Heidelberg evakuieren wollte. Die Instandsetzung des arg mitgenommenen Hauses übernahm ich auf eigene Rechnung, und in sechs Monaten konnten wir das Haus wieder bewohnbar machen. In der Zwischenzeit suchte ich mir geeignete Mitbewohner für das Haus aus, da es für uns allein in dieser Zeit der äußersten Verknappung des Wohnraumes zu groß war. Die Frage war um so wichtiger, als in diesem Hause eine totale Trennung aller Parteien nicht durchführbar war, zumal nur eine Küche zur Verfügung stand. Else schlug vor, wir sollten das Ehepaar Wolters, das nur ihr nacktes Leben aus der Katastrophe gerettet hatte und auch nichts mehr besaß, in den obersten Stock nehmen.

Frau Wolters hatte vorher bei uns gewaschen und uns immer ausgeholfen, wenn wir

irgendwie in Verlegenheit waren. Diese Wahl haben wir nie zu bereuen gehabt, und ich hoffe, daß wir noch lange zusammen wohnen bleiben. Die rührende Frau Wolters half, wo sie konnte, und nachher kamen wir ohne sie gar nicht mehr aus. Wie oft ist sie in die Eifel gefahren und hat die Kinder behütet, damit Elinor nach Krefeld konnte. Wie tadellos war das Haus in Ordnung, solange Herr Wolters da war. Leider wurde er bald Soldat, er konnte einfach alles. Für die erste Etage fanden wir in Georg und El Muche die idealen Partner für ein so enges Zusammenleben. Heute, wo sie so weit von uns getrennt sind, trauern wir darüber, daß sie nicht bald wieder kommen können, damit die „Familie“ komplett ist.

In der Zwischenzeit besorgte uns der tüchtige Herr Poscher die Visa für Holland, und so fuhren Elinor und ich nach Helmond zu Leewens, wo wir äußerst liebenswürdig aufgenommen wurden und sogar im Privathaus der Leewens logierten. Es war das erste Mal seit Wochen, daß wir in unzerstörter Gegend und in wohlgepflegtem Hause uns aufhielten. Wie wohltuend das doch für uns war. Elinor und ich fuhren dann nach Amsterdam und konnten im Kaufhaus De Bijenkorf uns sehr viele Sachen kaufen. Wir wurden beim Kauf zweimal von Fliegeralarm unterbrochen, den die meisten Holländer aber nicht zu ernst nahmen. Die Engländer beschränkten sich bei

ihren Bombardierungen in Holland streng auf die rein militärischen Ziele. Damals war die Abwehr von unserer Seite schon sehr gering, so daß sie in Ruhe ihre Ziele genau ausmachen konnten. Nach schönen friedlichen Tagen in Helmond fuhren wir nach Xanten, in die herrliche Cathedralstadt am Niederrhein, wo unser Freund Georg Muche sich von den Strapazen des Krefelder Angriffes, der ihn sehr mitgenommen hatte, erholte. Wir verbrachten dort zwei schöne Tage mit ihm und fuhren dann zurück, Elinor in die Eifel und ich nach Krefeld.

In der Eifel richtete man sich auf die Überwinterung ein, ein Risiko, da es dort sehr kalt war und man damit rechnen mußte, daß die Jagdhütte mehrere Wochen durch den Schnee ganz abgeschnitten sein würde. Unser Gesuch um Anlegung des elektrischen Lichtes wurde positiv beantwortet, jedoch war die Ausführung sehr schwierig, da eine Leitung von über 1 km mit vielen Masten gelegt werden musste. Nur den unendlichen Bemühungen Elinors ist es zu verdanken, daß im Frühjahr 1944 das Licht in der Hütte erstrahlte.

Anmerkungen

- 1) Die Firma Jammers stellte Kleider- und Schirmstoffe her, gegen Ende des Krieges auch die kriegswichtige Fallschirmseide.
- 2) Die heutige Westparkstraße.
- 3) Kriegsdienstverwendungsfähig.
- 4) Bekannter Krefelder Rechtsanwalt, Freund der Familie Jammers.
- 5) Ein Waldnieler Betrieb der Kunstseideherstellung.
- 6) Unabkömmlich.
- 7) Deutsche Arbeitsfront.
- 8) Wehrbezirkskommando.
- 9) Werner Becker, katholischer Priester in Leipzig, Studentenpfarrer, Mitbegründer des dortigen Oratoriums, zeitweise Sekretär von Romano Guardini.
- 10) Dr. Emil Hüter, I. Beigeordneter und Bürgermeister der Stadt Krefeld; Dr. Karl Schacht, Stadtrat, Wirtschaftsdezernent.

Die Beschuldigten sind tot¹⁾

Zwei Fälle von Lynchjustiz an alliierten Fliegern bei Uerdingen 1944

von Dieter Hangebruch

Am 5. November 1944 meldete die 153. Staffel der Royal Air Force in Scampton, Lincoln, an den Unterstaatssekretär im Luftwaffenministerium London: Der Lancaster Bomber III – PB.639 wird seit dem 2. November 1944 vermißt. Über das Schicksal der vermißten Maschine und der Besatzung unter Kommandant McCormack ist nichts bekannt.

Es handelte sich um eine von 18 Maschinen, die in der Nacht zum 2. November einen Angriff auf Düsseldorf flogen. Die Bomber trafen auf schwere Flugabwehr und auf Nachtjäger, die im Strom der abfliegenden Maschinen sogar bis zur französischen Küste aktiv waren.

Ein Telegramm des Internationalen Roten Kreuzes Anfang 1945 meldete nach London, aus Deutschland lägen Informationen vor, nach denen die am 2. November 1944 vermißten Besatzungsmitglieder tot seien.

Das Schicksal dieser Flugzeugbesatzung bildete den Ausgangspunkt von Untersuchungen der Britischen Rheinarmee 1946, die zwei Lynchmorde an alliierten Bomberpiloten aufdeckten. Merkwürdigerweise blieben die Ereignisse auch später so unbekannt, daß bei der ausführlichen Schilderung des Krefelder Luftkrieges (Krefelder Studien 3, Hans Vogt und Herbert Brenne, Krefeld im Luftkrieg 1939 – 1945) keine Rede davon ist. Einen Hinweis erhielt der Autor erst von Herrn Willi Wachholz, Schwerte, im Januar 2001. Die Akte, aus der die nachfolgenden Details stammen, wird im britischen Staatsarchiv Kew, Lincoln, aufbewahrt²⁾.

Nach Kriegsende und nach der Ablösung der US-amerikanischen Truppen in Krefeld durch die britische Besatzungsmacht im Juni 1945 entdeckten britische Offiziere Hinweise in deutschen Akten, nach denen am 2. November 1944 gegen 19.30 Uhr ein Bomber vom Typ Lancaster von einem Nachtjäger nahe der Rheinbrücke (Adolf-Hitler-Brücke) abgeschossen wurde, auseinanderbrach und Feuer fing. Die Besatzungsmitglieder

P/O³⁾ R. J. McCormack
J.88840
Flugkapitän

Sgt.⁴⁾ R. E. Fahselt
R.254327
Bordschütze⁵⁾

Sgt. A. Clark
1826183
Flugingenieur⁶⁾

Sgt. J. W. Freeborn
1891501
Funker⁷⁾

Sgt. J. M. McCann
R.203261
Navigator⁸⁾

Sgt. C. A. Lord
R.273608
Bordschütze⁹⁾

und ein Unbekannter – es handelte sich bis auf Clark und Freeborn um Angehörige der kanadischen Luftwaffe – fanden den Tod und wurden am 4. November auf dem Friedhof Krefeld-Bockum begraben. Bei dem Unbekannten mußte es sich um das noch fehlende Besatzungsmitglied, den Bombenschützen¹⁰⁾ Sgt. C. C. Robertson, handeln.

Im – durch einen Bombenangriff angekokhten – Tagebuch des Rheinhafens¹¹⁾ heißt es dazu:

„2. November 1944
Gegen 19.30 Uhr warf ein abstürzender 4 motor[iger] Feindbomber anscheinend im Notabwurf 8 Bomben auf Gelände der Kleinbahn ab. Es wurde die Hauptweichenstraße des Bahnhofs durch Volltreffer zerstört, Stellwerksgebäude mit Weichengestängen, Gebäude der Betriebsleitung, Werkstatt mit Magazin schwer beschädigt. Einige Blindgänger liegen noch im Abwurfgelände...“.

Für die Briten, die mit der Aufarbeitung von Vermißtenmeldungen beauftragt waren, schien damit alles aufgeklärt zu sein.

Aber dann gab am 11. Juli 1946 der Friedhofsgärtner Johann Scholten auf dem 3. Polizeirevier in Krefeld zu Protokoll, er habe gesehen, daß im Dezember 1944 zwei englische Flieger bestattet worden seien, und zwar Feld 2, Reihe 2, Nr. 64 und 65. Einer

habe auf dem Kampfanzug den Namen „Hislop“ getragen.

Als die britischen Dienststellen dies erfuhren, wurde sogleich ein Untersuchungsstab unter Oberleutnant R. Myhill eingesetzt, denn zwei Mitglieder der Besatzung eines anderen Bombers, der im Raum Krefeld abgestürzt war, wurden noch vermißt: Der englische Kommandant Hislop und der Soldat Lindenboom. Die übrigen Mitglieder der Besatzung, die sich mit dem Fallschirm retten konnten, waren gefangen genommen worden und seit 1946 in Freiheit¹²⁾. Diese Maschine hatte sich am 24. Dezember 1944 im Anflug auf Mülheim an der Ruhr zu einem Bombenangriff befunden, wurde abgeschossen oder hatte technische Probleme. Die Maschine schlug rechtsrheinisch auf. Hislop und Lindenboom blieben verschwunden.

Wenn sie auf dem Bockumer Friedhof bestattet wurden – wie Scholten es zumindest von Hislop behauptete – stellte sich die Frage, warum die deutschen Dienststellen (militärische und zivile) nicht die üblichen Mitteilungen (Identifizierungs-Nr.) weitergeleitet und die Eintragungen in die Friedhofsakten vorgenommen hatten. Der Krefelder Polizeichef¹³⁾ Jung mußte Stellung nehmen.

Wer war dieser Polizeichef Jung? In der NS-Zeit war nachweislich bis zur Einnahme Krefelds durch US-amerikanische Truppen am 2. März 1945 Dr. Emil Hürter Polizeichef in Krefeld¹⁴⁾. Die Amerikaner setzten am 2. März 1945 Dr. Ernst Meyer, den späteren Krefelder Landgerichtsdirektor, als Polizeipräsidenten ein. Ihm folgte ab 4. Juni 1945 bis November 1945 Hans Brandt als Leiter der Krefelder Polizei¹⁵⁾. Die britische Besatzung nahm im November 1945 eine Neuorganisation der Polizei vor. H. Brandt wurde städtischer Beigeordneter und Geschäftsführer des Polizeiausschusses. Chef der Polizei (master of police) – diesen Titel schufen die britischen Befehlshaber – wurde Erich Dittich ab November 1945 (Polizeioberrat, später Polizeipräsident). Er leitete die Behörde bis zu seiner Pensionierung 1966.

Wer also war master of police Jung, der Auskunft über die Glaubwürdigkeit des Zeugen

Scholten und zur Behandlung alliierter Flieger in der NS-Zeit geben sollte? Es wäre sicherlich ein unglaublicher Vorgang, aber sollte es sich hier um den Leiter der Gestapo-Außenstelle Krefeld Ludwig Jung¹⁶⁾ handeln? Die Akten vermitteln jedenfalls den Eindruck völliger Unkenntnis der Briten über das Vorleben Jungs in Krefeld. Bis zum Beweis des Gegenteils muß davon ausgegangen werden, daß der Krefelder Gestapochof gemeint ist.

Jung erklärte, die Aussagen des Friedhofsgärtners seien höchst zweifelhaft, wahrscheinlich falsch. Er, Jung, habe sich aus Eintragungen in den Registern der Verwaltung Krefeld-Bockum davon überzeugt, daß die Gräber in Reihe 2, Nr. 64 und 65, erst am 7. Februar 1945 belegt worden seien. Es habe sich um tote alliierte Luftwaffenangehörige gehandelt, die nicht identifiziert werden konnten¹⁷⁾.

Auch die Briten hatten starke Zweifel, denn es war seltsam, daß ein Personennamen an einer britischen Uniform befestigt sein sollte. Aber die Vernehmung Scholtens durch die britischen Militärs brachte noch weiteres zu Tage. Danach hätten die beiden Toten reif-überzogen längere Zeit auf dem Friedhof gelegen und seien schließlich nicht vom normalen Friedhofpersonal, sondern von einem Offizier vom Flugplatz Bockum und vier russischen Arbeitern bestattet worden. Dazu erklärte Jung, es sei unmöglich, daß die Toten längere Zeit unbeerdigt gelegen hätten. Es sei bekannt, daß bei Abstürzen sofort speziell geschulte Personen eingesetzt wurden, die die Maschinen und die Besatzungen (tot oder lebendig) sicherzustellen hatten. Daß ein Soldat den Namen Hislop auf dem Kampfanzug getragen habe, halte er für ausgeschlossen.

Doch Scholten blieb bei seiner Aussage, allerdings korrigierte er eine Grabnummer.

Am 21. Juni 1946 wurde ein Feldwebel namens Kirschhausen befragt, der auf dem Flugplatz Krefeld-Bockum tätig gewesen war¹⁸⁾: Zuerst erklärte er, er habe sich um die Beerdigungsformalitäten der beiden Soldaten kümmern müssen und sei bei der eigentlichen Bestattung der beiden Soldaten nicht anwesend gewesen. Es sei Aufgabe des Fliegerhorstes Krefeld-Bockum und der Verwaltung Krefeld-Bockum gewesen, für die Beerdigung zu sorgen. Er erinnere sich aber, ganz beiläufig erfahren zu haben¹⁹⁾, auf welche Weise zwei Soldaten getötet worden seien. Es habe sich um britische Flieger gehandelt; einer sei von einem SA-Mann in Stratum erschossen und der andere sei, im Rhein treibend, von der Brückenwache erschossen worden. Das habe er auch seinem Vorgesetzten berichtet, und zwar dem Fliegerhorstkommandeur²⁰⁾ und dem Luftgaukommando VI, Major Waltermann in Münster.

Am 24. Juni 1946 berichteten die mit der Untersuchung beauftragten Offiziere über das Ergebnis der Exhumierung der Toten in Grab 64 und 65 aufgrund der Aussage Scholtens. Sie seien nicht die Vermissten Hislop und Lindenboom. Die Toten lagen jeweils in einer Sarghälfte und wiesen die normalen Verwesungsmerkmale auf. Da keine Hinweise auf den Tod durch Absturz deuteten, bestehe dringender Verdacht auf ein Verbrechen.

Der Tote in Grab 64 lag mit über dem Körper gekreuzten Armen, hatte aber noch seine Identifizierungsmarke. Er trug keine Kleidung, die auf Fliegerei hinwies. Löcher im blauen Pullover könnten von Kugeln stammen.

Der Tote in Grab 65 lag ebenfalls mit über dem Körper gekreuzten Händen, zeigte keine Hinweise auf Fliegerausrüstung und trug keine Fliegerschuhe, sondern nur den Kampfanzug und normale Unterwäsche. Auch er hatte noch seine Identifizierungsmarke.

Zu diesem Zeitpunkt waren die britischen Offiziere überzeugt, daß es sich bei den Toten um die beiden noch nicht ermittelten Besatzungsmitglieder des Absturzes vom 2. November 1944, Sgt. R. E. Fahselt und Sgt. J. W. Freeborn, handeln würde, die einem Verbrechen zum Opfer gefallen seien. Ausschlaggebend war für sie der Umstand, daß in den beiden Gräbern deren Identifizierungsmarken 1891501 beziehungsweise R254327 lagen.

Ein Namensschild auf Band oder ähnliches fand sich nicht. Scholten wurde mit dem Exhumierungsergebnis konfrontiert und erklärte dazu, er könne nicht verstehen, daß der Name Hislop nicht entdeckt worden sei. Er sei sich sicher, daß dieser Offizier irgendwo auf dem Friedhof liege.

Aufgrund der Aussage Kirschhausens führten die Nachforschungen nach Gellep-Stratum, Legionstraße 35²¹⁾. Eine Frau Rheinberg berichtete, ihr Mann Johann Rheinberg²²⁾ sei im Mai 1945 von der amerikanischen Militärpolizei festgenommen worden, und zwar als Mörder eines kanadischen Fliegers²³⁾ im Garten seines Hauses am 24. Dezember 1944 um 12 Uhr. Ihr Mann habe sich in der Haft in Krefeld vor dem Prozeß erhängt²⁴⁾. Die Aussage wurde von den beteiligten amerikanischen Offizieren bestätigt.

Heinrich Kirschhausen²⁵⁾ wurde erneut befragt. „Unaufhörlich von seiner Sekretärin gewarnt, vorsichtig zu sein“, erwies er sich als sehr schwieriger Zeuge. Er gab nur zu, bei der Beisetzung der beiden Flieger anwesend gewesen zu sein, könne sich aber nicht erinnern, wo sie auf dem Friedhof beigesetzt wurden. Auf die Frage, warum er es versäumt habe, den Toten die Identifizierungs-

marken abzunehmen, wie es seine Pflicht gewesen wäre, konnte er keine Antwort geben. Beim Vernehmungsoffizier R. Myhill entstand der Eindruck, einen zwielichtigen Charakter vor sich zu haben, der viel über Dinge wußte, die im Zusammenhang mit den Todesfällen geschehen waren, zumal Scholten beteuerte, Kirschhausen habe dabei gestanden, als die Leichen in die Gräber gelegt wurden. Myhill riet seinen Vorgesetzten, Kirschhausen durch Experten für Kriegsverbrechen verhören zu lassen. Als verantwortlichen Luftwaffenoffizier hatte Kirschhausen einen Hauptmann²⁶⁾ Junkers benannt, aber der war unter der genannten Adresse nicht zu finden.

Als nächstes konzentrierten sich die Nachforschungen auf Akten der Vorortsverwaltung Bockum. Man stellte fest, daß alle Bestattungsnachweise vom 4. Juli 1944 bis 7. Februar 1945 fehlten. Alle Unterlagen, die die Gräber 60 bis 82 betrafen, waren weggeschafft worden. Vernehmungsoffizier Myhill dehnte seine Nachforschungen auf Angermund, Lintorf, Huckingen, Mündelheim, Groben (?), Hüttenheim, Ratingen, Kaiserswerth, Neuss, Kaarst, Schiefbahn, Willich, Osterath, Hoxhöfe, Strümp, Lank, Nierst, Fischeln, Uerdingen, Krefeld, Kaldenhausen und Bockum aus; sie blieben ergebnislos.

Eine weitere Exhumierung wurde angeordnet²⁷⁾. Bei beiden Toten konnten noch einige Details ergänzt werden (Farbe der Haare, Körpergröße und wo sich die Identifizierungsmarken befanden). Beim Wiederauffüllen der Gräber fand sich im Aushub eine braune Blumentopfscherbe und darauf grob eingekratzt HISLO??R.A.F. Bei den Briten gab es viele Spekulationen darüber, wann, wie und durch wen die Scherbe ins Erdreich gelangt war und warum sie vorher nicht gesehen wurde. Unausgesprochen stand die Frage im Raum: Hatte Scholten die Scherbe dorthin plaziert? Auf der Suche nach einer Erklärung wurde den Briten von deutscher Seite folgende Mär aufgetischt: „Es ist gewöhnliche Praxis auf deutschen Friedhöfen, den Namen der bestatteten Person auf eine Tonscherbe zu schreiben und auf den Sarg zu legen“²⁸⁾.

Myhill begab sich wieder nach Stratum, um die Identität des vom SA-Mann Rheinberg ermordeten Piloten zweifelsfrei zu klären. Ein Bewohner der Legionstraße, J. Morsch, berichtete ihm, er habe versucht, Rheinberg vom Mord abzuhalten, sei dabei aber von einem anderen SA-Mann bedroht worden. Letzterer wurde als Kormacher²⁹⁾ ermittelt. Dieser hatte schon mit seiner Festnahme gerechnet und machte zunächst einen sehr resignierten Eindruck. Am anderen Tag wurde er ins Gefängnis nach Krefeld zu weiteren Vernehmungen gebracht, jedoch erklärte er, erst nach den tödlichen Schüssen hinzugekommen zu sein und seine Pistole nur benutzt zu haben, um Zivilisten vom „Plündern

der Leiche“ abzuhalten. So sehr sich Myhill auch mühte, niemand im Ort war bereit, diesen Mann entscheidend zu belasten. Für die Vernehmenden blieb ein starker Verdacht bestehen, daß auch Korbmacher an der Tötung beteiligt war.

Um so reichlicher gab es Zeugen für den anderen Mordfall. Alle gaben eidesstattliche Erklärungen vor Captain Victor Gluck ab, der als Angehöriger der Abteilung für Kriegsverbrechen in der britischen Rheinarmee den Fall übernommen hatte. Weil die Schwierigkeiten für die Ermittler und die Problematik von Zeitzeugen generell darin so offenkundig werden, seien hier einige Passagen aufgeführt.

Erster Zeuge war Wilhelm Kruells, Krefeld, Friedrich-Ebert-Straße 345, Beamter der Stadt Krefeld, 1944 Revierhauptmann (der Polizei) in Uerdingen, dem die Polizeibeamten Horster und Hering den Vorfall gemeldet hatten. Abweichend von anderen Zeugen berichtete er zusätzlich:

„Ein dritter Flieger kam in die Starkstromleitung der Fabrik Buettner nieder. Der wurde unter dem Schutz von mehreren Polizeibeamten zur Polizeiwache in Uerdingen gebracht. Hier übergab ich ihn unverzüglich einem zufällig anwesenden Hauptmann der Luftwaffe Nünninghoff, der ihn in einem Kraftwagen zum Flugplatz brachte.

Zwei weitere Flieger aus dieser Maschine wurden von Soldaten übernommen und beim Flugplatz Krefeld-Bockum abgeliefert.

Nachdem ich die Luftschutzleitung über den Tod der zwei Flieger ... in Kenntnis gesetzt hatte, habe ich die Friedhofsverwaltung in Uerdingen verständigt ...

Der Polizeibeamte Hering meldete mir, daß ein Unteroffizier diesen Flieger erschossen hatte“.

Nur die Aussage, ein Schiffer habe den Flieger an Land gebracht, und der Mörder sei ein Unteroffizier der Waffen-SS gewesen traf nicht zu.

Beim zweiten Zeugen, Adolf Reiter, Uerdingen, Burgstraße 36, 60 Jahre alt, stimmten viele Details nicht mit den Fakten überein (hier unterstrichen):

„An einem Tag in den letzten Monaten 1944 ca. 15 Uhr stand ich in der Nähe der Ölfabrik Holtz & Willemsen in Uerdingen. Ich bemerkte eine Anzahl Flugzeuge, die in Richtung Essen flogen und ich sah ein Flugzeug zu Boden fallen und fünf Mann die Maschine verlassen mittels Fallschirm. Zwei Leute fielen in Richtung Moers, einer in Richtung Lank, einer in die Nähe der Büttnerwerke Uerdingen und der Fünfte fiel in den Rhein in der Nähe des Platzes wo ich stand.

Ich sah den Mann ... mit dem Wasser kämpfen, sich von seinem Fallschirm freimachen und auf Holtz & Willemsen zuschwimmen. Der Mann war ein sehr guter Schwimmer und er erreichte das Ufer nur ca. 40 m von mir entfernt. Es standen eine Reihe anderer Leute dort herum. Das Ufer steigt an dieser Stelle leicht an, und ich sah den Flieger das Ufer hinauf kommen. Als er ein kurzes Stück aus dem Wasser war, sah ich einen deutschen Unteroffizier auf ihn zugehen. Der Unteroffizier hatte eine Pistole in seiner Hand. Ich sah den Flieger auf den Knien die Hände zusammenschlagen und offensichtlich den vor ihm stehenden Unteroffizier um Gnade bitten³⁰⁾. Dann sah ich den Unteroffizier seine Pistole auf den Flieger richten und auf ihn zwei Schuss aus einer Entfernung von zwei Metern abfeuern. Ich sah den Flieger sogleich zusammenbrechen. Dann verließ ich die Stelle aus Angst, sah jedoch den Leichnahm[en] des Fliegers noch zwei Tage später an genau derselben Stelle Meines Wissens wurde die Leiche dort drei Tage liegen gelassen.

Ich kannte den Namen des Unteroffiziers nicht ..., aber seit der Zeit habe ich versucht, ihn zu finden und weiss es jetzt, es ist Unteroffizier Schmitz, Ludendorf b. Euskirchen, Hauptstr.

Ich kann ihn identifizieren... Er trug graue Pionieruniform mit Unteroffiziersabzeichen.

Eine halbe Stunde, nachdem ich die obige Stelle verlassen hatte, sah ich den Flieger, der in die Nähe der Buettnerwerke gefallen war, begleitet von zwei uniformierten Schupos in der Strasse „Am Roettgen“, Uerdingen. Der Flieger hatte seine Hände erhoben, blutete aus Nase und Mund, sein Gesicht war blutüberströmt. Er wurde auf das Uerdingen Polizeirevier gebracht, und mir wurde mitgeteilt, dass er von einem Meister der Buettnerwerke geschlagen worden war ...“.

Aus der Aussage des dritten Zeugen, Hermann Schepers, Uerdingen, Kurfürstenstraße, Schneidermeister, während der gesamten Kriegszeit Soldat beim Brückwachkommando Uerdingen, geht hervor, daß der Täter sich von Anfang an darauf berief, den Flieger wegen Nichtbefolgens eines Befehls nach Kriegsrecht erschossen zu haben. Der folgende Teil der Aussage dürfte hingegen falsch sein:

„Der tote Flieger wurde von einem Militärarzt, der in Uerdingen wohnt ... untersucht, und der auch eine Beschwerde über die Erschiessung bei unserer Kompanie einlegte. Soviel ich mich erinnern kann, wurde Beckers³¹⁾ infolgedessen vor ein Kriegsgericht geladen“.

Vierter Zeuge war Friedhofsgärtner Johann Scholten, Kaldenhausen. Seine Aussage ist viel detaillierter als die vorher von ihm zitierten Aussagen in den Akten:

„Ich bin Johann Scholten geb. am 9. Juli 1915 in Kaldenhausen ... Friedhofsgärtner ... seit März 1944 bin ich als Friedhofsgärtner in Krefeld-Bockum beschäftigt. ... Eines Tages in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr ... 1944/1945 als ich morgens ... zur Arbeit kam, sah ich auf dem Bockumer Friedhof, Feld 2 unmittelbar vor den alliierten Soldatengräbern zwei tote alliierte Soldaten unbedeckt im Gras liegen. Beide waren ohne Sarg, beide hatten blaue Uniform an, einer der beiden trug auf dem Arm drei oder vier Winkel. ... Bei einem der Männer bemerkte³²⁾ ich Blut auf Kopf und Körper und bei näherer Betrachtung stellte ich einen Kopfschuss und einen Körperschuss fest. ... Bei dem zweiten Mann machte ich keine nähere Untersuchung und kann nicht sagen ob er verwundet war. Bei einem der Männer ... sah ich einen hellen Tuchstreifen, auf dem der Name Hislop in Blockschrift stand, an der Jacke.

Daraufhin ging ich zum Fliegerhorst Krefeld-Bockum und meldete dem Feldwebel Heinrich Kirschhausen diese beiden Leichen. Er antwortete, dass er sofort ein Arbeitskommando schicken würde, diese Leichen zu beerdigen und dass es sich um die Flieger handele³³⁾, die am vorigen Tage in Stratum, einer von dem S.A. Mann Rheinberg, der andere von einem Unteroffizier des Brückwachkommandos, erschossen worden seien³⁴⁾.

Ich ging zurück zum Friedhof und mass die beiden Flächen für die zwei alliierten Flieger aus, bezeichnete sie mit Stäben und zeigte dem Luftwaffe(n)posten des Arbeitskommandos die Stelle. Das Arbeitskommando bestand aus sechs³⁵⁾ russischen Kriegsgefangenen. Wer der betreffende Posten war, weiss ich nicht“.

Die Aussage des fünften Zeugen, Jakob Hering, Hohenbudberg, Dorfstraße 33, Arbeiter, SA-Mann, 1939 zur Polizei eingezogen, entsprach im wesentlichen den Tatsachen, allerdings hatte er nur einen Schuß gehört.

Als sechsten Zeugen konnten die Briten schließlich den Täter selbst vernehmen:

„Aussage unter Eid von Heinrich Baecker, männlich, aus Ludendorf, Kreis Bonn, geb. 25. 7. 1911 in Kirchheim, Kreis Euskirchen, beschworen vor Captain Victor Gluck, P.C., von der Kriegs Verbrechens Untersuchungs Abteilung, Hauptquartier der Britischen Rheinarmee zu Ludendorf am 30. Oktober 1946.

Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden, dass diese Aussage vor einem Gericht benützt werden kann und mache sie aus freiem Willen, ohne Zwang oder Gewalttätigkeit, oder Drohungen der Gewalttätigkeit, oder das Versprechen einer Belohnung oder eine Belohnung.

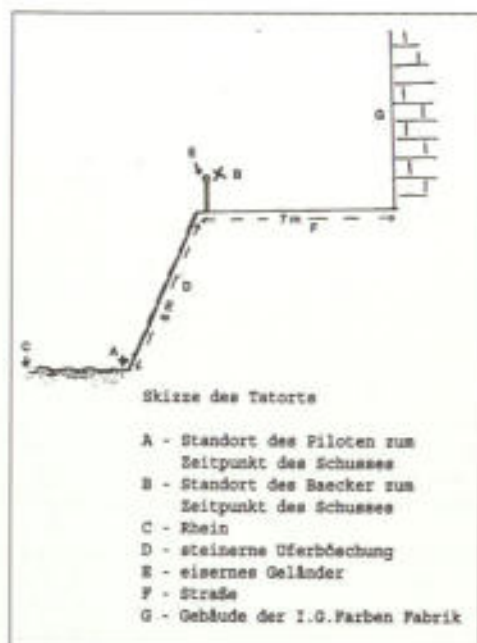


Abb. 1. Skizze aus der Untersuchungsakte in deutscher Übersetzung



Abb. 2. Rheinuferstraße Krefeld-Uerdingen

Ich bin Heinrich Baecker, geb. am 25.7. 1911 in Kirchheim, Kreis Euskirchen, Arbeiter von Beruf, von deutscher Nationalität. Während des Krieges arbeitete ich bis Mai 1941 in Bonn auf der Standortverwaltung, am 12. Mai 1941 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen, und diente bei den Pionieren. Von Ende 1941 bis November 1943 diente ich in Russland. Im Frühjahr 1944 kam ich zur 8ten Landespionierkompanie in Uerdingen, Kreis Krefeld. Bei dieser Kompanie diente ich bis Frühjahr 1945. Ab November 1944 war ich Unteroffizier.

Am Heiligenabend Dezember 1944 war ich in der Kaserne meiner Kompanie in Uerdingen. Um die Mittagstunde wurde in der Kaserne gesagt, dass Fallschirmspringer in der Luft wären. Ich war nicht im Dienst, das heisst³⁶⁾, ich hatte keine Wache. Ich erkundigte mich, wo die Fallschirmspringer landeten und sah noch etwa vier oder sechs in der Luft schweben. Als die Fallschirmspringer angekündigt wurden³⁷⁾, ging ich auf die Mannschaftsstube und holte meinen 98[er] Karabiner. Dann nahm ich ein Fahrrad aus dem Schuppen und fuhr zum Rhein in der Richtung von Uerdingen nach Duisburg zu. Die Kaserne stand in [der] Dammstrasse, Uerdingen.

Ich verliess die Kaserne mit Oberleutnant Tormann, der auch auf einem Fahrrad fuhr. Als wir ein Stück gefahren waren³⁸⁾, wurde mein Fahrrad unbenutzbar. Daraufhin sagte Oberleutnant Tormann, ich sollte sein Fahrrad nehmen und zum Rheinufer fahren, wo einiger Zivilisten Angabe nach einer der Fallschirmspringer gelandet wäre, und den Flieger gefangennehmen.

Zwei Schiffer, deren Namen ich nicht weiss, brachten den Flieger, der im Rhein³⁹⁾ gelandet war⁴⁰⁾, in der Nähe von der I.G. Farben Fabrik ans Ufer. Ich stand schon am Ufer, als er ankam. Die zwei Schiffer stiegen aus dem Kahn aus, der Flieger folgte ihnen zögernderweise. Den Fallschirm hatte er nicht mehr an, ich weiss nicht, wo der blieb. Als der Flieger ans Land trat, gab ich ihm mit beiden Händen ein Zeichen, seine Arme zu heben, nachdem ich schon vorher ein Zeichen mit einer Hand gegeben hatte, das er nicht [be]folgte. Als⁴¹⁾ er auf das 2. Zeichen die Hände nicht gehoben hatte, entsicherte ich mein Gewehr. Plötzlich griff der Flieger mit beiden Händen nach seiner Brust. Er war ungefähr 3 Meter von mir entfernt. Daraufhin feuerte ich einen Schuss in die Brust, und kurz nachher, da ich den Mann nicht leiden lassen wollte, noch einen zweiten Schuss in seinen Kopf. Der Mann brach schon nach dem ersten Schuss zusammen. Nachdem ich den zweiten Schuss abgegeben hatte und sah, dass der Flieger tot war, bin ich auf dem Fahrrad in die Kaserne zurückgekehrt. Unterwegs sah ich den Oberleutnant Tormann und meldete ihm den Vorfall. Soviel mir bekannt ist, wurde veranlasst⁴²⁾, da[ss] der Körper beseitigt wurde.

Der Flieger hatte keine Kopfdeckung, er hatte schwarzes Haar, schmales Gesicht, hatte dunklen Fliegeranzug und Fliegerschuhe an. Was sein Rang war, ist mir nicht bekannt, ich wusste auch nicht seiner Uniform nach, zu welcher Nation er gehörte.

Gez. Heinrich Baecker

Das ist alles, was⁴³⁾ ich über diesen Vorfall weiss und was⁴⁴⁾ ich in meiner Aussage sagen will.

Gez. Heinrich Baecker

Beschworen vom genannten Aussagenden Heinrich Baecker freiwillig zu Ludendorf am 30. Oktober 1946 vor mir, Captain Victor Gluck, ...⁴⁵⁾, Britische Rheinarmee".

Captain Gluck beantragte die Einleitung eines Kriegsverbrecher-Prozesses, konnte Baecker aber nicht festnehmen, da dieser schwer krank und transportunfähig war (Tuberkulose). Den Angeklagten charakterisiert er als typischen Schinder⁴⁶⁾ mit einem ausgeprägten Minderwertigkeitskomplex. Bevor der Prozeß eröffnet werden konnte, starb Heinrich Baecker in Ludendorf am 10. November 1946. Die Briten erfuhren erst Anfang Januar 1947 davon.

Die Briten hatten die Zeugen und den Beschuldigten offenbar nicht mit dem Befund konfrontiert, den in ihrem Auftrag der Pathologe Professor Dr. Ponsold vom Forensischen Institut in Düsseldorf nach einer dritten Exhumierung am 24. Oktober 1946 abgegeben hatte. Danach starb der in

Grab Nr. 68 begrabene Flieger an Schädelzertrümmerung durch Flugzeugabsturz, der in

Grab Nr. 83 (früher Grab Nr. 69) bestattete Flieger wies eine „Einschussöffnung rechts hinten in Höhe der 10. Rippe aus, Durchschuss nach schräg oben durch die

Brusthöhle, Ausschuss rechte Brustseite, beides auch an der Kleidung zu erkennen. Hiebverletzung an der linken Schädelseite. Diagnose: Durchschuss vom Rücken her (Nierengegend) durch den Rumpf mit Ausschuss rechte Schlüsselbeingegend. Hiebverletzung am Schädel. Beurteilung: Aus dem Schusskanal ist zu schliessen, dass auf den Mann geschossen wurde, als sich der Oberkörper in horizontaler Lage befand. Es kommt entweder in Frage, dass auf einen Schwimmenden oder auf einen in gebückter Haltung geschossen wurde. Wegen des glatten Durchschusses durch die Rippe ist zu schliessen, dass es sich nicht um einen Nahschuss handelt.

Eine Schussverletzung ist am Schädel nicht festzustellen, sondern nur eine Hiebverletzung. Als Tatwerkzeug kommt ein scharfkantiges Werkzeug in Frage, vielleicht ein Spaten. Da das os frontale sich nicht bei der Leiche befand, sondern herausgebrochen war, kann über die Art dieses Zustandekommens der Knochenverletzung nichts festgestellt werden. Der Tod ist nicht auf die Schussverletzung, sondern auf die Schädelverletzung zurückzuführen*.

Die in Grab Nr. 64 und Grab Nr. 65 Bestatteten wiesen tödliche Schädelverletzungen und Knochenbrüche durch Flugzeugabsturz auf.

Der Befund von Professor Dr. Ponsold klärte zwar endgültig, daß die Flieger Fahselt und Freeborn durch Flugzeugabsturz zu Tode kamen, aber Ponsolds pathologischer Befund

zu Grab 68 und Grab 83 läßt sich mit den Aussagen der Zeugen beziehungsweise des Mörders nicht in Einklang bringen. In Grab 68 hätte der ermordete Kanadier Lindboom liegen müssen. Wenn man sich die Situation anhand der Skizze aus den Akten und dem hier beigefügten alten Foto vergegenwärtigt (siehe Abb. 1 und 2), hat Professor Dr. Ponsold offenkundig bei dem Toten in Grab 83 Einschuß- und Ausschußöffnung verwechselt, es sei denn, der Flieger wäre in dem Moment getroffen worden, als er sich umdrehte und im Hechtsprung in den Rhein zurück wollte. Davon berichtet aber keiner der Zeugen. Auch eine Schädelverletzung (Spaten) als Todesursache muß bezweifelt werden, die zweite – nach Aussage Baeckers tödliche – Kugel in den Kopf könnte im fehlenden Teil des Kopfes gesteckt haben, und die Spatenverletzungen sind wahrscheinlich erst im Zusammenhang mit der Bestattung oder mit den Umbettungen entstanden.

Die britische Untersuchungskommission, die bedauert hatte, daß bei den ersten Exhumierungen kein Pathologe verfügbar war, konnte mit dem Bericht des Düsseldorfer Pathologen offensichtlich nichts anfangen.

Die beiden Lynchmorde im Raum Krefeld dürfen keinesfalls isoliert gewertet werden.

Heinrich Himmler, Reichsführer SS und seit 1943 als Innenminister Chef der deutschen Polizei, hatte in einem Befehl vom 10. August 1943 verkündet, es könne nicht Aufgabe seiner Polizei sein, „sich in Ausein-

andersetzungen zwischen deutschen Volksgenossen und abgesprungenen englischen und amerikanischen Terrorfliegern einzumischen“.

Nach der Verschärfung des Luftkriegs, insbesondere nachdem Tiefflieger-Angriffe bei Tage auf alle militärischen und zivilen Ziele die völlige Ohnmacht der deutschen Luftwaffe beim Schutz der Bevölkerung unbestreitbar werden ließen, suchten die höheren Parteistellen die verständliche Wut der Bevölkerung gegen alliierte Piloten zu lenken. Ein Leitartikel von Joseph Goebbels „... zum feindlichen Luftterror“⁴⁷⁾, versuchte den Eindruck zu erwecken, daß sich die Reichsregierung außerstande sehe, die deutsche Bevölkerung von einem gewaltsamen Vorgehen gegen alliierte Piloten abzuhalten.

Zwei Tage später wurden alle NS-Gau- und Kreisleiter angewiesen, bei Lynchjustiz an alliierten Fliegern von „polizeilicher und strafrechtlicher Verfolgung der dabei beteiligten Personen“ abzusehen. Und sogar das Oberkommando der Wehrmacht (Generalfeldmarschall Keitel) formulierte am 9. Juli 1944 einen geheimen Befehl, in dem deutschen Soldaten untersagt wurde, sich gegen die Zivilbevölkerung zu stellen, wenn diese „in berechtigter Empörung über anglo-amerikanische Terrorflieger“ zur Selbsthilfe greife.

Diesen vorgeannten Befehl Keitels gab der Kommandierende General des Luftgaaes VI (Münster) – zu dem ja auch Krefeld gehörte –, August Schmidt, weisungsgemäß am 11. Dezember 1944 weiter.

Die Ermunterung zum Bruch der Genfer Konvention⁴⁸⁾ wurde aber nicht nur in Krefeld von fanatischen Nationalsozialisten aufgegriffen. W. Wachholz hat folgende Beispiele aus der Umgebung zusammengestellt:

13. Juni 1944 Ermordung eines polnischen Angehörigen der Royal Air Force in Radevormwald⁴⁹⁾,

16. September 1944 Ermordung eines britischen Luftwaffenangehörigen in Emmerich (Elten)⁵⁰⁾,

17. September 1944 Ermordung von zwei kriegsgefangenen kanadischen Fallschirmspringern durch einen SA-Obersturmbannführer in Kranenburg⁵¹⁾,

18. September 1944 Ermordung von zwei unbekannt alliierten Kriegsgefangenen auf Befehl eines Offiziers des 16. Landesschützenregiments in der Nähe von Kranenburg/Niederrhein,

13. Dezember 1944 Ermordung von drei britischen Fliegern in Essen⁵²⁾,

23. Dezember 1944 Ermordung eines britischen Offiziers in Köln⁵³⁾,



Abb. 3. Abgeschossener britischer Bomber nahe den Holterhöfen (22. Mai 1940)

24. Dezember 1944 Ermordung eines britischen Luftwaffenangehörigen sowie eines Offiziers der Royal Canadian Air Force in Neuss⁵⁴,

März 1945 Ermordung zweier unbekannter alliierter Flieger in Duisburg⁵⁵,

2. März 1945 Ermordung eines britischen Piloten in Köln durch Angehörige der Polizei⁵⁶.

Die Umstände des gewaltsamen Todes der beiden Flieger, der Engländer Hislop und Lindenboom, waren situationsbedingt einer beachtlichen Zahl von Personen bekannt, wried nach 1945 aber ohne die Aussage des Friedhofsgärtners geheim geblieben. Das Luftschutz-Kriegstagebuch der Reviergruppe I Krefeld⁵⁷ meldet am 23. Dezember 1944⁵⁸ lapidar: „7 Fallschirmabspringer, davon 2 tot“. Listen der auf dem Friedhof Bockum bestatteten britischen Flieger⁵⁹ reichen nur bis zum 3. Oktober 1943 und melden unter Namen meist „Unbekannt“ (bis Reihe 2, Nr. 53).

Vom 2. Juni 1942 bis 16. September 1942 wurden 78 alliierte Flieger (wahrscheinlich 12 Besatzungen) auf dem Krefelder Hauptfriedhof Feld 63 beigesetzt. Vom 17. September 1942 bis Kriegsende wurden die abgeschossenen Flieger auf dem Bockum Friedhof Feld 2a bestattet, bis zum 3. Oktober 1943 waren es 53 Personen⁶⁰.

Schon im Oktober 1945 hatte Kommandant Pownall den Krefelder Oberbürgermeister angewiesen, die 83 Gräber britischer Luftwaffenangehöriger, „die auf dem Krefelder Flugplatz beerdigt wurden“⁶¹ in Ordnung bringen zu lassen und mit Holzkreuzen, Namen und Rangbezeichnungen zu versehen⁶². Auf Anweisung der Briten scheinen die in Krefeld-Bockum bestatteten Flieger kurze Zeit später auf den Soldatenfriedhof Kleve umgebettet worden zu sein⁶³.

Anmerkungen

¹ Handschriftlicher Vermerk auf dem Vorsatzblatt der Akte WO 309/284 des Public Record Office, Kew, Lincoln.

² Vgl. Anm. 1.

³ P/O = Fliegerleutnant.

⁴ Sergeant.

⁵ MU/Gunner.

⁶ Flight Engineer.

⁷ W/Op(Air): Wireless-Operator.

⁸ Navigator.

⁹ R/Gunner.

¹⁰ Air Bomber.

¹¹ Stadtarchiv Krefeld 70/500, Bl. 125.

¹² Investigation Report vom 28. Juni 1946.

¹³ Master of police; die Engländer führten 1946 die Stelle eines „Chefs der Polizei“ in Krefeld ein. Wurde hier dieser Titel aus Unkenntnis der früheren deutschen Amtsbezeichnungen verwendet?

¹⁴ Stadtarchiv Krefeld 70/565, Bl. 121; Bericht des Kampfkommandanten Weiß über die letzte Dienstbesprechung im März 1945.

¹⁵ Stadtarchiv Krefeld 55/491-492.

¹⁶ Um den späteren Polizeioberkommissar Fritz Jung (Stadtarchiv Krefeld 110/335(2)) kann es sich nicht gehandelt haben, denn er wurde erst am 1. Januar 1947 zum Polizeinspektor befördert. Ebenfalls nicht in Frage kommt der 1950 genannte Kriminalbeamte Oberwachmeister Ernst Jung.

¹⁷ Die Akten lassen leider nicht sicher erkennen, wo die Aussage Jungs am 13. Juni aufgenommen wurde. Alles spricht dafür, daß sich Jung 1946 in Krefeld aufhielt. Außer der zitierten Einsicht in die Bockumer Akten deuten auch die kurzen Abstände zwischen der Aussage Scholtens am 11. Juni und der der Aussage Jungs vom 13. Juni folgenden Aussage Scholtens vom 18. Juni auf Krefeld. Später (1948) hielt sich Jung in Darmstadt auf.

¹⁸ Daß es sich um Heinrich Kirschhausen handelte, kann nur erschlossen werden, da der Name des Befragten nicht genannt wird. Gegen eine Vernehmung Jungs spricht, daß Luftwaffenangehörige als Vorgesetzte benannt werden. Der Vergleich mit anderen Stellen der Akte läßt nur den Schluß zu, daß es sich beim Aussagenden um H. Kirschhausen handelt.

¹⁹ „... this case especially as it came to my notice just by accident...“.

²⁰ In Krefeld-Bockum.

²¹ In den Akten „Stataune-Jelep, Legean St. No.35“; Die gesamte Akte enthält viele unkorrekte Formulierungen und Übersetzungen, die offensichtlich dadurch zustande kamen, daß der Übersetzer zwar die deutsche Sprache beherrschte, aber lange aus der Übung war. Typische Fehler – wie die Übersetzung des engl. „when“ mit „wenn“ und ungenau Formulierungen machten eine Glättung der Texte erforderlich. Auf die Original-Formulierungen wird in Anmerkungen verwiesen. Auch andere Eigenheiten der Akte, „ss“ statt „ß“, Schreibung von Ortsnamen in Großbuchstaben, Nummerierung von Absätzen, bleiben hier unberücksichtigt.

²² Die Schreibweisen Reinberg und Rheinberg wechseln.

²³ Der Vermittle „Lindenboom“ war wohl kein Kanadier.

²⁴ Sterberegister Nr. 1538; 11. Mai 1945.

²⁵ Vorlage „Kirchhausen“.

²⁶ Captain; die Rangbezeichnung „Hauptmann“ ist daher unsicher.

²⁷ Die beiden Leichen wurden im Feld 2, Reihe 2, Nummern 68 und 69, begraben. Am 22. Juni 1946 wurden die Gräber Nummer 68 und Nummer 69 auf Anordnung von Oberleutnant Myhill geöffnet, die Leichen wurden von Myhill und einem anderen Soldaten untersucht und die Gräber wieder zugedeckt. Am 24. Juni wurden die Gräber wieder geöffnet und die Leichen eingesargt. Die Leiche, die ursprünglich in Grab Nummer 68 lag, wurde dort gelassen, die Leiche aus dem Grab Nummer 69 wurde in das Grab Nummer 83 gelegt. Am 8. August 1946 wurden die beiden Leichen wieder ausgegraben und untersucht, diesmal auf Anordnung eines britischen Leichensammelkommandos unter der Leitung eines britischen Armeeooffiziers. Sie wurden aus den Särgen herausgenommen und in Woldecken wieder beerdigt. Die Säрге wurden verbrannt.

²⁸ Auf Befragen erklärten pensionierte Friedhofsangestellte dem Autor, das sei Unsinn.

²⁹ Name offensichtlich unkorrekt; wahrscheinlich handelte es sich um Hans Korbmacher, Kaiserswerther Straße 48.

³⁰ Dieser Satz: „Ich sah bitten“ fehlt in der Übersetzung, obwohl Sgt. P. H. Ramsey, Interpreter, War Crimes Investigation Unit, versichert: CERTIFIED That this is a true translation from German into English of the deposition of Adolf REITER

³¹ Da er zum Brückenwachkommando gehörte, konnte er den Namen des Täters nennen. Die Schreibweise des Namens wechselt. Die korrekte Form dürfte „Bäcker“ lauten.

³² Vorlage: „bemerkte“.

³³ Vorlage: „handelte“.

³⁴ Vorlage: „sind“.

³⁵ In seiner früheren Aussage sprach Scholtens von vier russischen Arbeitern.

³⁶ Vorlage: „ist“.

³⁷ Vorlage: „Ich ging noch vorher, wenn Fallschirmspringer angekündigt worden sind“.

³⁸ Vorlage: „sind“.

³⁹ Vorlage: „Rhein-Fluß“.

⁴⁰ Vorlage: „hatte“.

⁴¹ Vorlage: „Wenn“.

⁴² Vorlage: „wurde es veranlaßt worden“.

⁴³ Vorlage: „das“.

⁴⁴ Vorlage: „das“.

⁴⁵ Eine Übersetzung der Passage „detailed by C. in G.“ vermag der Bearbeiter nicht zu geben; vielleicht „Captain in Chief“?

⁴⁶ Typical bully.

⁴⁷ Völkischer Beobachter vom 28. und 29. Mai 1944.

⁴⁸ Artikel 2 der Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen vom 27. Juli 1929 (ratifiziert vom Deutschen Reich 1934): „Die Kriegsgefangenen unterstehen der Gewalt der feindlichen Macht, aber nicht der Gewalt der Personen oder Truppenteile, die sie gefangen genommen haben. Sie müssen jederzeit mit Menschlichkeit behandelt werden und insbesondere gegen Gewalttätigkeiten, Beleidigungen und öffentliche Neugier geschützt werden. Vergeltungsmaßnahmen an ihnen auszuüben, ist verboten“.

⁴⁹ Brack, Friedhelm: „Als Feuer vom Himmel fiel“ – Auf den Spuren des Luftkrieges 1939 – 1945 im Bergischen Land und Rheinland, Radevormwald 2000, S. 154 – 158. Bundesarchiv Koblenz; Akte All Prov. 8, JAG 320.

⁵⁰ Stadtarchiv Emmerich; Bundesarchiv Koblenz; Akte All Prov. 8, JAG 43.

⁵¹ Linke, Mariene: „Als Feuer vom Himmel fiel“ – Auf den Spuren des Luftkrieges 1939 – 1945 im Bergischen Land und Rheinland, Radevormwald 2000, S. 154 – 158. Bundesarchiv Koblenz; Akte All Prov. 8, JAG 320.

⁵² Schmalhausen, Bernd: Lynchmord: „Greift Euch die Hunde und bringt sie um“, in: Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ), Essen, vom 11. November 1993.

⁵³ Historisches Archiv der Stadt Köln.

⁵⁴ Welfens, Hildegard: Geschichte der Stadt Neuss unter nationalsozialistischer Herrschaft (1933 – 1945), Schriftenreihe des Stadtarchivs Neuss, Bd. 12, Neuss 1993, S. 264. Bundesarchiv Koblenz; Akte All Prov. 8, JAG 262.

⁵⁵ Bundesarchiv Koblenz; Akte All Prov. 8, JAG 309.

⁵⁶ Historisches Archiv der Stadt Köln; Bundesarchiv Koblenz; Akte All Prov. 8, JAG 102.

⁵⁷ Stadtarchiv Krefeld 70/502 Bl. 50.

⁵⁸ Richtig wäre die Eintragung unter dem 24. Dezember; die Einträge sind – wie die Tinte zeigt – aber nicht täglich, sondern für mehrere Tage zusammenfassend vorgenommen worden. Daraus erklärt sich der Irrtum.

⁵⁹ Stadtarchiv Krefeld 670/50.

⁶⁰ Stadtarchiv Krefeld 670/50.

⁶¹ Der Flugplatz grenzte unmittelbar an den Bockumer Friedhof. Die Gräber befanden sich aber eindeutig auf dem Gelände des Friedhofs.

⁶² Stadtarchiv Krefeld 20/854: Die Stadtverwaltung sicherte die Errichtung bis zum 15. Dezember 1945 zu. Die Bepflanzung erfolgte schon vorher (Stadtarchiv Krefeld 110/86, Bl. 547). Mit Verfügung vom 15. April 1946 entband Stadtkommandant Pownall die Stadt Krefeld von der Verpflichtung zur Unterhaltung der Gräber (Stadtarchiv Krefeld 110/190, Bl. 334).

⁶³ Stadtarchiv Krefeld 25/14/80 (9. Dezember 1946, Punkt 16): Die Ausgrabung von 82 englischen Fliegern auf dem Friedhof Bockum ist abgeschlossen.

Ein Mennonit aus Krefeld: Peter van der Herberg

von Hans-Uwe Feige

Vorbemerkungen der Schriftleitung: Im folgenden druckt „die Heimat“ ein Kapitel aus dem Buch „Denn taube Personen folgen ihren thierischen Trieben...“ (Samuel Heinicke) – Gehörlosen-Biographien aus dem 18. und 19. Jahrhundert; Leipzig (Gutenberg) 1999, ab. Der Autor hat freundlicherweise die Genehmigung erteilt. Im ersten Teil seines Buches stellt er die „Lebenswirklichkeit Gehörloser von der Antike bis zur Frühen Neuzeit“ dar. Die Stellung der Gehörlosen im Recht, in der Gesellschaft und im Bereich der Religion ließ in den zurückliegenden Epochen in vielfacher Weise zu wünschen übrig, vor allem im Mittelalter. Häufig wurden ihnen die Sakramente, außer der Taufe, verweigert, da sie ja keine „Einsicht in deren Bedeutung“ gewinnen könnten. Oft wurden sie mit den „nicht zurechnungsfähigen Irren“ gleichgestellt. Erst spät setzten sich gegenläufige Tendenzen in den Kirchen und in der öffentlichen Meinung durch, vor allem durch die Aufklärung. Der folgende Bericht über einen Krefelder Mennoniten ist auf diesem Hintergrund zu sehen.

*

Im Juli 1696 kam es in der kleinen Stadt Rheydt im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf zu einem Massaker unter den ansässigen Mennoniten, einer Minderheit innerhalb der evangelischen Kirche, die das Erbe der Wiedertäufer aus dem 16. Jahrhundert bis in unsere Zeit fortführt. Die Überlebenden flohen nach Krefeld. Diese Stadt gehörte zur Grafschaft Moers und befand sich im Herrschaftsgebiet Wilhelms III. von Oranien, Statthalter der Niederlande sowie König von England, Schottland und Irland (1650 bis 1702). Der Oranier war ein in Religionsfragen für seine Zeit ausgesprochen toleranter Herrscher. Unter seinem Schirm konnten sich die Mennoniten in Krefeld schnell etablieren. Mit ihrem Einzug begann Krefelds Aufstieg zu einem protoindustriellen Gewerbezentrum. Die Mennoniten begründeten das Krefelder Leinen- und Seidengewerbe und damit den Reichtum der Stadt¹⁾. Friedrich I. von Preußen setzte nach der Eroberung Krefelds 1703 die Tolerierungspolitik seines Vorgängers fort.

Die Krefelder Linie des ursprünglich niederländischen Geschlechts van der Herberg be-

gründete Clemens van der Herberg (gestorben 1767), der 1696 mit den Rheydter Flüchtlingen in die Stadt gekommen war. Sein Sohn Johannes (Johann) van der Herberg (1741 – 1789), seit 1768 mit Sibilla Peters aus Krefeld verheiratet, ist der Vater Peters. Peter van der Herberg, am 5. Oktober 1776 zu Krefeld geboren, war das jüngste von vier Kindern des Ehepaares. Wie auch seine große Schwester Aletta (10. März 1770 – 20. September 1779) war er von Geburt an gehörlos²⁾.

Die Gehörlosigkeit der Erstgeborenen, Aletta, veranlaßte die Eltern van der Herberg noch vor der Geburt Peters, sich mit der Problematik auseinanderzusetzen. Johannes van der Herberg gehörte zu den größten Kaufleuten Krefelds. Er verfügte über vielfältige Geschäftsverbindungen innerhalb Europas. Über diese Kontakte dürfte er von den Bemühungen der zeitgenössischen Schulmeister, Pfarrer und Ärzte in Sachen der „Taubstummenbildung“ erfahren haben. Kannte er die Schriften Johann Kaspar Lavaters, Johann Konrad Ammanns und des Pfarrers Johann Ferdinand Arnoldi aus Großlinden bei Gießen? Es ist nicht auszuschließen, daß er anfänglich – wie viele vermögende Eltern von Gehörlosen in dieser Zeit – ärztlichen Versuchen, die „Stummheit“ seiner Tochter zu beheben, seinen Segen gab. Wie die meisten Krefelder Großkaufleute verfügte van der Herberg über Geschäftsverbindungen zur Leipziger Messe. Möglicherweise über Samuel Heinickes Wirken in Eppendorf im Bilde, nutzte Johann van der Herberg einen Besuch der Leipziger Frühjahrmesse 1778 zu einem Besuch in dessen neugegründetem „Kurfürstlich Sächsischen Institut für Stumme und andere mit Sprachgebrechen behaftete Personen“. Offensichtlich fand der Kaufmann aus dem fernen Krefeld Gefallen an der Person und der Lehrart Heinickes. Wenig später gehörte die damals neunjährige Aletta van der Herberg zu den „Lehrlingen“ Heinickes in Leipzig³⁾. Nach der Matrikel Anna Catharina Elisabeth Heinickes war Aletta die erste Schülerin, die in Leipzig aufgenommen wurde.

Zweifellos hatten die Eltern geplant, den zu diesem Zeitpunkt noch nicht zweijährigen Peter – dessen Gehörlosigkeit ihnen nach

den Erfahrungen mit der Erstgeborenen nicht verborgen geblieben sein wird – später ebenfalls nach Leipzig zu schicken. Doch dann traf sie ein schwerer Schlag: Am 20. September 1779 starb die zehnjährige Aletta in Leipzig an einer Lungenkrankheit⁴⁾. Sollten die Eltern ihren Jüngsten der gleichen Gefahr aussetzen? Von der Leipziger Luft mußten sie einen schlechten Eindruck erhalten haben. Anders sah es wohl mit Heinickes pädagogischem Erfolg aus. Aletta befand sich etwa 15 Monate lang in Ausbildung am Leipziger „Taubstummeninstitut“. Von ihren Fortschritten waren die Eltern offensichtlich recht angetan. Das brachte die Eltern ins Grübeln: Wie konnte Peter nach Heinickes Methode unterrichtet werden, ohne daß man ihn der offensichtlich gefährlichen Leipziger Luft aussetzen mußte?

Zu den Spielgefährten Alettas und ihrer Mitschüler gehörte der knapp zwei Jahre ältere Heinicke-Sohn Carl August Dietrich. 1782, im Alter von 14 Jahren, an der Leipziger Universität immatrikuliert, wurde er bald zu einem wichtigen Gehilfen seines Vaters bei der Ausbildung der gehörlosen Schüler. Johann van der Herberg, der anlässlich der Leipziger Messen immer wieder Kontakt zu Heinicke aufnahm, konnte die Entwicklung von Heinicke junior verfolgen; vielleicht auch bei diesem hospitieren. Als Peter van der Herberg 11 Jahre alt war, stand der Entschluß seines Vaters fest: Er holte Carl August Dietrich Heinicke, den Mitwisser des „Arkanums“ – von Samuel Heinickes Geheimmethode der Gehörlosenbildung – nach Krefeld. Ob diese Abwerbung im Einvernehmen mit Heinicke senior erfolgte, ist unklar, erscheint jedoch im Lichte späterer Erklärungen von Familienmitgliedern als unwahrscheinlich⁵⁾.

Im Mai 1787 trat der 19jährige Carl August Dietrich Heinicke sein Amt als „Hofmeister“ bei der Familie van der Herberg zu Krefeld an⁶⁾. In dieser Funktion hatte er ausschließlich mit dem gehörlosen Sohn der Familie zu tun. Heinicke junior unterrichtete Peter van der Herberg mehrere Jahre lang nach der lautsprachlich betonten Methode seines Vaters in allen Elementarschulfächern sowie in Artikulation und Ablesen vom Munde. Im Todesjahr des Familienvaters Johann van der Herberg (1789) endete das Beschäftigungs-

*Overledene, met de Naamen 23.
Künner Lichten in Ouderdom*

<i>Stafelen van</i>	<i>Pet van der Herberg 1778 tot des 1779</i>	<i>Leet</i>	<i>aan</i>	<i>de</i>	<i>Gr.</i>
<i>1778</i>					
<i>25. Nov</i>	<i>Geert Hendrik Frederik van der Lijzen, kind van</i>	<i>27</i>		<i>1</i>	
<i>16. Nov</i>	<i>Sibilla Davids, dochter van Johan</i> <i>David van Tuing.</i>	<i>1</i>	<i>2</i>	<i>1</i>	
<i>10. Jan</i>	<i>Hendrik Jansz, zoon van Wilhelms</i> <i>Jansz.</i>		<i>1 dag</i>	<i>1</i>	
<i>26. Dec</i>	<i>Johannes Potbacht, kind van Tuing</i>	<i>26</i>		<i>1</i>	
<i>1779</i>					
<i>24. Jan</i>	<i>Maria Gray, dochter van Jacob Gray</i>		<i>10</i>	<i>1</i>	
<i>16. May</i>	<i>Hendrik Peters, zoon van Barent</i>	<i>67</i>	<i>1</i>	<i>1</i>	
<i>25. May</i>	<i>Klaas Heskens, zoon van Johannes</i> <i>Heskens van de Water.</i>	<i>81</i>		<i>1</i>	
<i>24. Juny</i>	<i>Cristiaan Smidt, zoon van Tuing</i>	<i>80</i>		<i>1</i>	
<i>30. Juny</i>	<i>Agnesius Tobilas, dochter van Peter</i> <i>Tobilas van Tuing.</i>		<i>15</i>	<i>1</i>	
<i>1. Sept.</i>	<i>Hendrik Agnes, zoon van Jacob</i> <i>Agnes van Tuing.</i>		<i>1 dag</i>	<i>1</i>	
<i>24. Sept.</i>	<i>Sibilla Jansz, kind van Jhr</i> <i>Thod. Peters van Tuing.</i>	<i>44</i>		<i>1</i>	
<i>5. Oct.</i>	<i>Margareta van Bakker, wed. van</i> <i>Peter van der Lijzen, Water.</i>	<i>75</i>		<i>1</i>	
<i>6. Oct.</i>	<i>Peter te Kame, zoon van Pieter</i> <i>te Kame van de Polder.</i>	<i>3</i>	<i>2</i>	<i>1</i>	
<i>10. Oct.</i>	<i>Maria Hendrick, kind van Peter</i> <i>Barent van Tuing.</i>	<i>37</i>	<i>7</i>	<i>1</i>	
<i>20. Oct.</i>	<i>Aletta van der Herberg, kind van</i> <i>geboren na de dood te Tuing van Wilhelms</i> <i>van Tuing, en van Sibilla van de</i> <i>Water.</i>	<i>9</i>	<i>5</i>	<i>1</i>	
<i>15. Oct.</i>	<i>Anna Davids, dochter van Adam</i> <i>Davids van Tuing.</i>	<i>1</i>	<i>0</i>	<i>1</i>	
<i>21. Oct.</i>	<i>Johannes Hendrik van Wilhelms van</i> <i>Water van de Polder.</i>	<i>24</i>		<i>1</i>	
				<i>10</i>	<i>7</i>

Abb. 1. Totenverzeichnis der Krefelder Mennonitengemeinde (November 1778 – Oktober 1779). Die dritte Eintragung von unten betrifft Aletta van der Herberg.

verhältnis Heinicke als Hofmeister. Die Familie verarmte zwar nicht, mußte jedoch zeitweilig gewisse Einschränkungen hinnehmen, die zum Teil auch auf die Auswirkungen der großen Revolution der Franzosen zurückgingen (Störung der französischen Geschäftsbeziehungen). Heinicke wurde von der Witwe Sibilla weiterhin als Lehrer ihres Sohnes beschäftigt. Zum Ausgleich für seine Einkommensverluste durfte Carl August Dietrich andere gehörlose Schüler unterrichten.

Sein „Privatinstitut für Taubstumme“ entstand vermutlich schon 1790 in seiner außerhalb Krefelds gelegenen Wohnung. Seit Sommer jenes Jahres wurde Peter zusammen mit einer Mitschülerin, der etwa gleichaltrigen Johanna Lammerts aus Emmerich, durch Carl August Dietrich Heinicke unterrichtet⁷. Die Briefe von Johanna Lammerts (15. Juli 1791) und Peter van der Herberg (11. Juni 1791) an Joachim Heinrich Campe belegen, daß Heinicke junior, dessen

intellektuelle und pädagogische Eignung für den Beruf eines Gehörlosenlehrers in der eigenen Familie angezweifelt wurde⁸, durchaus mit Erfolg lehrte. Stärker als sein Vater verband er die Anstrengung des Lernens mit kurzweiligen Ablenkungen, wie Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung von Krefeld. Eine Exkursion nach Emmerich im Januar 1791 beispielsweise, an der Johanna Lammerts und Peter van der Herberg teilnahmen, wurde mit dem Besuch der dortigen Kirmes, eines Dorffestes mit Tanz, verbunden⁹.

Peter van der Herbergs Brief vom 11. Juni 1791 an Joachim Heinrich Campe in Braunschweig ist in mehrfacher Hinsicht sehr aufschlußreich. Campe (1746 – 1818), ein Anhänger der Reformpädagogik Heinrich Basedows und Hauslehrer der Brüder Humboldt, galt als „einer der begabtesten, thätigsten und ausgezeichnetsten Pädagogen der damaligen Zeit“¹⁰. Heinicke junior hat mindestens den Brief seiner Schülerin Johanna Lammerts an Campe, vermutlich auch denjenigen von Peter van der Herberg, angeregt. Dahinter steckte sicherlich das Bemühen, gegenüber dem renommierten Schulrat den eigenen pädagogischen Erfolg zu demonstrieren. Campe war mit Samuel Heinicke bekannt und verfolgte sicherlich auch die Arbeit von dessen Sohn in Krefeld mit Interesse. Im Sommer 1789 hatte er diese „niedlichste, sauberste, freundlichste und blühendste Manufakturstadt, die ich je gesehen habe“¹¹, erstmals besucht. Vermutlich kam es dabei zur ersten persönlichen Begegnung mit Heinicke junior und dessen Schüler Peter van der Herberg. Bei einer Hospitation im Unterricht wird es nicht geblieben sein. Eine oder mehrere kurze „dienstliche Gegenüberstellungen“ stünden im Widerspruch zu dem Zutrauen, das aus dem Brief Peters an den „Edukationsrath“ spricht. Es kann davon ausgegangen werden, daß Joachim Heinrich Campe über einen längeren Zeitraum im Hause van der Herberg verkehrt ist und dabei auf seine vielgelobte väterliche Art eine engere Bindung zu Peter aufgebaut hat. „Lieber Freund!“, beginnt der Brief des Knaben, „Es freut mich dir kennen zu gelernt haben, ich wünsche daß du noch wohl und gesund zu Braunschweig bist. Ich denke oft an dich, weil du bist ein kluger und braver Mann, ich habe dich recht lieb, und verehere dich“¹². Daß Campe seinerzeit, reichlich einen Monat vor der Erstürmung der Bastille, in Frankreich war, wußte Peter nicht. Er berichtete dem Pädagogen minutiös über eine Reise nach Mors (Moers) in der Nähe von Düsseldorf, an der neben Peter und dem Lehrer Heinicke Peters Mutter Sibilla, Schwester Catarina (geboren 1772) und Commissionsrath Oppermann teilnahmen. In Moers suchte die Reisegesellschaft „Herrn Wilhelms sein Garten vor dem Thor“ auf, wo man „in einem kleinen Schiffchen dem Wasser übergefahren und nach eines schönes Gartenhaus ge-

kommen“ sei¹³). „Ich habe daselbst in eine Schaukel gesessen und mich geschaukelt“, berichtete Peter weiter. Dabei beobachtete er, „daß Bauernkerls Fische gefangen haben“¹⁴). Eine dramatische Steigerung erfuh Peter Brief, als er den Abend des 10. Juni 1791 schilderte: „Gestern Abend um halb zehn Uhr sind viele Menschen in der reformierten und Katholischen Kirche sehr geschwind gegangen, und sie haben daselbst sehr stark geläutet. Viele Menschen ... sind sehr geschwind nach Vitinghof gelaufen, haben es gesehen, daß 2 Häuser sind abgebrannt haben es ausgelöscht und Herr Heinicke hat mir erzählt daß 2 Schweine und ein Hund sind todt verbrannt, die Kuh und das Pferd sind aus dem Stall auf dem Felde gelaufen ... Ich bin außerordentlich darüber erschrocken, und habe gesaget, Potztausend, Ich bedaure die armen Leute recht und ich putze alle Abend das Licht aus vorsichtig“¹⁵).

Wir rekapitulieren: Peter van der Herberg war, als er den oben zitierten Brief an Joachim Heinrich Campe schrieb, reichlich vier Jahre bei Carl August Dietrich Heinicke im Unterricht. In Anbetracht seines Alters und der Ausbildungszeit kann der Brief – der ersichtlich nicht vom Lehrer korrigiert worden war – als recht ordentliche Arbeit angesehen werden. Peter schrieb keineswegs fehlerfrei. Aber er verstand seine Gedanken – zuweilen sogar auf originelle Weise – auszudrücken und verfügte über einen beachtlichen Wortschatz. Nicht von ungefähr billigte ihm Karl Philipp Moritz (1751 – 1793), der Herausgeber des „Magazins für Erfahrungsseelenkunde“, einen „ganz eigenen und zuweilen homerischen Idengang“¹⁶) zu. Auch das motivierte ihn, die von Campe, einem Stammvater des „Magazins“, eingeschickten Briefe in der Rubrik „Seelennaturkunde“ zu publizieren. Moritz' Wort hatte Gewicht. Er war seit 1789 Professor an der Königlich Preussischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften. Die Ästhetik der deutschen Klassik entstand unter seiner maßgeblichen Mitwirkung.

Der im „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“ veröffentlichte Brief Peters van der Herberg ist das einzige Dokument von seiner Hand, das auf uns gekommen ist beziehungsweise gefunden werden konnte. Er ermöglicht nicht nur eine Bewertung seines Ausbildungsstandes, seines schriftlichen Ausdrucks und seines Wortschatzes. Interessant ist die zutrauliche Unbekümmertheit, mit der ein vierzehnjähriger Knabe eine Respektsperson, wie den vielgereisten Schriftsteller, Schulrat und Kanonikus des Braunschweiger St. Cyriacusstiftes, Campe, zu seinem „lieben Freund“ erklärt. Neben kindlicher Naivität spricht daraus das gesunde Selbstbewußtsein eines Jugendlichen aus vermögendem Hause, das auch nach dem Tod des Vaters über eine große gesellschaftliche Reputation in der Stadt Krefeld ver-

fügte. Dazu kamen eine wache Intelligenz und eine gute Beobachtungsgabe: wichtige Faktoren beim erfolgreichen Lernen. Bedingt durch die Stellung seiner Familie, lernte Peter frühzeitig mit erwachsenen Respektspersonen zu kommunizieren. Diese Kommunikation erfolgte anfangs sicherlich mittels einer natürlichen Gebärdensprache und Mimik. Auch wenn Peters Brief an Campe keinen Hinweis auf seine Kommunikationstechnik enthält – es kann unterstellt werden, daß seine Gespräche mit Commissionsrath Oppermann, Mademoiselle Rappert, Herrn Wilhelms sowie Madame Martini, mit der Peter auch Briefe wechselte, nach vierjähriger Ausbildung bei Heinicke junior dominant über die Lautsprache und das Ablesen vom Munde erfolgten.

Peter van der Herberg besuchte Carl August Dietrich Heinickes „Privat-Taubstummeninstitut“ bis Mitte 1796; weder die Besetzung Krefelds durch die französische Revolutionsarmee im Herbst 1794 noch der darauf folgende Hungerwinter 1794/95 verursachten eine Unterbrechung des Unterrichts. Nach dessen Abschluß war Peter zwanzig Jahre alt und hatte knapp zehn Jahre lang Unterricht in Mathematik, Geschichte, Geographie, Lesen, Schreiben und Artikulation sowie eine Einführung ins „Wesen des Christentums“ erhalten. Mitte 1797 bescheinigte Hiddo Wibidus van der Ploeg, Zweiter Prediger der Krefelder Mennonitengemeinde, dem Jüngling Peter van der Herberg, „kritisch zu lesen und deutlich zu schreiben“ sowie „über vielerlei Themen reden zu können, und sich seinen Angehörigen gegenüber ausreichend verständlich auszudrücken“¹⁷). Die Einschränkung „seinen Angehörigen gegenüber“ verweist auf Defizite in der Aussprache Peters, die offensichtlich dem Prediger und anderen Fremden weitgehend unverständlich blieb. Dessenungeachtet: Peter beherrschte die Lautsprache. Dafür wurde die „besondere, der Heinickeschen Schule eigene Art des Unterrichts“¹⁸) verantwortlich gemacht: ein Hinweis, warum die Familie van der Herberg die Ausbildung ihrer Kinder gerade Heinicke senior und junior – anvertraut hatte.

Für einen Mennonitensohn in Krefeld gab es zum Ende der Frühen Neuzeit – noch immer war die Schulbildung der Kinder und Jugendlichen primär eine Domäne der Kirchen – nur einen möglichen Schulabschluß: die Bekenntnistaufe. Dieser ging jeweils eine umfangliche Prüfung voraus. Das zum Bestehen dieser Prüfung notwendige Wissen durfte Carl August Dietrich Heinicke, ein evangelisch-protestantischer Christ aus Sachsen, nicht vermitteln; eigentlicher Religionsunterricht war Sache der mennonitischen Prediger und Diakone. Außerdem dürfte Heinicke kaum mit der Spezifik der mennonitischen Theologie vertraut gewesen sein. Die Mennoniten gingen aus der Wiedertäufer-Bewegung des 16. Jahrhunderts

hervor. Sie verstanden sich zwar als Teil der evangelisch-protestantischen Christengemeinde, von der sie sich jedoch in einigen wesentlichen Punkten unterschieden. So waren ihre Gottesdienste nicht öffentlich. Die mennonitischen Kirchen befanden sich gut geschützt hinter hohen Mauern. Anstelle der Kindertaufe praktizierten die Mennoniten die Bekenntnistaufe im Erwachsenenalter. Ihre Prediger und Diakone wurden nicht von übergeordneten Bischöfen eingesetzt, sondern von der Gesamtgemeinde gewählt, die vollständig autonom war. Strenggläubige Mennoniten verweigerten die Eidesleistung ebenso wie – jedenfalls bis 1848 – den Dienst an der Waffe. Sozial Höhergestellten gegenüber war keinerlei Respektbeziehung zulässig. All dies machte die Mennoniten zu religiösen und gesellschaftlichen Außenseitern, die – nicht anders als die Juden – immer wieder Verfolgungen ausgesetzt waren.

Im Sommer 1796 bewog Carl August Dietrich Heinicke den Mennoniten-Prediger Hiddo Wibidus van der Ploeg (1769 – 1853, Prediger bis 1818), die religiöse Unterweisung Peters van der Herberg zu übernehmen. Der junge, undogmatische und ausgesprochen diesseitig eingestellte Prediger unterrichtete Peter in der Folgezeit dreimal in der Woche. Der Unterricht erfolgte schriftlich – auf Schiefertafel –, also weder in Gebärdensprache noch in Lautsprache, und unter Ausschluß dritter Personen. Warum ausschließlich schriftlich? Möglicherweise kam van der Ploeg zu dem Schluß, daß sich derart am besten Mißverständnisse vermeiden lassen. Die Materie des mennonitischen Religionsunterrichts ist teilweise nicht unkompliziert, und ihr Verständnis setzt ein hohes Abstraktionsvermögen voraus. Im Juni 1797, nach einjähriger Unterweisung in den „Kenntnissen der Wahrheit ... die es nach der Gottseligkeit gibt“, schlug Hiddo Wibidus van der Ploeg dem ehrwürdigen Kirchenvorstand der Mennoniten zu Krefeld vor, den „taubstummen Jüngling“ Peter van der Herberg „durch die christliche Wassertaufe einzugliedern und aufzunehmen unter den Mitgliedern des geistlichen Reiches des Messias“¹⁹).

Am 11. Juni 1797 wurde Peter „vor dem ehrwürdigen Kirchenvorstand der Gemeinde und einer ansehnlichen Versammlung“ examiniert. Schriftlich, in niederländischer Sprache – der Muttersprache der Mennoniten – gestellte Fragen beantwortete er „mit viel Offenheit und großem Gefühl“ auf gleiche Weise²⁰). Seine Antworten widerspiegelten das positive Menschenbild der durch die moderne Wirtschaft geprägten Krefelder Mennoniten, die sich von ihren pietistischen Traditionen weit entfernt hatten. Neben Demut, Gehorsam, Dankbarkeit und Vertrauen, die er als Gebot gegenüber Gott dem Herrn beschrieb, führte Peter van der Herberg auch Pflichten an, die er als Christ gegenüber der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und gegenüber dem Wohlergehen des

Nächsten hat. Nach bestandenerm Examen erhielt Peter van der Herberg die Heilige Wassertaufe.

Die Aufnahme des gehörlosen Peter van der Herberg in die Täuferisch-christliche Gemeinde zu Krefeld sorgte in der Stadt und ihrer Umgebung für Aufsehen. Es spricht einiges dafür, daß Peter der erste Gehörlose in der zweihundertfünfzigjährigen Geschichte der Mennoniten war, der zur Bekenntnistaufe zugelassen wurde. Der publicity-bewußte Prediger van der Ploeg veranlaßte daher Peters Mutter, das 16seitige Prüfungsprotokoll unter dem Titel „Korte Proef van de Christelyke kundigheden en gevoelens des Doof-Stommen Jongelings Peter van der Herberg“ zu veröffentlichen.

Im Juni 1797, zum Zeitpunkt seiner Bekenntnistaufe, stand Peter van der Herberg im 21. Lebensjahr. Er war damit ebenso alt wie die ältere Schwester Catarina zum Zeitpunkt ihrer Taufe im März 1793. Beide lagen altersmäßig im Limit des Taufalters der Mennoniten, das sich um 1800 zwischen dem 20. und 21. Lebensjahr bewegte²³⁾. Carl Au-

gust Dietrich Heinicke hatte Peter somit pünktlich, ohne Entwicklungsrückstand, auf dieses wichtigste Ereignis im Leben eines bekennenden Mennoniten vorbereitet. Auch das wirft ein günstiges Licht auf die pädagogisch-methodische Befähigung des Sohnes von Samuel Heinicke.

Anders als seine beiden Geschwister hatte Peters älterer Bruder Gerhard – geboren am 26. Februar 1773 – die Heilige Wassertaufe verspätet absolviert: Als er zum Palmsonntag 1796 soweit war, hatte Gerhard van der Herberg bereits das 23. Lebensjahr vollendet. Freilich bedeutet das nicht, daß er geistig weniger regsam gewesen wäre. Im Juli 1789 war der Vater Johann van der Herberg – erst 48jährig – „aan de Waaterzucht“ verschieden²⁴⁾. Gerhard, der älteste Sohn und designierte Nachfolger, übernahm gemeinsam mit der Mutter und wahrscheinlich dem Kommerzienrat Oppermann das Handelsimperium des Vaters und dessen Sitz im Krefelder Stadtrat. Die damit und mit den Auswirkungen der Französischen Revolution verbundenen Belastungen ließen die religiöse Ausreifung Gerhards van der Herberg

vorerst in den Hintergrund treten. Die Besetzung Krefelds durch die Franzosen 1794 und die darauf folgende Unterstellung Krefelds – wie aller linksrheinischen deutschen Gebiete – unter die französische Gesetzgebung verringerten die geschäftlichen Probleme der Firma nicht gerade. Eine gewisse Rechtssicherheit brachten erst die Friedensverträge von Campo Formio (Oktober 1797) und Lunéville (9. Februar 1801), mit denen das Deutsche Reich die linksrheinischen Gegenden völkerrechtlich bindend an Frankreich abtrat.

Im Juni 1797 also hatte Peter van der Herberg den ersten Bildungsweg abgeschlossen und mit der Heiligen Wassertaufe das volle Bürgerrecht erworben. Er konnte in zwei Sprachen – Deutsch und Niederländisch – lesen, schreiben und – jedenfalls im Familien- und Freundeskreis – lautsprachlich kommunizieren. Wie ging es nun weiter mit seiner Entwicklung? Lernete er einen Beruf oder lebte er vom hinterlassenen Vermögen seines Vaters beziehungsweise von den Einkünften aus der väterlichen Firma?

Leider geben die vorhandenen Quellen zu dieser Frage keine Auskunft. Es ist freilich kaum anzunehmen, daß Peter, der uns in seinem Brief als temperamentvoller und aufgeschlossener Mensch gegenübertritt, nur in den Tag hineinlebte. In einer Zeit, da die meisten Menschen Analphabeten waren, müßte sich für den des Lesens und Rechnens kundigen Peter van der Herberg im Kontor der vom Bruder weitergeführten väterlichen Firma schon eine nützliche Tätigkeit gefunden haben, zumal auch der Großhändler in Leinen und Seide, Gerhard van der Herberg, kräftig an der Lieferung von Uniformen und anderen Textilien an die europäischen Kriegsparteien verdient haben mag. Der Gewinn aus diesen Transaktionen ermöglichte es Gerhard van der Herberg um die Wende zum 19. Jahrhundert, die väterliche Handelsfirma um eine Seidenfabrik zu ergänzen. Er war der erste Fabrikant, der in den Rheinlanden die sogenannten Jacquard-Stühle für Sammet (Samt) installierte. Damit ließen sich die sehr gefragten gemusterten „Seide-Sammets“ preiswert und in guter Qualität herstellen. Die Seidenfabrik Gerhard van der Herberg & Co. gehörte zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu den bedeutendsten ihrer Art in Krefeld und Umgebung²⁵⁾. 1822 befand sich auch die wirtschaftlich bedeutende Krefelder Turmwindmühle anteilig im Besitz von „Gerhard van der Herberg Johs (Johannes – H.U.F.) Sohn“²⁶⁾.

Nach dem Wiener Kongreß 1815 fielen die linksrheinischen Provinzen an Preußen. Die preußische Administration annullierte eine Reihe von Freiheiten, die der französische Code Civil den religiösen Minderheiten Krefelds zugestanden hatte. Die Mennoniten verloren unter anderem die Befreiung von der Militärdienstpflicht und wurden hinsicht-



Abb. 2. Titelblatt des vom Prediger van der Ploeg zum Druck gegebenen Protokolls der Prüfung, die Peter van der Herberg vor seiner Aufnahme in die Gemeinde der „Taufgesinnten“ (Mennoniten) abzulegen hatte

lich der Gewerbefreiheit benachteiligt. „Militärfrei“ gestellte Familien mußten eine hohe Strafsteuer auf ihren Grundbesitz entrichten. Gerhard van der Herberg wohnte mit seiner Familie – wie zahlreiche begüterte Fabrikanten – nicht im eigentlichen Krefelder Stadtgebiet. Er zahlte daher auch, wie eine Grundsteuerliste vom 2. Juni 1814 belegt – und anders als seine Vettern Heinrich und Johann van der Herberg – keine Grundsteuer in Krefeld²⁷⁾. Vielleicht hoffte er daher, von der „Mennoniten-Steuer“ der preußischen Behörden verschont zu bleiben. Das sollte sich aber als Trugschluß erweisen.

Nach einer Zeit relativer Ruhe verstärkten die preußischen Behörden Ende 1828 den Druck auf die mennonitische Gemeinde in Krefeld. Der Bürgermeister forderte im Dezember jenes Jahres allen Mennoniten eine „Erklärung wegen der Militär-Dienst-Pflicht“ ab. Davon betroffen waren alle Gemeindeglieder und nicht nur Bürger, die in Krefeld Grundbesitz zu versteuern hatten. Auch die Brüder Gerhard und Peter mußten diesmal Stellung beziehen. Der Fabrikant Gerhard van der Herberg outete sich noch vor Ende Dezember 1828 als Verweigerer der Militärdienstpflicht. Über die genaue Höhe der von ihm daraufhin zu entrichtenden Mennoniten-Steuer geben die Akten keine Auskunft: Kurze Zeit nach seiner Erklärung verstarb der Bruder Peters²⁸⁾. Dieser selbst, „Peter van der Herberg, taubstumm“, gehörte zu denjenigen 11 Krefelder Mennoniten, die jede Auskunft verweigerten²⁹⁾.

Das muß uns erstaunen. Peter konnte schließlich, und das sogar in zwei Sprachen, lesen und schreiben. Warum antwortete er nicht auf ein gedrucktes Rundschreiben des Bürgermeisters? Verweigerte er sich, wie mancher strenggläubige Mennonit, jeder Aufforderung der Obrigkeit? Oder betrachtete er die ihm abverlangte Erklärung – angesichts seiner Gehörlosigkeit – als Zumutung, die tunlichst zu ignorieren war und sich schon von allein erledigen würde? Wir wissen es nicht. Vielleicht wußte Peter einfach nicht, wie er reagieren sollte; mit Problemen wie der Militärdienstpflicht war er zeit seines Erwachsenenlebens, das größtenteils unter den Bedingungen der französischen Besetzung verlief, nicht konfrontiert worden. Und der ältere Bruder, sein wichtigster Ratgeber, lebte – ebenso wie die Mutter – nicht mehr.

Möglicherweise wurden die preußischen Behörden erst durch Peters Schweigen auf seine spezielle Situation aufmerksam. Sie reagierten schnell. Der Advokat Heinrich vom Bruck wurde von Gerichte wegen als „Beistand des taubstummen Herrn Peter van der Herberg, hierselbst“³⁰⁾ bestimmt. Vom Bruck war möglicherweise Rechtsvertreter der Firma van der Herberg und von daher mit Peter bekannt. Das könnte seine schnelle Antwort unter dem 5. Januar 1829 an den Bürgermeister erklären. Heinrich vom Bruck

fragte an, ob die Königliche Anordnung hinsichtlich der Militärdienstpflicht auch für seinen „taubstummen“ Mandanten zutraf. Dieser gehöre „zu der Mennoniten Gemeinde, steht für sich allein und ist über 50 Jahre alt“, erläuterte der Anwalt³¹⁾. Bereits einen Tag später, am 6. Januar 1829, beriet der Krefelder Gemeinderat unter dem Vorsitz des Bürgermeisters – neben anderen – den „Fall“ Peter van der Herberg. Ein Beschlußprotokoll dazu findet sich leider nicht bei den Akten. Peters Name befindet sich jedoch nicht auf der ein Jahr später erstellten „Nachweisung der in der Bürgermeisterei Krefeld vorhandenen ... Unterworfenen der Militär-Verpflichtung nach der Allerhöchsten Kabinettsordr vom 16. Mai 1830 mit einer Einkommensteuer von 3 % zu belegenden Mennoniten“³²⁾. Daraus können wir schlußfolgern, daß Peter van der Herberg als einziger Mennonit Krefelds ohne Veranlagung zur Mennonitensteuer militärfrei gestellt worden ist.

Wie dem Vorgang mit der Militärdienstpflicht zu entnehmen ist, war Peter van der Herberg 1829 unverheiratet. Das enthub ihn immerhin der Reaktion auf eine weitere Zumutung der preußischen Behörden, die Ende 1828 von der Mennoniten-Gemeinde eine Liste derjenigen Ehen verlangten, die nicht reinmennonitisch waren³³⁾. Daß Peter nach dem Zeugnis vom Brucks „für sich allein“ stand, kann dahingehend interpretiert werden, daß – neben Mutter und Bruder – auch die Schwester Catarina nicht mehr lebte. Warum eigentlich blieb Peter unvermählt? Aus reichem Hause stammend, dürfte es ihm nicht schwergefallen sein, eine Familie zu versorgen. Bildung und gute Umgangsformen hatte er sich auch angeeignet. Nur eines nicht: einen Beruf. Auf den Listen von 1829 und 1830 finden wir bei allen erwachsenen Mennoniten eine Berufsbezeichnung – Kaufmann, Bäcker, Händler, Canzleist und anderes mehr –, nur nicht bei Peter van der Herberg. War das sein Handicap, der Punkt, der sein bürgerliches Selbstbewußtsein beeinträchtigte und ihn hinderte, eine Braut heimzuführen? Auch diese Frage müssen wir offenlassen.

Was wurde aus Peter nach dem Tod seines Bruders Ende 1828? Welche Kontakte zur Außenwelt pflegte er überhaupt, abgesehen von der Beziehung zum Vormund Heinrich vom Bruck? Johann Heinrich Campe, der „liebe Freund“ aus Jugendtagen, war bereits 1818 verstorben. Für eine weiterlebende Brieffreundschaft mit Madame Martini in Moers gibt es keine Anhaltspunkte. Anzunehmen ist hingegen, daß Carl August Dietrich Heinicke den Kontakt zu seinem ersten Schüler in Krefeld nicht abbrechen ließ. Seine Reputation als Gehörlosen-Lehrer beruhte nicht unwesentlich auf der Arbeit mit Peter, der aus einer der in Krefeld tonangebenden Familien stammte. Anders als sein Vater Samuel, brachte es Carl August Diet-

rich Heinicke, der in seinem Privat-Taubstummeninstitut ausschließlich gehörlose Kinder aus begüterten Familien unterrichtete, zu einem beträchtlichen Vermögen. Er lebte bis zu seinem Tod 1839 ohne Unterbrechung in Krefeld und könnte Peter van der Herberg nach dessen Heiliger Wassertaufe weiterhin als Lehrer begleitet haben. Es ist denkbar, daß er mit ihm Artikulationsübungen durchgeführt hat, um seine Aussprache verständlich zu erhalten. Über Carl August Dietrich Heinicke hat Peter möglicherweise auch eine gewisse Verbindung zur Krefelder Gehörlosen-Gemeinschaft gepflegt. 1835 lebten in der Stadt nach amtlichen Angaben 13 Gehörlose unterschiedlichen Alters, die schulpflichtig – bis 28 Jahre alt – waren³⁴⁾. Die Gesamtzahl der Krefelder Gehörlosen dürfte bei etwa 30 Personen gelegen haben. Ob sich unter ihnen – außer Peter van der Herberg – weitere Mennoniten befanden, ist nicht überliefert. Da der gesellschaftliche Verkehr überwiegend innerhalb der Religionsgemeinschaften stattfand, wird Peter aufgrund seines Bekenntnisses ansonsten ziemlich einsam gewesen sein.

Nach der „Ausmusterung“ des gehörlosen Krefelder Mennoniten Peter van der Herberg 1829 finden sich von ihm keine Spuren mehr in den Akten der Stadt. Die städtische „Mutterrolle“ von 1836, in der alle steuerpflichtigen Stadtbürger – einschließlich Witwen – erfaßt sind, listet seinen Namen nicht auf³⁵⁾. Aus Krefeld fortgezogen sein wird Peter van der Herberg in seinem vorgerückten Alter kaum. Auch seine Einlieferung ins städtische Armenhaus ist wenig wahrscheinlich. Vermutlich ist der gehörlose Fabrikantensohn Peter van der Herberg irgendwann zwischen 1830 und 1836 verstorben.

Texte

1. Peter van der Herberg am 11. Juli 1791 an Joachim Heinrich Campe

„Krefeld den 11ten Juli 1791
Lieber Freund!

Es freut mich dir kennen zu gelernet haben, ich wünsche daß du noch wohl und gesund in Braunschweig bist. Ich denke oft an dich, weil du bist ein kluger und braver Mann, ich habe dich recht lieb, und verehere dich. Wie befindet sich deine liebe Frau Gemahlin und liebe Tochter. Ich bin vergangen Donnerstag Morgen früh um 5 Uhr mit meiner Mutter, Herrn Heinicke, meine Schwester und Herr Commissionsrath Oppermann und seine Familie von hier nach Mors bei Mademoisell Rappert gefahren, wir sind daselbst abgestiegen und ihr besucht; wir haben Kaffee getrunken, und Heselbeiges dazu gegessen, hernach sind wir bei der liebenswürdigen Madam Martin zu tische gegangen, und haben daselbst gespeiset und getrunken. Es hat al-

les vortrefflich geschmeckt. Nachher haben wir Kaffee getrunken. Nach dem Trinken sind wir spazieren in Herr Wilhelms sein Garten vor dem Thor gegangen, sind in einem kleinen Schiffchen dem Wasser überfahren und nach eines schönes Gartenhaus gekommen. Ich habe daselbst in eine Schaukel gesessen und mich geschaukelt. Ich habe gesehen, daß Bauernkerls Fische gefangen haben. Wir haben Butterbrod gegessen und Wein dazu getrunken, darauf habe ich von Madame Martin, Mademoisell Sirt, 2 Mademoisell Rappert und Herr Wilhelms und seine Familie Abschied genommen, und ihnen dreimal geküßet und gesaget: Adje lebe Wohl, und wir sind von Mors noch hier angekommen. Madam Martini ich recht lieb habe, wie ein lieber Herr Kampe, Sie auch ist eine recht lebenswürdige, brave, artige und kluge Frau. Sie hat vorige Woche ein recht schönen Brief an mich geschrieben, und ich habe ihn durchgelesen, und mich darüber gefreuet. – Gestern Abend um halb zehn Uhr sind viele Menschen in der Reformirten und Katholischen Kirche sehr geschwind gegangen, und sie haben daselbst sehr stark geläutet. Viele Menschen haben es gehört – sie sind sehr geschwind nach Vitingshof gelaufen, haben es gesehen, daß 2 Häuser sind abgebrannt, haben es ausgelöschet, und Herr Heinicke hat mir erzählt, daß 2 Schweine und ein Hund sind todt verbrannt, die Kuh und das Pferd sind aus dem Stall auf dem Felde gelaufen. Ich auch hingehen wollte, aber meine Mutter hat mir gesaget, ich soll zu Hause bleiben. Ich bin außerordentlich darüber erschrocken, und ich habe gesaget, Potztausend, Ich bedaure die armen Leute recht und ich putze alle Abend das Licht aus vorsichtig. – Sei so gütig und schreibe dich und deine Frau Gemahlin und liebe Tochter in mein Stammbuch und sage deine Tochter, sie soll etwas hübsches darin zeichnen zum Andenken. Ich habe dich auch recht lieb. Ein Kompliment von mir an deine liebe Frau Gemahlin. Auch ein Kompliment von meine Mutter und Herr Heinicke an dir und deine Frau Gemahlin, Herr Professor Stufe und Mademoisell Tochter. Ich bin Dein gehorsamster Jüngling und Freund
Peter von der Herberg

*

2. Aufstellung der Krefelder Mennoniten und ihrer Erklärungen zur Militärdienstpflicht (Dezember 1828)

„57. Für den Taubstummen Peter von der Herberg Ceil: No 9. machte Hr. Heinrich vom Bruck die Anzeige über den ... schriftlich mit der Anfrage ob die königliche Anordnung wegen der Mennoniten denselben betrifft. Der Bürgermeister ... fortgesetzt den 6ten Januar 1829“

*



Abb. 3. Auszug aus den Akten über die Vertretung des Peter van der Herberg durch Heinrich vom Bruck

3. Erklärung des Heinrich vom Bruck vom 5. Januar 1829 (für den Bürgermeister)

„Bei Gelegenheit der von den hiesigen Mennoniten einzugebende Erklärungen bin ich, als gerichtlich angeordneter Beistand des taubstummen Herrn Peter von Herberg hieselbst, veranlaßt, Ew. Wohlgebohren zu fragen, ob die Königliche Verordnung denjenigen trifft. Derselbe gehört zu der Mennoniten Gemeind, steht für sich allein, und ist über 50 Jahre (alt).
Crefeld, 5. Januar 1829. H vom Bruck“

*

4. Bericht von Hiddo Wibidus van der Ploeg über die Heilige Wassertaufe des Peter van der Herberg am 11. Juni 1797

„Kurze Probe der christlichen Kenntnisse und Gefühle des taubstummen Jünglings Peter van der Herberg
Anläßlich seiner Heiligen Wassertaufe und Aufnahme als Mitglied der Täuferisch-christlichen Gemeinde zu Krefeld am 11. Juni 1797
...“

Vorbericht

Das Besondere der Sache und der Wunsch vieler Freunde haben die Mutter des taub-

stummen Jünglings dazu veranlaßt, ein Ereignis durch den Druck bekannt zu machen, das zweifelsohne von Bedeutung sein und die herzlichsten Glücksgefühle bei allen sensiblen Menschen verursachen wird. Denn niemand kann der Entdeckung und Bestätigung gegenüber gleichgültig sein, daß Fleiß und Können eines Menschen es schließlich so weit gebracht haben, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen, und das größte Unheil, das den Sterblichen vielleicht treffen kann, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch zumindest auf eine so beträchtliche Weise zu vermindern, daß die schmeichelnde Empfindung gleichsam den restlichen Schmerz vergessen läßt und das Gemüt mit den zärtlichsten Gefühlen der Freude und Dankbarkeit erfüllt. – Und zu solch einer erhabenen Höhe ist der Unterricht der Taubstummen nunmehr aufgestiegen; wodurch diese vormals ganz ihrem unglücklichen Schicksal überlassenen und damit in diesem Leben für die Menschheit verlorenen Naturgenossen nicht nur zu nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft ausgebildet werden können, sondern auch zu einer beachtlichen Stufe der vernünftigen und moralischen Vollkommenheit, zur Kenntnis und Betrachtung der besten Religion, zu der geistlichen Anbetung des einzigen und wahren Gottes, zu der Erfüllung ihrer erhabensten Bestimmung und zu der Hoffnung und der christlichen Überzeugung einer seligen Unsterblichkeit. Davon ist die Geschichte des Jünglings PETER VAN DER HERBERG ein sprechender Beweis.

Er wurde im Jahre 1776 völlig taub geboren, und da er also nicht mit dem edlen Sprechvermögen ausgestattet war, mußte er nun einmal alle Hilfsmittel einer normalen Erziehung entbehren, die den Menschen einzig und allein zum Menschen machen. Durch die zeitweiligen Umstände, in denen seine Eltern lebten, konnte er durch das Kommen des Sohnes des verdienstvollen und unsterblichen Heinicke aus Leipzig, in seinem Elternhaus den Unterricht dieses fleißigen Nachfolgers seines seligen Vaters genießen und es bald so weit bringen, daß er nicht nur fähig war, kritisch zu lesen und deutlich zu schreiben, sondern auch (durch die besondere, der Heinickeschen Schule eigene Art des Unterrichts) trotz aller Hindernisse über vielerlei Themen reden zu können, und sich seinen Angehörigen gegenüber ausreichend verständlich auszudrücken, was besonders für ihn und seine Familie von unschätzbarem Wert ist.

Der Herr Heinicke gab sich hiermit jedoch nicht zufrieden, sondern sorgte, neben dem Unterricht für Mathematik, Geschichte und Geographie, vor allem dafür, daß sein Schüler mit dem teuersten Kleinod der menschlichen Natur, dem Wesen des Christentums, bekannt wurde. Als die allgemeine Grundlage dafür geschaffen war, wurde der lernbegierige Jüngling (als Sohn von christlich mennonitischen Eltern geboren) danach dem religiösen Unterricht des christlich mennonitischen Lehrers H. W. van der Ploeg anvertraut, der sich ein Jahr lang schriftlich, dreimal wöchentlich, damit beschäftigte, ihn die Kenntnisse der Wahrheit zu unterrichten, die es nach der Gottseligkeit gibt, und der ihn jetzt für ausreichend fähig befand, um das feurige Verlangen des empfindsamen Herzens zu befriedigen, und seinen Schüler durch die christliche Wassertaufe einzugliedern und aufzunehmen unter den Mitgliedern des geistlichen Reiches des Messias.

Um auch andere von seiner Fähigkeit und wahrhaft christlichen Gesinnung zu überzeugen, wurde er am 11. Juni 1797 vor dem ehrwürdigen Kirchenvorstand der Gemeinde und einer ansehnlichen Versammlung von seinem Lehrer befragt und geprüft auf die hienach folgende Weise; worauf er schriftlich, mit viel Offenheit und großem Gefühl die Antworten gab, die der Leser im folgenden aufgezeichnet findet. Alle Anwesenden (überzeugt, daß es das eigene Werk seines Verstandes und Herzens war) waren darüber erstaunt und lobten erfreut den himmlischen Vater für dieses unschätzbare Glück, das durch die mittelbare Fügung der Vorsehung ihrem Bruder zuteil wurde, den sie noch vor wenigen Jahren als jemanden gekannt hatten, der aller vernünftigen und moralischen Begriffe beraubt und unempfänglich für jeden Unterricht war und Gott und dem Christentum entfremdet.

Doch es läßt sich nicht beschreiben und nur von denjenigen fühlen, die sich in einer vergleichbaren Situation oder Beziehung befinden, welche Empfindungen den zärtlichen Jüngling, seine Mutter, die nun Witwe ist, seinen Bruder und seine Schwester beseelten, als endlich ihre Mühe und Sorge belohnt wurden, ihre Wünsche erfüllt wurden, und sie jetzt das herrliche Vergnügen kosten konnten, sich miteinander auf dem freudevollen Boden des Evangeliums, über Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Bestimmung austauschen zu können; ja ihrem Vater im Himmel danken konnten für die große Gnade, die sie empfingen, zur Linderung und Heilung der blutenden Wunden, von denen sie getroffen waren, als sie noch keine Hoffnung auf diese herrliche Wendung hatten.

Doch alle Herzen, die daran Teil haben, werden mit ihnen frohlocken und hierbei nicht den Wunsch unterdrücken können, daß alle derartig Unglücklichen dazu fähig gemacht werden, durch solchen Unterricht zu diesem Grad des Wissens und der Seligkeit aufzusteigen.

Mögen alle wohlhabenden Bürger des Staates durch dieses Vorbild angespornt werden, sich zusammenzuschließen und durch ihre Unterstützung den Weg dazu zu bahnen, für solche elenden Menschen, die, weil sie nicht über die Fähigkeit zu hören und zu sprechen verfügen, leider auch noch das nötige Vermögen entbehren müssen, an diesem Mittel ihrer Erlösung teilnehmen zu können! Wer würde es jemals bereuen, wen würde es nicht stets freuen, dazu beigetragen zu haben."

(für die Übersetzung aus dem Niederländischen danke ich den Herren Doz. Dr. Heinz Eickmans und Markus Hoffmann, Leipzig)

Quellen

Zwei Briefe von Taubstummen, Magazin für Erfahrungsseelenkunde, 9. Band, 3. Stück, 1792, S. 29 – 32 (Dokument 1); Stadtarchiv Krefeld, Bestand Nr. 3, Nr. 495, Bl. 199 (Dokument 2); ebend. Bl. 238 (Dokument Nr. 4); Korte Proef van de Christelyke kundigheden en gevoelens des Doof-Stommen Jungelings Peter van der Herberg, Crefeld o. J. [1797], S. 3 – 8 (Dokument 4).

Anmerkungen

1) Froese, W. [Hrsg.], Sie kamen als Fremde. Die Mennoniten in Krefeld von den Anfängen bis zur Gegenwart, Krefeld 1995, S. 79.

2) Standesamt Krefeld, Mennoniten-geborene Kinder 1764 – 1798, Bd. 14, Bl. 10 – 21.

3) Samuel-Heinicke-Schule Leipzig, Archiv (im folgenden Heinicke-Archiv), IV, 60.1.

4) Standesamt Krefeld, Mennoniten – Verschiedene 1765 – 1798, Bd. 26, Bl. 23.

5) Thiel, Einige Mitteilungen über Carl August Dietrich Heinicke, Blätter für Taubstummenbildung 47 (1934), 6, S. 90 ff.

6) Schumann, Nachtrag zur vorstehenden Arbeit. Ebenda S. 93. Die falschen Lebensdaten zu Aleitta van der Herberg hat der Autor von Anna Catharina Elisabeth Heinicke übernommen (Heinicke-Archiv, IV, 60.1) Die gegen den Einspruch des Vaters erfolgte „Abwerbung“ Carl August Dietrichs könnte das von der Familie Heinicke streng gehütete „Geheimnis“ um den plötzlichen Wegzug Carls aus Leipzig erklären.

7) Zwei Briefe von Taubstummen, in: Magazin für Erfahrungsseelenkunde, 9. Band, 3. Stück, 1792 (im folgenden Magazin), S. 32/33. Der Unterrichtsbeginn von Johanna Lammerts könnte – bei Würdigung der Qualität ihres Briefes – auch zeitlich früher datiert werden.

8) Thiel, a.a.O.

9) Magazin, a.a.O.

10) Das Pfennig-Magazin, 476; Mai 28, 1842, S. 22.

11) Die Heimat 21, Krefeld 1950, S. 19.

12) Magazin, S. 29/30.

13) Ebenda.

14) Ebenda.

15) Ebenda.

16) Ebenda, S. 29/30 (Fußnote).

17) Korte Proef van de Christelyke kundigheden en gevoelens des Doof-Stommen Jongelings Peter van der Herberg, Crefeld o. J. (1797), Vorbericht.

18) Ebenda.

19) Ebenda.

20) Ebenda.

21) Ebenda.

22) Ebenda.

23) Stadtarchiv Krefeld, Nr. 80/4/91 (1800/1830).

24) Standesamt Krefeld, Mennoniten – Verschiedene 1765 – 1798, Bd. 26, Bl. 38.

25) Die Heimat 26, Krefeld 1955, S. 50.

26) Die Heimat 34, Krefeld 1963, S. 20. Zu den drei Mitgegnern gehörte Herbert van der Herberg, ein Vetter Gerhards.

27) Stadtarchiv Krefeld, Bestand 3, Nr. 31, Bl. 93 u. 95.

28) Der Tod Gerhards van der Herberg zu diesem Zeitpunkt ergibt sich aus der Tatsache, daß er die Erklärung zur Militärdienstpflicht Ende 1828 abgab, jedoch in der Gesamtliste der mennonitischen Gemeindeglieder vom 13. Januar 1829 – auf der Peter aufgelistet ist – nicht vorkommt. Vgl. ebenda, Bestand 3, Nr. 495, Mennoniten ab 1789, Bl. 39.

29) Ebenda, Bl. 48.

30) Ebenda, Bl. 238.

31) Ebenda.

32) Ebenda, Bl. 116. Johann van der Herberg, Peters Vetter, ein Krämer und Brantweinbrenner, hatte 25 Thaler, 12 Groschen und 11 Pfennige zu entrichten. Er verfügte über einen Grundbesitz von 69 Ruthen und 10 Fuß Fläche (etwa 1 200 Quadratmeter).

33) Ebenda, Bl. 35.

34) Stadtarchiv Krefeld, Bestand 3, Nr. 471, Bl. 89.

35) Stadtarchiv Krefeld, Bestand 3, Nr. 495, Bl. 366. Neben Johann kommt hier ein Wilhelm van der Herberg vor.

Vergessene Krefelder Baupläne

von Guido Rotthoff

Bei Recherchen für die Textbearbeitung zur Mappe Krefeld des Rheinischen Städteatlases stieß der Verfasser in den Beständen des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs in Düsseldorf auf einen Plan (Situationsplan und Ansicht) der Dionysiuskirche von 1749 sowie auf vom Architekten Martin Leydel, dem Planer des von der Leyenschen „Schlosses“, erstellte Pläne für das erste katholische Schulhaus Krefelds. Bis in die jüngste Zeit sind diese Pläne unbeachtet geblieben. Sie werden im folgenden nur kurz mit knappen Erläuterungen vorgestellt.

Dionysiuskirche

Mit ihrer älteren Baugeschichte haben sich vor allem Rembert und in enger Zusammenarbeit mit ihm Schlüter-Padberg befaßt¹⁾. Sie stützten sich dabei fast nur auf Akten im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin (Generaldirektorium Moers Tit. LXXIV Nr. 13 Vol. I und II). Zwei Aktenbände mit zusammen 462 Blättern und dem Titel „Konzession für die römisch-katholische Gemeinde Krefeld zur Erbauung einer eigenen Kirche, Pfarrhaus und Schule“ 1742 – 1781 (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Moers III Specialia 39 I und II) und der oben erwähnte Plan (ebd. Karten 3567) blieben indessen bisher unbeachtet, obwohl die Berliner Akten deutliche Hinweise auf die preußische Landesregierung in Moers enthalten. Moers war eben Zwischeninstanz zwischen Krefeld und Berlin. Etliche Schriftstücke, in der Mehrzahl Abschriften, zum Untersuchungsgegenstand in der Sammlung Kussen des Stadtarchivs, die anscheinend aus dem reformierten Kirchenarchiv stammen, hat erst Deisel herangezogen²⁾.

Aus den Berliner und Düsseldorfer Akten ergibt sich folgender Sachverhalt: Nachdem der preußische König Friedrich II. am 30. Mai 1749³⁾ der katholischen Gemeinde den Bau einer eigenen Kirche samt Schule und Pastorate auf Kosten des Klosters Meer gestattet hatte, warf die Suche nach einem geeigneten Bauplatz die ersten Probleme auf; die Einzelheiten müssen wir hier übergehen. Vor dem 10. November 1749 erwarb die Gemeinde für 5000 Reichstaler im Stadterweiterungsgebiet von 1738 die neben dem

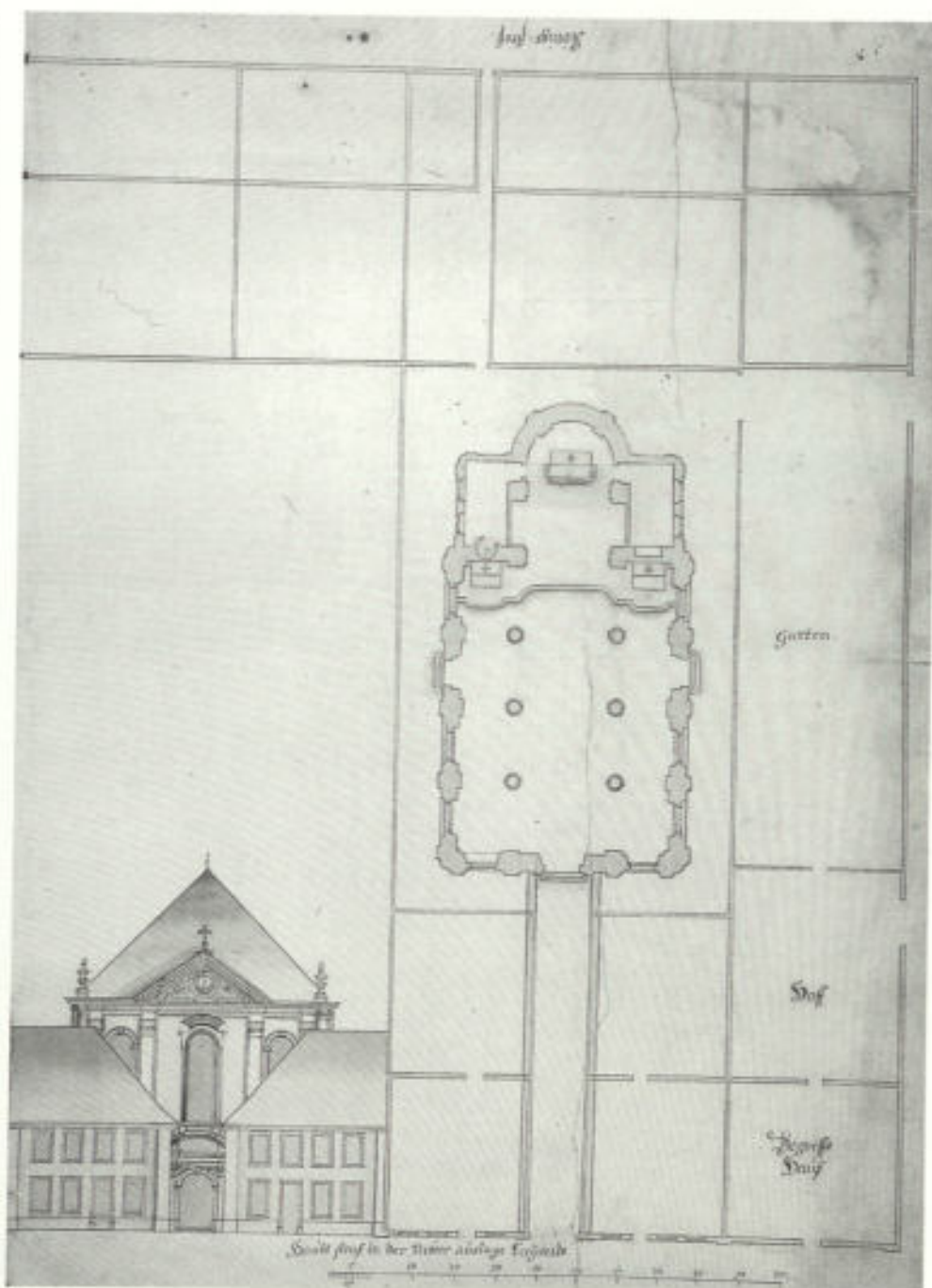


Abb. 1. Der 1749 vorgelegte, nicht ausgeführte Plan einer katholischen Kirche zwischen Friedrich- und Königstraße

Wohnhaus des Kaufmanns [Anton] de Greiff [Ecke St.-Anton-Straße] an der Hauptstraße [= Friedrichstraße] gelegenen zwei Häuser von Clemens von der Herberg und Goert Davids⁴⁾ samt einem zur Königstraße hin gelegenen „Hinterhäuschen“. Das geht aus einem Bericht der Moerser Regierung vom 2. Dezember 1749 an den König hervor, dem eine undatierte Eingabe⁵⁾ der katholischen Gemeinde abschriftlich beigelegt war. Das Original der Eingabe samt beigegebenem Plan eines unbekanntenen Verfassers verblieb in den Akten der Moerser Regierung. Der Plan ist offensichtlich später in den Kartenbestand des Hauptstaatsarchivs eingegliedert worden.

Wie in der Eingabe ausgeführt wurde, sollte die Kirche auf dem großen „Hinterplatz“ der erworbenen Häuser errichtet und der Eingang an der Hauptstraße zwischen den beiden Häusern so hoch angelegt werden, daß die Häuserfront erhalten bleibe und man durch das Portal oder den Eingang die Kirche „im Prospect“ von der Straße sehen könne, wie aus „beygefügetem Ab- und Grundriß“ (s. Abb. 1)⁶⁾ zu ersehen sei.

Die Moerser Regierung erwähnte in ihrem Bericht, daß das Kloster Meer bereits Baumaterial habe heranschaffen lassen und mit dem Bau begonnen habe, der Bau dann aber vom Lokalkommissar (Steuerrat) Hermann bis zu einer Anweisung der Kriegs- und Domänenkammer Kleve und königlichen Genehmigung untersagt worden sei. Die Stilllegung der Baustelle war nach dem 10. November 1749 erfolgt und hatte die Eingabe der katholischen Gemeinde an den König ausgelöst, während der Moerser Bericht vom 2. Dezember am 17. Januar 1750 an das Generaldirektorium weitergeleitet wurde. Im Bericht hatte man sich für den Kirchenbau an dem von der Gemeinde beabsichtigten Standort ausgesprochen. Als die zur Stellungnahme aufgeforderte Klever Kammer in ihrem Bericht vom 3. April 1750 an den König sich gegen den Kirchenbau an der gewünschten Stelle wandte und der König am 5. Mai die Auffassung der Kammer billigte, war das Projekt gescheitert.

Der abgebildete Grund- und Aufriß zeigt, wie die katholische Gemeinde sich den Bau ihrer geosteten Kirche vorstellte, die im Baublock östlich der Friedrichstraße und südlich der Volksbank, wo sich heute die Sparkasse befindet, an zentraler Stelle gelegen hätte. Ebenso ist ersichtlich, daß die erworbenen

Häuser beide fünfschsig waren und man sie für den Durchgang und den Durchblick zur Kirche jeweils um eine Achse schmälern und mit Giebelwälen versehen wollte, was einer der Kritikpunkte für die Ablehnung der Bauabsicht an dieser Stelle war. 1754 befanden sich beide für den Kirchenbau erworbenen Häuser laut Brandkataster⁷⁾ im Besitz des Klosters Meer.

Erstes katholisches Schulgebäude

Gegen Widerstände der Krefelder reformierten Gemeinde und der Moerser Regierung hatte Friedrich II. in einer verwaltungsinternen Marginalentscheidung auf einer an ihn gerichteten Vorlage vom 6. April 1743 den Kre-



Abb. 2. Erdgeschoß-Plan der von Martin Leydel entworfenen neuen katholischen Schule. Das Gebäude lehnte sich links an die alte Stadtmauer an, die einen schmalen Durchgang aufweist; rechts unten ist die Südost-Ecke der Dionysiuskirche zu sehen.

felder Katholiken, die sich am 3. November 1742 an ihn gewandt hatten, den Bau einer Schule auf eigene Kosten gestattet („in Meinem Lande seindt alle Religionen frei, also sol ihnen die Schule verstatet werden. Fr.“). Das Schreiben vom 6. April trägt am Kopf den Vermerk: „zu rade den 13. April“, was wohl bedeutet, daß die königliche Entscheidung anschließend im Geheimen Staatsrat, Departement für Geistliche Angelegenheiten, behandelt worden ist. Am 18. April unterrichtete der König die Moerser Regierung von seiner Entscheidung, die er am 21. Dezember bekräftigte⁶⁾.

Vorerst kam jedoch kein Schulbau zustande. Wie die Klagen der Krefelder Landesvorste-

her vom 9. August und reformierter Lehrer vom 12. und 19. August 1743 verraten, hatte die katholische Gemeinde wohl bald nach der Entscheidung des Königs eine Schule eingerichtet, die den bestehenden Schulen Schüler entzog und damit die Einkünfte der reformierten Lehrer schmälerte. Noch am 14. Mai 1749 war kein katholisches Schulhaus vorhanden⁶⁾. Wenn Keussen meinte, daß bald nach 1749 eine katholische Schule an der Klosterstraße erbaut worden sei¹⁰⁾, so widerspricht das den bekannten Quellen. Es dürfte wohl so gewesen sein, daß die katholische Gemeinde noch 1743 ein Haus oder auch nur einen größeren Raum „hinter der Mauer“ beziehungsweise an der Klosterstraße für Schulzwecke gemietet und später erworben hat.

Die Grundstücke an der Klosterstraße lagen westwärts bis zur Stadterweiterung von 1752 hinter der Stadtmauer. Dieses Schulhaus wurde nach Keussens Angabe 1788 an Severin Kämerlings und Gerhard Jacobs verkauft¹¹⁾. Der 1753 vom Architekten und Ingenieur Meinicke erstellte, als Ganzes unveröffentlichte Stadterweiterungsplan bestätigt, daß auf dem späteren Dionysiusplatz der Bau einer katholischen Schule erst geplant war¹²⁾.

Der Zweckbau einer katholischen Schule ist nach der Aktenlage erst 1785 in Gang gekommen. Darüber berichtet nicht allein ein von Reckers¹³⁾ ausgewertetes Aktenheft im Krefelder Stadtarchiv (Bestand 1/A 70), sondern auch ein inhaltlich sich mit der Krefelder Akte deckendes Aktenheft im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Bestand Meer Akte 19a) sowie im selben Archiv (Bestand Regierung Moers III Specialia 41) ein wie die genannten Aktenhefte bis 1787 reichender Aktenband von 55 Blättern, der die abgebildeten Pläne (s. Abb. 2 und 3) enthält¹⁴⁾. Eine im Geheimen Staatsarchiv Berlin aufbewahrte Akte „Kloster Meer gegen katholische Gemeinde Krefeld“ von 1786¹⁵⁾ gehört in den gleichen Zusammenhang. Die Düsseldorfer Akten wurden bisher für die Schulgeschichte nicht herangezogen, ebensowenig wie die drei Aktenbände (1750 – 1794) mit 526 Blättern im selben Archiv (Reg. Moers III Specialia 42 I bis III), die das Krefelder Kloster betreffen. Knapp zusammengefaßt ergeben die Akten, insbesondere die Düsseldorfer, folgenden zeitlichen Ablauf des Bauvorhabens:

Anfang 1785 oder noch 1784 scheint das Kloster Meer gedrängt worden zu sein, das lange versprochene katholische Schulhaus endlich auf seine Kosten zu errichten. Es legte dazu einen hier nicht abgebildeten Entwurf („Riß“)¹⁶⁾ vor, der ein einstöckiges Haus mit Schulstube und Lehrerwohnung vorsah. In einem Schreiben an die Moerser Regierung vom 24. Mai 1785 bemängelte ein nicht näher bekannter Herr Wesendonck, daß Meer seine Zusage nach 30jähriger Verzögerung einlösen müsse. Der vorgelegte Entwurf zeige aber nur eine „Schulhütte“. Auch habe Meer am 13. Januar 1749 eine Lateinische Schule schriftlich zugesagt. Am 15. Dezember 1785 forderte die Moerser Regierung über den städtischen Magistrat die Krefelder Baukommission zur Stellungnahme zum von Meer vorgelegten „Riß“ für das Schulhaus und zum geplanten Bauplatz auf. Die Baukommission verwarf den „Riß“ und den vorgesehenen Bauplatz und sprach sich für ein zweistöckiges Schulgebäude aus. Am 29. Dezember 1786 lieferte Baumeister Martin Leydel die beiden abgebildeten Zeichnungen und eine „Spezifikation“ der Bauausführung ab, die die Baukommission am 3. Januar 1787 an die Moerser Regierung weiterleitete. Der Schulbau wurde daraufhin begonnen, so daß die katholische Gemeinde nach seiner Fertigstellung am 8. April 1788¹⁷⁾ ihre Schule auf der Klosterstraße veräußerte. Am 3. November 1787 hatte Justizkommissar Joh. Friedr.

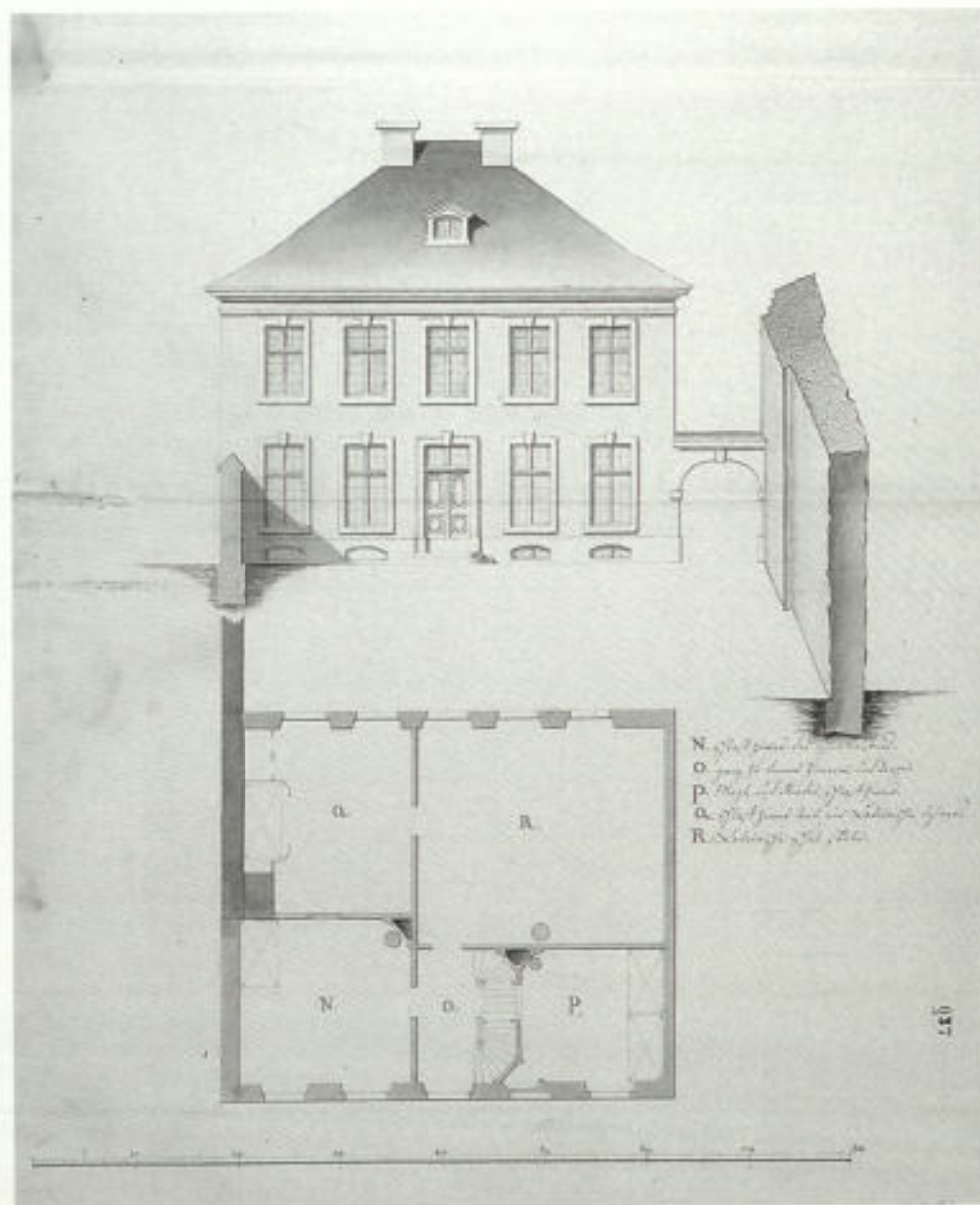


Abb. 3. Aufriß der Eingangsseite des neuen Schulhauses und Grundriß des 1. Obergeschosses. Der Durchgang rechts (zwischen Schulhaus und Kirche) führte auf den Friedhof.

Schalenkamp als Vertreter des Klosters Meer der königlichen Behörde mitgeteilt, daß der Streit zwischen Meer und der katholischen Gemeinde wegen des Schulhauses beigelegt sei. Bereits 1836 wurde das Schulhaus wieder abgerissen¹⁶⁾.

Da nichts Gegenteiliges bekannt ist, dürfte die Schule nach den von Leydel unterzeichneten Plänen gebaut worden sein. Die auf den Abbildungen kaum lesbaren Erläuterungen zu den Großbuchstaben lauten wie folgt: A der Vorhof; B tägliche Stube; C Eingang oder Vorhaus; D die Küche, wo unter der Treppe der Eingang zum Keller [ist]; E Schulstube; FF Gang zum Hof, Holzschuppen und Abtritte; G Hofraum; HHH Abtritte; I Holzschuppen; K Gartenplatz; L Kirchhof; M die Kirche; N Schlafzimmer des Schulmeisters; O Gang zu den Zimmern und Treppe; P Magd- und Kinderschlafzimmer; Q Schlafzimmer für einen Lateinischen Lehrer; R Lateinische Schulstube. Die Räume N bis R lagen selbstverständlich im Obergeschoß. Für die im Erdgeschoß liegende Schulstube werden 40 Fuß Länge und 20 Fuß Breite im Lichten angegeben, was etwa 72 m² ergibt. Soweit bekannt, ist es nicht zur Einrichtung der Lateinischen Schule gekommen.

Anmerkungen

¹⁾ K. Rembert, Zur Baugeschichte der Dionysiuskirche zu Krefeld, in: Die Heimat 2, 1923, S. 132 – 135. F. Schlüter-Padberg, Zur Baugeschichte der Dionysiuskirche zu Krefeld, in: Die Heimat 3, 1924, S. 53 – 55, 90 – 94.

²⁾ F. Deisel, Kirchen, Konfessionen, religiöses Leben: Schulen, in: Krefeld, Die Geschichte der Stadt, Bd. 4, Krefeld 2003, S. 46–57.

³⁾ Überliefert in mehreren Abschriften, darunter im „Status antiquus et modernus exercitii Catholici in Crefeldt“, S. 113f., im Pfarrarchiv St. Dionysius. Am 30. Mai erhielt auch die Moerser Regierung eine entsprechende Mitteilung (Specialia 39 II Bl. 159, Original).

⁴⁾ Seit 1876 Hausnummern 15 und 17.

⁵⁾ Merkwürdigerweise hat die Gemeinde ihre Eingaben wiederholt nicht datiert.

⁶⁾ Fotos dieser und der beiden folgenden Abbildungen: Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf.

⁷⁾ D. Hängebruch (Bearb.), Das Brandkataster der Stadt Krefeld 1754, in: Haushaltungsvorstände und Hausbesitzer in Krefeld im 18. Jahrhundert, Krefeld 1993 (Krefelder Archiv, N.F. 2), S. 257, Nrn. 4 und 5.

⁸⁾ Vgl. K. Rembert, Die erste katholische Volksschule in Krefeld 1743, in: Die Heimat 6, 1927, S. 170 – 177, nach: Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin, Rep. 64 VI Moers Nr. 2, 5. Convolut: Den Römisch-Katholischen zu Krefeld verstateter Schulbau, auch das freie exercitium religionis 1742 – 1751. In diesem Band befindet sich die Vorlage vom 6. April, gut abgebildet bei E. Köppen, Kleine Stadtbiographie, Krefeld 1970, S. 138. Abb. auch in: Die Heimat 4, 1925, S. 108. – KUB V 7948 (an die Moerser Regierung), 7954. – Dazu: Nordrhein-

Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Reg. Moers III Specialia 39 I und II. Geh. Staatsarchiv Berlin, Generaldirektorium Moers Tit. LXXXVII Nr. 4: Öffentliche Predigten in den Nonnenklöstern Krefeld und Rumeln, Gesuch der katholischen Eingesessenen zu Krefeld für den Bau eines Schulhauses 1742 – 1743.

⁹⁾ Schreiben des reformierten Konsistoriums an den König (StaKR 40/6 B I Nr. 15/2).

¹⁰⁾ H. Kaussen, Geschichte der Stadt und Herrlichkeit Krefeld, Krefeld 1865, S. 193. – Lefranc/Lentzen (Geschichte der Pfarreien des Dekanates Krefeld, M.Gladbach 1889, S. 159) behaupten, das neue Schulgebäude sei 1744 vollendet gewesen.

¹¹⁾ H. Kaussen, Die katholische Gemeinde in Krefeld, Krefeld 1867, S. 39. – Kämerlings ist 1790 als Einwohner in Krefeld nachzuweisen. Das Verzeichnis führt noch drei weitere Hausbewohner auf (StaKR 1/A30 Nr. 345).

¹²⁾ Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Karten 1865.

¹³⁾ H. Reckers, Geschichte des ersten katholischen Schulhauses in Krefeld, in: Die Heimat 1, 1921, S. 14 – 16.

¹⁴⁾ Bl. 36 und 37.

¹⁵⁾ Rep. 64 VI Moers Nr. 5 Vol. XV. Clara Bettina Schmidt verweist noch auf Akten im Stadtarchiv Neuss (Best. 1A 70/1 – 15); Clara Bettina Schmidt, Michael Leydel, Wuppertal 1997 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Neuss, Bd. 17), S. 194, 240.

¹⁶⁾ Reg. Moers III Spec. 41 Bl. 3.

¹⁷⁾ Lefranc/Lentzen (wie Anm. 10), S. 160.

¹⁸⁾ Reckers (wie Anm. 13), S. 16.

Der Kommerzienrat Wilhelm Heinrich Schroeder (1827 – 1906) – ein unbekannter Krefelder

von Paul-Günter Schulte

Am 24. Februar 1894 verfügte der Regierungspräsident in Düsseldorf von der Recke an den Oberbürgermeister Küper, daß dieser sich zur Verleihung einer Allerhöchsten Auszeichnung an Wilhelm Schroeder und Conrad Krahn „über die persönlichen Verhältnisse der Genannten allfälligst binnen 8 Tagen darüber zu äußern“ habe, da „die Ausgestaltung der Gruppe der Krefelder Sammet- und Seidenindustrie sich auf der Chicagoer Weltausstellung (1893) besonders verdient gemacht...“ habe.

Küpers Antwort erfolgte am 4. März 1894, es gebe keine Bedenken. Für Schroeder unterstützte er die Titelverleihung zum „Geheimen Kommerzienrat, denn daß etc. pp. Schroeder bei seiner hervorragenden Stellung in der Industrie nicht schon längst eine Allerhöchste Auszeichnung, insbesondere der Titel Kom-

merzienrat zuteil geworden ist, erklärt sich nur aus dem Umstande, daß er im Verlaufe der letzten 10 Jahre wiederholt sein Domicil gewechselt hat und daß seine vielfachen Unternehmungen ihn kürzere oder längere Zeit bald an diesem, bald an jenem Orte seinen Aufenthalt zu nehmen zwingen, daß er seiner ganzen Bedeutung nach aber nicht der zahlreichen Schaaren von Kommerzienräten gleichgestellt werden darf, dürfte Euer Hochwohlgeboren bekannt sein.

Er ist eben unbestritten zur Zeit der bedeutendste und intelligenteste Seidenwarenfabrikant der Monarchie und wirkt zum Thun und Handeln einflußreich ein auf die ganze Industrie seiner Branche wie dann auch sein Urtheil – insbesondere auch von der hiesigen Handelskammer hochgeschätzt wird. Daß die Chicagoer Ausstellung von Krefelder Seiden-

Industriellen überhaupt beschickt worden ist, ist lediglich seinem entschlossenen Vorgehen zu danken, indem er, als die hiesigen Seiden-Industriellen sich ablehnend verhielten, sich entschieden für die Beschickung erklärte und zwar auf die Gefahr hin eventuell allein auszustellen“.

Wegen der Ehrung von Conrad Krahn enthielt sich der Oberbürgermeister, er hielt es am angemessensten, einen Orden zu verleihen.

Am 22. Mai 1894 geruhte Seine Majestät, dem Seidenwarenfabrikanten Wilhelm Schroeder dort selbst den Character des Kommerzienrates und dem Seidenwarenfabrikanten Conrad Krahn dort selbst den Roten Adlerorden vierter Klasse zu verleihen. Das Stempelgeld betrug 1,50 Mark und war

bei den zu Ehrenden eingezogen worden. Die Aushändigung des Patentes erfolgte am 7. Juli 1894.

Küper schrieb im Juni 1897 an den Regierungspräsidenten in Düsseldorf und an den Landrat von Volland-Bokelberg auf Schönow, daß Schroeder am 3. September 1897 seinen 70. Geburtstag begehe und daß er und die Krefelder Industrie sich an der Pariser Weltausstellung beteiligten. Es sollte ihm nun der Geheime Kommerzienratstitel verliehen werden. Diesem Wunsch schloß sich der Landrat von Laer in Moers an.

Inzwischen lag ein Bericht des Landrats von Volland vor, dem der Krefelder Oberbürgermeister zustimmte und die Zuständigkeit für eine erneute Antragstellung dem Regierungspräsidenten von Frankfurt an der Oder zusprach, da Wilhelm Schroeder dort seinen Hauptwohnsitz in Gleißen habe und dort zur Staatseinkommenssteuer veranlagt werde.

Aus den Gründen zu dem Vorschlag zitiere ich¹⁾:

„Wilhelm Schroeder ist katholisch, in beschränkten Verhältnissen erzogen, hat hier zunächst in den 50er Jahren sich an einer Seidenfabrik beteiligt, die Firma W. Schroeder & Compagnie übernommen und ihr im Laufe der Zeit eine derartige Ausdehnung gegeben, daß sie jetzt die bedeutendste Deutschlands ist. Hervorzuheben sind die Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeiter. Sein persönliches Jahreseinkommen ist auf 158 000 Mark geschätzt, und er demgemäß zur staatlichen Einkommenssteuer eingeschätzt.

Dieses Einkommen würde einem Vermögen von mehr als 5 Millionen Mark entsprechen. Schroeder hat wiederholt sein lebhaftes Interesse für die Hebung der deutschen Industrie, insbesondere der Seidenwarenfabrikation tatsächlich bekundet, insbesondere zur Chicagoer Weltausstellung 1893.

Schroeder nimmt regen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten, ist ein begeisterter Anhänger des Kaisers und des Reiches und dem Königshaus in Treue unbedingt ergeben“.

Als Walter von Scheven im Juni 1944 die Geschichte der Firma W. Schroeder & Co. (1851 – 1921) vollendete, waren die Firmenunterlagen bei dem großen Bombenangriff auf Krefeld am 21./22. Juni 1941 bereits vollständig vernichtet (Firmenlokale Petersstraße 17 und 20) und ebenso das Haus des Firmengründers Wilhelm Schroeder am Ostwall 30. Die im Stadtarchiv überlieferte Firmengeschichte²⁾ gewährt Einblicke in eine bisher kaum bekannte oder bisher vergessene Industriegeschichte oder besser Unternehmensgeschichte Krefelds. Weiße Flecken in der Forschungslandschaft werden farbig, Rätsel können gelöst werden. Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bis hin zum Ersten Weltkrieg erscheint die Stadt wie Samt und Seide in einem anderen Licht. Die bisherige

Abb. 1.
Foto von Wilhelm Schroeder im Atelier von Franz von Lenbach in München; etwa 1894; Städtische Galerie im Lenbachhaus, München



Forschung³⁾ endet entweder mit der Handweberei oder untersucht die Lage der Weber strukturell und sozialgeschichtlich in der Umstellungsphase zur mechanisierten Seidenverarbeitung. Dabei fehlen die unternehmerischen Leistungen und Strategien in einem über das alte Europa hinausgehenden Seidenmarkt. Aus dem Bild der Unternehmerpersönlichkeit Wilhelm Schroeder wird ein weltweit agierender Seidenfabrikant (global player) sichtbar, der von der Rohseide über die industrielle, mechanisierte Seidenproduktion bis hin zum Absatz und Marketing innovativ erfolgreich gewesen ist, der zudem für Krefeld den Aufbau eines Textilmaschinen-sektors entscheidend geprägt hat. Merkwürdigerweise ist zunächst das totale Vergessen dieses Mannes in Krefeld festzuhalten, wenn man von einem Hinweis Joachim Lillas absieht, der zwei Schenkungen Schroeders an das Kaiser-Wilhelm-Museum 1898 bespricht⁴⁾.

Walter von Scheven, der Schreiber der Firmengeschichte, war beim Tod Schroeders 28 Jahre alt und dessen Enkel. Zur Zeit der Abfassung der Chronik 1944 lebte niemand mehr, der den Firmengründer gekannt hat: „Unvermindert und unverwischen aber ist der Gesamteindruck geblieben, den er auf mich von frühester Jugend an gemacht hat. Zu

dem großen Respekt, der sich zuerst als Wirkung seiner Persönlichkeit bei mir erstellte, gesellte sich bald das Gefühl der Bewunderung und später das tiefer Verehrung und Dankbarkeit, und es bereitete mir Genugtuung, davon mit dieser kleinen Schrift Zeugnis ablegen zu können...“.

Wilhelm Schroeder ist am 3. September 1827 als Sohn des Gerbers Johann Wilhelm Schroeder in Krefeld geboren. Seine Ausbildung erfolgte in einer mittleren Firma der Seidenstoffbranche. Nach der Überlieferung in der Familie und in der Firma war der 1. Januar 1851 der Gründungstag der Firma. Ein von Schroeder selbst geschriebenes Kassabuch stammt aus dem Jahre 1854 und weist einen Bestand von 106,10 Talern aus.

Auf der Pariser Weltausstellung wurden seine Seidenstoffe (Pour ses satins, taffetas unis et glaces) ausgezeichnet. 1856 beteiligte sich Schroeder an der Firma für Textilwaren, Heinrich Jakob Schade in Braunschweig. Im Gegenzug wird Eduard Schade Gesellschafter in Krefeld. Beide hatten sich als Lieferanten und Kunden kennengelernt. Bereits 1857 wurde eine mechanische Seidenstoffweberei in Betrieb gesetzt – „Wahrscheinlich als erste ihrer Art in Deutschland. Sie hat nicht mit Erfolg gearbeitet und wurde nach zwei Jahren wieder

aufgegeben (bis 1860 in Braunschweig)⁵⁾. Man hatte wohl einen Baumwollstuhl verwendet. Die Beschäftigten der Firma arbeiteten zu der Zeit an Handwebstühlen in Krefeld und in der Umgebung. Nach einer Kapitalerweiterung durch Fritz de Greiff expandierte Wilhelm Schroeder mit der Gründung einer Fabrik in der Nähe von Zürich. „Hier zeigte sich bereits die Tendenz, die der gesamten späteren Entwicklung der Firma die Richtung gewiesen hat: Der Zug zur Stoffherstellung im Ausland, um die ausländischen Märkte, die damals viel bedeutender waren als der deutsche, vorteilhafter beliefern zu können“. In der Schweiz waren sowohl die Löhne als auch alle anderen Herstellungskosten einschließlich des Kapitalzinses erheblich billiger als in Deutschland; „hinzu kam die dortige vorzüglich arbeitende Veredelungsindustrie“. 1865 griff die Firma nach Gleiß bei Königswalde (Neumark) aus, zugleich erwarb man Faktoreien in Metelen, Horstmar und Greven, also im westfälischen Textilgebiet. In Egg bei Zürich entstand eine Fabrik für Handwebstühle und in Krefeld eine in der Petersstraße.

Die stürmische Entwicklung stockte 1869, als der Rohseidenhändler Kayser-Siegfried in Krefeld pleite ging (fallierte). Ein Prokurist Schroeders hatte Bürgschaften akzeptiert, Verluste in Höhe von 400 000 Talern mußten getragen werden. 25 Jahre später beschrieb Schroeder sein Geschäftsprinzip zu diesem Einschlag (sein Kapital war auf 58 000 Taler geschrumpft). Damals war Schroeder so getroffen, daß er in die USA auswandern wollte. In Amsterdam, als er den Dampfer nach New York besteigen wollte, hielt ihn ein Freund, der ihm nachgereist war, zurück und überredete ihn zur Rückkehr.

„Wer sich durch Mißerfolg zu der Rolle des müßigen Zuschauers verurteilt, versäumt die Gelegenheit, Verluste gutzumachen.“ Die Pleite von Kayser-Siegfried ließ das Augenmerk Wilhelm Schroeders auf die Rohseide richten. Die kurzfristige Inanspruchnahme von Krediten bei zwei Kölner Privatbanken bedeutete, für mehrere Jahre 12 % des Gewinns dorthin abzuführen. Die Rettung und Verstärkung der Firma war eine neue Kommanditistin, die Witwe Isaac de Greiff, mit 100 000 Talern, und der Sieg im deutsch-französischen Krieg, der eine Lähmung der Lyoner Industrie bedeutete. Bereits 1870 kam es zur Eröffnung einer Zweigniederlassung in London unter Führung von Ernst Greeven.

Aus der Pleite, die er mit seinem Rohseidenlieferanten Kayser-Siegfried erlebt hatte, entwickelte Schroeder 1872 eine neue Firmenstrategie. In Ránica⁶⁾ bei Bergamo kaufte er eine kleine Seidenspinnerei und -zwirnerie, die in den nächsten Jahren auf 180 Spinnbecken anwuchs. 1873 wurde der Betrieb durch Neubauten erweitert. In Zürich entstand 1872 in der Feldeggstraße ein Geschäftshaus und eine Produktion auf Handwebstühlen. 1873 wurde die Eigenkapital-

decke durch zwei Kommanditisten mit je 100 000 Talern verstärkt. Die Gründerkrise wurde auch in der Textilindustrie spürbar, hinzu kam eine Mode, die für die Seide ungünstiger war. Für ein Kleid brauchte man 30 bis 36 Ellen Stoff, so daß die nicht sehr wohlhabenden Schichten auf Seide verzichteten. Das betraf den Standort in Egg in der Schweiz, während die deutsche Textilproduktion weniger Einbußen erlitt. Als die Kommanditisten Bedenken gegen die rasche Expansion vortrugen, überzeugte Wilhelm Schroeder damit, daß jedes seiner Etablissements in der Rentabilität gesichert sei, und daß die einzelnen Produktionsstandorte ineinandergriffen und sich gegenseitig ergänzen sollten. Der harte Konkurrenzkampf mit Lyon erfordere dieses Firmenkonzert. Hier beginnt der Kampf mit der führenden Seidenstadt in Europa: Lyon.

Der erste Firmensitz in Sonnenburg, in der dortigen Haftanstalt, wurde mit dem Bau einer eigenen Fabrik, die 150 Handwebstühlen Platz bot, 1876 verändert. Die Arbeitskräfte kamen aus Bernau, Schlesien und der Lausitz.

Die Eigenproduktion von Rohseide in Italien wurde um einen Betrieb bei Vicenza 1880 erweitert. Nun konnten jährlich 45 000 bis 50 000 kg zu Organsin und weitere 25 000 kg fremder Grège zu Trame verarbeitet werden.

Das Wirtschaftsunternehmen agierte nun in Deutschland, in der Schweiz und in Italien. Die Absatzmärkte in den USA und in England waren aufgebaut, erste Aktivitäten in Japan Anfang der 1870er Jahre wurden vermerkt. Die Zentrale in Krefeld konnte unmöglich alle Fäden zusammenhalten. So verlegte Wilhelm Schroeder seinen Wohnsitz 1879 nach Zürich. Der Firmengründer setzte nun seine drei Söhne und seinen Schwiegersohn in der Firma ein. Der Schwiegersohn, Ernst von Scheven, geboren am 31. Oktober 1848, hatte in seinem Vater, dem Rektor August von Scheven aus Langenberg, einen kundigen Lehrer der Seidenweberei, der ein Buch „Webstuhlcursus“ verfaßt hatte. Ernst von Scheven war im Auftrag der Firma Klemme & Co. 1868 nach Paris gegangen, blieb dort bis 1870, wurde von der Firma Schroeder angestellt und heiratete 1874 Helene Schroeder. Wilhelm Schroeder würdigte die Verdienste seines Schwiegersohnes hinsichtlich der Herstellung und des Verkaufes insofern, als dieser dazu beigetragen habe „daß die Firma ohne Verluste die Gründerkrise überstanden habe“.

Der älteste Sohn, Carl Schroeder, wurde 1874 nach New York geschickt und Teilhaber von Otto Andreas, dessen Tochter Pauline er heiratete. 1878 übernahm er die Leitung von seinem Schwiegervater. Otto Schroeder wurde mit der Leitung in Ránica beauftragt und betrieb auch in Vicenza die Produktion. 1900 erwarb er die italienische Staatsangehörig-

keit. Eduard Schroeder verbrachte seine Lehrjahre ab 1879 bei seinem Bruder Otto in Italien und beaufsichtigte die Einrichtung der mechanischen Weberei in Rovereto, übernahm dann den Produktionsstandort Moers und entwickelte den Betrieb zum bedeutendsten der Firma. Von besonderer Bedeutung war 1865 die Investition in Moers. In einem Hoch- und Shedbau konnten 300 bis 400 Handwebstühle aufgestellt werden. Die Fabrik wurde 1867 eröffnet und erhielt 1871 die ersten mechanischen Webstühle (105). Die Ansiedlung in Moers brachte den entscheidenden Industrialisierungsimpuls für die dortige Wirtschaft. Die Firma beschäftigte 1899 571 Personen, dann sank die Zahl im Verdrängungswettbewerb mit dem Bergbau, der schon 2 724 Personen beschäftigte. Während die übrigen 38 Moerser Betriebe höchstens jeweils 8 bis 77 Personen beschäftigten, war die Firma Schroeder der größte Arbeitgeber von 1865 bis 1880. Der recht späte Eisenbahnschluß der Kreisstadt Moers über die Krefelder Eisenbahn 1882 dürfte von Wilhelm Schroeder bewirkt worden sein⁷⁾.

In Moers wurde 1883 eine Werkssparkasse errichtet, die jedem Arbeiter ohne Abzug von seinem Lohn 5 % des Verdienstes gutschrieb, die bei schwerem Krankheitsfalle, Heirat oder Hauskauf ausgezahlt wurde. Die Guthaben wurden mit 4 % verzinst. Zur Einführung erhielt jeder Arbeiter ein Sparbuch mit einem Guthaben von 50 Mark. Großen Eindruck hat das nicht auf die Arbeiter gemacht. Sie hatten lieber 25 Mark in der Hand, als 50 Mark auf dem Sparbuch. 1905 wurde diese Kasse „infolge von sozialdemokratischer Agitation“ aufgehoben. Die Parole der Arbeiter lautete „Wir wollen nichts geschenkt haben und jeder Versuch, die Arbeiter von der Ausnutzung der Freizügigkeit abzuhalten, bedeutet Ausbeutung“⁸⁾. Der Bergbau, die Zeche, zahlte in Moers besser und verdrängte ab 1880 die Schroedersche Firma stetig vom Arbeitsmarkt.

Wilhelm Schroeder erbaute in Gleiß ein Landhaus, zunächst als Sommersitz, dann ab 1884 nach seiner Rückkehr aus Zürich, als Dauerwohnsitz. Das Landgut von 1 000 Morgen verwaltete er mit wirtschaftlichem Erfolg „sehr zum Unwillen seiner Gutsnachbarn, weil bei diesen nicht die Liebhaberei ausschlaggebend war“. Nach 1884 wurde Gleiß Wilhelm Schroeders Lebenszentrum, abgesehen von den Aufenthalten in den Wintermonaten in Berlin und Krefeld. In Gleiß „kommandierte Fräulein Lenbach, eine Nichte des Malers Lenbach, eine sehr energische und selbstbewußte Dame, den Haushalt. „Professor Lenbach hat seine (Wilhelm Schroeders) ausdrucksvollen, energischen Züge, achtmal gemalt ... an Fotografien, die ihn darstellen, ist eine sehr gute aus dem Jahre 1861 vorhanden, während spätere, aus den 80er Jahren, der damaligen Übung entsprechend, stark retouchiert und daher wenig ausdrucksvoll sind“⁹⁾.

Die Produktion in den 1870er Jahren konzentrierte sich auf Satin und Taftstoffe sowie schwere reinseidene Kleiderstoffe, dagegen wurde die Produktion von glatten und gemusterten Samtstoffen eingestellt. Schwarze und farbige Damaststoffe sowie schwarze, halbseidene Mantelfutterstoffe ergänzten das Warenangebot. Als Japan sich für den europäischen Markt öffnete, lieferte Schroeder eine große Menge halbseidener Satins an zwei Firmen, unter anderem an H. Grauert in Yokohama.¹⁰⁾

Der Japan-Handel machte zum Teil die Verluste während der europäischen Gründerkrise wett. Die japanischen Produzenten übernahmen in den 1890er Jahren den dortigen Markt wieder selbst, weil sie das Färben und das Erschweren der Seide von Europa gelernt hatten. Der us-amerikanische Markt nahm hauptsächlich Satin und schwere Kleiderstoffe auf, hinzu kam jetzt der gemusterte Krautstoff. Die us-amerikanische Zollpolitik machte die Schroederschen Produkte teurer und abhängig von der dortigen Wirtschaftskonjunktur. Auch die deshalb notwendigen Stapelwaren in New York, die versteigert wurden, waren mit großem Risiko verbunden, doch Wilhelm Schroeder und seine amerikanischen Niederlassung pflegten den Markt, beschickten die Ausstellungen in Philadelphia, Boston und Chicago. Schroeder selbst bereiste mehrmals die USA. In der amerikanischen Modewelt fanden seine Damaste für Kleiderstoffe Anklang und wurden gewinnbringend produziert, als man diese seit 1888 auf einem mechanischen Lancierwebstuhl herstellte und damit die Lyoner Handweber übertreffen konnte.

Sahen wir bei der Herstellung der Rohseide das Bestreben Wilhelm Schroeders, von den Produzenten unabhängig zu werden, ist der frühe Einsatz des mechanischen Webstuhles für die Seidenproduktion ein weiterer Erfolgsfaktor der Krefelder Firma. Konnte man die Handweber bei nachlassender Nachfrage oder in der stillen Saison beschäftigungslos warten lassen, die Auftragsvergabe verzögern, bis wieder neuer Bedarf eintrat, verlangte die mechanische Fabrikproduktion mit hohen laufenden Unkosten regelmäßige Beschäftigung. Die große Elastizität bei der Herstellung durch die Handweberei endete. Nun mußte man dauernde Absatzmärkte suchen und auf Lager produzieren. „Dieses Problem hat im Anfang manches Kopfzerbrechen verursacht.“ Der wirtschaftliche Aufschwung nach der Gründerkrise führte zur weiteren Mechanisierung und einer Vergrößerung des Betriebes in Moers, aber auch in Gleißen und Sonnenburg. Dort wurde der Handbetrieb, wegen der billigen Arbeitslöhne bis 1885/86 beibehalten und dann mechanisiert. An diesen Standorten entstanden weitere Werkwohnungen für die Arbeiter. Die Mechanisierung verlangte Dampfkesseltechnik. In Gleißen wurde in der Nähe eine Braunkohlengrube erworben, die über eine Drahtseilbahn

Brennmaterial für die Kesselanlagen lieferte. Durch den Anschluß an das dortige Eisenbahnnetz 1905 wurde die Braunkohle durch die schlesische Steinkohle ersetzt.

1884 wurde in Krefeld auf der Petersstraße ein kleiner Shedbau für eine Musterweberei errichtet, in Hüls entstand in einem gemieteten Lokal eine Winderei. Bei der Suche nach Absatzmärkten für die maschinengewebte Seide kam die k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn ins Visier, wo erheblicher Bedarf an teuersten Herrenfutterstoffen bestand. Die Einfuhr dieser Stoffe wurde durch hohe Zölle erschwert. Zunächst versuchte man eine Produktion in Meiningen bei Feldkirch. Dann verlegte man den Standort 1884 nach Rovereto (Österreich) in das Kastell mit 120 Webstühlen. Die Leitung dieses Betriebes erfolgte von Zürich aus, den Absatz besorgte in Wien die Firma Alfred Schaffarik.

Der Gesellschaftsvertrag der Firma endete 1883. Wilhelm Schroeder zahlte die Kommanditisten fast alle aus (2,28 Millionen Mark), die bis dahin eine hohe Rente bezogen hatten. Der verantwortliche Gesellschafter, Fritz de Greiff, hatte ein Vermögen erworben, von dessen Zinsen er sehr auskömmlich leben konnte; „die Zukunft der Seidenindustrie sah er schwarz“. An die Stelle der Kommanditisten traten nun gleichzeitig Ernst von Scheven, Carl, Otto und Eduard Schroeder

als persönlich haftende Gesellschafter ein. Die Firma war jetzt ein Familienunternehmen geworden. Der einzige nicht zur Familie gehörende Gesellschafter war Ernst Greeven, der den für die Firma wichtigsten Markt neben den USA betreute, nämlich England. Er schied 1896 durch Tod aus der Firma aus. In dem Wechseljahr 1883 sank in der Weltwirtschaftskrise der Umsatz in Stoffen von 8,6 Millionen Mark auf 6,4 Millionen Mark in den Jahren 1885/86. Der Umsatz der Firma hatte bereits 1881/82 diesen Höchststand erreicht. Schroeder lieferte in die USA 5 % aller Seidenstoffe aus Europa und Asien im Werte von 1 107 000 Dollar.

Die wirtschaftliche Schwäche und die Gewissheit, daß sein ältester Sohn in New York von einer unheilbaren Krankheit getroffen war, der er 1888 erlag, ließ Wilhelm Schroeder in tiefe Depressionen fallen. In New York konnte Otto Andreae, der Schwiegervater des erkrankten Sohnes, wieder aktiviert werden. Aus Köln trat Fritz Hill in die New Yorker Firma ein. In Patterson (New York) beteiligte sich Schroeder bei der Firma Louis Roessel (1888 - 1904), um die Zollschränken zu umgehen. Wilhelm Schroeder selbst beschränkte sich nach dem Tod des Sohnes auf die oberste Leitung der Firma, den Rohseideneinkauf und auf die Betreuung der Berliner Kunden.



Abb. 2. Ehemaliges Kontor und die Musterfabrik der Firma Wilhelm Schroeder, Krefeld, Petersstraße 17, ab 1922 Gebhard & Co. A.G.; 1977 abgerissen

Der Ausbau der bestehenden Betriebe stand im Vordergrund und insbesondere deren Mechanisierung. Zum ersten Mal wurden in Deutschland Lancierstühle für siebenfachen Schützenwechsel nach dem Honegger-System aufgestellt. In der Schweiz arbeiteten die Meyer-Jaeggli-Stühle. „Ein bemerkenswertes Ereignis war die Elektrifizierung des Werkes Sonnenburg 1887/88. Durch Siemens & Halske wurde ein Websaal mit Einzelantrieb versehen, der übrige Teil der Fabrik mit Gruppenantrieb. Dies ist eines der ersten Beispiele, wenn nicht das erste, der Einführung des elektrischen Einzelantriebes von Webstühlen ... Der Versuch war, da nur Gleichstrom zur Verfügung stand, unvollständig, aber für die Zukunft bahnbrechend“¹¹⁾.

1888 wurde in Hüls, westlich der Krefelder Eisenbahn an der St.-Huberter-Straße gelegen, ein Shedbau fertig, der gemusterte Krawattstoffe liefern sollte. Da die Lancierstühle sich nicht bewährt hatten, stellte man erstmals us-amerikanische Lancierstühle der Firma Crompton & Knowles auf, die man in Schroederschen Fabriken in den USA kennengelernt hatte. Sie waren allen anderen europäischen Webstühlen überlegen. In Hüls ging man außerdem erstmals vom Hochbau ab und vereinigte den gesamten Betrieb in Shedbauweise, ähnlich später in Metelen 1899 und Villingen 1910.

Schweizerische Firmen produzierten auf deutschem Boden an der Schweizer Grenze leichte, glatte, fadengefärbte Kleider- und Blusenstoffe. Sie verdrängten im Großhandel

die schweren teuren Stoffe. Schroeder wandte sich deshalb den großen Einzelhändlern zu, engagierte Hugo Wolff als ersten Verkäufer und hatte trotz der neuen Konkurrenz der Grossisten Absatzerfolg. 1888 gewann er zwei Berliner Großkunden als Abnehmer seiner Waren, Hermann Gerson und Rudolph Herzog, der auch ein Versandgeschäft betrieb. An der Firma Gerson, die in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, zeichnete er Anteile von 3 Millionen Mark, die ihm eine Gesamtverzinsung von 7 bis 8 % sicherten.

Den russischen Markt betrat Wilhelm Schroeder über die Firmen Klinge & Schulz und Julius List Nachfolger in Lodz, die auch in Krefeld tätig waren. Nach Rußland war eine legitime Ausfuhr von Seidenstoffen so gut wie unmöglich. Wohl gab es von Polen aus ein blühendes Schmuggelgeschäft für Seidenstoffe nach Rußland. Zu den polnischen Firmen gehörten als Kommanditisten außer Wilhelm Schroeder noch Richard und Walter Rhodius, eine ehemalige Krefelder/Kölner Familie, und Frau Guido Schöller aus Düren. 1896 beteiligte sich Wilhelm Schroeder an einer Seidenspinnerei in Sutchow, einem chinesischen Seidenzentrum am Kaiserkanal nach Shanghai gelegen. Die gesamte Produktion ging von dort an die Firma Schroeder. Unter italienischer Leitung wurden Wozzi-Kokons hergestellt. Diese galten als das Beste, was die Firma Schroeder jemals verarbeitet hat. Mit den Boxerunruhen (1900 – 1902) begann das Ende der Schroederschen Produktion in China (bis 1907).

1895 wurde die letzte Handweberei in der Schweiz durch mechanische Webstühle ersetzt. In Egg wurde der elektrische Einzelantrieb des Webstuhls, der schon besser als der Transmissionsantrieb gewesen war, nochmals verbessert durch den drehstromgetriebenen Webstuhl. Die von der Firma Brown & Boveri konstruierten Webstühle waren die ersten dieser Art in der Textilindustrie.

In Metelen/Westfalen arbeiteten die Handwebstühle wegen der niedrigen Löhne länger. 1899 wurde ein neuer Shedbau mit 270 mechanischen Webstühlen fertiggestellt. Diese Fabrik elektrifizierte den ganzen Ort¹²⁾. Bereits 1872 erfuhr Metelen im Textilgewerbe durch den Zuzug der Firma Wilhelm Schroeder einen Auftrieb, so daß es dort 1875 zum Eisenbahnanschluß der Linie Münster – Enschede¹³⁾ kam. Aus Krefeld kamen auch die Dampfkessel der Firma Koerver & Lersch.

Im selben Jahr wurde die Hülser Fabrik vergrößert. Nun konnte man aus den USA die erfolgreichen Lancier-Webstühle nicht mehr importieren. Also ließ Wilhelm Schroeder das amerikanische Modell durch die Firma Hermann Schroers kopieren. „Von hier datiert die Krefelder Webstuhlindustrie.“ Diese amerikanische Webstuhlkopie wurde der Erfolgsschlager der Firma Hermann Schroers, die zeitweise 1 100 Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigte. Danach hieß die Firma Carl Zangs¹⁴⁾.

Ein Versuch, in Reutlingen als Damast-Produzent Fuß zu fassen, mißlang. In den 1880er Jahren produzierte die Firma für den Überseemarkt Taffetas für Futterstoffe und Unterröcke, die unter den wollenen Damenkleidern getragen wurden. Den Markt erschwerten die Einfuhrzölle. Der europäische Markt nahm in jener Zeit nur leichtere, billigere Stoffe auf. Die Firma brachte nur ein einziges Mal 1884 einen Markenartikel heraus, einen schweren, schwarzen Kleiderstoff, unter dem Namen „silk of the olden time“. Die Werbeaktion mit Reklamen in Zeitungen und Zeitschriften sowie die Verbreitung von 100 000 farbig gedruckten Karten brachte einen großen Erfolg, bis sich die Mode 1895 änderte. Die Stoffkante trug in Gold den Aufdruck „silk of the olden time“¹⁵⁾.

In den 1890er Jahren produzierte man einen anderen Markenartikel, den kein anderer Fabrikant anbieten konnte und der die Modewelt faszinierte: den Taftstoff 6963¹⁶⁾. Es war ein harter, fast kartonartiger Stoff, der als Futterstoff und Unterrock ein starkes Rauschen – frau, frau – bei jeder Bewegung erzeugte. „Dieser Schroeder'sche Taft hatte eine Monopolstellung und wurde nur an drei Kunden geliefert: Herman Gerson, Rudolph Herzog in Berlin sowie Schwarzschild-Ochs in Frankfurt. Diese Mode dauerte bis 1905. Die Veränderung der Färbung und Erschwerung der Seide in den 80er Jahren vergrößerte die Gefahr des Morschwerdens der Stoffe, ge-



Abb. 3. Villa von Scheven, Gartenseite; Krefeld, Wilhelmshofallee Nr. 84; erbaut von August Biebricher 1907

fragt waren nun Stoffe, die eine längere Haltbarkeit boten. Die Firma Schroeder lieferte Stoffe mit sehr niedriger Erschwerung und sogenannter Solidfärbung (Thioharnstoff-Überfärbung), die eine fünfjährige Garantie boten. Das war besonders wichtig für Brautkleider, weiße und farbige Stoffe, die ohne Schaden gereinigt und umgefärbt werden konnten.“

Die Abschließung der USA durch die Einführung von Zollschranken, des Mac Kinley Tarifs, führte 1890 zu einem Absatzverlust von 60 %. Die amerikanischen Partner Liberty Silk in Patterson, Norfolk Silk in Norfolk (Virginia) und die Empire Silk in Patterson sowie Carbondale (Pennsylvania) sorgten noch für Schroedersche Produkte.

Mit einem Übergangsvertrag von 1893 bis 1899 und dann endgültig mit einem neuen Vertrag 1901 überließ Schroeder der jüngeren Generation die Führung. Wilhelm Schroeders Kommanditeinlage betrug 3 Millionen Mark, die nur mit 3 % verzinst werden sollten, um den Nachfolgern die Arbeit zu erleichtern.

Wilhelm Schroeder starb am 16. Dezember 1906 am Ostwall 30; seine Ehefrau Caroline, geborene von der Kerkhoff, war zwei Jahre vor ihm verstorben. Sie war lange Jahre an den Rollstuhl gefesselt und lebte bis zum Tod am Ostwall 30.

Wilhelm Schroeder hatte ein Firmenimperium aufgebaut, daß von Krefeld aus gesteuert wurde: Dem Züricher Büro unterstanden die schweizerischen und die italienischen Standorte, von Krefeld aus wurden die deutschen Fabriken geleitet. Die 1900 aufrückende dritte Familiengeneration bestand aus vier Enkeln: zwei Söhne des früh verstorbenen Sohnes Carl, Otto jun. (gestorben 1913) und Wilhelm jun. (gestorben 1916), und den Söhnen von Ernst von Scheven: Kurt und Walter. Aus der Ehe Otto Schroeders mit Kathinka Wynen gingen zwei Töchter hervor, die sich in Italien verheirateten, mit dem Conte Giulio da Ponte beziehungsweise dem Conte Barattieri di S. Pietro. Otto Schroeder starb 1938 in Rom. Die Ehe Eduard Schroeders mit Anna Vorster blieb kinderlos. Eduard zog beim Niedergang der Moerser Firma 1902 nach Krefeld (Leyentalstraße 79) und übernahm nach dem Tod des Vaters das Gut Gleißen. Er starb 1909 in St. Blasien, wo er sich ein großes Wohnhaus errichtet hatte.

Kurt und Walter von Scheven wurden 1906 Teilhaber. Kurt von Scheven wohnte am Ostwall 30 und Walter von Scheven errichtete sich 1907 ein eigenes Wohnhaus auf der Wilhelmshofallee 84¹⁷⁾. Es war August Biebrichers erster großer Bauauftrag in Krefeld. Das Haus im Stil der Heimatkunst hat acht Fensterachsen. Biebricher gestaltete die Innenarchitektur und den Garten. Die Enkel bauten das Firmenimperium vor dem Ersten Weltkrieg aus. An die Stelle der Produktionsstätte

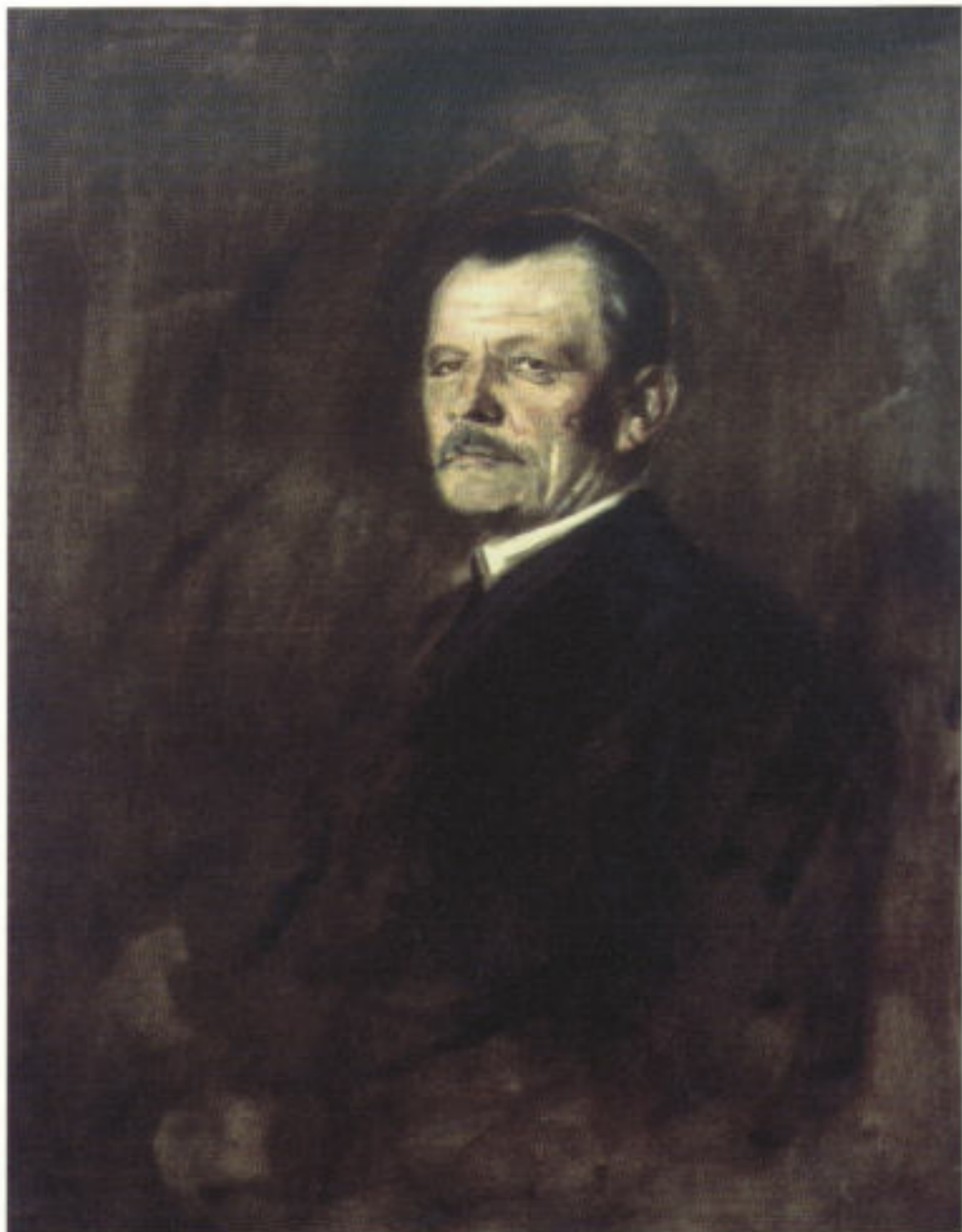


Abb. 4. Wilhelm Schroeder von Franz von Lenbach porträtiert; Öl auf Papp; Städtische Galerie im Lenbachhaus, München

Moers trat nun die Fabrik in Villingen 1911. Man entschloß sich unter Leitung von Ferdinand Bibet in Lyon eine Zweigniederlassung zu gründen. Das erste Betriebsjahr 1913/14 wurde ein voller Erfolg. Die Betriebe in Vicenza und Ránica hielten sich gut. Man suchte weitere Orte für die Kokon-Aufzucht, so in Anatolien, Syrien und Palästina¹⁸⁾.

1913/1914 wurde der höchste Umsatz der Firma überhaupt erzielt. Es arbeiteten folgende mechanischen Webstühle:

Ort	Anzahl Webstühle
Moers	300
Hüls	190
Sonnenburg	140
Gleißen	280
Metelen	268
Villingen	240
Egg	250
Rovereto	120
Gesamt	1788



Hinzu kamen noch 230 Webstühle in Lyon. Der Firmenverbrauch an Seide betrug 100 000 kg, davon mußten 25 000 kg auf dem freien Markt gekauft werden. An Baumwolle wurden 100 000 kg verarbeitet, der Anteil der Kunstseide Bernberg für Krawatten betrug 10 000 kg. 1912 arbeiteten in ganz Krefeld rund 1 700 mechanische Webstühle, also weniger als bei Schroeder. Der Verbrauch an Rohseide in Krefeld betrug im selben Jahr rund 39 000 kg, an Schappe 325 985 kg und an Kunstseide 7 088 kg.

Der Erste Weltkrieg brachte für die Firma tiefe Einschnitte. In Lyon wurde die Firma liquidiert, in London wurde die Niederlassung aufgelöst. Die Musterbücher aller in den letzten Jahrzehnten in Krefeld und Zürich herausgebrachten Artikel wurden versteigert. Diese wurden von italienischen Fabrikanten aus Como ersteigert, „die in den nachfolgenden Jahren alles das, was von diesen Mustern aktuelles Interesse bot, auf das Genaueste kopiert (haben), besonders die Krawattstoffe. Dies trug wesentlich zum Ausbau der Comasker

Abb. 5. Krefelder Briefbogen, etwa 1890

Krawattenstoffindustrie bei". Die Firma in New York konnte noch vor Eintritt der USA in den Krieg 1916 liquidiert werden. Die amerikanische Nachfolgefirma war Hill & Buechner. Die Fabriken in Rovereto und Vicenza wurden im österreichisch-italienischen Krieg 1916 bis 1918 schwer beschädigt oder beschlagnahmt. Otto Schroeder, der italienischer Staatsangehöriger war, wurde als feindlicher Ausländer betrachtet und konnte erst nach dem Ersten Weltkrieg wieder nach Italien zurückkehren. Sein Schwiegersohn Conte Giulio da Ponte führte ab 1915 die Betriebe. Die Züricher Firma produzierte in Egg während des Krieges weiter, ebenso die deutschen Betriebe, wenn auch in eingeschränktem Maße.

Die Abwicklung der Firma nach dem Ersten Weltkrieg führte dann 1922 zunächst zu einem Interessengemeinschaftsvertrag mit der Firma Gebhard & Co. AG in Wuppertal-Vohwinkel und letztlich zu einer Aktiengesellschaft.

Kommen wir noch einmal zu Wilhelm Schroeder und seiner Firma zurück. Die Jahresberichte der Handelskammer zu Krefeld erfassen die Textilindustrie und deren Probleme für den Standort Krefeld sehr genau, und zwar vom Rohseidenmarkt über die Produktion, die vom Markt und der Mode bevorzugten Kleider und Konfektionsstoffe bis zur Lage des Großhandels in Samt- und Seidenwaren¹⁹⁾.

In einem komplexen Spannungsfeld mußte der Unternehmer Wilhelm Schroeder seinen Erfolg suchen. Er war zu einem der bedeutendsten Seidenfabrikanten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden, da er den Weg von der Rohstoffproduktion über ein Netzwerk von Produktionsstätten in aller Welt suchte, insbesondere dort, wo die Arbeitslöhne niedrig waren, um gleichzeitig in die Mechanisierung mit damals modernster Technik investieren zu können²⁰⁾. In der Geschichte der Mechanisierung der Seidenindustrie ist der Einzelantrieb von Webstühlen mit Elektromotoren hervorzuheben. „Während in Sonnenburg und Egg die Webstühle noch mit Riemen angetrieben wurden, ging man bei der Errichtung von Metelen (1899) zum Zahnradantrieb über, der den unerwünschten Schlupf des Riemens beseitigte. So gelang 1903 die Konstruktion einer Rutschkupplung, die allen Ansprüchen genügte“. Dazu gewann er mit der Marketingpolitik den notwendigen Absatzmarkt²¹⁾. Die Umstellung vom Handwebstuhl zur mechanisierten Produktion gelang. Mit Wilhelm Schroeder wird erstmals für Krefeld eine Persönlichkeit bekannt, die man zu Recht den „Seidenbaronen“ der Mechanisierung nennen kann, die den Erfolg Krefelds in der Seidenproduktion jener Jahre erklärt, so daß sogar das vormals führende Lyon überundet werden konnte. Die Vorzugsstellung Krefelds ergab sich nicht nur aus äußeren politischen

Umständen nach dem deutsch-französischen Krieg, der einen Einbruch Lyons zur Folge hatte, sondern auch aus der Risikobereitschaft, die Mechanisierung der Seidenproduktion voranzutreiben und die dafür erforderlichen Absatzmärkte zu schaffen. Die Gründerkrise in Deutschland erschwerte den Seidenfabrikanten generell die Produktion, nicht so Wilhelm Schroeder, der auf die frühe Mechanisierung gesetzt hatte und mit seinen Produkten neue Märkte eroberte. Dieser innovative technische Einsatz brachte Krefeld den entscheidenden Vorsprung vor Lyon in den Jahren bis 1883, wie es ein Briefkopf aus dem Krefeld jener Jahre darstellt²²⁾. Schroeder förderte auch den Textilmaschinen-Standort Krefeld, der vielen Arbeitern Lohn verschaffte. Wilhelm Schroeder war sicher im Verband der Krefelder Seidenfabrikanten der rühmteste und erfolgreichste in jenen Jahren, und ihm gebührt das Lob, Krefeld zu einer Stadt wie Samt und Seide in der Zeit der mechanisierten Produktion gemacht zu haben.

Anmerkungen

1) (STA KR 4 Nr. 5); die Redeform wurde beibehalten.

2) STA KR 70/1376.

3) Hoe-Bon Chung, das Krefelder Seidengewerbe im 19. Jahrhundert, Krefeld 1980; Susanne Müller, Marktsituation und Absatzpolitik der Krefelder Samt- und Seidenindustrie in der Zeit vom Ende des 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Köln 1987; Jochem Ulrich, Industrie und Gesellschaft am Niederrhein, Köln 1986; Peter Kriedte, Krefeld - Eine Stadt am seidenen Faden, Göttingen 1991, und andere.

4) Joachim Lilla, Highlights aus 100 Jahren Kaiser-Wilhelm-Museum, in: die Heimat 67, Krefeld 1996, S. 101 f.; Franz von Lenbach, Fürst von Bismarck 1896 und Papst Leo XIII. 1898. Der aus der katholischen Unterschicht aufgestiegene Wilhelm Schroeder hat mit seiner Schenkung, insbesondere des Porträts von Papst Leo XIII., der gerade seine Sozialzyklila „rerum novarum“ veröffentlicht hatte, die reformierte beziehungsweise mennonitische Oberschicht der Seidenfabrikanten provoziert. Mit diesem Porträt fand die katholische Mehrheit Krefelds im Kaiser-Wilhelm-Museum einen Identifikationspunkt.

5) Walter von Scheven, Geschichte der Firma W. H. Schroeder & Co. Krefeld 1851 - 1921 (STA KR 70/1376), S. 3.

6) Walter von Scheven schreibt im Manuskript immer Rasica.

7) Hermann Burghard, Moers vom Wiener Kongreß bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1815 - 1918), in: M. Wensky [Hrsg.], Moers, Die Geschichte der Stadt von der Frühzeit bis zur Gegenwart, Bd. 2, Moers 2000, S. 149 ff.

8) Walter von Scheven, S. 10.

9) Walter von Scheven, S. 23, leider war bis zum Auffinden der Fotos im Lenbachhaus keine Fotografie bekannt. „Dieses Porträt ist entweder eine erste mißlungene Fassung des Auftragsbildes oder was aufgrund der genauen Modellierung des Gesichts noch wahrscheinlicher ist - eine Wiederholung desselben. Eine weitgeführte Vorarbeit befindet sich im Lenbach-Nachlaß ... dort allerdings als Kniestück“, datiert 1895. Ein weiteres Bruststück tauchte 1933 bei einer Auktion in München auf. Seit 1888 setzte der „Malerfürst“ die Fotografie als Ersatz für Skizzen oder längere Sitzungen der Personen ein. Franz von Lenbach plante eine Galerie bedeutender Deutscher in seinem Haus; so erklärt sich das in Lenbachs Besitz verbliebene Porträt Schroeders. Es sind bisher die einzigen bekannten Bilder des Industriellen. Sonja Mehl, Franz von Lenbach in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus, München 1980, Nr. 459, Negativ-Nr. 4021 und 4022. Vgl. auch Brigitte Gedon, Franz von Lenbach, München,

1994, S. 241 f. Die Kosten für ein Lenbach-Porträt auf Leinwand betragen rund 30 000 Mark.

10) Der Krefelder G. A. Greeven, Angehöriger der Firma Schroeder, erhielt die Genehmigung, vom Kaiser von Japan den japanischen Orden von der aufgehenden Sonne der fünften Klasse entgegenzunehmen, der ihm 1878 verliehen worden war (STA KR 4 Nr. 5).

11) Walter von Scheven, S. 16.

12) Walter von Scheven hatte 1898 einen Webstuhl nach Lyoner System konstruiert, „jedoch ganz in Eisen, bei dem das Balkengerüst und das Antriebswellengestell durch Hornschilde ersetzt war, wie sie später von Benninger und Rütli gebracht wurden“. 80 Stühle nach dem System von Walter von Scheven wurden in Metelen aufgestellt. Diese waren von der Firma Hermann Schroers gebaut worden. Walter von Scheven, S. 48.

13) Theodor Wiedau, Der Bahnhof Metelen-Land, in: Arbeitskreis technische Denkmalpflege Berichte und Beiträge, Nr. 7, 1990, S. 7. B. Hegemann, Stift und Gemeinde Metelen (= Beiträge aus dem Stadtarchiv Metelen, Nr. 5), 2. Auflage 1992, S. 241.

14) Um 1900 wurde schon im Zweistuhlsystem gewebt. Kurz danach wurde auch das Dreistuhlsystem eingeführt. An dem ersten System arbeiteten zwei gute Weber/innen und ein/e Anfänger/in. In Villingen wurde dann 1911 das Dreistuhlsystem eingeführt, in dem ein Weber einen doppeltbreiten und zwei schmale Honegger-Stühle bediente - eine gute Leistung für die ziemlich schweren, fadengefärbten Ketten. „Sie konnte in den ersten Jahren nur von italienischen Webern, die aus Como herüberkamen, vollbracht werden. Es entstand eine Kolonie von 50 sehr tüchtigen Leuten. Walter Scheven, S. 49.

15) Eine vergleichbare Werbeaktion gab es in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts mit dem Stoff „ADO mit der Goldkante“.

16) Walter von Scheven, S. 47. Eines der Geheimnisse der Qualität lag in der Verwendung chinesischer Seide aus Sutichou für die Kette und japanischer Seide für den Einschlag.

17) Ruth Fannel, August Biebricher „Leben und Werk des Baumeisters 1878 - 1932“, Diss. Ing. RWTH Aachen (Ms.) 1995, S. 81.

18) Walter von Scheven und Willy Junckers berichten über eine dreiwöchige Palästinareise 1916. Die Druckschrift ist in Krefeld nicht vorhanden.

19) Wilhelm Schroeder erlebte noch die Verbandsbildung der Seidenfabrikanten nach Branchen getrennt, die sich gegen den sozialistisch geprägten „Niederheinischen Weberverband“ (1898) und den „Niederheinischen Verband christlicher Textilarbeiter“, der von der katholischen Soziallehre geleitet war, aufgebaut hatten. An maßgeblicher Stelle und als Gründungsmitglieder agierten im Kartellverband der Sammet- und Seidengroßhändler (1904) im Verband der Krawattenstofffabrikanten (1903) die Familienangehörigen Wilhelm Schroeders. Eduard Schroeder übernahm 1906 den Vorsitz in den neugegründeten Kartellverbänden der Seidenindustrie mit Sitz in Krefeld.

20) Die technischen Anmerkungen von Walter von Scheven beschreiben sehr sachkundig die Mechanisierung der Seidenproduktion. Dem Verfasser ist auf diesem Sektor zu trauen, da er selbst auch technische Veränderungen des mechanischen Webstuhles erfunden hat.

21) Wilhelm Schroeder besuchte folgende Ausstellungen und erhielt dort Diplome und Auszeichnungen: Paris 1855, London 1862, Paris 1867, Wien 1873, Philadelphia 1876, Paris 1878, Boston 1883, Paris 1884, Chicago 1893, Wien 1896 und Paris 1900.

22) Der Krefelder Kopfbogen beschreibt den Kampf zwischen Lyon und Krefeld, den letzteres siegreich beendet hat. China und Italien mußten die Vormachtstellung anerkennen. Diese Situation spricht der Text an: „Getroffen sinkt Lyon / Krefeld hält hoch die / Fahne der Seiden-Industrie / Des Reichs der Mitte / Sohn die stolze Italiene. Sie beugen jetzt ihr Knie und rufen: / Heil und Segen dem deutschen Seiden Degen weil / stets er siegt und wanket nie.“

Zur Geschichte der Wachstum- und Tapetenindustrie in Krefeld

3. Teil

von Burkhard Ostrowski und Reinhard Schippkus

Tapetenfabriken in Krefeld

Seit 1849 veröffentlichte die Krefelder Handelskammer Jahresberichte über das hiesige Wirtschaftsleben. Die Tapetenindustrie wird erstmals im „Jahres-Bericht der Handelskammer zu Krefeld für 1891“ mit einer Kurzdarstellung erwähnt: „Die in Krefeld bestehenden 3 Fabriken fertigen Holztapeten in anerkannter Vollkommenheit in großem Umfange an und versorgen, weil die einzigen in Deutschland, mit ihren Erzeugnissen zunächst den deutschen Markt, sodann in beträchtlichem Maße das Ausland. Auch Marmortapeten werden hier sowohl in Handals [auch] Maschinenarbeit angefertigt“¹⁸⁷. Heeder & Co. am Bäckerpfad 1, Bongardt & Hütten in der Vereinsstraße 44–50 und August von Mook in der Luisenstraße 88 waren die drei angesprochenen Tapetenfabriken. Das Hauptsteueramt zu Krefeld gab für 1891 als „direkt in den freien Verkehr getretene Waren“ die Gesamtmenge von 2 229 kg Papiertapeten und 2 022 kg für das Jahr 1892 an¹⁸⁸.

Die damaligen Papiertapeten imitierten das Aussehen von Fliesen, Natursteinwänden, Marmor, Holzvertäfelungen sowie textilen Wandbespannungen. Die Spezialitäten von Heeder & Co. waren Holztapeten, Handmarmor, Hausflur- und Küchentapeten. Die Holztapete ist im 19. Jahrhundert beliebt gewesen, weil sie wie die Ledertapete abwaschbar war. Dies erwies sich als Vorteil in einer Zeit, als die Luftverschmutzung durch Öllampen, Gaslichter sowie Holz- und Kohlenfeuer, verbunden mit dem Schmutz und Ruß der industrialisierten Welt, beträchtlich war. Holztapeten hatten zudem den Vorteil, sehr viel billiger als Ledertapeten zu sein¹⁸⁹. In den 1880er Jahren behielt der Handdruck trotz des Maschinendrucks noch eine gewisse Bedeutung. Friedrich Fischbach bemerkte hierzu: „Die Vervollkommnung der Walzendruckmaschinen hat [...] ermöglicht, die reichsten Effekte zu bieten, und somit können wir heute schon konstatieren, daß nur noch die in kleineren Quantitäten angefertigten Luxustapeten Spezialitäten des Handdrucks sind“¹⁹⁰. Die Handdrucke von Heeder & Co. fanden als Salontapeten Anerkennung in Fachkreisen, heißt es im „Handbuch der Tapete“, einem

Standardwerk über die Geschichte der Tapeten¹⁹¹.

Heeder & Co.

David Devries übernahm 1882 den Geschäftsanteil von Franz August Heeder¹⁹². Zu diesem Zeitpunkt war Heeder & Co. auf die Herstellung verschiedener Sorten von Wachstum spezialisiert. Nach dem Einstieg von David Devries wurde die Produktionspalette gegen 1886 um Tapeten erweitert. Seit 1889 führte David Devries als Alleininhaber – unter Beibehaltung des alten Firmennamens Heeder & Co. – das Unternehmen. Der aus Uedem stammende David Devries gehörte zu der Generation von Landjuden, die nach Krefeld kamen und sich eine Existenz in der Textilbranche aufbauten¹⁹³. 1867 hatten die Brüder Moses Meyer, David Meyer und Lebrecht Meyer Devries in Uedem ein Textilgeschäft eröffnet. 1871 gründeten sie in Krefeld eine Zweigniederlassung ihres Unternehmens, die Fabrik in baumwollenen (Web-) Stuhlwaren M. Devries in der Breitestraße 20¹⁹⁴. Dort wohnte anfangs auch der Rohwollenhändler David Devries mit seiner Familie. Lebrecht Devries, der ebenfalls in Krefeld wohnte, und David Devries führten die Krefelder Filiale, während Moses Devries das Geschäft in Uedem leitete. David Devries ist erstmals 1874 im Verzeichnis der Kommunalsteuerpflichtigen angeführt, sein jährlicher Verdienst wird mit 600 bis 650 Thalern angegeben. Im Verzeichnis der Wahlberechtigten zur Stadtverordnetenwahl 1875 ist David Devries der zweiten Abteilung zugeordnet¹⁹⁵. 1876, mittlerweile hatte es eine Währungs- umstellung gegeben, entsprach sein Jahreseinkommen, das zwischen 2 700 und 3 000 Mark lag, dem kleiner Kaufleute. 1882/83 hatte David Devries einen Verdienst von 3 600 bis 4 200 Mark und 1891/92 von 6 000 bis 7 200 Mark zu versteuern.

Heeder & Co. wuchs innerhalb weniger Jahre zu einem bedeutenden Tapetenwerk in Deutschland heran. David Devries nahm im Dezember 1898 seinen Sohn Karl, der zu jenem Zeitpunkt 23 Jahre alt war, als Mitgesellschafter in die Firma auf¹⁹⁶. Wenige Jahre

später entschloß sich David Devries zum Bau eines neuen Hauptgebäudes. In der Presse war hierüber zu lesen: „Zur Frage der Erschließung und des weiteren Ausbaues des Südbezirkes, in dem sich seit Beginn des Bahnhofs-Neubaues an und für sich schon ein recht rege pulsierendes Leben bemerkbar macht, dürfte es von Interesse sein zu erfahren, daß die hier seit etwa 50 Jahren ansässige Firma Heeder & Co. Tapetenfabrik wieder beträchtliche Erweiterungen ihres Etablissements plant. – Durch Kauf [...] ist die Firma Eigentümerin eines circa 2000 qm großen Terrains geworden, auf dem ein vierstöckiger, allen modernen Ansprüchen entsprechender Fabrikneubau für die Tapetenfabrikation errichtet werden soll. – Abgesehen von dem direkten Werte, der in der weiteren Ausgestaltung dieses Industriezweiges liegt, – beschäftigt die Firma doch heute schon mehr denn 100 Leute – dürfte für den Südbezirk der indirekte Vorteil darin zu suchen sein, daß durch den geplanten Neubau 2, allerdings schon lange geplante Straßen endlich angelegt werden [...]. Die geplante Unternehmung ist ein erfreuliches Zeichen der fortwährenden Entwicklung der aufwärts strebenden Tapetenindustrie am hiesigen Platze“¹⁹⁷.

Anläßlich der Inbetriebnahme schrieb die Tapeten-Zeitung: „Seit einigen Tagen hat die Tapetenfabrik Heeder & Co. [...] ihren Neubau bezogen. Derselbe ist in modernem Stil ganz in Beton ausgeführt, zirka 8000 qm groß und umfaßt Kontorräume und Lager. Ferner sind in demselben die Roll- und Gaufriermaschinen untergebracht. Die ehemaligen Kontor- und Lagerräume sollen niedergerissen und neu aufgeführt werden. In zirka zwei Monaten werden dort weitere Druckmaschinen für Leim- und Oldruck, sowie neue Hochprägemaschinen und Grundiermaschinen aufgestellt werden. Auch wird uns noch mitgeteilt, daß die Firma eine vollständig neue Dampfmaschine mit Kesselanlage eingerichtet und eine große neue Kraft-Dynamomaschine aufgestellt hat. Der größte Teil der Maschinen ist schon mit elektrischem Antrieb versehen, in Kürze wird die ganze Fabrik mit elektrischer Kraft ausgestattet sein“¹⁹⁸. Seit Februar 1911 leitete Karl Devries Heeder & Co.¹⁹⁹.

Seniorschef David Devries verstarb im Januar 1912 im Alter von 74 Jahren. Die Grabstätten von David Devries und seiner 1930 verstorbenen Ehefrau befinden sich auf dem alten jüdischen Friedhof an der Heideckstraße in Krefeld²⁰⁰. Es soll noch angemerkt werden, daß David und Karl Devries im Briefkopf ihrer Geschäftspost 1827 als Gründungsjahr für Heeder & Co. angaben. Worauf sich dieses Datum bezog, ließ sich bislang nicht ermitteln.

Abb. 23. Heeder & Co.-Geschäftspostbriefkopf. Der Text lautet: „Krefeld, den 25. Jan[uar] 1901 / Herrn Wilh[el]m Geldmacher, Homburg / b[e]i Nümbrecht / Wir besitzen Ihre Zeilen vom 24. d[ies]s[e]lben, / welche sich mit uns[eren] Ergebenen gleichen Datums kreuzten / & haben wir gütl[ich] gesamte Muster mit Interesse besichtigt. / Hierdurch bitten wir Sie nun, Ihre Versuche in Glimmer- / papier für Tapetenzwecke recht bald vorzunehmen & uns mög- / lichst prompt mit größeren Proben an Hand zu gehen, damit / wir den Artikel für uns[ere] Zwecke genauest ausstudiren / könnten. / Würden Sie uns event[uel] den Alleinvertrieb des Glim- / merpapiers zu Tapetenzwecken für eine bestimmte Zeit über- / tragen wollen. / Jedenfalls können Sie darauf rechnen, daß wir dem / Artikel größtes Interesse widmen / werden & bitten wir um / bezügl[iche] Vorschläge. / Hochachtung! / Heederd“. Offenbar stand „Heederd“ als Abkürzung für Heederdevries. Der Davidstern war seit dem 19. Jahrhundert das Symbol des Judentums. Die Homburger Papierfabrik Wilhelm Geldmacher wurde um 1650 gegründet. Seit 1868 spezialisierte sich das Unternehmen auf die Herstellung von Tapetenrohpapier.

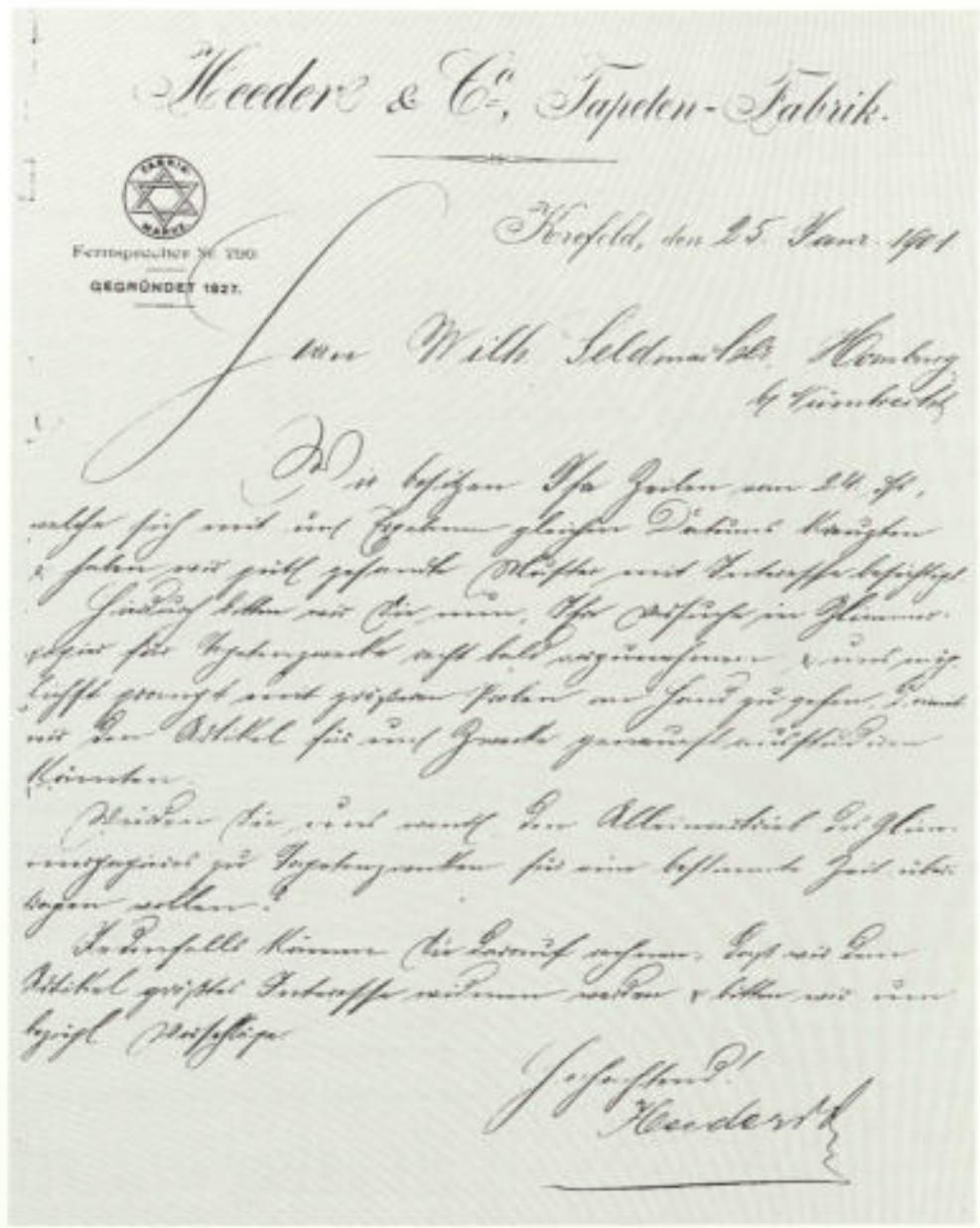


Abb. 24. Heeder & Co.-Hauptgebäude, 1906 von den Architekten Wilhelm Girmes und Heinrich Oediger erbaut; um 1910. Zur Virchowstraße hin befand sich in der mittleren Achse des vorspringenden Gebäudeteils der hohe, von einem halbrunden Dach geschützte Haupteingang. Links davon befindet sich der Treppenzugang und wiederum links von diesem ein weiterer Zugang, offenbar eine Toreinfahrt. Wann das Tor und der Haupteingang baulich verschwanden, ließ sich bislang nicht ermitteln. Über das Dach ragt die Spitze des Schornsteins hervor, der auf dem ursprünglichen Firmengelände stand. Die Virchowstraße führte an der nördlichen Schauffassade vorbei und endete an der östlichen Ecke des Gebäudes (links im Bild). Die Röntgenstraße sollte an der westlichen Schauffassade vorbeiführen. Das Foto zeigt die ausgeführte abgerundete Einbuchtung von der Virchowstraße in die projektierte Röntgenstraße (rechts im Bild). Ein Maschendrahtzaun in Verlängerung der nördlichen Schauffassade schließt das Gelände hinter der Einbuchtung ab. Im Hintergrund ist ein Schuppen des Unternehmens Christian Rohr & Co. zu sehen, eines großen Dampfsägewerks mit angeschlossener Holzhandlung in der Fischelner Straße 78 (heute Kölner Straße).



Abb. 25. Heeder & Co.-Geschäftsanzeige von 1922. Die Grafik von Kunstmalers Heinz von der Way, Krefeld, zeigt das Firmenanwesen, al-

lerdings ist der Hofraum zu groß dargestellt, und am rechten Bildrand fehlt eine Wohnlaube. Die Virchowstraße führte an der nördlichen Schauffassade des Hauptgebäudes von 1906 (heute „Heeder I“) vorbei und endete an dessen östlicher Ecke. Ein Zaun, der eine Tür hatte, begrenzte dort das alte Firmengelände. Heeder & Co. verfügte über eine Zufahrt an der westlichen (Virchowstraße) und eine an der östlichen Seite (Bäckerpfad), letztere zu sehen im Hintergrund am linken Bildrand. Der Bürgersteig für die geplante Röntgenstraße, die an der westlichen Schauffassade von „Heeder I“ vorbeiführen sollte, ist eingezeichnet. Auf der Fläche davor befand sich um 1930 die Kohlenhandlung Johann Janssen, Kölner Straße 64. Heeder & Co. verfügte über große Räumlichkeiten, so daß sich auf dem Anwesen ein weiteres Unternehmen ansiedeln konnte. Seit 1919 befand sich gegenüber von „Heeder I“ die Firma Rheinisches Aluminiumwerk in dem fensterlos gezeichneten Gebäude an der Nordseite der Virchowstraße. 1927 wechselte das Werk zur Kochstraße. Die Fabrikanlagen der Firma Weipeltkamp wurden um 1935 an dieser Stelle bis zur Nordseite der Virchowstraße heran.

Bongardt & Hütten und August von Mook

Da die Firmen Bongardt & Hütten und ebenso August von Mook bald nach 1900 wieder aufgegeben wurden, soll im folgenden nur kurz auf beide Unternehmen eingegangen werden. Mitglieder der Familien Bongardt, Hütten und von Mook waren im 19. Jahrhundert in Krefeld auch in der Branche der Raumausstatter vertreten. Sie hatten anfangs als Anstreicher und Vergolder ihren Lebensunterhalt bestritten²⁰¹. Seit den 1840er Jahren führte Friedrich von Mook einen Tapetenhandel am Ostwall 132, und in der Luisenstraße 88 war seit Ende der 1870er Jahre die Tapetenfabrik August von Mook angesiedelt. Gesellschafter der 1879 gegründeten Firma sind August von Mook und dessen beide Söhne Adolf und Hugo von Mook gewesen²⁰². Friedrich von Mook verstarb 1875 und August von Mook 1885. Hugo von Mook, der 1884 aus dem väterlichen Unternehmen austrat, verzog 1895 nach Brüssel. Zu diesem Zeitpunkt gab es noch die von Adolf von Mook geführte Firma in der Canalstraße 103. Nach 1897 wird in den Krefelder Adreßbüchern kein Unternehmen der Familie von Mook mehr genannt. Im Handelsregister ist die Firma August von Mook im Juli 1905 als „von amtswegen gelöscht“ eingetragen worden²⁰³.

Der aus Krefeld stammende Tapetendrucker Johann Conrad Bongardt wanderte 1867 mit seiner Ehefrau nach New York in die USA aus. Im Jahre 1878 kehrten sie zurück nach Krefeld. Johann Conrad Bongardt und der ebenfalls in Krefeld geborene Jacob Heinrich Hütten, von Beruf Tuchhändler, gründeten eine Firma, die im April 1887 unter dem Namen Bongardt & Hütten ins Handelsregister eingetragen wurde²⁰⁴. Das Unternehmen schuf sich einen guten Ruf in der deutschen Tapetenbranche. Die Tapetenfabrik war in der Vereinsstraße 44 – 50 angesiedelt. 1894 verließ Jacob Heinrich Hütten die Firma, die von

Gelegenheitskauf.

Ca. 30 000 Rollen Borden und Friese aus letzter Saison werden in Partien à 50 Rollen äusserst vorteilhaft abgegeben.

Tapetenfabrik Kaumanns,
Krefeld.

Wegen Aufgabe der Fabrikation habe eine
8-farbige Druckmaschine, System Fischer
6-farbige Druckmaschine, System Grahl & Hoehl
6-farbige Druckmaschine, System Flinsch
sämtlich mit Rundgang, Mess-, Roll- und
Schneidemaschinen billigst abzugeben.

Tapetenfabrik Kaumanns
Krefeld. 3429

Messingwalzen

mit gravierten Dessins für
Holztiefdruck - Fabrikation
billigst abzugeben, des-
gleichen ca.

**400 gebrauchte
Leimdruckwalzen.**

Tapetenfabr. Kaumanns
Krefeld. 3516

Abb. 26. Verkaufsanzeigen von Fritz Kaumanns in der Tapeten-Zeitung, Nr. 9, 20. März 1906, S. 171; Nr. 10, 1. April 1906, S. 190, und Nr. 12, 20. April 1906, S. 225, die das Ende der ehemaligen Krefelder Tapetenfabrik Bongardt & Hütten ankündigen.

Johann Conrad Bongardt und Wilhelm Hammann unter dem Namen Bongardt & Hammann weitergeführt wurde²⁰⁵. Der Sitz des Unternehmens wechselte zum Neuen Weg 1. Johann Bongardt junior, der in New York geborene Sohn des Firmengründers, leitete schließlich die Tapetenfabrik, die seit 1899 in der Goethestraße 94 angesiedelt war. Das Unternehmen konnte sich am Markt nicht halten. Im Mai 1900 wurde ein Konkursverfahren eröffnet. Im Frühjahr 1901 wanderten Johann Conrad Bongardt und Johann Bongardt junior wieder in die USA aus. Die Tapetenfabrik übernahm der aus Neuss stammende Fritz Kaumanns, der die Produktion aber bereits 1906 wieder einstellte und die Restbestände an Tapeten sowie die Maschinen in einem Fachorgan zum Kauf anbot.

Hitho

Mit der Gründung der Tapetenfabrik Hitho im Jahre 1900 entstand in Krefeld neben Heeder & Co. ein weiteres großes Unternehmen, das schließlich „führend am Platze“ war. Hitho produzierte bis 1985 und wurde zuletzt von Jürgen Steinert, einem Enkel des Firmengründers, geleitet²⁰⁶. Jürgen Steinert beschreibt die Firmengründung folgendermaßen: „Über eine Zeitungsanzeige wurde Großvater Hermann Thomas mit der Witwe Lübbeling bekannt. Sie suchte einen Käufer für die Restbestände der Tapetenfabrik Lübbeling. 1895 gründete Hermann Thomas, der Großvater, mit von seinem Schwiegervater, Justizrat Warnecke, geliehenen 80.000,- Goldmark die Tapetenfabrik Menken & Co. in Krefeld. Sein Teilhaber war der Prokurist Menken der früheren Firma Lübbeling. Die Firma Menken hatte gerade das erste Existenzjahr überschritten, als eine Hiobsbotschaft vom Barmer Bankverein eintraf. Comm[erzien] Rat [Emil] Bellardi ließ wissen, daß sämtliche Guthaben durch Herrn Menken abgehoben worden waren. In der darauffolgenden Nacht vollendete sich das Drama. Ein treuer Mitarbeiter holte Großvater Thomas aus dem Bett.

Hermann Thomas & Co.

Tapetenfabrik

→ Krefeld, Schönwasser ←

Eingang: Schönwasserallee.

Telephon-Amt Krefeld Nr. 837.

Abb. 27. Geschäftsanzeige von Hermann Thomas & Co. im Adreßbuch Krefeld von 1899/1900 vor der Fusion mit Hugo Hinderer

Menken hatte klammheimlich alle Druckwalzen auf ein holländisches Fuhrwerk laden lassen und wollte sich über die Grenze davonmachen. Die Polizei rettete alles, setzte Menken fest und machte ihm den Prozeß. Die Firma etablierte sich neu mit der Bezeichnung Hermann Thomas & Co. Als Kommanditist kam ein entfernter Verwandter, Alexander von Heimendahl, hinzu. Man kaufte sich in der Schönwasser Allee [5] an, erwarb ein 50.000 qm großes Grundstück, eine ehemalige Tongrube, direkt neben dem Bahnkörper der Rheinisch-Märkischen Bahn, die jedoch wenig später bereits ihren letzten Dampf abließ. Die neue Firma entwickelte sich ganz gut, jedoch fehlte ein künstlerischer Leiter und Colorist. Anfang 1900 fand man den geig-

neten Partner in Hugo Hinderer, der seine Tapetenfabrik erst in Schlesien und später auch in Berlin durch Brand verloren hatte. Man firmierte nun als vereinigte Fabriken Hinderer, Thomas & Co.²⁰⁷.

Andere Quellen weichen ein wenig von dieser Darstellung ab. So ist laut Adreßbuch Krefeld von 1895 nur Leo Menken Inhaber des Unternehmens Menken & Co. in der St.-Anton-Straße 196²⁰⁸. Auch läßt sich ein Eintrag über eine Vorstrafe Menkens in den Stadtarchiven von Düsseldorf, Köln und Krefeld nicht ermitteln. In den genannten Orten hatte Menken zeitweise gelebt²⁰⁹. Die Festschrift zur Einweihung des Bockumer Rathauses nennt sogar 1897 als Gründungsjahr der Vereinigte[n] Fabriken Hinderer, Thomas & Co.²¹⁰. 1897 bestand aber erst die Vorläuferfirma Tapetenfabrik Hermann Thomas & Co. Als Eintrittsjahr von Hugo Hinderer in die Firma Thomas & Co. kann im übrigen auch 1901 angenommen werden²¹¹. Daß Hugo Hinderer und Hermann Thomas bald darauf erfolgreiche Unternehmer wurden, zeigt sich an der Zahl der Hitho-Beschäftigten und der Einordnung der beiden Unternehmer in das Verzeichnis der Wahlberechtigten zur Stadtverordnetenwahl. Um 1904 beschäftigte Hitho 98 Arbeiter und 32 Arbeiterinnen. Hugo Hinderer ist 1911 in die dritte Abteilung und 1913 bereits in die zweite Abteilung eingestuft worden. Hermann Thomas wurde 1911 nicht

angeführt, da er wegen seiner Tätigkeit für die Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft seit August 1908 nicht mehr in Krefeld wohnte, sondern in Hamburg und Berlin. Erst im August 1911 kehrte er wieder zurück. Hermann Thomas ist dann 1913 in dem Verzeichnis der Wahlberechtigten ebenfalls der zweiten Abteilung zugeordnet worden²¹².

Export von Tapeten aus Krefeld

Spezialartikel für die Ausfuhr waren in den 1890er Jahren insbesondere Holztapeten und Handmarmor sowie Hausflur- und Küchentapeten²¹³. Die beiden letzteren Sorten wurden in die Niederlande exportiert. Dort gab es zu diesem Zeitpunkt noch keine Tapetenfabriken, das Land war auf Importe angewiesen²¹⁴. Durch die räumliche Nähe blieben die Frachtkosten für die Krefelder Tapetenhersteller gering. Tapeten mit Fliesenmuster – sogenannte Fayence-Tapeten – ahmten gekachelte Zimmer nach und kamen als Wandbekleidung in Küchen, Hausfluren und Badezimmern zum Einsatz, auch diese Tapeten waren abwaschbar. Des weiteren wurde nach Belgien, Italien, Österreich, Rußland, Spanien und in die Schweiz exportiert. Der Krefelder Tapetenindustrie kam dabei gelegen, daß sie mit ihren Spezialartikeln in diesen Ländern fast keiner Konkurrenz begegnete. Die Geschäftspartner waren gezwungen, die Spezialartikel „ohne Rücksicht auf die Zollverhältnisse von hier zu kaufen“²¹⁵. Kurz darauf wurde auch nach Südamerika exportiert, etwas später kam Frankreich hinzu. Im Jahre 1896 verminderte sich die Ausfuhr von Holztapeten nach Österreich, weil das Land inzwischen selbst diese Fabrikation aufgenommen hatte²¹⁶. Das Geschäft nach Rußland, Schweden, Norwegen, der Schweiz, Österreich und Südamerika ließ 1897 erheblich nach. Die genannten Länder wurden durch hohe Zölle geschützt²¹⁷. Tapeten aus Krefeld wurden zudem nach England, Dänemark, Polen und Portugal exportiert.

Im Jahresbericht der Krefelder Handelskammer für 1901 heißt es: „Auch in Nordamerika hat die hiesige Tapeten-Fabrikation festen Fuß gefaßt. Es darf angenommen werden, daß es gelingen wird, auch die Ausfuhr nach diesem Lande nach und nach weiter auszuweiten. Das in vergangem Jahre in Argentinien neu erworbene überseeische Absatzgebiet ging infolge der während des ganzen Berichtjahres anhaltenden Wirren fast ganz verloren. Ein neu aufgenommener Artikel 'Buntglasimitationen' hat sich trotz der schweren ausländischen Konkurrenz, der gegenüber er so gut wie gar keinen Zollschutz genießt, bis jetzt gut eingeführt“²¹⁸. Buntglasimitationen waren ein Spezialartikel von Hitho, der – mit weltlichen oder religiösen Motiven ausgestattet – Buntglas beziehungsweise Bleiverglasung nachahmte und von innen an die Wohnungsfenster geklebt wurde. Buntglasimitationen stellten eine preisgünsti-



Abb. 28. Vereinigte Fabriken Hinderer, Thomas & Co.; um 1900. Der Betrachter schaut von Nordosten mit Blickrichtung nach Südwesten auf das ursprüngliche Hitho-Firmenanswesen. Rechts im Vordergrund ist die bereits verlassene Bahnstrecke der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (heute Berliner Straße bis Einmündung Glockenspitze) zu sehen, die seit 1849 von Homberg über Krefeld nach Viersen führte. Der von Krefeld nach Uerdingen fahrende Zug dient nur als Ausschmückung der Grafik. Der Bereich zwischen der Bahntrasse und dem dreigeschossigen Hochhaus ist zu klein dargestellt. Schon bald nach der Fusion entstanden dort Sheddach-Hallen. Die Bebauung rückte somit noch näher an die Trasse heran. An der Schönwasserstraße, die links im Vordergrund zu sehen ist, reichten in der Folge sämtliche Hitho-Gebäude bis an deren Westseite heran. Am Bildrand links im Hintergrund befindet sich der Eingang zum Botanischen Garten an der Johansenaue. Lithographie: Eckert & Pflug Kunstverlag, Leipzig

ge Alternative zu echtem Buntglas dar²¹⁹). Hitho verfügte bald nach 1901 über Geschäftsfilialen in Brüssel, Haag, London und Paris. Heeder & Co. hatte im Jahre 1906 eigene Vertreter in Amsterdam, Brüssel, Lyon, Vicenza, Oporto, Barcelona, Valencia, London, Kopenhagen, Stockholm, Sankt Petersburg, Moskau, Warschau, Odessa, New York und Buenos Aires. In den Statistiken der Jahresberichte der Handelskammer fallen die abnehmenden Produktionsmengen der in Krefeld hergestellten Tapeten auf, die im Widerspruch zu den meistens positiven Beurteilungen stehen. Gemessen an den 2229 kg Tapeten für 1891 und 2022 kg für 1892 sind 525 kg im Jahre 1893 ein beträchtlicher Rückgang, ebenso erscheint die Jahresproduktion von 313 kg für 1900 als sehr niedrig²²⁰.

Zusammenschlüsse in der deutschen Tapetenindustrie

Bei der Entwicklung der industriellen Verhältnisse im 19. Jahrhundert folgte – vereinfacht ausgedrückt – dem Handwerker der Fabrikant, dem Fabrikanten die Aktiengesellschaft und der AG wiederum das Kartell, das Syndikat, der Trust. Ähnlich wie heutzutage über die „Globalisierung“ wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts über die „Vertrustung“, das heißt: die Verschmelzung mehrerer gleichartiger industrieller Unternehmungen in ein einziges großes Gebilde, kontrovers diskutiert. Nach der Jahrhundertwende untersuchte die deutsche Reichsregierung das Kartellwesen verschiedenster Industriezweige, so auch 1905 die Tapetenindustrie und deren kartellartige Bildungen²²¹. Grundlegend war dabei die Frage, ob das Bestehen eines Kartells, Syndikats oder Trusts für den Wohlstand der Bevölkerung und die Erfüllung der sozialen Forderungen förderlich erschien. Die Kartell-Enquete der Reichsregierung fand Ende November 1905 in Berlin statt. Die Regierung hatte hierzu außer ihren Vertretern aus dem Reichsamt des Innern, dem Reichsjustizamt und dem Königlich Preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe mehrere Tapetenfabrikanten und -händler sowie einige Vertreter aus der Lincrusta-Branche eingeladen. Als Sachverständige aus Krefeld waren der Tapetenfabrikant Fritz Kaumanns anwesend, des weiteren ein Angehöriger der Familie Alterhoff, der als Tapetenhändler bei der Berliner Firma Gebr. Hildebrandt angestellt war, und Ernst Niemann, Inhaber einer Tapetenfabrik und -handlung in Bonn und Sohn eines Gründers von Heeder & Co.²²². David und Karl Devries von Heeder & Co. sowie Hugo Hinderer und Hermann Thomas von Hitho nahmen an dem Treffen allerdings nicht teil. Der Bericht der Enquete sprach sich laut Urteil der Tapeten-Zeitung „stark zugunsten der Kartelle“ aus. Das Fachorgan schrieb dies „zur Hauptsache dem sozialen Entwicklungsgange unserer Industrie“ zu²²³.

Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft

Die Gründerepoche der deutschen Tapetenindustrie – die Jahre nach 1850 sowie insbesondere die Bautätigkeit in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Krieg von 1870/71 – hatte zu einer Vielzahl von Tapetenfabriken geführt und bestehende Unternehmen veranlaßt, ihre Kapazität zu erweitern. Ein Versuch, die durch Überproduktion entstandene Krise in den Griff zu bekommen, wurde im August 1907 unternommen, als sich 21 große Tapetenwerke zur Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft (TIAG) zusammenschlossen²²⁴. Bei der notariell vollzogenen Gründung im März 1908 waren es dann aber nur fünf Firmen, die der TIAG beitraten, darunter Heeder & Co. und Hitho. In den folgenden Monaten erhöhte sich die Zahl auf 14 Unternehmen²²⁵. In der TIAG blieben die Vorbesitzer als Abteilungsdirektoren in ihren ehemaligen Werken, so daß nach außen hin jeder Betrieb selbständig auftrat. Einkauf, Preise und Verkaufsbedingungen wurden hingegen zentralisiert. Durch die Zentralisierung sollten Kosten gesenkt werden. Ihr Hauptbüro, „General-Direktion“ genannt, hatte die TIAG in Altona und Berlin²²⁶.

Die Gründung der Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft wurde aufmerksam von der Presse verfolgt. In einem Bericht des „Hannoverschen Anzeigers“ heißt es: „Tiag. Die Vertrustung der Tapeten. Mit Spannung verfolgt die gesamte Handelswelt die gegenwärtigen Vorgänge in der Tapetenbranche. [...] Die Konzentration einer derartigen Industrie und die Kapitalanhäufung derselben zunächst an einer Stelle ist in angedeuteter Art in Deutschland noch nicht beobachtet worden. Wohl hört man, daß auch ähnliche Bestrebungen in der Farben-Industrie bemerkbar sind, doch ist dieser Zusammenschluß erst nach Jahren zu erwarten. [...] An

der Spitze der 'Tiag' stehen die Herren Wilhelm Iven (von der Tapetenfabrik Hansa, Iven & Co., G.m.b.H., in Altona-Ottensen), und Hermann Thomas (von den Vereinigten Fabriken Hinderer, Thomas & Co., Krefeld-Schönwasser). Den Aufsichtsrat bilden die Herren Emil Engelhard, Tapetenfabrikant in Mannheim, Rechtsanwalt Dr. Arthur Strack in Hamburg und David Devries, Tapetenfabrikant in Krefeld“²²⁷.

Die Fusionspläne berührten auch die Interessen des Tapetenhandels. Der Hauptverein deutscher Tapetenhändler lud deshalb im März 1908 die Geschäftsführer der einzelnen Fabrikantengruppen der Raumausstatter-Branche zu einer Hauptversammlung in Berlin ein, damit diese über ihre weiteren Pläne Auskunft geben konnten. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Krefelder Seidenkaufmann Gustav Holthausen in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer des Verbandes deutscher Lincrusta-Fabriken zu diesem Treffen eingeladen war. Appretur- und Schereibesitzer Holthausen war Inhaber der Firma Jakob Böntens Söhne Nachfolger am Albrechtplatz 7²²⁸. Die Lincrusta, ein für Wandbekleidungen bestimmtes und mit farbigen Prägemustern ausgestattetes Linoleum, wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den Handel eingeführt und war schnell beliebt²²⁹. Das geschmackvolle Aussehen, das dem echter Ledertapeten ähnelte, war wohl der Hauptgrund für den Erfolg der Lincrusta. Ein mit Lincrusta ausgestatteter Raum wirkte nach damaligen Vorstellungen sehr vornehm²³⁰. Die billigeren Lincrusta-Imitationen erwiesen sich als Verkaufsschlager, so auch für Heeder & Co. und Hitho. Die Lincrusta-Ersatz-Tapeten wurden entweder geprägt oder waren sogenannte Kitt-Tapeten, bei denen eine teigige, dickflüssige Farbpaste auf stärkeres Papier gedruckt und zudem mit einem Überzug versehen wurde. Mit Lincrusta-Imitationen tapezierte man Treppenhäuser

Abb. 29. Der vorbereitende Ausschuß der TIAG-Gründung; 1908; obere Reihe, von links nach rechts: Kommerzienrat Bertram Schaefer, Hugo Rasch, Geheimer Kommerzienrat Emil Engelhard, Emil Zilling, Dr. Kunze, Karl Steinmann; untere Reihe, von links nach rechts: Hugo Hinderer, Wilhelm Iven, Dr. Voßberg, Oscar Schwarz, Emil Liepmann; aus: „Die Tapete“, Silber-Ausgabe (Jubiläums-Nummer) 1904 – 1928, Januar 1928, S. 21



und Küchen sowie die Sockel in Eingangshallen.

Auf einer Versammlung der TIAG in Altona wurden Anfang Dezember 1908 eine Reihe von Fragen erörtert. Das „Hamburger Fremdenblatt“ schrieb darüber: „In der heutigen Generalversammlung, die von Herrn Emil Engelhard geleitet wurde, richtete Herr v. Heimendahl, Krefeld, verschiedene Anfragen an die Verwaltung. Unter anderem wünschte er Auskunft, ob es jahrelanger Kämpfe bedürfe, um alle Tapetenfabriken zusammenzuschließen. Da die Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft nur die halbe Produktion habe, so müsse baldmöglichst eine Verständigung eintreten“²³¹). Bei dem TIAG-Aktionär handelte es sich um den Rittergutsbesitzer auf Haus Bockdorf bei Kempen, den jüngsten Sohn des Samtfabrikanten Alexander von Heimendahl²³²). Es bleibt festzuhalten, daß die Tapetenfabrikanten Hermann Thomas und David Devries, der „Seidenbaron“ Gustav Holthausen und der Rittergutsbesitzer Alexander von Heimendahl im Jahre 1908 bei den Fusionsplanungen in der Branche der Raumausstatter eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben.



Lincrusta-Ersatz
≡ Non plus ultra ≡
der Vereinigten Fabriken
Hinderer, Thomas & Co.
Krefeld-Schönwasser.

Musterbücher auf Verlangen gratis
• und franko zur Verfügung •

Unsere Filiale in Berlin C. 19, Grünstraße 16, unterhält vollständiges Lager von unseren sämtlichen Lincrusta-Ersatztapeten und sieben dort Musterbücher jederzeit gerne zur Verfügung.

Abb. 30. Hitho-Geschäftsanzeige in der Tapeten-Zeitung, Nr. 7, 1. März 1906, S. 128. Auf derselben Seite dieser Ausgabe der Tapeten-Zeitung war in der Rubrik Patent-Anmeldungen unter anderem abgedruckt: „Gaufriermaschine mit Einrichtung zum andauernden Glätten der mit der Musterwalze zusammenarbeitenden elastischen Gegenwalze. J. Kleinewefers Söhne, Krefeld“. Die Gaufrierung ist eine leichte Prägung, die in der Textil- und auch in der Tapetenindustrie eine große Bedeutung hatte.

Auflösung der TIAG

Jürgen Steinert bemerkt zur TIAG in seinen Erinnerungen: „Jeder Fabrikant wurde Direktor in seiner Teilfirma. Großvater Thomas aber wurde Generaldirektor aller Werke mit Sitz in Hamburg und Berlin. Es stellte sich bald heraus, daß diese Fusion ein Fehlschlag war“²³³). Alle Bestrebungen der TIAG, die Maschinen voll auszulasten und durch Spezialartikel und Künstlerkollektionen den Umsatz zu steigern, blieben erfolglos. Das schlechte Geschäftsjahr 1909/10 hatte unter den Mitgliedern Bestrebungen ausgelöst, die Organisation zu verlassen. Als erstes Unternehmen war im September 1910 die Tapetenfabrik Hansa, Iven & Co. nach Rückgabe der Stamm- und Vorzugsaktien ausgeschieden. Im Januar 1911 wurde dann auf einer Generalversammlung der TIAG die Umgestaltung der Organisation und ihrer finanziellen Verhältnisse beschlossen²³⁴). Die Anträge hierzu stellten die Aktionäre. Die Verwaltung der TIAG konnte sich mit den Plänen zur Reorganisation nicht recht anfreunden und gab nur deshalb dem Drängen der kapitalkräftigen Aktionäre nach, um eine Zersplitterung zu vermeiden. Die Versammlung genehmigte debattenlos die Anträge. Alle Abteilungen der TIAG wurden bis auf zwei vorläufige Ausnahmen von den Vorbesitzern wieder auf eigene Rechnung übernommen²³⁵).

Die TIAG verkaufte die Mobilien der einzelnen Abteilungen an die früheren Besitzer zurück und vermietete ihnen Maschinen und Gebäude. „Mit der Reorganisation des Trusts hielt auch der bisherige Aufsichtsrat seine Mission für beendet und legte seine Mandate in die Hände der Generalversammlung zurück“, war im „Berliner Tageblatt“ zu lesen²³⁶). Die Versammlung wählte Alexander von Heimendahl (Bockdorf bei Kempen), Hugo Rasch (Bramsche), Dr. Isidor Rosenfeld (Mannheim), Karl Steinmann (Köln) und Emil Zilling (Leipzig) neu in den Aufsichtsrat. Die Genannten waren in dem Gremium ehrenamtlich tätig. Eine vollständige Wiederherstellung des früheren Zustandes verhinderten nur die hohen Stempelgebühren für die Auffassung der Grundstücke und eine große gemeinsame Schuldenlast²³⁷). Dies bedeutete quasi das Ende der TIAG. Seit Juni 1911 war Hermann Thomas nicht mehr im Vorstand der TIAG²³⁸). Die endgültige Auflösung der TIAG erfolgte nach dem Ende des Ersten Weltkrieges.

Verband deutscher Tapeten-Fabrikanten

Da das Problem der Überkapazitäten nach wie vor nicht gelöst war und der starke Wettbewerbsdruck weiterhin anhielt, wurde auch sehr bald wieder der Wunsch laut, ein neues Kartell zu gründen. Im Mai 1911 schlossen sich 26 Unternehmen zum Verband deutscher Tapeten-Fabrikanten zusammen, unter ihnen

auch Heeder & Co. und Hitho²³⁹). Innerhalb kurzer Zeit wuchs die Zahl auf 31 Mitglieder an. Der neuen Organisation standen 24 Außenseiterfirmen gegenüber. Der Verband deutscher Tapeten-Fabrikanten gewährte Händlerschutz, das heißt: Er überwachte die Einhaltung der Minimalverkaufspreise. Die Kontrolle der festgelegten Wiederverkaufszuschläge verhinderte eine Preisunterbietung. Für das Entgegenkommen des Verbands deutscher Tapeten-Fabrikanten verpflichteten sich die Mitglieder des Hauptvereins deutscher Tapetenhändler, ausschließlich bei den Verbandsfirmen zu kaufen. Die Händlerschaft zerteilte sich fortan hauptsächlich in zwei Lager. Der eine Teil, der Qualitätstapeten führte und darüber hinaus auch Seidentapeten, Spannstoffe und Rupfen absetzte, legte großen Wert auf den Händlerschutz und deckte seinen Bedarf allein bei den Fabriken des Verbandes deutscher Tapeten-Fabrikanten²⁴⁰). Ein Bauherr oder Hausbesitzer, der eine elegante Wohnung in einer noblen Wohngegend einrichtete, war auf einen leistungsfähigen Händler mit der nötigen Auswahl an feinen Tapeten und einem geschulten Verkaufspersonal angewiesen. Ein solcher Händler mußte mit höheren Ausgaben für Ladenmiete, Angestellte sowie Ausstattung rechnen und infolgedessen mit höheren Zuschlägen auf die Einkaufspreise kalkulieren. Der andere Teil der Tapetenhändler, der als Kundschaft die weniger begüterten Kreise hatte, denen das Geschäft geringere Kosten verursachte, war darauf aus, durch billigen Einkauf unter den Minimalpreisen zu kalkulieren und kaufte deshalb im Lager der Außenseiterfirmen ein.

Tapetenhandel in Krefeld

Die hiesigen Tapetengeschäfte und Geschäftsfilialen auswärtiger Tapetenfabriken setzten sich aus beiden Teilen der oben beschriebenen Händlerschaft zusammen. Laut Adreßbuch Krefeld von 1913 existierten folgende Tapeten-, Linoleum- und Wachtuchhändler: Baltus & Schmieder in der Hochstraße 129, das gleichzeitig auch ein „Wandstoff- und Lincrusta-Spezialhaus“ war, Heinrich Brauer in der Neußer Straße 22, Heinrich Corneth in der Dreikönigenstraße 42, Eschke & Jansen in der Friedrichstraße 27, Theodor Habben in der Alte(n) Linner Straße 106, Peter Janssen in der Duisburger Straße 103 in Oppum, Niederstein in der Neußer Straße 26, Overdick in der Evangelische(n) Kirchstraße 2-4, Hugo Paschedag am Westwall 63, Prinzenberg in der Breitestraße 61, Samné & Wolf mit einem „Spezialhaus“ am Ostwall 96, Geschwister Sardemann in der Marktstraße 25 a, Wilhelm Schermuly in der Hochstraße 53, Ernst Seywald ebenda und August Weinfurth in der Sternstraße 14. Laut Angaben der Krefelder Adreßbücher hat Heeder & Co. in den Jahren um 1910 bis um 1914 eine eigene Tapetenhandlung, das heißt: Verkauf ab Fabrik, geführt. Der Konkurrenzkampf

war wohl so stark, daß unter Umgehung des Handels direkt an die Verbraucher geliefert wurde²⁴¹).

Die beiden „Spezialhäuser“ Baltus & Schmieder und Samné & Wolf waren die vornehmsten Geschäfte. Samné und Schermuly vereinigten sich später und hatten ein „Erstes Fachgeschäft“ am Ostwall 145. Das alteingeführte Geschäft Gustav Bredow, das sich seit 1880 in einem imposanten, firmeneigenen Gebäude in der Rheinstraße 44 befunden hatte, wurde bald nach 1910 aufgelöst²⁴². Die Papier- und Tapetenfabrik Bammmental AG eröffnete im Dezember 1911 unter der Leitung ihres Vertreters für Rheinland und Westfalen, Ernst ter Stein, ein Fabriklager in der Kronprinzenstraße 70, der heutigen Philadelphiastraße. Im Jahre 1928 verlegte das Unternehmen sein Tapetenlager nach Essen an der Ruhr²⁴³. Eine solche Anzahl an Tapetenhandlungen gab es in späteren Jahren nicht mehr. Damals hatte die Tapete einen anderen Stellenwert als heutzutage. So war es beispielsweise üblich, häufiger die Tapeten zu wechseln.

Im Rheinland beschloß das Pfingstfest jedes Jahr die erste Periode des Tapetenhandels. Die Zeit zwischen Karneval und Pfingsten war für den Jahresumschlag der meisten Geschäfte von großer Bedeutung. Ein eventueller verminderter Verkauf während dieser Wochen ließ sich später nicht mehr aufholen, wenn auch im Frühjahr selbst nur geringe Mengen an besseren Tapeten umgesetzt wurden. Vor den Feiertagen verkauften sich fast ausschließlich billige und mittlere Sorten. Deren Abnehmer, die weniger wohlhabenderen Schichten, renovierten um jene Zeit gewohnheitsmäßig. Was bis Pfingsten nicht erneuert war, blieb meist noch ein Jahr hängen. Eine Eigenart der Menschen im Rheinland kam den Tapetenhändlern dabei sehr entgegen. In der Tapeten-Zeitung heißt es hierzu: „Glücklicherweise kennt der Rheinländer fast nirgendwo 'Ziehzeit', hier wird jeden ersten gezogen und [so] verteilen sich die Renovierungen ganzer Wohnungen usw. wohlthuend über das ganze Jahr. Wo aber bestimmte Ziehltermine sind, fallen sie auf den 1. April oder 1. Mai. So bringt denn der Saisonbeginn auch meist etwas bare Lösung“²⁴⁴.

Theodor Schöndeling führt in einem Erinnerungsbericht an seine Schulzeit zwei Krefelder Umzugstermine an. „16. Mai 1902: Ein neues Schuljahr beginnt, und vor jedem dritten Haus auf der Gladbacher- und Nebenstraßen steht ein Möbelwagen, es ist 'halbe Mai', neben dem 11. November (Martini) Krefelds traditioneller Umzugstag“²⁴⁵. An den Brauch, im Frühjahr zu tapezieren, erinnert sich auch Lore Inger, Tochter des bei Heeder & Co. beschäftigten Tapetendruckers August Inger²⁴⁶. Andernorts, so beispielsweise in Berlin, wurde wohl im Winter renoviert. Ein Fachorgan berichtete über eine Plakataktion des Vereins der freien Tapetenhändler Groß-

Berlins. Auf dem Plakat war zu lesen: „Mieter! In der Weihnachtszeit schafft im Hause Sauberkeit. Laßt die Wände neu tap'zieren, braucht dann weniger Euch genießen. Schmücket zu dem Fest der Feste Euer Heim und kauft das Beste. Alle seid Ihr dann beglückt, und die Hausfrau ist entzückt“²⁴⁷.

Rückgang der Tapetenproduktion im Ersten Weltkrieg

Im Jahr vor Kriegsbeginn wurde eine Übersicht der Krefelder Stadtentwicklung herausgegeben, in der auch die Tapetenbranche beschrieben wird. Im Bericht der Stadtverwaltung heißt es über Heeder & Co. und Hitho: „Die beiden Krefelder Firmen haben im Laufe des letzten Jahrzehnts ihre Fabrikanlagen nach und nach auf das doppelte vergrößert. Sie besitzen heute insgesamt 30 Tapetendruckmaschinen, ein Beamten- und Arbeiterpersonal von rund 250 Mann und erzielen einen Jahresumsatz von ca. 2 ½ Millionen M[ark]. Es werden von ihnen heute sowohl die billigsten Naturaltapeten wie die feinsten Fondstapeten, Imitationen von Ledertapeten und lichtechte bessere Tapeten angefertigt. Der Absatz im Inlande, der etwa ¾ der Produktion beträgt, ist ebenso wie der Absatz nach dem Ausland erheblich gestiegen. Dies ist vor allem dem Umstande zu verdanken, daß die Güte und Reichhaltigkeit der deutschen Kollektionen sich allmählich den Platz erobert haben, den bisher die englischen und französischen Kollektionen inne hatten“²⁴⁸. Im Inland richtete Heeder & Co. in Berlin von 1903 bis 1912 und in Frankfurt am Main von 1912 bis etwa 1918 Geschäftsfilialen ein. Die in Berlin-Schöneberg eröffnete Zweigniederlassung firmierte seit etwa 1910 in Berlin-Friedenau²⁴⁹. Von 1912 an führte Heeder & Co. in Frankfurt am Main ein Fabriklager²⁵⁰. In späteren Jahren sollte Tapetenheeder noch eine Zweigniederlassung in Leipzig eröffnen²⁵¹. Hitho unterhielt nach 1901 ein Fabriklager in Berlin, das von Hugo Feyler geleitet wurde, dem zwei Aushilfen zur Seite standen. Seit Herbst 1912 führte Hitho auch ein Fabriklager in Mannheim unter der Leitung von Karl Rathgeber. Des weiteren arbeitete dort noch ein Angestellter.

Während des Ersten Weltkrieges kam der Wohnungsbau zum Erliegen. 1916 wurde ein allgemeines Bauverbot erlassen. Dies führte dazu, daß der Verkauf von Tapeten zurückging²⁵². Durch den Krieg erlitt der Export zudem Einbußen, da keine Geschäfte mit dem „feindlichen Ausland“ abgeschlossen werden durften. Für Heeder & Co. und Hitho, die einen Teil ihrer Produktion bis dahin ausgeführt hatten, waren finanzielle Verluste die Folge. Die Kriegsverhältnisse veranlaßten im übrigen auch die Außenseiterfirmen der deutschen Tapetenbranche, eine Organisation zu bilden. Um die 20 von ihnen schlossen sich Anfang Dezember 1916 zum Tapeten-Fabri-

kanten-Verein mit Sitz in Berlin zusammen. Die Vereinigung erfolgte zum Zwecke der Regulierung der Preise und Verkaufsbedingungen und hatte keine monopolistischen Tendenzen²⁵³.

Zu den Arbeitsverhältnissen bei Heeder & Co. und Hitho

Im Jahre 1907 arbeiteten in der gesamten deutschen Tapetenindustrie 3511 Personen, davon waren 2881 männliche und 630 weibliche Arbeitskräfte²⁵⁴. Die Arbeiterschaft unterteilte sich in Drucker an Maschinen bis vier, über vier bis acht und über acht Farben, Grundierer, Farbmischer, Handdrucker und selbständige Packer. Hinzu kam das männliche und weibliche Hilfspersonal. Gelernte Arbeitskräfte machten den größten Teil aus; nur fünf Prozent der Arbeiter galten als ungelern. Der Anteil der weiblichen Arbeitskräfte an der gesamten Arbeiterschaft in der Tapetenindustrie betrug 22 Prozent. Lohnarbeit war die Regel, nur in vereinzelten Fällen wurde bei Auftragsüberhäufungen Akkordlohn gezahlt. Der durchschnittliche Wochenlohn für alle Arbeiterkategorien betrug 22,74 Mark im Jahre 1911, wobei festzustellen ist, daß Arbeiterinnen weit weniger Geld erhielten als ihre männlichen Kollegen. Im Rheinland, wo die höchsten Löhne in der deutschen Tapetenindustrie gezahlt wurden, lag der durchschnittliche Wochenlohn bei regelmäßiger Arbeitszeit im Jahre 1909 bei 24,06 Mark für Arbeiter und 11,58 Mark für Arbeiterinnen²⁵⁵. Die tägliche Arbeitszeit schwankte zwischen 9½ und 10 Stunden. In der Regel gab es zwei Pausen während der Arbeitszeit und zwar eine viertel bis halbe Stunde als Frühstück- und 1½ Stunden als Mittagspause. Ein paar Betriebe hatten auch eine viertelstündige Arbeitspause am Nachmittag. Des weiteren war ein früherer Arbeitsschluß am Samstag nicht unüblich.

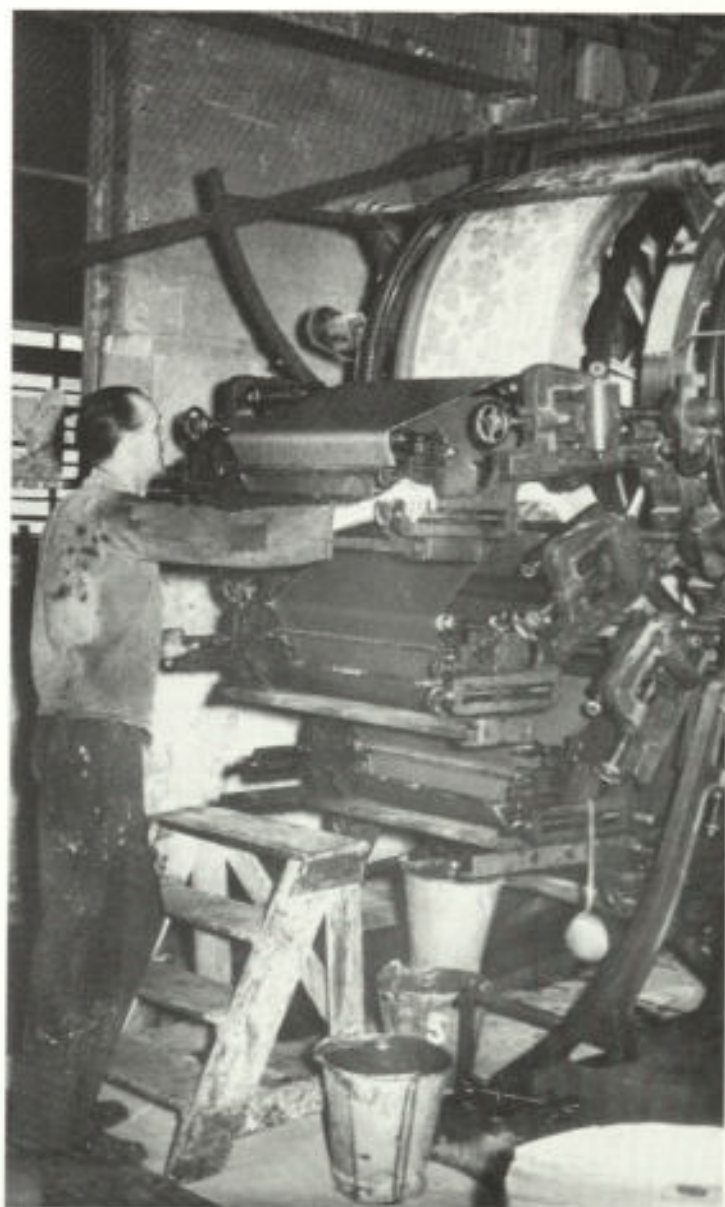
Die Geschäftszeiten des Kontors und der Expedition von Heeder & Co. sind bekannt. Im Sommer wurde montags bis freitags von sieben Uhr am Morgen bis um fünf Uhr am Nachmittag gearbeitet. Im Winter begann die Geschäftszeit bei gleicher Dauer eine halbe Stunde später. Samstags wurde ganzjährig von sieben bis halb zwei Uhr gearbeitet²⁵⁶. Die Geschäftszeiten des Kontors und der Expedition von Hitho machten keinen Unterschied zwischen Sommer und Winter. Die Belegschaft in den Büros arbeitete von acht Uhr am Morgen bis um 12.30 Uhr und dann wieder von 14.30 Uhr bis sieben Uhr am Abend. Im Versand wurde von morgens sieben Uhr bis nachmittags fünf Uhr gearbeitet. An Samstagen begann im Kontor um acht und in der Expedition um sieben Uhr die Arbeit und endete jeweils um ein Uhr am Nachmittag²⁵⁷. Es sei angemerkt, daß die genannten Geschäftszeiten von Tapetenheeder und Hitho aus den 1930er Jahren stammen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges sank der Beschäftigungsgrad in der Tapetenindustrie. Im Jahre 1924 betrug die Gesamtzahl der Arbeiterschaft nur noch 2 051, das war 58 Prozent der Anzahl aus dem Jahre 1907. Sie gliederten sich in 744 Facharbeiter, 618 Hilfsarbeiter, 380 Arbeiterinnen und 309 Jugendliche. 1924 waren von den 2 501 Beschäftigten in der Tapetenindustrie 1 615 gewerkschaftlich organisiert, also 78 Prozent. 1 493 befanden sich im Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands, Abteilung Tapeten-Industrie, 32 im Christlichen Fabrikarbeiter Verband und 90 in freien Gewerkschaften. Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß Heeder & Co. zu den Betrieben gehörte, in denen kein einziger Arbeiter gewerkschaftlich organisiert war²⁵⁸. Gleichwohl ist anzunehmen, daß zu Zeiten der Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft bei Heeder & Co. und auch bei Hitho gestreikt worden ist. Im dritten Geschäftsbericht der TIAG für den Zeitraum von Juni 1909 bis Mai 1910 wird als einer der Gründe, warum die Bilanzsumme nur geringfügig gestiegen ist, angegeben: „Sodann kam für unsere Gesellschaft mit nachteiliger Wirkung ein mehrmonatlicher Streik der Arbeiter in vier unserer größten Betriebe hinzu“²⁵⁹. Heeder & Co. und Hitho gehörten zweifelsfrei zu den vier größten Werken der TIAG.

Beschäftigte bei Heeder & Co. und Hitho

Angehörige der aus Krefeld stammenden Familie Inger arbeiteten im 20. Jahrhundert auch als Tapetendrucker. Hermann Emil Inger war als Drucker bei Heeder & Co. beschäftigt²⁶⁰. Seine Ehefrau Alwine Inger gebar zwei Söhne, im Jahre 1904 August und 1908 Hermann. Wie ihr Vater wurden auch die beiden Söhne Tapetendrucker, obwohl der jüngere eine Ausbildung in der Seidenindustrie gemacht hatte. Hermann Inger junior war gelernter Zeugdrucker. Der ältere Sohn August Inger begann im Alter von vierzehn Jahren eine Lehre bei Hitho. Sein Lehrvertrag von März 1919 hat folgenden Wortlaut: „Der August Inger tritt mit dem heutigen Tage eine einjährige Lehrzeit als Tapetendrucker in unserer Fabrik an. Dafür erhält er vorläufig 54 Pfg. Stundenlohn, nach Ablauf eines Vierteljahres 59 Pfg. Stundenlohn und nach Ablauf eines weiteren Vierteljahres 64 Pfg. Stundenlohn. Nach Ablauf des Lehrjahres sind wir alsdann bereit, ihn als Hilfsdrucker mit einem seinen Leistungen entsprechenden Lohn anzustellen, worauf nach Ablauf eines weiter[e]n Jahres die endgültige Anstellung als ausgebildeter Tapetendrucker erfolgen kann und ihm bei zufriedenstellender Leistung der übliche Druckerlohn gewährt wird. Dagegen verpflichtet sich der genannte Inger, durch Fleiß, Aufmerksamkeit und Treue sich nach Kräften zu bestreben, die Tapetendruckerei möglichst vollständig zu erlernen und uns durch seine Leistungen zu befriedigen. Die einseitige Auf-

Abb. 31. August Inger (geboren 17. Mai 1904 in Krefeld, gestorben 1978), 1919 bis 1920 Lehrling bei Hinderer, Thomas & Co., 1920 bis 1924 Tapetendrucker in Göteborg (Schweden), 1924 bis 1936 bei Heeder & Co., an einer Walzendruckermaschine in der Düsseldorfer Tapetenfabrik Emil Schröder; nach 1945. Foto: Otto v. d. Porten, Düsseldorf. Mit der Liquidation von Tapetenheeder verlor August Inger seinen Arbeitsplatz und erhielt später eine Anstellung bei der Interessengemeinschaft Farbenindustrie Aktiengesellschaft in Uerdingen (heute Bayer AG Werk Uerdingen). Nach Kriegsende arbeitete August Inger als Tapetendrucker in Düsseldorf.



lösung dieses Vertrages ist nur zulässig nach den gesetzlichen Bestimmungen und wenn der Lehrling durch Unachtsamkeit, Nachlässigkeit oder dergleichen die Firma in fahrlässiger oder absichtlicher Weise schädigt oder zu schädigen versucht bez[iehung]sw[eise] sich sonst grobe Verfehlungen zu schulden kommen läßt. – Nach Ablauf der Lehrzeit tritt die 14tägige Kündigung in Kraft“²⁶¹. August Inger ließ sich nichts zu schulden kommen und wurde Tapetendrucker, der vorerst bei Hitho beschäftigt blieb.

Hermann Emil Inger mußte hingegen auf Arbeitssuche gehen, da nach dem Ende des Ersten Weltkrieges die Geschäftslage von Heeder & Co. schlecht war. Er erkundigte sich nach Möglichkeiten, woanders eine Anstellung als Tapetendrucker zu erhalten. Die Geschäftsbeziehungen zwischen Heeder & Co. und Schweden – Tapetenheeder exportierte

dorthin und bezog von da den Rohstoff Kreide – waren dabei sicherlich nützlich. Im November 1920 fand Hermann Emil Inger für sich und seinen Sohn August Arbeit beim Unternehmen Göteborgs Tapetfabrik (Göteborgs Tapetenfabrik). Im Zeugnis, das Hitho für August Inger ausstellte, heißt es knapp und bündig: „Der Drucker August Inger hat bei uns das Drucken gelernt und ist als selbständiger Drucker tätig gewesen. Er verspricht ein guter Drucker zu werden“²⁶². Alwine Inger und ihr jüngerer Sohn wanderten 1921 nach Schweden aus. Die Familie war in Göteborg nun wieder vereint. Bis 1924 lebten die Ingers in Schweden, dann kehrten sie zurück nach Krefeld. Seit ihrer Rückkehr arbeiteten Hermann Emil Inger und seine beiden Söhne bei Heeder & Co. Die Ingers wohnten fortan in einer Wohnlaube an der Südseite des Werkgeländes von Tapetenheeder. Daß Firmenangehörige mit ihren Familien eine solche Mög-

lichkeit nutzten, war damals allgemein üblich²⁶³). Mehrere bei Heeder & Co. beschäftigte Arbeiter wohnten auch in der näheren Umgebung der Fabrik, nicht zuletzt um Kosten bei der täglichen An- und Abfahrt zu sparen, so beispielsweise am Augustaplatz (heute Lutherplatz) und im Haus Lutherstraße 23, dessen Eigentümer seit etwa 1921 Karl Devries war²⁶⁴).

In einem Haus an der nordwestlichen Ecke des Heederschen Firmenanwesens wohnte seit 1913 die Familie Langhardt. 1896 hatte Ernst Langhardt als Buchhalter bei Heeder & Co. angefangen. Karl Devries erteilte Ernst Langhardt und Max Weinberg im Jahre 1919 Gesamtprokura²⁶⁵). Zu den Aufgaben eines Prokuristen einer Tapetenfabrik gehörte unter anderem, Stammaufträge und Nachbestellungen der Tapetenhändler in die Wege zu leiten. Ernst Langhardts Tochter Hilde erhielt ebenfalls eine Anstellung als Buchhalterin bei Heeder & Co. Der Umstand, daß ihr Vater nun auch ihr Vorgesetzter war, bedeutete für sie aber keinesfalls eine Bevorzugung. Viele Jahre später erinnerte sich Hilde Langhardt noch daran, daß ihr Vater als „strenger preußischer Vorgesetzter“ auftreten konnte. So wurde sie von Ernst Langhardt von seinem Stehpult aus beispielsweise bei verspätetem Arbeitsantritt vor den Angestellten des Kontors zurechtge-



Abb. 32. Ernst Langhardt (geboren 14. Juni 1874 in Krefeld, gestorben 30. Mai 1967), von 1896 bis 1936 bei Heeder & Co. beschäftigt, seit 1919 Prokurist; um 1900. Foto: Atelier Eugen Josef Mertens, Krefeld, Ostwall 156



Abb. 33. Hilde Langhardt im Alter von 19 Jahren, später Buchhalterin bei Heeder & Co.; 1924

wiesen²⁶⁶). Laut den Erinnerungen, die Ernst Langhardt seinen Enkelinnen mitteilte, gehörte Heeder & Co. zu den Firmen in der Branche, die bereits Urlaub gewährten, als dies noch nicht allgemein üblich war. Auch Lore Inger hebt dies hervor²⁶⁷).

Die Urlaubsfrage war 1922 ein strittiger Punkt bei den jährlich stattfindenden Verhandlungen zwischen dem Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands und dem Arbeitgeberverband der papier-verarbeitenden Industriellen, Fachgruppe Tapete. Die Arbeitgeber erklärten wiederholt, daß die Industrie eine weitere Belastung durch Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht tragen könne. Schließlich einigte man sich darauf, die Höchstdauer des Urlaubs auf neun Wochentage festzulegen. Nach einem Jahr Anstellung gab es drei Wochentage, nach zwei Jahren vier, nach drei Jahren fünf, nach vier Jahren sechs, nach sieben Jahren sieben, nach acht Jahren acht und nach neun Jahren neun Wochentage Ferien²⁶⁸).

Krefelder Tapetenindustrie in der Zeit der Weimarer Republik

Im Herbst 1918 endete die vierjährige deutsche Besetzung fast ganz Belgiens und großer Teile Frankreichs. Nun wurden größtenteils westlich des Rheins weite Gebiete Deutschlands von den Alliierten besetzt. Anfang Dezember 1918 rückten belgische Truppen in Krefeld ein. Durch die Zollpolitik der Besatzungsmächte und die damit verbundenen erheblichen Behinderungen des Warenverkehrs wurde auch die Tapetenindustrie im Rheinland in eine schwere Krise gestürzt. Mit

der Ruhrbesetzung durch französische und belgische Truppen im Januar 1923 erreichte sie ihren Höhepunkt. Der Geschäftsverkehr sowohl aus dem besetzten als auch in das besetzte Gebiet litt unter dem System zahlreicher Aus- und Einfuhrbewilligungen²⁶⁹). Seit März 1923 verwalteten Frankreich und Belgien die Eisenbahn in eigener Regie. Während die Bevölkerung aus Protest auf das dichte Netz der Klein- und Straßenbahnen auswich, war die Tapetenindustrie im Rheinland auf die sogenannte Regiebahn angewiesen. Verzögerungen beim Transport von Tapeten, insbesondere beim Versand als Frachtgut, gehörten zur Tagesordnung. Die Tapetenballen lagen oft monatelang auf den Bahnhöfen, bevor sie in den Besitz der Händler gelangten. Aufgrund der starken Konkurrenz von französischen und belgischen Tapetenfabriken, die versuchten, für ihre Ware einen Absatzmarkt an Rhein und Ruhr zu schaffen, sahen sich Ende 1923 mehrere Tapetenwerke im besetzten Gebiet veranlaßt, ihre Betriebe zu schließen. So ruhte der Betrieb von Heeder & Co. von August 1923 bis Januar 1924 infolge der Ruhrbesetzung²⁷⁰).

Heeder & Co. und Hitho überstanden die wirtschaftlich schweren Zeiten und kamen allmählich wieder in Schwung. Seit 1919 wurden bei Heeder & Co. vermutlich nur noch Tapeten produziert und die Herstellung von Wachstuch aufgegeben. Um 1924/25 waren im Betrieb insgesamt 65 Beschäftigte tätig. In der Fabrik wurde an fünf Handdruck-Tischen und zwölf Walzendruck-Maschinen gearbeitet. Die Tagesproduktion lag bei 12 000 und die Jahresproduktion bei 3 600 000 Rollen. Es wurden mittlere und schwere, das heißt: bessere, Sorten, besonders Prägetapeten, hergestellt. Heeder & Co. setzte nun 56 Prozent der Produktion im Inland und 44 Prozent im Ausland um. Absatzgebiete waren Deutschland und beim Export hauptsächlich die Niederlande und Südamerika²⁷¹).

Die während des Ersten Weltkrieges vom Kaiserreich vorgenommenen Eingriffe in den freien Wohnungsmarkt wurden in der Zeit der Weimarer Republik beibehalten. Die sogenannte Wohnungszwangswirtschaft mit Einführung von Mieterschutz und Höchstmieten blieb erhalten. Im März 1922 wurde das Reichsmietengesetz und im Juni 1923 das Reichsmieterschutzgesetz erlassen. Diese Maßnahmen können zugleich als Beginn einer staatlichen Wohnungsbaupolitik angesehen werden. Der Wohnungsbau wurde subventioniert. Der Staat trat mit Kommunen, Gewerkschaften und öffentlich-rechtlichen Körperschaften wie der Sozialversicherung als Träger gemeinnütziger Wohnungsbauvereinigungen auf, denen ausschließlich die Förderung durch öffentliche Mittel zustand²⁷²). Auch in Krefeld wurden in der Folge mehrere Siedlungen gebaut.

In den kommunal und staatlich erstellten Siedlungen sind Wohnungen mancherorts

nicht mehr tapeziert, sondern angestrichen worden. Viele Architekten folgten dem damaligen Trend zur einfarbigen Wand. Die Tapetenindustrie mußte dieser Strömung Rechnung tragen und druckte sogenannte Siedlungsunis. Das waren Tapeten mit reduzierten, kaum erkennbaren Mustern, beispielsweise feine Rasterungen und Strichlungen. In jener Zeit verlor die Tapete gegenüber dem Wandanstrich mehr und mehr an Bedeutung. Für Bewohner von Siedlungshäusern, also für weniger begüterte Kreise, erwies sich die Genossenschaftsbewegung, die sich insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte, als vorteilhaft. Genossenschaften waren in Krefeld auch in der

Branche der Raumausstatter vertreten. So existierten die „Malergenossenschaft für Krefeld und den Niederrhein“ und die Genossenschaft „Teta“, die Teppiche, Tapeten, Linoleum und verwandte Artikel gemeinschaftlich einkaufte und diese Waren an ihre Mitglieder abgabte²⁷³. Gründer der „Teta“, die von 1928 bis 1935 bestanden hat, waren Wilhelm Prinzenberg und Otto Schmieder.

Im Bereich der Massenware stellten die Unternehmen des Verbandes deutscher Tapeten-Fabrikanten und des Tapeten-Fabrikanten-Vereins neben den Siedlungsunis auch sogenannte Naturell-Künstler-Tapeten her. Das waren preisgünstige Sonderkollektionen,

die von den Tapetenwerken sogar „zimmerweise“ verkauft wurden, das heißt: in Kleinstbestellungen unter fünfzig Rollen²⁷⁴. Die Tapetenhändler sprachen sich vehement dagegen aus. Otto Schmieder beantragte auf einer Versammlung des Hauptvereins deutscher Tapetenhändler in München im Juni 1928, Sonderkarten nicht mehr herauszugeben, weil sie dem Handel Konkurrenz machten. Sein Antrag auf Fortfall der Naturell-Sonderkarten wurde mit überwiegender Mehrheit angenommen²⁷⁵. Der Verband deutscher Tapeten-Fabrikanten lehnte den Antrag Schmieders ab, kam den Händlern aber insofern entgegen, als zukünftig Naturell-Sonderkarten und Naturell-Tapeten bei Erstbestel-

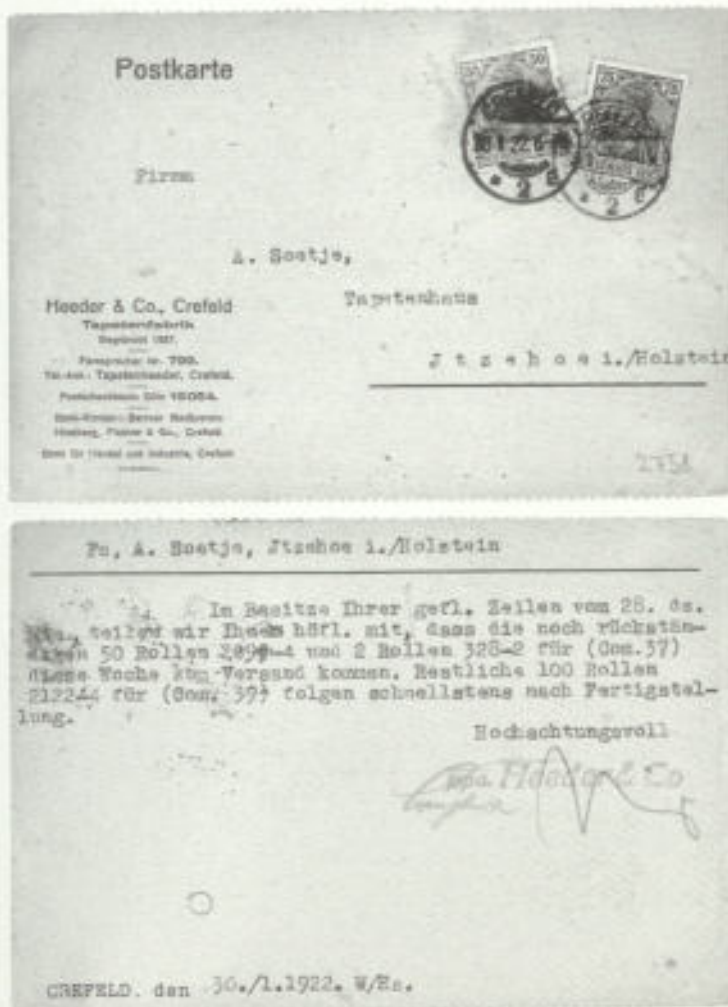


Abb. 34. Vorder- und Rückseite einer Firmenpostkarte von Heeder & Co., gesandt an das Tapetenhaus Soetje in Itzehoe (Holstein), unterzeichnet von Ernst Langhardt sowie vermutlich Karl Devries, abgestempelt im Krefelder Zweigpostamt 2 (Bahnpstamt), Fischelner Straße 2 (heute Kölner Straße), am 30. Januar 1922. Das 1887 entstandene Unternehmen Soetje leitete Carl Stein, der 1908 den Verband Norddeutscher Tapeten-Versandgeschäfte gegründet hatte und seit 1911 in den Vorstand des Hauptvereins deutscher Tapetenhändler berufen worden war.

Abb. 35. Preisgünstige maschinendruckte Naturell-Tapete von Heeder & Co., hergestellt in den 1920er Jahren. Das Muster ist auf naturfarbenes Papier gedruckt. Beschreibung des Originals im Bestand des Deutschen Tapetenmuseums in Kassel; Lithographischer Druck; zwei Farben auf Vordruck, Rohpapiergrund; auf unregelmäßig gepunktetem Vordruck in Grau stilisierte geometrische Blattranken mit spitzovalen Blättern in Grün und Orange, beziehungsweise andere Farbstellung Grüngelb und Orange; Rapport: Höhe 20 cm, Breite 31 cm



Abb. 36. Karl Devries (geboren 4. November 1875 in Krefeld, gestorben 27. Oktober 1928), Inhaber von Heeder & Co. und unter anderem Schriftführer im Vorstand des Verbandes deutscher Tapeten-Fabrikanten, aus: „Die Tapete“, Silber-Ausgabe (Jubiläums-Nummer) 1904 – 1928, Januar 1928. Seine Grabstätte befindet sich auf dem neuen jüdischen Friedhof an der Alte(n) Gladbacher Straße in Krefeld.

lungen nicht mehr unter fünfzig Rollen verkauft werden sollten.

Im Verband deutscher Tapeten-Fabrikanten gehörten Hermann Thomas und Karl Devries zeitweise dem Vorstand an²⁷⁶⁾. Karl Devries war Schriftführer des Verbandes und hat bei Versammlungen der Branche zuweilen das Wort ergriffen, um die jeweilige Position der Fabrikanten zu erläutern²⁷⁷⁾. Des weiteren war Karl Devries in Krefeld Handelsgerichtsrat, Vorsitzender des Allgemeinen Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbandes am Niederrhein e. V. sowie von 1924 bis 1926 Mitglied der Industrie- und Handelskammer²⁷⁸⁾. Eine Episode verdeutlicht, daß Karl Devries zu den Altvorderen der Tapetenbranche gehörte. Im Juni 1928 gab es in München im Anschluß an die Hauptversammlung des Hauptvereins deutscher Tapetenhändler ein Bankett. Der Frankfurter Tapetenhändler Kurt Gutheim hatte sich in den vorangegangenen Sitzungen mehrere Male zu Wort gemeldet und – aus Sicht des Verbandes deutscher Tapeten-Fabrikanten – unerfüllbare Forderungen zur Verbesserung der Lage der Händlerschaft gestellt. In der geselligen Runde richtete Karl Devries nun ein paar Worte an Kurt Gutheim. Die Deutsche Tapeten-Zeitung berichtete: „Devries sprang als dritter Dichter auf den Plan. Seine Verse, mit denen er Gutheim ant-

wortete, waren hart geschmiedet. Ein altes Wort: 'Verstand kommt mit dem Amt' hielt er der jungen Vorstandskraft entgegen, und es schien sogar, daß der solcher Art Begrüßte der alten Erkenntnis seine Zustimmung nicht versagen konnte“²⁷⁹⁾.

Im Oktober 1928 verstarb Karl Devries, wenige Tage vor dem Erreichen seines 53. Lebensjahres. Am übernächsten Tag füllten in der Abend-Ausgabe der Krefelder Zeitung mehrere Beileidsanzeigen fast eine ganze Seite. Erwähnenswert ist die Trauerbezeugung des Allgemeinen Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbandes: „Der Verstorbene war Mitgesandter unserer Organisation und hat die Geschicke dieser Verbandes in seiner Eigenschaft als erster Vorsitzender mustergültig geleitet. Seine hervorragenden Fähigkeiten auf diesem Gebiet gründeten sich namentlich auf langjährige reiche Erfahrungen, einen klaren Blick für das Notwendige, eine seltene Geschicklichkeit und sein lebenswürdiges und stets ausgleichendes Wesen“²⁸⁰⁾. Unterzeichnet war der Nachruf vom Zweiten Vorsitzenden Erich Kayser und dem Geschäftsführer Dr. Alois Heuyng. Letzterer, der am 1. Mai 1932 in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) eintrat, war von 1933 bis 1945 Oberbürgermeister in Krefeld²⁸¹⁾.

Anmerkungen

²⁷⁶⁾ Stadtarchiv Krefeld (im folgenden: StAK), Jahresbericht der Handelskammer zu Krefeld (im folg.: JB der HK) für 1891, S. 61.

²⁷⁷⁾ StAK, JB der HK für 1891, S. 76; JB der HK für 1892, S. 52.

²⁷⁸⁾ Josef Leib: Vom Handdruck zum Maschinendruck, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, hrsg. v. Heinrich Ottigs, Bd. III, Braunschweig 1969, S. 67. Christine Woods: Tapeten des späten 19. Jahrhunderts, ihre Märkte und Hersteller, in: Die Kunst der Tapete, Geschichte, Formen, Techniken, hrsg. v. Lesley Hoskins (aus dem Englischen von Angela Meermann), Stuttgart 1994, S. 150 – 170, hier: 154 f.

²⁷⁹⁾ Friedrich Fischbach: Beitrag zur Geschichte der Tapeten-Industrie, Darmstadt 1889, S. 32. Zu Fischbach siehe 2. Teil dieses Beitrags, S. 165 ff.

²⁸⁰⁾ Franz Rullmann: Handbuch der Tapete. Geschichte, Herstellung, Handel, Stuttgart 1969, 4. Aufl., S. 28. Rullmann war Betriebsleiter der Norddeutschen Tapetenfabrik in Langenhagen bei Hannover und Mitarbeiter der Deutschen Tapeten-Zeitung.

¹⁸²⁾ Siehe 1. Teil dieses Beitrags, S. 86.

¹⁸³⁾ Burkhard Ostrowski: Die jüdische Gemeinde, in: Reinhard Feinendegen, Hans Vogt (Hrsg.): Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Bd. 4, Krefeld 2003, S. 408 – 434, hier: 412. Yvonne Rieker, Michael Zimmermann: Von der rechtlichen Gleichstellung bis zum Genozid, in: Die Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen, Köln 1998, S. 153. In der rheinischen Stoff- und Tuchfabrikation nahmen Juden einen erstaunlichen Platz ein. Der vom Zunftzwang nur begrenzt erfaßte Produktionszweig, der zudem von der Obrigkeit gefördert worden war, bot früh die Möglichkeit, Handelskapital in Industriekapital umzuwandeln. Hinzu kam, daß jüdische Unternehmer in der Lage waren, aufgrund ihrer verzweigten Familienverbindungen den Warenverkehr wirtschaftlicher und gezielter zu gestalten.

¹⁸⁴⁾ Die Firma M. Devries wechselte mehrfach ihren Sitz in Krefeld. Aus der Wollwarenfabrik wurde eine Warenhandlung und letztlich eine Manufakturwaren-Großhandlung. Nach dem Tod von Lebrecht Devries leiteten seine Witwe Auguste Devries, geborene Cahen-Leudesdorf, und sein ältester Sohn Arthur das Unternehmen. Um 1903 wurden Franz Herschel und Hermann Kieffer Inhaber sowie Philipp Gans Prokurist der Firma M. Devries. 1940 ist die Firma „von amtswegen gelöscht“ worden, siehe Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. Gesellschaftsregister Nr. 718, sowie Abt. 40 HRA Nr. 4134. Zur Geschichte der Familie Devries siehe Reinhard Schippkus: Der Tapetenfabrikant David Devries aus Uedem, in: Kalender für das Klever Land auf das Jahr 2004.

¹⁸⁵⁾ StAK, Verzeichnis der Wahlberechtigten zu den Wahlen der Stadt-Verordneten zu Krefeld 1875, Krefeld [1875], S. 7 und 34.

¹⁸⁶⁾ Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. Gesellschaftsregister Nr. 2291.

¹⁸⁷⁾ StAK, Krefelder Zeitung, Nr. 371, 20. Juni 1905, Mittags-Ausgabe.

¹⁸⁸⁾ Tapeten-Zeitung, Nr. 15, 20. Mai 1905, S. 282. Zu den ausführenden Architekten siehe Hans-Peter Schwanke: Architektur für Stadt, Gesellschaft und Industrie. Das Werk der Krefelder Architekten Girmes & Oediger 1892 – 1933, in: Krefelder Architekten, Krefeld 1997 (Krefelder Studien 4), S. 389 – 736, hier 648 – 652. Kontorräume sind Büros.

¹⁸⁹⁾ Im Verzeichnis der Krefelder Wahlberechtigten zur Stadtverordnetenwahl 1911 ist Karl Devries der zweiten Abteilung zugeordnet.

²⁰⁰⁾ Michael Brocke, Aubrey Pomerance unter Mitarbeit von Barbara Mattes: Steine wie Seelen. Der alte jüdische Friedhof Krefeld. Grabmale und Inschriften. Bildband, Krefeld 2003 (Krefelder Studien 11), S. 181. Auf dem Grabstein ist fälschlicherweise 1906 als Todesjahr für Henriette Devries angegeben.

²⁰¹⁾ Angaben im Adreßbuch Krefeld (im folgenden: Adb.) von 1836 (Hütten sowie von Mook) und 1865 (Bongardt).

²⁰²⁾ StAK, Filmrolle B 180, Handelsregister (Gesellschaftsregister), Nr. 1257. Zur Familie von Mook siehe 1. Teil dieses Beitrags, S. 89, Anmerkung 29.

²⁰³⁾ StAK, Filmrolle B 180, Nr. 1267. Im Jahre 1911 gab es noch eine Firma, an der ein von Mook beteiligt war, siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 26, 10. September 1911, Inseraten-Anhang. Stellenangebot der Firma G. Heinz – von Mook, Tapeten und Farben, Eiberfeld.

²⁰⁴⁾ Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. 40 Gesellschaftsregister Nr. 1731. Die Firmengründer waren Johann Conrad Bongardt (geboren 5. Mai 1841 in Krefeld) und Jacob Heinrich Hütten (geboren 3. März 1846 in Krefeld). Vgl. F. Rullmann: Handbuch, S. 255. Laut Rullmann wurde Bongardt & Hütten 1855 gegründet, das Handelsregister nennt aber als Geschäftsbeginn den 1. April 1857. Bei branchen-internen Befragungen zu Firmen-gründungsjahren wurden vermutlich aus Prestige-gründen früheste Datierungen angegeben.

205) Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. 40 Gesellschaftsregister Nr. 3939. StAK, Filmrolle B 180, Nr. 2320. In den Adb. nach 1895 bis 1899/1900 ist die Tapetenfabrik aber weiterhin unter dem Namen Bongardt & Hütten angeführt.

206) Jürgen Steinert, im Oktober 1978 zum Kreisvorsitzenden der Freien Demokratischen Partei (FDP) gewählt, war vom 30. September 1961 bis zum 18. Oktober 1984 Bürgermeister in Krefeld. Auskunft erteilte freundlicherweise Joachim Lilla. Renate Wilkes-Valkyser: Von Oktober zu Oktober, in: die Heimat, Jg. 50 (Krefeld 1979), S. 7, sowie dies.: Von Oktober zu Oktober, in: ebd., Jg. 55 (Krefeld 1984), S. 14. Auskunft erteilte freundlicherweise Corinna Steinert, Aachen, am 28. September 1998. Corinna Steinert stellte ein Album zur Verfügung, das anlässlich des 50. Geburtstages ihres Vaters, Jürgen Steinert, im Jahre 1977 zusammengestellt wurde und einige Informationen über Hitho enthält. Die Autoren bedanken sich bei Frau Steinert für die Unterstützung bei der Recherche.

207) Jürgen Steinert: Die Story vom ehrwürdigen Großvater. Privatbesitz. Hermann Thomas (geboren 8. Juli 1864 in Krefeld, gestorben 4. September 1941) war mit Gertrud Warnecke (geboren 3. August 1865 in Zell) verheiratet und Hugo Hinderer (geboren 31. Januar 1861 in Trebnitz, gestorben 14. Mai 1924 in Nassau) mit Elisabeth Keil (geboren 25. Oktober 1865 in Breslau, gestorben 2. November 1925 in Krefeld). Zu Hugo Hinderer siehe 1. Teil des Beitrags. S. 82. Alexander von Heimendahl (geboren 1869, gestorben 1926) war der jüngste Sohn des Samtfabrikanten Alexander von Heimendahl (geboren 1827, gestorben 1890). Zu letzterem siehe 2. Teil dieses Beitrags, S. 168. Emil Bellardi war Mitglied der Industrie- und Handelskammer zu Krefeld von 1902 bis 1907. Ein Kommanditist haftet in einer Kommanditgesellschaft nur mit Höhe seiner Kapitaleinlage. Ein Colorist ist der Betriebsleiter einer Tapetenfabrik.

208) StAK, Adb. von 1895, S. 633.

209) Im Krefelder Einwohnermelderegister (im folgenden: EMR) wurde keine Vorstrafe Menkens eingetragen, siehe StAK, EMR 4/2229, Fol. 187/1 - 2, und EMR 4/2367, Fol. 182/4 - 7. Im Stadtarchiv Düsseldorf ist ebenfalls keine Vorstrafe bekannt. Eine Ermittlung betreffend Vorstrafen eintrag in Köln war nicht möglich, da die dortige alte Einwohnermeldekartei im Zweiten Weltkrieg verbrannt. Schriftliche Auskunft erteilten freundlicherweise Thomas Deres, Historisches Archiv der Stadt Köln, 21. September 2001, sowie Wolfgang Spahr, Stadtarchiv Düsseldorf, 25. September 2002. Leo Mathias Menken wurde 1854 in Köln geboren. Mit seiner aus Hannover stammenden Ehefrau Maria Menken, geborene Ruß, wohnte er mehrere Jahre in Amsterdam, dem Geburtsort von drei seiner fünf Kinder. Menken wurde niederländischer Staatsangehöriger. Aus Berlin zuziehend lebte Menken mit seiner Familie seit etwa 1890 in Düsseldorf, dem Geburtsort seiner beiden anderen Kinder. Von Düsseldorf kommend wohnte die Menkens seit September 1895 in Krefeld in der St.-Anton-Straße 196. Leo Menkens Einbürgerungsantrag wurde von der königlichen Regierung in Düsseldorf im März 1897 abgelehnt. Die Menkens verzogen im selben Monat nach Köln. In den Adreßbüchern der Stadt Köln ist Leo Menken seit 1898 verzeichnet, zunächst als Kaufmann, später (1900) mit dem Zusatz Hypothekendarstellungsverwaltung, dann (1905) Bankkommissionsgeschäft Generalagentur der Vaterländischen Lebensversicherung Aktiengesellschaft Eberfeld und schließlich (1913) wieder als Kaufmann. Die Eheleute Menken zogen 1914 wieder nach Düsseldorf. Im Juli 1917 wurde Leo Mathias Menken in die Heil- und Pflegeanstalt Neuss aufgenommen, wo er wenige Monate später verstarb.

210) StAK, F 2, Festschrift zur Einweihungsfeier des neuen Rathauses zu Bockum, Landkreis Krefeld am 4. Mai 1904, Krefeld (1904), ohne Seitenzahl.

211) 1901 als Eintrittsjahr von Hugo Hinderer, siehe Koch's internationales Adressbuch für Tapeten, Wandbekleidung, Bodenbelag und Zubehör, Stuttgart 1971, S. 14. Lauf Eintrag in seiner Meldekarte im StAK zog Hugo Hinderer erst am 15. Mai 1901 von Berlin nach Krefeld.

212) StAK, Verzeichnis der Wahlberechtigten zu den Wahlen der Stadtverordneten zu Krefeld 1911, Krefeld

(1911), S. 83 (Hugo Hinderer). Verzeichnis der Wahlberechtigten [...] 1913, S. 12 (Hugo Hinderer) und 24 (Hermann Thomas).

213) StAK, JB der HK für 1893, S. 60 und 68.

214) Walter Bräuniger: Die deutsche Tapeten-Industrie, ihre volkswirtschaftliche Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der Nachkriegszeit, phil. Diss. Univ. Leipzig 1925 (masch.), S. 79.

215) StAK, JB der HK für 1894, S. 68 und 75.

216) Ebd., JB der HK für 1896, S. 49 (beziehungsweise paginiert: 349) und 56 (paginiert: 352 Rückseite).

217) Ebd., JB der HK für 1897, S. 62 (paginiert: 418 Rückseite) und 68 (paginiert: 421 Rückseite).

218) Ebd., JB der HK für 1901, S. 24.

219) Es gab auch Buntglasimitationen aus dem wasserunlöslichen hornähnlichen Kunststoff Celluloid. Bei der Herstellung und Bearbeitung mußte vorsichtig gearbeitet werden, weil Celluloid leicht brennbar war. Auskunft erteilte freundlicherweise Hermann Büter von der Glaserei Pitt von Treack-Büter, Krefeld (Hüls), am 8. Dezember 1999.

220) StAK, JB der HK für 1900, S. 53 (paginiert: 586) und 69 (paginiert: 594). Siehe auch JB der HK für 1895, S. 61 und 68; JB der HK für 1898, S. 68 (paginiert: 479 Rückseite) und 82 (paginiert: 486 Rückseite). JB der HK für 1899, S. 72 (paginiert: 537 Rückseite) und 86 (paginiert: 544 Rückseite); JB der HK für 1903, S. 27; JB der HK für 1904, S. 28. Auf die allgemeinen Informationen zur Tapetenindustrie in den Krefelder Handelskammerberichten griff auch ein Fachorgan zurück. JB der HK für 1905 siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 27, 20. September 1906, S. 567; JB der HK für 1910 siehe ebd., Nr. 21, 20. Juli 1911, S. 272.

221) Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden Zusammenschlüsse in der Tapetenbranche. 1899 wurde der Verein deutscher Tapeten-Fabrikanten und 1891 der Hauptverein deutscher Tapetenhändler gegründet. Der Verein deutscher Tapeten-Fabrikanten war das erste Kartell in der papierverarbeitenden Industrie. 1897 schlossen sich der Verein deutscher Tapeten-Fabrikanten und der Hauptverein deutscher Tapetenhändler lose zum Tapetenring zusammen, um fortan gemeinsam über Konditionen und Preise zu verhandeln. W. Bräuniger, S. 29 - 70; Gisela Adenauer: Preispolitik und Selbstkostenrechnung in der deutschen Tapeten-Industrie, phil. Diss. Univ. Köln 1944 (masch.), S. 19 - 85; W. Kilger: Wirtschaftliche Bedeutung der Tapete, in: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart, hrsg. v. Heinrich Olligs, Bd. III, Braunschweig 1969, S. 135 - 192.

222) Tapeten-Zeitung, Nr. 2, 10. Januar 1906, S. 26; Nr. 3, 20. Januar 1906, S. 46.

223) Ebd., Nr. 2, 10. Januar 1906, S. 24.

224) Ebd., Nr. 25, 1. September 1907, Titelseite. Anmeldung von 13 Firmen (darunter Hitho) zur TIAG. Ebd., Nr. 26, 10. September 1907, Titelseite. Anmeldung von 8 Firmen (darunter Heeder & Co.) zur TIAG.

225) Ebd., Nr. 18, 20. Juni 1906, Inseraten-Anhang.

226) W. Kilger: Wirtschaftliche Bedeutung der Tapete, in: Tapeten, Bd. III, S. 147 f. Laut Kilger gab es 15 TIAG-Abteilungen: 1. Engelhard & Schlieu, Beuel am Rhein; 2. Eismann & Co., Breisach in Baden; 3. Flammersheim & Steinmann, Köln-Zollstock; 4. Hansa, Iven & Co., Altona-Ottensen; 5. Heeder & Co., Krefeld; 6. Hitho, Krefeld; 7. R. Langhammer Nachfolger, Leipzig-Lindenau; 8. Papier- und Tapetenfabrik Bammatal, Bammatal in Baden; 9. Gebr. Rasch & Co., Bramsche bei Osnabrück; 10. August Schütz, Würzen in Sachsen; 11. Tapetenfabrik Großheim, Eberfeld; 12. Chemnitz Tapetenfabrik Max Langhammer, Chemnitz; 13. Druckmaschinenwerke, Altona-Elbe; 14. Hansata-Lincrustawerke, Altona-Ottensen; 15. Lincrustawerke Walton & Co., Hannover. Zur TIAG siehe auch Henning Buck: Firmen- und Familiengeschichtli-

ches, in: Tapetenfabrik Gebr. Rasch GmbH & Co. [Hrsg.]: Rasch-Buch 1897 - 1997, Bramsche 1998, S. 24 - 43, hier: 38 f.

227) Hannoverscher Anzeiger, 2. Beilage zur Nr. 119 des Jahres 1908, zitiert nach: Tapeten-Zeitung, Nr. 16, 1. Juni 1908, S. 199. Die Gründung der IG Farben, die unter anderem eine Hauptlieferantin von Tapetenfarben war, erfolgte erst 1925.

228) Gustav Holthausen (geboren 6. Mai 1856 in Krefeld, gestorben 6. Oktober 1928). Der Verband deutscher Lincrusta-Fabriken entstand um 1899. Nicht alle Fabrikanten schlossen sich ihm an. Wie in der Tapetenbranche existierten sogenannte Außenseiter, die sich mit den Verbandsmitgliedern einen harten Konkurrenzkampf lieferten. Am 16. Dezember 1906 löste sich der Verband in Köln auf. Noch am selben Tag erfolgte seine Neugründung, dem wie zuvor weiterhin angehörten: 1. Bremer Lincrustawerke, „Schlüssel-Marke“, Delmenhorst und (2.) Köpenick; 3. Deutsche Lincrusta-Werke „Pallas-Marke“, Gerhard & Cie., Höchst/Main; 4. Lincrusta Walton & Co., Hannover; 5. Rheinische Lincrustawerke, Bedburg bei Köln, siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 31, 1. November 1906, S. 640; Nr. 36, 20. Dezember 1906, S. 744 und 748.

229) Die Lincrusta dämpfte stark Schall und Wärme, schützte zudem Wände vor Feuchtigkeit, war abwaschbar und widerstandsfähig. In viel benutzten Räumen, in Hotelzimmern und dergleichen, wurde sie deshalb bevorzugt. Als Wand- und auch Deckenbekleidung nutzte man die Lincrusta, beispielsweise in Eisen- und Straßenbahnwagen. Allerdings hatte die Lincrusta auch Nachteile, sie war feuergefährlich und teuer.

230) Namhafte Designer entwarfen Muster für Lincrusta und Linoleum. Peter Behrens, Albin Müller, Bruno Paul, Erich Kleinmpel und andere lieferten Entwürfe zu einer Ausstellung der Delmenhorster Lincrustawerke im Kaiser-Wilhelm-Museum in Krefeld 1907, siehe Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld (im folgenden: KWM), 23. Gruppe V, Nr. 15 IV, 1904 - 1908, Verschiedene Ausstellungen, Bl. 307. Die Werkkunst, Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin und des Vereins für Echtlärberei, 3. Jg., 3. Heft, 3. November 1907, Gerhard Kaldewei: Linoleum, in: Deutsches Museum für Kunst in Handel und Gewerbe 1909 - 1919, hrsg. v. Kaiser Wilhelm Museum Krefeld und Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen, Gent 1997, S. 82 - 85. Bis in die 1930er Jahre erlebte Linoleum als fortschrittlicher Werkstoff eine große Blütezeit. Generationen deutscher Schüler haben in ihren Klassenzimmern Linoleum als Belag von Fußboden, Tischen und Wänden kennengelernt.

231) Hamburger Fremdenblatt (ohne weitere Angaben), zitiert nach: Tapeten-Zeitung, Nr. 34, 1. Dezember 1908, S. 418.

232) Günter Schwabe: Alexander von Heimendahl, in: die Heimat, Jg. 52 (Krefeld 1981), S. 104 - 107, hier: 107 (Anmerkung 22). Nicht nur bei der TIAG beteiligte sich Alexander von Heimendahl als Aktionär, sondern auch bei der Brüggener Aktiengesellschaft für Tonwarenindustrie, siehe Ina Gernes-Döhmen: Auf den Ton kommt es an, Viersen 1999 (Schriftenreihe des Kreises Viersen, Bd. 43), S. 94 f.

233) Jürgen Steinert: Die Story vom ehrwürdigen Großvater. Privatbesitz.

234) Zur Tagesordnung der TIAG-Generalversammlung siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 3, 20. Januar 1911, S. 33 - 35; zum Ergebnis des Treffens ebd., Nr. 4, 1. Februar 1911, S. 55.

235) Die Ausnahmen waren Engelhard & Schlieu, Beuel am Rhein, sowie Max Langhammer, Chemnitz. Im Juni 1911 wurde Engelhard & Schlieu von der neu gegründeten Rheinischen Tapetenfabrik Aktiengesellschaft in Beuel übernommen. Mitglieder des Aufsichtsrats dieser AG waren Dr. Isidor Rosenfeld, Alexander von Heimendahl, Emil Zilling, Hugo Rasch, Karl Steinmann und Karl Devries, siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 20, 10. Juli 1911, S. 259; Nr. 25, 1. September 1911, Inseraten-Anhang (S. 320 f.).

²²⁶⁾ Berliner Tageblatt, 28. Januar 1911, zitiert nach: Tapeten-Zeitung, Nr. 4, 1. Februar 1911, S. 52.

²²⁷⁾ Das Adb. von 1912 nennt die TIAG und Heeder & Co. weiterhin als Eigentümer von Bäckerpfad 1 und Virchowstraße 99.

²²⁸⁾ Tapeten-Zeitung, Nr. 18, 20. Juni 1911, S. 231.

²²⁹⁾ Ebd., Nr. 16, 1. Juni 1911, S. 195 ff.

²³⁰⁾ Rupten ist ein grobfädiges Jutegewebe.

²³¹⁾ StAK, Adb. von 1910, 1913 und 1914. Ein solches Geschäftsgebaren gab es in der Tapetenbranche häufiger, siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 1, 1. Januar 1927, S. 4; „Wir haben [...] wenig erbauliche Dinge erleben müssen, namentlich auch im Rhein- und Ruhrgebiet, wo der Konkurrenzkampf durch Fabriken, die unter Umgehung des Handels direkt an die Verbraucher liefern, teilweise ganz schlimme Situationen geschaffen hat“.

²³²⁾ Einige Bilder aus dem Zentrum Krefelds. Einst und Jetzt, in: Die Heimat, Jg. 21 (Krefeld 1950), S. 83 – 85, hier: 85. Elisabeth Kremers: Krefeld. Ein verlorenes Stadtbild, Gudensberg-Gleichen 1994, S. 21. Das Haus wurde beim Bombenangriff am 21./22. Juni 1943 zerstört und 1949/50 wieder aufgebaut.

²³³⁾ Tapeten-Zeitung, Nr. 31, 1. November 1911, S. 386 f. „Die Tapete“, Nr. 14, 25. Juli 1928, S. 24. Ein weiteres Fabriklager eines auswärtigen Werkes war die Niederlassung der Itzhoer Tapetenfabrik Heesch & Co. in der Mariannenstraße 2, die aber nur für kurze Zeit um 1911 bestanden hat, siehe Tapeten-Zeitung, Nr. 18, 20. Juni 1911, Inseraten-Anhang.

²³⁴⁾ Tapeten-Zeitung, Nr. 21, 20. Juli 1908, S. 261.

²³⁵⁾ Tedor: Vor 50 Jahren. Rund um „al Scholl“ und „nóie Scholl“, in: Festschrift zur Feier des 30jährigen Bestehens des Bürgervereins Südwest Krefeld, Krefeld 1957, ohne Seitenzahl. Theodor Schöndeling, Ernst Doffiné: Südwest um die Jahrhundertwende, in: 40 Jahre Krefelder Bürgerverein Südwest e. V., Krefeld 1967, S. 55 – 58, hier: 57 f. StAK, Niederheinische Volkszeitung, Nr. 263, 15. Mai 1900, Mittags-Ausgabe, Artikel: „Heute ist halber Mai, Umzugstermin“. Tedor alias Theodor Schöndeling (geboren 1896 in Goch) war früherer Vorsitzender des Bürgervereins Südwest Krefeld.

²³⁶⁾ Auskunft erteilte freundlicherweise Lore Inger, Krefeld, in einem Interview am 4. Februar 1999.

²³⁷⁾ „Die Tapete“, Nr. 24, 25. Dezember 1920, S. 4.

²³⁸⁾ StAK, Übersicht über die Entwicklung der Stadt Krefeld 1901 bis 1910, [Krefeld 1913], S. 81. Bei Naturell-Tapeten wurde das Muster auf naturfarbenes beziehungsweise in der Masse gefärbtes Papier gedruckt. Fondtapeten erhielten in mehreren Farbdurchläufen einen durchgehenden Farbauftrag, dann erst folgte das Bedrucken. Hitho wird im Adb. von 1914 im Firmenverzeichnis, S. 824, als Tapeten- und Buntglasfabrik genannt.

²³⁹⁾ Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. 40 HRA Nr. 833. Laut Geschäftsanzeige von Heeder & Co. in der Tapeten-Zeitung, Nr. 17, 10. Juni 1912, Inseraten-Anhang, hat die Berliner Filiale noch existiert. Im Krefelder Handelsregister ist sie bereits im Februar 1911 als gelöscht eingetragen.

²⁴⁰⁾ Schriftliche Auskunft erteilten freundlicherweise Sylvia Goldhammer, Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt/Main, am 27. September 1999, sowie das Amtsgericht Frankfurt/Main am 7. Oktober 1999.

²⁴¹⁾ Schriftliche Auskunft erteilten freundlicherweise Anett Müller, Stadtarchiv Leipzig, am 26. August 1999, und Amtsgericht Leipzig, Registergericht, am 7. Oktober 1999. Die Filiale bestand von Anfang 1928 bis etwa 1930.

²⁴²⁾ W. Bräuniger, S. 97 – 100.

²⁴³⁾ Tapeten-Zeitung, Nr. 1, 1. Januar 1927, S. 22 f. Vgl. W. Bräuniger, S. 69. Bräuniger datiert den Zusammenschluß auf „im Jahre 1914“. Vgl. G. Adenauer, S. 53, und W. Kliger: Wirtschaftliche Bedeutung der Tapete, in: Tapeten, Bd. III, S. 152. Adenauer und (von ihr übernehmend) Kliger datieren ihn auf „gegen Ende des Krieges“. Vgl. Klaus Kunkel: VDT – Verband Deutscher Tapetenfabrikanten und IGI – Internationaler Verein der Tapetenfabrikanten, in: Rasch-Buch 1897 – 1997, S. 202. Auch Kunkel datiert ihn auf „gegen Ende des 1. Weltkrieges“.

²⁴⁴⁾ Berufs- und Betriebsstatistik des Deutschen Reiches 1907, zitiert nach W. Bräuniger, S. 70 a.

²⁴⁵⁾ Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands. Statistische Erhebungen über Lohn- und Arbeitsbedingungen der Verbandsmitglieder, Hannover 1909, S. 41, zitiert nach W. Bräuniger, S. 70 d.

²⁴⁶⁾ Deutsche Tapeten-Zeitung, Nr. 7, 1. April 1933, S. 117.

²⁴⁷⁾ Ebd.

²⁴⁸⁾ W. Bräuniger, S. 70 h.

²⁴⁹⁾ H. Buck: Firmen- und Familiengeschichtliches, in: Rasch-Buch 1897 – 1997, S. 24 – 43, hier: 42 (Anmerkung 45).

²⁵⁰⁾ Folgendes fußt auf einem Interview mit Lore Inger, Krefeld, am 4. Februar 1999.

²⁵¹⁾ Lehrvertrag zwischen Hitho und Hermann Inger, Krefeld, 1. März 1919. Privatbesitz. Hermann Inger unterschrieb den Vertrag für seinen Sohn August, der noch minderjährig war.

²⁵²⁾ Zeugnis von Hitho für August Inger, 5. November 1920. Privatbesitz.

²⁵³⁾ Auch Paul Kleinewefers schreibt darüber, allerdings eher abfällig, in seinen Lebenserinnerungen, siehe Paul Kleinewefers: Jahrgang 1905. Ein Bericht zur Zeit- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1984, 4. Aufl., S. 55.

²⁵⁴⁾ Die Familie Devries wohnte in Krefeld seit etwa 1886 am Alexanderplatz, David Devries bis zu seinem Tod im Jahre 1912 und seine Witwe, Henriette Devries, bis zu ihrem Tod 1930 im Haus Nr. 5, ihr Sohn Karl Devries seit seiner Heirat 1903 bis zu seinem Tod 1928 und seine Witwe, Luise Devries, bis 1935 im Haus Nr. 10. Ihr Sohn Kurt Devries wohnte ebenfalls im Haus Nr. 10.

²⁵⁵⁾ Ernst Langhardt (geboren 14. Juni 1874 in Krefeld) und seine Ehefrau Bertha Langhardt, geborene Tourné (geboren 24. Mai 1878 in Krefeld), hatten zwei Kinder, Hilde (geboren 9. August 1905) und Curt (geboren 13. August 1907); Amtsgericht Krefeld, Handelsregister, Abt. 40 HRA Nr. 833; Zu Langhardt siehe 2. Teil dieses Beitrags, S. 171.

²⁵⁶⁾ Auskunft erteilte freundlicherweise Hannelore Middendorf, Essen, in einem Interview am 18. Februar 1999.

²⁵⁷⁾ Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Marieluise Fischer, Memmingen, am 18. Februar 1999. Weitere Hinweise gab dankenswerterweise Lore Inger, Krefeld, am 4. Februar 1999.

²⁵⁸⁾ „Die Tapete“, Nr. 21, 10. November 1922, S. 5.

²⁵⁹⁾ StAK, F 300. Die Industrie- und Handelskammer zu Krefeld 1804 – 1929, S. 85 – 96.

²⁶⁰⁾ W. Bräuniger, S. 87 – 90 und XXV f.

²⁶¹⁾ W. Bräuniger, S. XXV f. Im Rahmen seiner Inaugural-Dissertation über die deutsche Tapetenindustrie richtete Bräuniger im März 1924 eine Umfrage an die damals größten deutschen Werke. Bräuniger erhielt 18 Antworten (darunter von Heeder & Co., aber nicht von Hitho).

²⁶²⁾ Joachim Petsch: Eigenheim und gute Stube. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Städtebau – Archi-

tektur – Einrichtungsstile, Köln 1989, S. 130 – 164, hier 133 ff. Rolf Kornemann: Gesetze, Gesetze ... Die amtliche Wohnungspolitik in der Zeit von 1918 bis 1945 in Gesetzen, Verordnungen und Erlässen, in: Geschichte des Wohnens, Bd. 4, 1918 – 1945: Reform, Reaktion, Zerstörung, hrsg. v. Gert Kähler, Stuttgart 1998, S. 599 – 725, hier 605 ff. und 704 ff. Peter-Christian Witt: Inflation, Wohnungswirtschaft und Hauszinssteuer. Zur Regelung von Wohnungsbau und Wohnungsmarkt in der Weimarer Republik, in: Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft, hrsg. v. Lutz Niethammer, Wuppertal 1979, S. 385 – 407.

²⁶³⁾ „Die Tapete“, Nr. 21, 10. November 1928, S. 19. Deutsche Tapeten-Zeitung, Nr. 22, 15. November 1928, S. 342. Zu Genossenschaften in Krefeld siehe Die wirtschaftliche und kulturelle Einheit des linken Niederrheins, hrsg. v. Oberbürgermeister der Stadt Krefeld-Uerdingen a. Rh., [Krefeld] 1934, S. 60.

²⁶⁴⁾ Zu Sonderkollektionen siehe 2. Teil dieses Beitrags, S. 173.

²⁶⁵⁾ Deutsche Tapeten-Zeitung, Nr. 13, 1. Juli 1928, S. 192.

²⁶⁶⁾ August Schaedel: Erinnerungen an meine Zeit beim VDT 1921 – 1969, Frankfurt/Main 1969, S. 4 f. Dem Vorstand gehörten im Frühjahr 1921 laut Verbandssyndicus Dr. August Schaedel ferner an: Emil Zilling (Inhaber der Tapetenfabrik R. Langhammer Nachf.) als Vorsitzender, August Hölcher (Norddeutsche Tapetenfabrik Hölcher & Breimer) als stellvertretender Vorsitzender und Schatzmeister sowie Ludwig Peine (Firma G. L. Peine), Hugo Rasch (Hannoversche Tapetenfabrik Gebr. Rasch & Co.), Ernst August Schütz (Firma A. Schütz) als Beisitzer. Schriftliche Auskunft erteilte freundlicherweise Gerit Rasch, Bramsche, am 2. Februar und 18. Mai 1999. Die Autoren bedanken sich bei Herrn Gerit Rasch für die Unterstützung bei der Recherche zu Karl Devries.

²⁶⁷⁾ Deutsche-Tapeten-Zeitung, Nr. 13, 1. Juli 1927, S. 193 – 201, hier 197 f. und 200. Bericht über die ordentliche Hauptversammlung des „Hauptvereins Deutscher Tapetenhändler e. V.“ am 25./26. Juni 1927 in Dresden; Nr. 13, 1. Juli 1928, S. 185 – 196, hier 194 ff. Bericht über die ordentliche Hauptversammlung des „Hauptvereins Deutscher Tapetenhändler e. V.“ am 23./24. Juni 1928 in München.

²⁶⁸⁾ StAK, F 300. Die Industrie- und Handelskammer zu Krefeld 1804 – 1929, S. 260. StAK, Krefelder Zeitung, Nr. 556, 30. Oktober 1928, Abend-Ausgabe. Beileidsanzeige der Richter des Land- und Amtsgerichts, der Mitglieder der Staatsanwaltschaft sowie der Rechtsanwälte und Notare für Karl Devries.

²⁶⁹⁾ Deutsche Tapeten-Zeitung, Nr. 13, 1. Juli 1928, S. 203.

²⁷⁰⁾ StAK, Krefelder Zeitung, Nr. 554, 29. Oktober 1928, Abend-Ausgabe.

²⁷¹⁾ Horst Romeyk: Die leitenden staatlichen und kommunalen Verwaltungsbeamten der Rheinprovinz 1816 – 1945, Düsseldorf 1994 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Bd. 69), S. 527. Hans Peter Hansen: Die Affäre Busch – Zur Verschränkung von SA, Stadtverwaltung und Polizeipräsidentium in Krefeld während der Jahre 1933 und 1934, in: Die Heimat, Jg. 64 (Krefeld 1993), S. 36 – 55, hier: 50. Joachim Lilla: Die Organisation der Stadtverwaltung Krefeld von 1939 bis 1946. Aus Vorarbeiten für eine Krefelder Verwaltungs- und Behörden-geschichte, in: Die Heimat, Jg. 63 (Krefeld 1992), S. 171 – 181, hier: 178 (Anmerkung 13). Der 1890 in Neuss geborene Heuyng hatte Rechts- und Staatswissenschaften sowie Volkswirtschaftslehre studiert und den Dokortitel mit einer Arbeit über die Krefelder Seiden- und Samtindustrie erworben. Bis 1920 war er als Referendar beim Krefelder Amts- und Landgericht tätig. Von 1924 bis 1927 gehörte Heuyng der Deutschen Nationalen Volkspartei (DNVP) an, die mit gehässiger Kritik die Weimarer Republik bekämpfte. Die DNVP war eine rechtskonservative Partei mit antisemitischer Tendenz, die durch ihre Politik zum Steigbügelhalter des Nationalsozialismus wurde.

Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 3

Der Sollbrüggenpark – ein Landschaftsgarten der Biedermeierzeit

von Almuth Spelberg

Im Krefelder Stadtteil Bockum an der Uerdinger Straße liegt Haus Sollbrüggen. Der befestigte, von Wassergräben umgebene mittelalterliche Rittersitz lag im Kurfürstentum Köln und gehörte zum Amt Linn. Ein Brand im Jahr 1781 zerstört einen Großteil der Gebäude. Nur das Torhaus von 1650 und die Gräben blieben in der mittelalterlichen Form bestehen.

Ausgangssituation im 19. Jahrhundert

Nach mehrmaligem Besitzerwechsel in napoleonischer Zeit kaufte der Samtfabrikant und Krefelder Bürgermeister Gottschalk Floh 1823 die gesamte Anlage.

1838 erwarb Peter de Greiff (1790-1854) von der Firma Thissen und Floh das Landgut Sollbrüggen. Er baute das vernachlässigte Anwesen zu einem Landsitz mit repräsentativem Wohngebäude im klassizistischen Stil um und ließ sich dort mit seiner Familie nieder. Peter de Greiff war ursprünglich Weinhändler und in erster Ehe mit Emilie Rhodius verheiratet. Nach dem Tod seiner Frau heiratete er 1835 Eugenie Scheibler, Tochter des Samtfabri-

kanten Scheibler, und trat damit in die Samt- und Seidenindustrie ein. Peter de Greiff war zu diesem Zeitpunkt zweiter Beigeordneter der Stadt Krefeld und wurde 1840 zum stellvertretenden Bürgermeister von Krefeld gewählt.

Mit Umzug nach Haus Sollbrüggen wurde bei der Familie de Greiff wohl auch der Wunsch nach einer dem repräsentativen Wohnsitz entsprechenden Umgebung stärker. Die Kartenaufnahme der Rheinlande durch Tranchot und Mülling Blatt 36 von 1804/05 zeigt das Umfeld zu jener Zeit. Die Gebäude liegen noch auf einer rechteckigen Insel in der Altstromrinne, von feuchten Wiesen und offenen Ackerflächen umgeben. Eine von der Gebäudeinsel abgesetzte Insel im Norden hat eine ovale Form, die von Gräben umschlossenen Garteninseln im Nordosten sind mit einem Wegekreuz in regelmäßige Rechtecke aufgeteilt und mit Baumreihen gesäumt. An der geraden, rechteckigen Form der Wehrgräben hat sich seit dem Mittelalter wenig geändert. Der alte, auf das Torhaus zulaufende Sollbrügger Kirchweg ist als Allee dargestellt und von der schnurgeraden, unter Napoleon neu angelegten „Krefelder Chaus-

see“, der heutigen Uerdinger Straße, abgehängt. Baumlose Ackerflächen erstrecken sich zwischen den beiden Wegen. (Abb. 1)

Peter de Greiff beauftragte den rheinischen Gartengestalter und Düsseldorfer Hofgartendirektor Maximilian Friedrich Weyhe (1775 – 1846), seinen neu erworbenen Landsitz mit der Anlage eines Landschaftsparks zu verschönern. Weyhe war in der Familie de Greiff kein Unbekannter. Er plante „in der Nachbarschaft“ für die älteren Vettern Philipp und Cornelius de Greiff deren Parkanlagen in Linn, den Burgpark und Greiffenhorstpark.

Auch wenn keine Originalpläne, Schriftwechsel oder Pflanzenlisten von Weyhe für den Sollbrüggenpark mehr vorhanden sind, gilt es doch als gesichert, daß Weyhe für die Planung verantwortlich zeichnet. Neben stilistischen Merkmalen seiner Gestaltung gibt eine Anzeige im „Krefelder Intelligenzblatt“ vom 19.2.1837 den entscheidenden Hinweis für Weyhes Tätigkeit in Sollbrüggen: „Ein Gartenplan auf Leinwand geklebt, vom Herrn Gartendirektor Weyhe entworfen, ist zwischen hier und Bockum verloren gegangen. Der Finder wird ersucht, denselben gegen

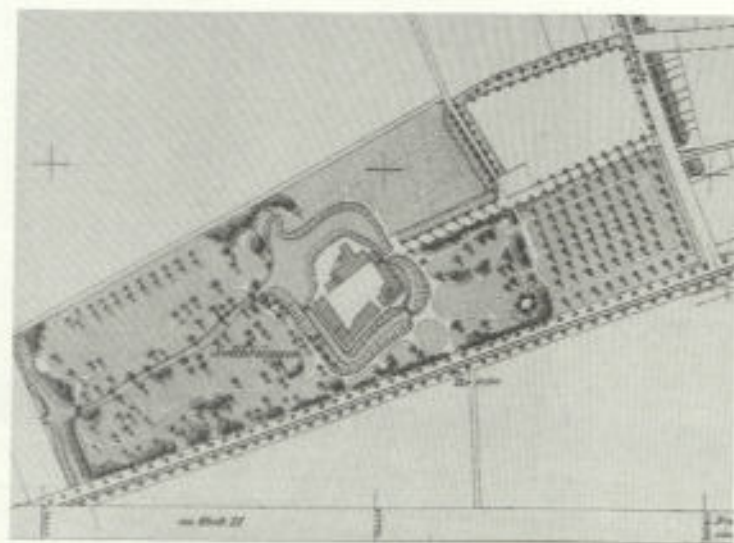
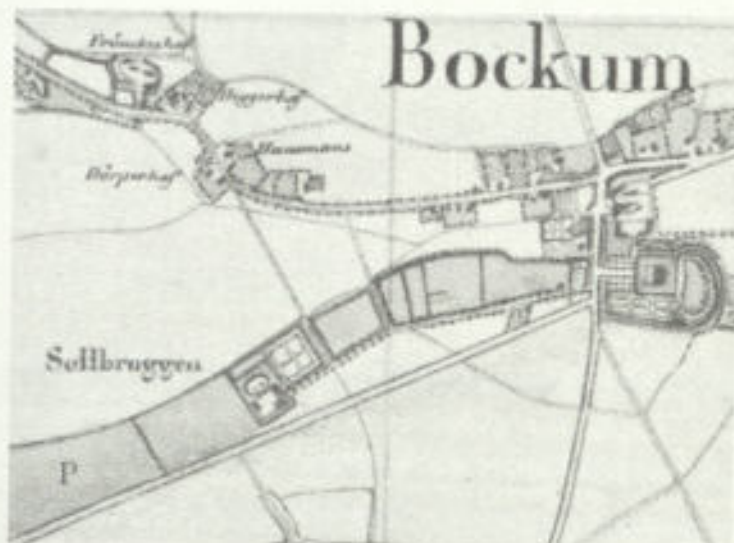


Abb. 1. Ausschnitt aus der Kartenaufnahme von Tranchot 1804/05

Abb. 2. Der Sollbrüggenpark 1913



Abb. 3. Das repräsentative Eingangsrondell um 1925

eine Belohnung entweder auf dem Hause Sollbrüggen oder bei Herrn Peter de Greiff hieselbst abzugeben“.

Weyhes Parkkonzeption

Der de Greiff'sche Besitz dehnte sich in einer Breite von ca. 150 Metern und einer Länge von ca. 800 Metern entlang der Crefelder Straße bis zur Sollbrüggenstraße aus. Mit dem Gelände um Haus Sollbrüggen fand

Weyhe eine eher schwierige Situation zur Anlage eines Landschaftsparks vor. Die Wirtschaftsgebäude und das Herrenhaus liegen ungünstig im Gelände, so daß in Sichtweite des Herrenhauses nur wenig Raum zur repräsentativen Gestaltung der Umgebung bleibt. Die zum ausgedehnten Grundstücksabschnitt im Westen hin liegenden Wirtschaftsgebäude sind als Staffagen nicht geeignet. Nachteilig neben dem Grundstückszuschnitt ist auch die Tieflage in der Altstromrinne und Einengung durch Straße und Wassergraben.



Abb. 4. Ausschnitt der Luftüberfliegung, 30er Jahre

Hinzu kommt, daß Teile des Geländes auch im direkten Hausumfeld weiter als Nutzgarten oder landwirtschaftlich genutzt werden sollen und die Familie de Greiff möglicherweise wenig Interesse an einer offenen, mit der umgebenden Landschaft korrespondierenden Parkgestaltung hat.

Weyhe löste die schwierige Aufgabe durch die Anwendung des Zonierungsprinzips d.h. er gliederte den Park in Abschnitte: Den eigentlichen Landschaftspark legte er im Westen an, dem Herrenhaus ordnet er einen intensiv gestalteten sogenannten „pleasureground“ zu. Einen Eindruck der Aufteilung vermittelt der Auszug aus einer Karte von 1913. (Abb. 2)

Die Trennung zwischen einem landschaftlichen Parkteil und einem Pleasureground wurde in England entwickelt und ist eine typische Charaktereigenschaft zonierter Landschaftsgärten. Diese Trennung oder Zonierung diente ursprünglich dazu, frei laufendes Vieh und Wild aus den weitläufigen Landschaftsparks von dem wohnungsnahen, kostbarer ausgestatteten „Blumenpark“, so der deutsche Begriff für den englischen Pleasureground, fern zu halten. Dieser Schutz ist zwar im Sollbrüggenpark, wie bei den meisten im 19. Jahrhundert entstehenden kleineren Villenparks nicht mehr nötig, aus stilistischen Gründen wird das Prinzip jedoch verwendet bzw. beibehalten.

Der Pleasureground in Sollbrüggen wird von dem Herrenhaus, dem Aussichtshügel an der Uerdinger Straße, einem kleinteiligen Wegenetz und einer botanisch höchst interessanten Auswahl von Bäumen geprägt, wie Blutbuche, Silberlinde, weißbuntblättrigem Ahorn, Sumpfyzypresse, orientalischer Platane, Säuleneiche oder der seltenen Iyablätrigen Eiche. Inwieweit die typische Ausschmückung mit Blumenbeeten und Schmuckgegenständen in diesem Bereich zur Ausführung kam, ist nicht belegt.

Allerdings legte Weyhe vor dem Herrenhaus aus gestalterischen Gründen einen neuen repräsentativen Zugang von der Uerdinger Straße her an. Hinter dem mit klassizistischen Torpfosten gerahmten Eingang öffnet sich ein Rasenoval und gibt den Blick auf die klar gegliederte klassizistische Fassade des Herrenhauses und eine, den Wehrgraben überspannende Eisenbrücke frei. Für Kutschen sind Tor, Wegerondell und Brücke zu schmal ausgelegt. Gestalterisch ist der Vorplatz jedoch ein tragendes Element dieses Parkteils, durch den das Herrenhaus auf den „Präsentierteller“ gehoben wird. (Abb. 3) Von der Funktion her bleibt die alte nördliche Zufahrtsallee durch das Torhaus erhalten.

Die Parkränder zur Zufahrtsallee im Norden, zum im Osten angrenzenden Obstgarten und zur Uerdinger Straße im Süden sind dicht mit Sträuchern bepflanzt. Nur von einem in der

Südostecke plazierten Hügel aus, auf dem sechs im Oval angeordnete Linden stehen, kann man sowohl über die Abpflanzung hinweg das Treiben auf der Uerdinger Straße beobachten als auch den Blick, gerahmt mit dem Blattwerk der Bäume, auf die helle Fassade des Herrenhauses genießen. Der Hügel ist das Fenster „nach draußen“, das Bindeglied zur Umgebung in diesem ansonsten nach innen orientierten Park.

Der eigentliche Landschaftspark liegt westlich angrenzend an den Pleasureground. Er besteht im wesentlichen aus zwei langgestreckten, von einem Bachlauf durchzogenen Wiesenräumen, die zu den Parkrändern hin abgepflanzt sind. Durch feinfühliges Bodenmodellierung und gekonnte Platzierung von Solitär-bäume und Baumgruppen entstehen hier trotz der seitlichen Begrenzung durch Straße und Hangkante langgezogene, spannungsreich inszenierte Parkräume. Licht- und Schatteneffekte suggerieren eine Weite, die tatsächlich wegen des fehlenden Bezugs zur Landschaft nicht vorhanden ist. Weyhe beschränkte sich hier in seinem verwendeten Baumartenspektrum auf die klassischen Parkbäume wie Eichen, Linden, Roßkastanien und Ahorn. An Sitzplätzen oder wichtigen herausragenden Punkten im Park gruppierte er stimmungsvolle Koniferengruppen aus Kiefern und Tannen, Blutbuchen oder Platanen.

Trotz der Ähnlichkeit der beiden Wiesenräume entsprechen sie sich nicht spiegelbildlich. Wesentlicher Unterschied ist die doppelte Maronenreihe, die im nördlichen Bereich als ein für einen Landschaftsgarten ungewöhnlich formales Element den Parkrand bildet.

Bemerkenswert ist, daß das Wasser als ein Hauptgestaltungselement der Landschaftsgartenkunst nur mit einer Aufweitung am nördlichen Wehrgraben in der Fläche eingesetzt wird. Der mittig zwischen den Wie-



Abb. 5. Zustand Parkeingang 1992

senräumen geführte und von zwei Brücken überspannte Bachlauf entwickelt kaum gestalterische Wirkung im Park.

Unter den vorgefundenen schwierigen Gegebenheiten hat Weyhe mit der Sollbrüggenpark eine harmonische Parklandschaft „en miniature“ geschaffen, bei der er die Stilelemente schlichter, klassischer Landschaftsparks zwar anwendet, die jedoch nicht als klassischer Landschaftspark einzuordnen ist, da der Bezug zur umgebenden Landschaft fehlt. Der Sollbrüggenpark ist eher als früher Villenpark zu werten, bei dem sich biedermeierliche

Tendenzen mit dem Rückzug ins Private andeuten.

Entwicklung im 20. Jahrhundert

Als Peter de Greiff 1854 starb, hinterließ er seiner Frau Eugenie das lebenslange Nutzungsrecht „der Gebäude und Gärten auf Sollbrüggen“. Sie gab den Besitz an ihren Sohn Emil de Greiff (1837 – 1917) weiter, der bis zu seinem Tod hier lebte. Inwieweit Veränderungen in den Parkanlagen durchgeführt wurden, ist nur unzureichend belegt.



Abb. 6. Trampelpfade und zugepflanzte Sichtachse auf das Herrenhaus, Zustand 1998



Abb. 7. Trocken gefallener Bachlauf zwischen den Wiesentälern, Zustand 1998



Abb. 8. Trocken gefallener und verlandeter Wehrgraben, Zustand 1998



Abb. 9. Wieder freigelegte Sicht auf das Herrenhaus, Frühjahr 2003, vom gleichen Fotostandort aufgenommen wie Abb.6

1925 erwarb die Stadt Krefeld den Besitz gleichzeitig mit Gut Neuenhofen, so daß beide Anlagen wesentliche Bestandteile des Krefelder Grüngürtelkonzeptes in Bockum wurden. Planskizzen, Luftbilder und Fotografien aus den späten 20er und frühen 30er Jahren zeigen die Umgestaltungen im Park, die im Zuge der Notstandsarbeiten und der Einbindung in ein öffentliches Grünsystem durchgeführt wurden. (Abb. 4) Der Park erhielt im Westen eine Erweiterung, die es ermöglichte, den zu diesem Zeitpunkt T-förmigen Graben in einen Rundteich umzugestalten. Südlich des Teiches wurde die Anbindung des Parks vermutlich in Zusammenhang mit

der Grünverbindung zum Schönwasserpark verändert. Ende der 1930er Jahre wurde eine schmale Grünverbindung zum Schönhauspark angelegt. Das Wegesystem wird vereinfacht und begradigt. Im Pleasureground blieben nur die Außenwege erhalten, die Kleinteiligkeit ging verloren. Im Landschaftspark wurde am Rand des nördlichen Wiesentals ein zusätzlicher gerader Weg angelegt. Als schwerwiegende Veränderung ist die Zuschüttung des nördlichen Ausläufers des Wehrgraben und die Begradigung der Uferlinie in diesem Bereich zu werten. Die Zufahrtsallee aus Roßkastanien wurde durch Spitzpappeln ersetzt, die in den 80er Jahren

wiederum nur auf einer Seite durch Kugelskirschen ausgetauscht wurden und damit die Allee aus dem Gleichklang brachte.

Im III. Reich richtete man in Haus Sollbrüggen ein „Führerheim des Bundes Deutscher Mädchen (BDM)“ ein. Von Bombenschäden des Zweiten Weltkrieges blieben Gebäude und Park weitgehend verschont.

Nach dem Krieg nahm die Bebauung um den Park weiter zu und erreichte nun auch die gärtnerisch-landwirtschaftliche Fläche und die Obstplantage im Osten. Die Nutzung der Gärtnerei wurde aufgegeben, der Obstgarten veräußert. Das prägende Eingangsrondell ersetzte man durch eine vereinfachte Wegeführung mit flankierenden Bäumen. (Abb. 5) Nachpflanzungen verstellten den Blick auf die Fassade des Herrenhauses, das im Sommer kaum mehr vom Eingang und vom Aussichtshügel zu sehen war. (Abb. 6) Bachlauf und nördlicher Wehrgraben fielen häufig trocken. (Abb. 7 und 8) Den südlichen Graben hat man wahrscheinlich bereits in den 30er Jahren als Betonwanne ausgebaut, die in den 80er Jahren eine zusätzliche Foliendichtung erhielt, um wenigstens vor dem Herrenhaus einen ständig mit Wasser bespannten Grabenabschnitt zu erhalten. Sämlingsaufwuchs entlang des Bachs und zahlreiche Nachpflanzungen engten die Wiesentäler optisch weiter ein. Statt sich in einem lebhaften Spiel von Licht und Schatten zu präsentieren, wirkten die Rasenflächen im Sommer dunkel.

Wiederherstellungsmaßnahmen im 21. Jahrhundert

In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde man sich in Krefeld neben der bedeutenden Erholungsfunktion auch der gartenkünstlerischen Bedeutung der Parkanlagen stärker



Abb.10. Wiederhergestellte Aufweitung des nördlichen Grabens, vom gleichen Standort aus fotografiert wie Abb. 8



Abb. 11. Wieder Wasser führender Bachlauf, Winter 2002/2003



Abb. 12. Nach altem Vorbild wieder hergestellter Eingang mit Rasenrondell, Frühjahr 2003

bewußt. Seit 1998 ist der Park ein nach dem Denkmalschutzgesetz NW eingetragenes Baudenkmal. Ein Parkpflegewerk, das die Geschichte und den Zustand des Parks aufarbeitet und bewertet und Ziele für künftige Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen formuliert, wurde im Jahr 2000 fertig gestellt.

Mit der Teilnahme an dem Leitprojekt „Kulturhistorische Anlagen“ der EUROGA 2002plus 2, Regionale in NW, konnte ein Großteil der im Parkpflegewerk formulierten Ziele mit finanzieller Unterstützung durch die Städtebauförderung umgesetzt werden.

Im Winter 2000/2001 begann man unter starkem Protest der Bevölkerung umfangreiche Rodungsmaßnahmen beim Sämlingsaufwuchs und bei den verstellenden Nachpflanzungen durchzuführen. Heute ist die helle Fassade des Herrenhauses wieder im Park präsent. (Abb. 9)

Die Zufahrt zu Haus Sollbrüggen wurde gepflastert und mit einer Allee aus rotblühenden Kastanien gerahmt. An zahlreichen Stellen im Park pflanzte man Sträucher und Parkbäume nach dem historischen Konzept Weyhes nach.

Von November 2001 bis Februar 2002 wurden der Bachlauf und der nördliche Wehrgraben entschlammt und mit Ton abgedichtet und die ursprüngliche Aufweitung wieder hergestellt sowie die Parkbrücken saniert. Heute präsentieren sich diese Bereiche wieder als ständige Wasserflächen im Park. (Abb. 10 und Abb. 11)

Bei den nachfolgenden landschaftsgärtnerischen Arbeiten überarbeitete man das gesamte Wegenetz, legte Sitzplätze an und stellte die ursprüngliche, kleinteilige Wegeführung mit Kieswegen im Pleasureground wieder her. Auch der Eingang an der Uerdin-

ger Straße erhielt seine markanten Torpfosten und das repräsentative Rasenrondell vor der Fassade zurück. Mit Blütensträuchern und einer aufwendigen Zaunanlage zur Straße konnte die ursprüngliche Abgeschlossenheit und der private Charakter der Anlage in diesem Parkteil wieder herausgestellt werden. (Abb. 12)

Pünktlich am 5. Mai 2002 zur Eröffnungsveranstaltung der EUROGA 2002plus in Krefeld präsentierte sich der Sollbrüggenpark den Gästen und Besuchern wieder als eine abwechslungsreich und spannungsvoll gestaltete Anlage.

Quelle:

Planungsgruppe Grüner Winkel: Der Sollbrüggenpark in Krefeld – Parkpflegewerk, Verfasser Gerd Bernbach, im Auftrag der Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Nümbrecht 2000 (unveröffentlicht)

Sommer ade

Werner Böcking

Mit dem Dahinscheiden des Sommers
verblaßten die Marienfäden.
Die Blätter schaukelten sanft
oder stürmisch von den Bäumen.
Sie lichteten sich und wurden kahl.

Zur Wacholderdoldenreife fielen
die Wacholdervögel in Scharen ein,
um sich zu laben.
Es vagabundierten Haubenlerchen
und Leinfinken bei den abgestellten
Fuhrwerken herum, um den Hafer
aus den goldenen Äpfeln zu picken.
Reich gedeckt der Gabentisch für alle.

Die Rheinnebel und die Schlieren
aus Kolken und Altrheinarmen
schleierten über Land und verbargen es.
Sie hauchten ihren milchigen Atem
über die Niederungen und
hüllten die Deiche in Schweigen.

Eßkastanien-Vorkommen in der Bönninghardt und in Krefeld – ein Vergleich

von Günter Janß

1. Ein Wald mit einer Million Eßkastanienbäumen nur 25 km nördlich von Krefeld

Das haben sich die Krefelder in den Hungerjahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunutze gemacht: Sie sind mit dem Fahrrad oder mit den verschiedensten noch vorhandenen Kleinfahrzeugen in die Bönninghardt zwischen Alpen und Sonsbeck gefahren und haben im Herbst säckeweise die Früchte der *Castanea sativa* – so der botanische Name für die Eßkastanie – zur Nahrungsergänzung gesammelt und voll Freude nach Hause gebracht, denn vergleichbar den Kartoffeln enthalten diese Baumfrüchte einen 43 %igen Stärkeanteil. Für uns heute sind Kastanien meist nur eine spezielle Leckerei in der Vorweihnachtszeit.

Gesammelt werden heutzutage die Kastanien der Bönninghardt besonders von den aus Ostanatolien stammenden Türken des Ruhrgebietes. Sie suchen zwar auch das Nahrungsmittel, aber darüber hinaus verbindet sie mit diesen Früchten eine große Liebe, sind doch die Kastanien für sie wie ein Stück ihrer Heimat, denn die *Castanea sativa* stammt ursprünglich aus dem Kaukasus¹⁾, der sich östlich des türkischen Anatoliens anschließt. Schon in der Antike kultivierten griechische Kolonisten diese herrlichen Bäume entlang der Schwarzmeer-Küste in großen Plantagen. Von einem dort gelegenen Ort „Kastana“ leitet sich der Name dieses Fruchtbaumes ab. Die Griechen brachten die Kenntnisse von der Anpflanzung und Pflege der Kastanien über den Balkan und Italien (Apennin) nach Südfrankreich. Aus bronzezeitlichen Funden weiß man, daß die Bäume damals sogar am Nordrand der Alpen verbreitet waren. Die Römer förderten dann den Anbau und sorgten für die Verbreitung der *Castanea sativa* entlang der Rhöne und Mosel bis in den Trierer Raum und in die Pfalz.

Bis zum 17. Jahrhundert waren die Edelkastanien – wie sie auch heißen – überall in den wärme-begünstigten Regionen des südlichen Europas bis nordwärts in die geschützten Täler der Alpen, des Elsaß und des Schwarzwaldes ein regelrechtes Volksnahrungsmittel. Begehrt in der „cucina povera“ sicherten die Kastanien bei Mißernten den

Armen das Überleben. Man rechnete für alle Eventualfälle pro Kopf einer Bauernfamilie einen Baum, von dem man 150 bis 200 kg Früchte erntete. Es ist verständlich, daß darum eine Lugerer Verfügung das Fällen eines Maronenbaumes²⁾ mit 100 Talern Strafe belegte. Gleichzeitig gestattete man denjenigen, die kein eigenes Land besaßen, für jedes Familienmitglied einen Baum auf öffentlichen Freiflächen anzupflanzen. Die Bäume gehörten dann den Familien durch Generationen hindurch, bis der Baum einging – und das konnte Jahrhunderte dauern. Forstwirt Dipl.-Ing. Michels aus der Bönninghardt berichtete, daß die Wurzeln der Eßkastanienbäume mehrere hundert Jahre immer wieder ausgeschlagen können. In der Literatur wird überliefert, daß es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine *Castanea sativa* an den Hängen des Ätna gegeben habe, deren Wurzeln aus der Zeit des Philosophen Platon (5. bis 4. Jahrhundert vor Christus) stammen sollten. Der Umfang des Baumes hätte zusammen mit den restlichen Neuaustrieben 60 m (!) betragen³⁾.

Wie schon angedeutet, gilt für Deutschland nach der Pfälzer Redensart „Wo's Woi gibt, do gibt's aa Keschde“ das Nahe-, Saar- und Moselgebiet als nördlichste Vegetationsgren-

ze für die Edelkastanie. Der frühere Krefelder Stadtförster Gallhoff meint, daß sich die weitere Verbreitung der *Castanea sativa* in nördliche Richtung bis an den Niederrhein, wenn auch sehr langsam, aber doch wohl kontinuierlich vollzogen haben mag. Tiere⁴⁾ haben zur Verbreitung beigetragen, aber auch Menschen⁵⁾, Reisende vielleicht, die irgendwann mal eine Kastanie aus ihrer Reisetasche verloren haben. Die Kastanie keimte, und ein neuer Baum wuchs heran. So fand man zum Beispiel eine Kastanie neben einigen Walnüssen in einer hölzernen Opferschale in einem fränkischen Grab des 8./9. Jahrhunderts (Fundort: Gellep/Krefeld⁶⁾) und zwölf in einem Brunnen der frühmittelalterlichen Niederungsburg bei Haus Meer (Meerbusch), datiert in das 11. Jahrhundert⁷⁾.

Gallhoff erklärt so auch die Existenz der nur sehr verstreut im Forstwald vorkommenden *Castanea sativa*. Der massivere Bestand auf dem Hülser Berg, im 60 ar großen Dreieck zwischen Rennstieg, Karrenweg und den Gleisen des „Schluff“ leitet sich dagegen sicherlich von dem größeren Bestand von einst gezielt gepflanzten *Castanea sativa* in Parks am Talring 125 – 169 und am Rennstieg ab. Die inzwischen längst ausgewachsenen Parkbäume lieferten den Tieren zum Ver-

Abb. 1. „Jeannine“ aus Lemiers in den Niederlanden mit Ehemann und einer Kundin am Eßkastanien-Bräter in der adventlich geschmückten Hochstraße in Krefeld. Ihre Kastanien bezieht sie aus einem klassischen Kastanien-Anbaugebiet, aus dem Piemont (Italien).



Unterschiede zwischen Eßkastanien und Roßkastanien

Eßkastanie (Castanea sativa)

Die *Castanea sativa* zählt botanisch gesehen zusammen mit Eichen und Buchen zur Familie der Fagaceae

Baumhöhe: mehr als 30 m

Blütezeit: Mai/Juni

Blüten: hängende Kätzchen (s. Abb. 2)



Roßkastanie (Aesculus hippocastanum)

Die *Aesculus hippocastanum* bildet mit der *Aesculus pavia* und *octrandra* eine eigene Familie: die der Hippocastanacee.

Baumhöhe: 25 bis 30 m

Blütezeit: April/Mai

Blüten: stehende Kätzchen (s. Abb. 3)



Abb. 2. Blüten: hängende Kätzchen

Abb. 3. Blüten: stehende Kerzen



Abb. 4. Blätter: länglich-spitz, gezähnt, lederartig, glänzend, sehr widerstandsfähig, kaliumhaltig



Abb. 5. Blätter: handförmig, groß, anfällig für Bräunepilz und die Larven der Moniermotte

schleppen bestes Saatgut. Die Tiere haben es irgendwann im Herbst vergraben, aber bis zum Frühjahr vergessen, so daß das Saatgut keimen konnte.

Aber das Erscheinungsbild sowohl der Kastanien im Forstwald wie der auf dem Hülser Berg ist nicht erfreulich. Man kann den derzeitigen Stadtförster Rohling schon verstehen, wenn er sagt: „Der Bestand der *Castanea sativa* in den Krefelder Wäldern ist vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen uninteressant!“.

Man wird sich fragen, warum in der Bönninghardt so viele frage und gesunde Eßkastanienbäume wachsen und in Krefeld nicht, zumal die Voraussetzungen für das Aufwachsen dieser Kulturbäume dort wie hier gleich ungünstig sind. Die *Castanea sativa* liebt tiefgründige und nährstoffreiche Böden sowie mildes Klima und hohe Luftfeuchtigkeit. Die Bönninghardt und der Hülser Berg bieten dies nicht, denn beide sind Endmoränen-Reste der Weichsel-Kaltzeit, die aus einem Kies-Sand-Gemisch bestehen und nur mit einer dünnen Humusschicht (10 – 20 cm) überdeckt sind⁶⁾.

Über die historische Entwicklung des Bönninghardter Waldgebietes erzählt Forstverwalter Michels⁹⁾: „Nach dem gewaltigen Anwachsen der mitteleuropäischen Bevölkerung im 8. und 9. Jahrhundert war auch am Niederrhein soviel Wald gerodet und in landwirtschaftliche Flächen umgewandelt worden, daß die Grundherren zum Schutz der Restbestände – und damit auch ihrer Jagdgebiete – sogenannte „Waldordnungen“ erließen. So erlaubte Erzbischof Philipp von Köln im Jahre 1184 den hörigen Bauern in Borth und Veen nur, ihre Schweine im Herbst in den Wald auf der „berinhart“¹⁰⁾ zur Eichelmast zu treiben. Die Bauern aber holten nach ihrem alten Gewohnheitsrecht weiterhin alles Laub als Streu für die Ställe und alles Kleinholz als Heizmaterial aus dem Wald, wodurch diesem über Jahrhunderte hinweg jegliche natürliche Düngung entzogen wurde. Die Folge war eine „Verlichtung“ und Verödung des Forstes, bis zum Schluß nur noch eine kahle, im besten Fall eine eben noch mit Heidekraut und wenigen Birken oder Kiefern bestandene Anhöhe übrigblieb“¹¹⁾.

Wichtige Veränderungen begannen für die Bönninghardt in den Jahren zwischen 1905 und 1911, als die Bergwerksgesellschaft Solvay GmbH (Zweigniederlassung Borth) das Ödland und viele kleine, bis dahin landwirtschaftlich genutzte Bodenparzellen aufkaufte¹²⁾.

Die Bergwerksgesellschaft wollte:

- ein Kohlebergwerk abteufen und für diesen Zweck in der Nähe preiswert Grubenholz gewinnen,
- im gleichen Gebiet ein Salzbergwerk niederbringen und das anfallende Abfallholz zur Heizung der Salzsiederei verwenden und

– jede weitere Bebauung über dem Zwillingenbergwerk verhindern, um später nicht für mögliche Bergschäden aufkommen zu müssen.

(Das Steinkohle-Bergwerk ließ sich nicht verwirklichen; die Energie für die Siederei kommt heute aus anderen Quellen.)

Der erste seit 1911 eingestellte Forstverwalter, Hugo Felten, versuchte auf dem inzwischen auf 571,9 ha angewachsenen Gelände Kiefern, Eichen und Buchen anzupflanzen, hatte damit jedoch kein Glück. Aber im Jahre 1918 entdeckte er auf einem seiner Inspektionsgänge durchs Revier unerwartet Jungpflanzen der *Castanea sativa*. Bei seinen Überlegungen, woher das Saatgut stammen könnte, stieß er auf die Ansiedlungen der seit 1741 aus der Pfalz am Niederrhein zugewanderten Glaubensflüchtlinge, die sich zunächst – wenn auch unter den größten Schwierigkeiten – in der Gocher Heide eine neue Heimat geschaffen hatten. Diese Leute hatten zur Erinnerung an die Pfalz ihre geliebten Eßkastanien mitgebracht und auf den von ihnen erworbenen und urbar gemachten Grundstücken ausgesät.

Die ersten in die Gocher Heide gekommenen Siedler nannten ihre Niederlassungen „Pfalzdorf“¹³⁾ und „Louisdorf“. Die zweite und dritte Generation der Pfälzer fand dann aber in diesen Dörfern keinen Platz mehr, und ihr Traum, nach Nordamerika auszuwandern, zerbrach an den veränderten politischen Verhältnissen¹⁴⁾. So suchten sie neue Möglichkeiten zur Ansiedlung und wählten dafür das karge Hochland der Bönninghardt. Nur wenigen gelang es jedoch, dort Fuß zu fassen und eine eigene Bauernstelle zu gründen. Wieder wurden – der Tradition entsprechend – von Anfang an *Castanea sativa* in die Nähe ihrer bescheidenen Häuser gepflanzt. Das Pflanzgut wuchs zu herrlichen Bäumen heran.

Die meisten Zuwanderer scheiterten aber mit ihrer Hoffnung, auf der Bönninghardt zu eigenem Grund und Boden zu kommen, und versanken im Elend, wohnten in Erdhöhlen (Plaggenhütten¹⁵⁾) und fristeten ihr Dasein im Sommer durch Beerensammeln und im Winter mit Besenbinden und dem Verkauf dieser Waren in den umliegenden Dörfern.

Aufgrund des Ankaufs so vieler Ländereien durch die Firma Solvay hatte sich die Situa-



Abb. 6. Eine aus der Anfangszeit der Pfälzer Ansiedlung auf der Bönninghardt (1741 – 1775) stammende *Castanea sativa*. Stürme haben ihr inzwischen die Krone herausgebrochen, aber der Stamm hat neue Äste getrieben und zeigt üppigen Fruchtansatz. Dieser Baum ist für die Pfälzer auf der Bönninghardt ein Symbol für ihren Überlebenswillen.

tion auf der Bönninghardt geändert. Forstverwalter Felten erkannte die Zusammenhänge, nutzte sein Glück und setzte bei seinem Arbeitgeber durch, hinfort – ab 1925 – die Kultivierung der Eßkastanien bei der Bewirtschaftung des Forstes Solvayheide dominieren zu lassen. Er kaufte entsprechendes Saatgut bei den niederrheinischen Pfälzern, aber auch in der Pfalz aus den Gebieten, aus denen die Siedler ursprünglich gekommen waren.

Durch diesen „Direktimport“¹⁶⁾ des auf dem Boden der Bönninghardt bereits erprobten Saatgutes und die engagierte Pflege des aufwachsenden Waldes hatten er und seine Nachfolger im Amt bis heute beachtliche Erfolge.

Der derzeitige Forstverwalter von Solvayheide, Michels, sieht darum hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung seines Arbeitsbereiches auch für die Zukunft gute Chancen, denn das Holz, das die Bäume liefern, ist gut, hart und vor allem sehr feuchtigkeitsbeständig. Hinzu kommt, daß die vom Wald in 100 Jahren produzierte Holzmenge größer ist als die eines Eichenwaldes gleicher Ausdehnung.

Verwendung findet das Holz der *Castanea sativa*:

- im Außenbereich von Gebäuden,
- bei der Möblierung und den Geräten von Spielplätzen¹⁷⁾,
- im Erd-, Feuchtraum- und Wasserbereich (Landwirtschaft und Sportanlagen),
- zur Herstellung von Weidepfählen und Rebstecken,
- zur Fertigung von Fässern und Kübeln für den Weinbau,
- als Gerbstoff bei der Lederherstellung,
- im Wohnmöbelbau und wegen des schönen warmen Holztons zur Herstellung von Furnieren.

Zwar nicht nur, aber auch durch die Forstwirtschaft hat sich die Lage auf dem Arbeitsmarkt auf der Bönninghardt seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zum Besseren gewendet. Es wurden ein Eisenbahnanschluß und bessere Straßen geschaffen. Auch kleinere Fabrikationsstätten entstanden.

Wer einen Besuch dieses sowohl botanisch als auch historisch interessanten Waldes plant, findet sein Ziel leicht. Schon während der Fahrt auf der Autobahn A 57 zwischen Alpen und Sonsbeck erkennt man die kräftigen Bäume, die den übrigen Wald weit überragen. Dazu fallen im Juni die goldgelben, bis 20 cm langen, kaskadenartig an den Bäumen herabhängenden männlichen Blütenkätzchen auf. Und wer dann den Wald betritt, der wird den betörend süßen Duft, den manche auch schon als unangenehm empfinden, wahrnehmen. Im Herbst sind es die dicken Büschel der mit Stacheln versehenen Früchte, die die Aufmerksamkeit erregen, ganz zu schweigen

von dem Honig, der dann von den Imkern angeboten wird.

2. Die *Castanea sativa* in Krefeld

In Krefeld gibt es zwar keinen Eßkastanien-Wald wie in der Bönninghardt, dafür bietet sich aber die Möglichkeit, hier im bauerlichen und bürgerlichen Umfeld historischer und gegenwärtiger Zeit sehr unterschiedliche Motive für die Anpflanzung dieses interessanten und exotischen Baumes kennenzulernen.

2.1 Statistisches

Im Register, das der Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld nach dem Verkehrssicherungsgesetz zu führen verpflichtet ist, sind für die 13 774 ha des Stadtgebietes an Eßkastanien 113 Bäume aufgelistet.

Zeit der Pflanzung	
19. Jahrhundert:	19
davon um 1800:	1
seit 1840:	18
20. Jahrhundert:	94
davon seit 1980:	66

Höhe der Bäume	
20 m und höher:	5
Botanischer Garten:	1 x 38 m
Schönhausenpark:	je 1 x 30 und 35 m

Größere Bestände	
Sollbrüggenpark:	35
davon im Zusammenhang mit der EUROGA 2002 plus:	29
Haus Traar:	33
davon 1998 (Verbindungsweg):	18

Kleinere Bestände auf Friedhöfen und Plätzen,

an Schulen und Spielplätzen, in Kleingartenanlagen und Parks insgesamt: 45

Nicht registriert Bestände im Forstwald, auf dem Hülser Berg und in Privatgärten: ?

Geschätzte Gesamtzahl: 4 000 – 5 000 (Stand November 2002)

2.2 Einzelne Bäume als Grenzmarkierung

„In sumpfigen Gegenden unserer nieder-rheinischen Heimat, wo Hügel bei den winterlichen Hochwassern leicht weggespült wurden, und Grenzsteine im Moor versanken, pflanzte man lebende Grenzsteine: Bäume oder Sträucher“¹⁸⁾.

„Es mutet uns heute seltsam an, wie man versuchte, der nachwachsenden Generation für ihr Erinnerungsvermögen einen festen Halt zu geben. Die Kinder mußten etwa auf den Baum klettern, der das Grenzzeichen bildete und dreimal Kuckuck rufen, oder sie erhielten Kuchen an dieser Stelle; andere zupften die Kinder am Ohr, wieder andere hielten eine kräftige Backpfeife für das einprägsamste Mittel“¹⁹⁾.

Die im Baumregister des Fachbereichs Grünflächen für die Widdersche Straße 164 unter der Nummer 11/3688 als Naturdenkmal Nr. 58 verzeichnete *Castanea sativa* gilt mit ihrem Pflanzdatum von 1800 als das älteste Exemplar ihrer Art in Krefeld und ist mit Sicherheit in die Rubrik der „Grenzbäume“ einzuordnen. Auf Abb. 7 sieht man gerade noch rechts am Rand den Zaun des Bauernhofes, früher Bre-



Abb. 7. Eßkastanie an der Widdersche(n) Straße 164



Abb. 8. Diese Eßkastanie am Großhüttenhof hat einen Stammumfang von 3,9 m, das heißt, daß der Stamm dicker ist als der des Baumes in der Widdersche(n) Straße. Da aber Höhen- und Kronenmaß gleich sind, darf man diesen Baum auch mindestens auf ein Alter von 200 Jahren schätzen.

Abb. 9. Der „Übersichtsplan der Bürgermeisterei Bockum, nach vorhandenem Material vom Geometer Faßbender im September 1894 ausgeführt“, verdeutlicht die Funktion eines Grenzbaumes in Solitärstellung. An der heutigen Hüttenallee markiert er die Trennung der Ländereien von Röttges von denen des Großhüttenhofes. Die Grenze war gleichzeitig der Fußweg von der Kreuzbergstraße in Bockum zum Gut Heyenbaum in Verberg²⁰⁾.

mer. Neben dem Zaun verläuft ein Erschließungsweg des Grundstücks. Auf der anderen Seite der Straße – etwas nach links versetzt – geht die Grenze zwischen den beiden verschiedenen Fruchtarten in östlicher Richtung weiter. Der Hof selbst wäre gleich links vom Bild, ist aber – inzwischen neugebaut – auf der Abbildung ausgespart worden.

Ebenfalls als Markierung eines wichtigen Grenzpunktes kann die große, schon kräftig von Stürmen zerzauste Eßkastanie an der Einfahrt zum Hofladen des Großhüttenhofes bezeichnet werden.

Häufiger als Edelkastanien wurden zur Kennzeichnung von Eckpunkten an den Grenzen Eichen gepflanzt. Ein sehr schönes Beispiel

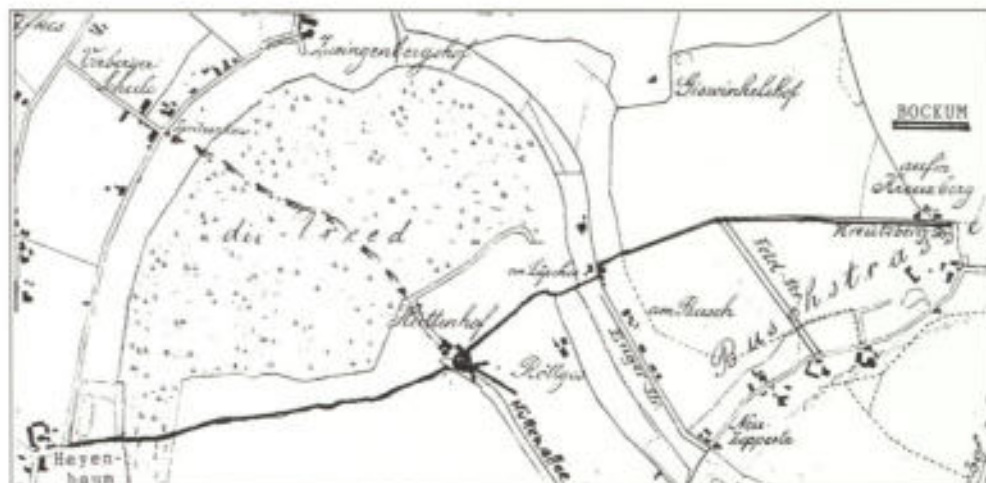


Abb. 10. Eiche im Hülser Bruch unweit des „Krefelder Sprudel(s)“



Abb. 11. Wie zwei Schildwachen stehen die beiden *Castanea sativa* – die rechte etwas verdeckt durch den Kletterturm für die Kinder – vor der Tür des Wallershofes in Krefeld-Verberg.



Abb. 12. Wie Abb. 11; am 13. April 2003, nur drei Wochen nach der Aufnahme der Abb. 11, wurden die beiden *Castanea sativa* vor dem Wallershof bis auf eine Höhe von 3 m gekappt (rechts im Bild sieht man noch den Rest des Kletterturms). Dies war wohl notwendig, weil die Größe der fahrbahn-nahen Bäume inzwischen den vorbeifließenden Verkehr gefährdete.

In früheren Zeiten benutzte man die Methode, die Bäume zu kappen, um gute, starke und vor allem gerade, „stockartige“ Knüppel, Hölzer oder Stangen zu gewinnen.

Die ungemein starke Austriebskraft der *Castanea sativa* schafft nach dem Schnitt den Austrieb von 5 bis 6 Stöcken, die schon im ersten Jahr armdick und bis zu 2 m lang werden können. Diese Stöcke wurden im Erd- und Wasserbau, aber auch neben Robinien- und Kiefernholz zur Herstellung von Geräten für Kinderspielfläche verwendet.

Abb. 14. Der Innenbereich des Schürenhofes mit vier Linden



Abb. 13. Eßkastanien am Schürenhof, Meesweg 43



ist neben anderen leicht im Hülser Bruch, etwa 100 m westlich des „Krefelder Sprudel(s)“ auszumachen. Dort wird die Ecke zwischen Weg, Wald und Feld markiert.

2.3 Paarweise gepflanzte Edelkastanien

Als die Nordtangente, heute „Europaring“, noch nicht so dicht am „Wallershof“ in Krefeld-Verberg vorbeiführte, verliehen die beiden Edelkastanien dem Anwesen ein ziemlich repräsentatives Aussehen. Dem Bauern war aber sicher nicht an der Repräsentanz gelegen, sondern eher an der praktischen, hausnahen Zugriffsmöglichkeit auf die Früchte der in zwei Reihen alleearartig in den Garten hinein gepflanzten Obstbäume (Äpfel, Aprikosen, Birnen, Kirschen, Pflaumen und andere). Ein Nebeneffekt dieser Pflanzweise war, daß im Grunde kein wertvolles Gartenland verbraucht wurde, da die Bäume ja zwischen

Weg und Grabeland standen. Eine andere Lösung bestand darin, eine sogenannte „Streuweise“ (Obstbongert) anzulegen, auf der als Zweitnutzung Schafe und andere Haustiere grasen konnten.

Als Beispiel eines noch intakten beziehungsweise wiederhergestellten zweizeiligen Edelkastanien-/Obstbaum-Weges kann der Schürenhof in Krefeld, Meesweg 43, benannt werden.

Beim Blick aus dem Scheunentor sieht man zunächst die traditionellen zwei *Castanea sativa*, vom Wohnhaus aber etwa 60 m entfernt. Es folgt dann die Doppelkette der Obstbäume, zwischen denen die Pferde stehen. Dreht man sich herum, sieht man im Innenbereich des Hofes auf das Wohnhaus und davor vier Linden.

Dieses Fortrücken der Eßkastanien vom Wohnhaus des Hofes um etwa 60 m bis vor das Scheunentor hat folgende Bewandnis:

Der Schürenhof wurde 1840 gebaut. Seit dem 30. November 1755 aber gab es eine Feuerschutzordnung der preußischen Regierung in Kleve für „das platte Land im Fürstentum Meurs“, in der es in den Abschlußbestimmungen (§ 2) heißt: „Da es eine in der Erfahrung gegründete Wahrheit ist, daß die grünen Bäume in den Dörfern ... bei Feuersbrünsten ein überaus großer Aufenthalt und Abwendung sind, daß nicht ein Gebäude das andere sobald anrühren kann, worunter Eichen, Linden, Espen und Nußbäume, besonders von gutem Nutzen sind, so sollen die Eingesessenen dergleichen bereits vorhandene Bäume conservieren und noch mehrere anpflanzen, damit die Häuser und Gebäude nicht der freien Luftzufuhr ausgesetzt sind“²².

Von einer Kastanien-Anpflanzung war in diesen Bestimmungen nicht mehr die Rede. Die Niederrheiner wählten aus der Liste vor allem die Linden, wie der Hofeigentümer, Herr Peschkes, zu berichten wußte und fortfuhr, daß noch bis vor wenigen Jahrzehnten, über-



Abb. 15. Mit geballter Kraft stellt sich die Edelkastanien-Wand im Park von Haus Scheven (Rickfeldshof) als Bremse dem Wind entgegen. Der Blütenbehang erscheint wie die Kaskaden eines Wasserfalls.

all die Viererreihen der Linden vor den Wohngebäuden der Höfe zu sehen gewesen seien. „Inzwischen aber gibt es die große, durch die offenen Feuerstellen in den Häusern bedingte Brandgefahr in der Weise, wie das früher war, nicht mehr. Auch wollten die Bauernfamilien nicht mehr die Abschattung ihrer Zimmer durch die vor den Fenstern stehenden Bäume, und schließlich erzwangen auch die Bedürfnisse des modernen Verkehrs – breite Fahrbahnen und die Anlage sicherer Bürgersteige – die Fällung der schmucken Linden“.

2.4 Reihenpflanzung – „Windbrecher“ oder „Raumteiler“

In den flachen Weiten des Nieder rheins hat man während der noch mehr von der Landwirtschaft geprägten Zeiten immer versucht, die kostbare Ackerkrume vor dem Austrocknen oder auch vor dem Abtrag durch den Wind zu schützen. Zu diesem Zweck wurden lange, niedrige Hecken oder lange Baumreihen quer zur Hauptwindrichtung gepflanzt. Zwei dieser „Windbremsen“ sollen hier besprochen werden. Beide stehen in einer Art „Windstraße“ oder „Windkanal“ im Norden Krefelds, zwischen den Niepkühlen im Westen und dem Rhein im Osten; der Standort der Eifrather Mühle ist ein Beweis für den andauernden Luftstrom²³⁾.

Da ist einmal die riesige Eßkastanien-Kette (Stammumfang bis zu 4,7 m) an der Ostseite des Grundstücks der heutigen Villa Scheven in Verberg (Busenpfad). Die Bäume dürften ein Alter von mindestens 200 Jahren haben, stammen also aus der Zeit, als das Grundstück noch landwirtschaftlich genutzt wurde und den Namen „Rickfeldshof“²⁴⁾ trug. Zum

Rickfeldshof, der im Gegensatz zum schon genannten Wallershof ganz im Westen von Verberg in der Nähe der Niepkühlen lag, gehörten um 1850 13 Hektar Land. Von diesen erwarb 1905 der Industrielle Paul Scheven etwa die Hälfte, ließ die Hofgebäude abbrennen und an deren Stelle die heutige Jugendstil-Villa errichten.

Die Bodenqualität wird als hervorragend (Hochflutlehm mit Sand und Kies vermischt) beschrieben. Die Flur trug den Namen „Butterka(a)ß“, was für die Verberger hieß: „Wessen Kuh auf dieser Weide frißt, erhält von ihr die beste Milch und den herrlichsten Käse!“. Kein Wunder also, daß die Hofeigentümer schon vor langer Zeit diesen „Windbrecher“ anlegten. Leider haben Stürme die ursprünglich zehn Bäume im Laufe der Jahre so geschädigt, daß zwei von ihnen aus Sicherheitsgründen gefällt werden mußten.

Ebenfalls in nord-/südlicher Richtung verläuft die Kette von 15 Eßkastanien an der Westseite des Parks von Haus Traar²⁵⁾. An der Eifrather Mühle 137 – 243. Die Bäume sind mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls rund 200 Jahre alt und Teil eines viel längeren, mit unterschiedlichsten Baumarten bepflanzten „Windbrechers“ entlang des Moersbaches.

Da die Edelkastanien dort in alter Zeit zu dicht ans Wasser gesetzt wurden, ist ihr Zustand heute leider ziemlich schlecht. Der Naturschutzbund Deutschland hat darum vorsorglich, schon etwas weiter vom Moersbach entfernt, auf trockenerem Gelände 1998 eine neue Reihe von 19 Jungbäumen gesetzt. Ihre Standfestigkeit wird besser sein als die der alten. Die *Castanea sativa* benötigt nämlich nicht viel Feuchtigkeit. Als Tiefwurzler holt sie sich selbst aus großen Tiefen noch soviel Wasser, wie sie benötigt. Dieses Tiefwurzeln



Abb. 16. Ausschnitt vom rechten Baum (unterster Zweig).

ist nicht nur der Grund für ihre Standfestigkeit, sondern begründet auch die gefürchteten Kronenbrüche bei zu großem Sturm. Fichten und Tannen werden dagegen sehr leicht mit ihrem flachen „Wurzelteller“ umgeworfen.

Weniger von „Windbrechern“ als von einer Art „Raumteilern“ sollte man hinsichtlich der Eßkastanien im östlichen Teil des Sollbrüggenparks sprechen. Die „Kastanienwiese“, die lange wie „platt“ wirkte, bildet heute durch die Nachpflanzungen im Rahmen der Sanierung dieses Parks einen karree-artigen Grünraum. Sie lehnt sich damit an die rechtwinkligen Grundrisse des Hauses Sollbrüggen an, ein Eindruck, der sich noch verstärken wird, je mehr die Jungbäume heranwachsen.



Abb. 17. Dieser östliche, mehr geradlinig und rechtwinklig bepflanzte Teil des Sollbrüggenparks, die sogenannte „Kastanienwiese“, spricht vor allem den Geist und logisches Denken an.



Abb. 18. Der westliche Parkteil mit den spiegelnden Gewässern und den weit schwingenden Uferzonen wendet sich eher an Seele und Gefühl. Nur wo Geist und Seele miteinander harmonieren, findet der Mensch sein eigentliches Ich, sein „Zuhause“; dies dürfte die philosophische Grundeinstellung des Gartenarchitekten Weyhe gewesen sein, auch wenn er sich nüchterner ausdrückte und nur von „Behagbarkeit“ gesprochen hat.

Vergleicht man diese streng geometrisch-rationale Gartengestaltung mit dem westlichen Parkteil, so fallen dort sofort die weichen und geschwungenen Linien in der Ufergestaltung der Gewässer und bei der Wegeführung auf. Zwischen den beiden Parkteilen steht der Herrnsitz des Peter de Greiff (1790 – 1854), den er – möglicherweise nach den Plänen des preußischen Landbaumeisters Adolf von Vagedes – im klassizistischen Stil errichten ließ. Sollte damit zum Ausdruck gebracht werden, daß der Mensch nur dort mit sich im Einklang lebt, bei ‚sich selbst zu Hause‘ ist, wo er sowohl dem nüchternen Verstand als auch den seelischen Empfindungen in seinem Leben Raum gibt? Er hatte damit für sich eine Antwort gefunden, nach der viele Menschen nach den Zeiten des Rationalismus und der Romantik noch suchten²⁶⁾.

2.5 Schmuckbäume in den Grünanlagen Krefelds – Zum Konzept der großen Parks des 19. Jahrhunderts

Inzwischen war die Zeit des klassischen „Englischen Gartens“ (18. Jahrhundert) vergangen. Maximilian Friedrich Weyhe (1775 – 1846)²⁷⁾, dessen Name mit fast allen Krefelder Parks verbunden ist, brachte neue Impulse in die Gestaltung dieses Gartentyps. Er setzte verstärkt exotische Bäume aus allen Erdteilen²⁸⁾ in die von ihm geplanten Anlagen. Almut Spelberg schreibt beispielsweise über den Greiffenhorst-Park, daß die lange Parzellenform des Grundstücks ungewöhnlich war

Abb. 19. Diese gewaltige *Castanea sativa* (Stammumfang 3,9 m) steht neben weiteren elf unterschiedlichen, sehr großen Bäumen (Akazie, Ahorn, Buche, Eiche, Esche, Kirsche, Linde, Platane, Robinie, Roßkastanie, Walnuß und andere) im Grünbereich des Parkplatzes Hülser Straße 386 (Firma Roller).



und an die gestalterischen Fähigkeiten des Gartenkünstlers hohe Anforderungen stellte. Trotzdem gelang es Weyhe das oktagonale Schloßchen mit seinen vier Nebenflügeln durch viele Sichtachsen und Blickverbindungen zu präsentieren. Eschen, Ahorn, Rotbuchen, Eichen und Roßkastanien bildeten das Grundgerüst der Randbepflanzung, in dem punktuell Platanen, Robinien, Linden und *Castanea sativa* für farbige Akzente sorgten²⁹⁾.

Dieses Konzept wurde auch von manchem, der nicht soviel investieren konnte wie die bekannten Großkaufleute und -unternehmer, in bescheidenerem Stil nachgeahmt. Hier einige Beispiele: Gärten mit mindestens einer *Castanea sativa* (nach Straßennamen alphabetisch)³⁰⁾:

- a) Am Dreifaltigkeitskloster 16
- b) An Bruckhausen
- c) Hülser Straße 386
- d) Hüttenallee 235
- e) Kempener Straße 50 – 74
- f) Maria-Sohmann-Straße 93
- g) Nikolaus-Groß-Straße
- h) Tönisberger Straße 61 – 69
- i) Wilhelmshofallee 110

2.6 Pflanzenideen des 20. Jahrhunderts

Während die *Castanea sativa* in der überwiegenden Zeit des 20. Jahrhunderts wohl nicht dem Geschmack und auch nicht den eingeschränkten räumlichen Möglichkeiten der modernen Großstadt entsprach, feiert der Baum seit den 1980er Jahren eine Art „Comeback“. Sie wurde in den Grünanlagen Krefelds vermehrt nachgepflanzt und, besonders im Umfeld von Jugendeinrichtungen, neugepflanzt, so

- am Kinderspielplatz Wichernstraße,
- an der Grundschule Bellenweg,
- an der Gesamtschule Alte Gladbacher Straße,
- an der Gesamtschule Kaiserplatz und
- an der Musikschule Uerdinger Straße 420.

1980 und 1985 hatte das seinerzeitige Grünflächenamt der Stadt Krefeld in den Anlagen des Schulzentrums Süd je eine Edelkastanie pflanzen lassen. Offensichtlich gefiel den Schülern das. So pflanzte der Abiturjahrgang 1996 bei der Abschiedsfeier von der Schule ebenfalls einen solchen Baum, und die Jahrgänge 1997 und 1998 folgten diesem Beispiel.

Über einen der vielen, in größeren Privatgärten rund um die Krefelder Waldungen aufgewachsenen Edelkastanienbäume kann hier abschließend erzählt werden: „Als die Eltern der gegenwärtigen Grundstücksbesitzer 1930 geheiratet haben, schenkte man ihnen einen Jungstamm dieser Baumart. Sie pflanzten ihn in den Garten, er wuchs in 70 Jahren prächtig heran und erreichte bis heute die stolze

Abb. 20.
Die höchste (38 m) *Castanea sativa* Krefelds steht im Arboretum des Botanischen Gartens (Schönwasserpark).



Höhe von 18 – 20 m. Die Familie sieht den Baum inzwischen symbolhaft wie den eigenen „Stammbaum“ an“.

2.7 Die größte Castanea sativa in Krefeld

Der größte Edelkastanienbaum Krefelds ist – wie schon in der statistischen Übersicht mitgeteilt – 38 m hoch und im Botanischen Garten, im sogenannten Arboretum, zu finden. Er ist so groß, daß die untergehende Sonne noch seine Spitze bescheint, wenn andere, umstehende Bäume schon im Schatten versunken sind.

Anmerkungen

¹⁾ Rudolf Stibil, Die Edelkastanie, in: Mythos Baum, hrsg. von Doris Laudert, BLV Verlagsgemeinschaft München, Wien, Zürich, 2. Aufl., 1999, S. 86 – 90.

²⁾ Dies ist die im ganzen Alpenraum übliche Bezeichnung. Die Türken nennen die Edelkastanie „Schah baluth“ (botanisch richtig: Fürst der Eichen).

³⁾ Größte Edelkastanien-Bestände in Rheinland-Pfalz:
a) Mischbestand mit Eichen, 40 ha, etwa 130 Jahre alt, in Trier-Ehrang.

b) Bestand rund 1,9 ha, etwa 140 Jahre alt, in Wintrich/Mosel.

⁴⁾ Eichhörnchen, Hähner, Krähen, Mäuse und Siebenstärker.

⁵⁾ Von 1794 bis 1815 waren französische Besatzungstruppen im Krefelder Raum, und genau dies ist die Zeit, in der die älteste Kastanie an der Widdersche(n) Straße gepflanzt oder gesät wurde (um 1800). Denkbar ist auch, daß ein Franzose die *Castanea sativa* zur Erinnerung an seinen Aufenthalt auf dem Hof bewußt gepflanzt hat. Für einen ähnlichen Vorgang hier ein Beispiel: Von 1941 bis 1944 war der Serbe Zivorad Ulic auf dem Holterhof (westlich des Forstwaldes, nahe beim Hof Groß-Lind) als Kriegsgefangener. Seine Eltern schickten ihm hin und wieder aus der Heimat ein paar Walnüsse, von denen er einige aus Dankbarkeit für die stets gute Behandlung

durch die Bauernfamilie am Hofort in den Boden legte. Aus den Walnüssen wuchsen Bäume auf, die heute – fast 60jährig – in voller Kraft stehen und die Familie Holter immer an den guten Arbeiter und Freund Zivorad erinnern (Privatarchiv Janß).

⁶⁾ Maria Höpf, Walnüsse und eine Edelkastanie in fränkischem Grab, in: Römisch-germanisches Zentralmuseum, Bd. 10, S. 200 ff. – (Karl der Große ließ um jene Zeit Edelkastanien in den Mustergärten seiner Pfälzen kultivieren; leider gibt es bis heute keinen Fund einer solchen Frucht, weder in Aachen noch anderswo.)

⁷⁾ K. H. Krörzer und W. Janssen, Die frühmittelalterliche Niederungsburg bei Haus Meer, S. 131 – 186 mit Abb. 8 auf Taf. 57, 1971.

⁸⁾ Bodenqualität 18/25 (100 = bester Boden); Grundwasser bei 20 bis 30 m unter Flur.

⁹⁾ Bericht des Forstverwalters von Solvayheide, Dipl.-Ing. Chr. Michels, S. 3 – 5.

¹⁰⁾ Wohl älteste Form des heutigen Namens Bönninghardt.

¹¹⁾ Vgl. die Berichte über den Hülser Berg in: die Heimat, Jg. 45, Krefeld 1974, S. 129 ff., und das Foto in der „Rheinischen Post“ vom 5. Juni 1954, das Jahr 1888 betreffend.

¹²⁾ Johannes Schmitz & Karl Bröcheler, Kleines Nachschlagewerk zur Bönninghardter Geschichte 1184 – 2000, hrsg. durch die Interessengemeinschaft für die Geschichte und Natur, Bönninghardter Hefte, 4, und Firmeninformation.

¹³⁾ „Pfalzdorf“ nach der früheren Heimat der Bewohner, „Louisendorf“ nach der äußerst beliebten preußischen Königin Luise (1776 – 1810), ihrer treuesten Fürsprecherin.

¹⁴⁾ Siebenjähriger Krieg 1756 – 1763.

¹⁵⁾ Die letzte Plaggenhütte wurde erst 1896 abgebrochen (s. Anm. 12). Über die Geschichte und Situation der Pfälzer Flüchtlinge gibt es ausführliche Literatur:

- Helmut Lange, Die Wüste wird zum Acker werden (www.cd-hp-design.de/Pfalzdorf/Geschichte.htm),
- Siedlungen am linken Niederrhein, Die Heimat, Jg. 14, Heft 3 – 4, Krefeld 1935, S. 258 – 264,
- Hermann Jung, Die Vogelfreien der Bönninghardt, die Heimat, Jg. 48, Krefeld 1977, S. 47 – 48,
- Jakob Irnig, Wie es vor 150 Jahren zur Gründung des zweiten Pfälzendorfes Louisendorf am Niederrhein kam, in: Der Niederrhein, Krefeld 1970, S. 133 ff.

¹⁶⁾ Vgl. Hannes Mayer, *Waldbau auf soziologisch/ökologischer Grundlage*, Stuttgart (G. Fischer), 1984, 3. Aufl.: „Individualselektion durch Vermehrung der wenigen am Standort widerstandsfähigen Bäume ist aussichtsreich.“ – Dazu gehört nach Michels das sogenannte „Eichern“. Dabei werden im Herbst zunächst mit schweren Eisenstangen Löcher ins Erdreich gestoßen und anschließend die Saatfrüchte der *Castanea sativa* einzeln in die Löcher eingelegt und festgetreten.

¹⁷⁾ Bund Deutscher Landschaftsarchitekten, *Handbuch 2000*, Berlin, S. 134 – 135.

¹⁸⁾ Karl Mackes, *Wie die Grundstücksgrenzen am Niederrhein in vergangenen Zeiten gekennzeichnet wurden*, in: *Die Heimat*, Jg. 14, Krefeld 1935, S. 272 – 273.

¹⁹⁾ Ernst Kelter, *Chronik der Gemeinde Rheinkamp*, 1960, S. 50.

²⁰⁾ Im Stadtwald verschwenkt der Weg wegen der Stalungen des Rennplatzes ein wenig ostwärts. – Der Verdacht, daß es sich bei dem in Frage stehenden Baum eventuell um den Rest einer Fußfallstation an einem Prozessionsweg der katholischen Gemeinde Uerdingen, Bockum oder Verberg handele, bestätigte sich trotz intensiver Recherche nicht.

²¹⁾ Der Wallershof – früher auch Wallerhof genannt – war wohl der kleinste „Ho“ in Verberg und als letztes Haus am östlichen Ende des Ortes eingezwängt zwischen dem Moersbach und einem bei der Liegenschaft endenden Weg. Ihm wird in der „Description Uerdingen“ am 16. Oktober 1660 „Krien Holzgrund – ohne Bauland“ zugeschrieben. Diese Bemerkung könnte den Namen erklären als „Waldner“ (Deutsches Namenslexikon, Gondrom 1967, S. 350) und nicht, wie in Verberg vermutet, als „Welser“ (ein Fischer, der in der früher dort befindlichen

Hochwasserrinne des Rheins Weise gefangen hat). – 1888 weist die Hofacker-Karte 0,6 ha für Hof und Garten und 2,1 ha Feld für den Wallershof (heute Kleingartengelände, Gatzestraße 200) aus.

²²⁾ Karl Rembert, *Die Geschichte des Feuerschutzes und der Versicherung der Bauernhäuser gegen Brandschaden*, *Die Heimat*, Jg. 14, Krefeld 1935, S. 284 – 291.

²³⁾ Die heute hochgelegte Autobahn (A 57), die stark ausgeweitete Bebauung in diesem Bereich und die aufwachsende Begrünung des Golfplatzes haben den früheren Winddruck erheblich vermindert.

²⁴⁾ Wie der Wallershof in der „Description Uerdingen“ von 1660 aufgeführt, möglicherweise aber schon für 1474 nachweisbar.

²⁵⁾ Der Hof bestand schon im 12. Jahrhundert und war vom 13. bis zum 18. Jahrhundert im Besitz des Deutschen Ordens (Krefeld, *Die Geschichte der Stadt*, Bd. 1, Krefeld 1998, S. 410 f.).

²⁶⁾ Vgl. Falblatt zur EUROGA 2002plus „Historische Parkanlagen in Krefeld“, hrsg. von der Stadt Krefeld, 2000.

²⁷⁾ Helmut Schildt, Maximilian Friedrich Weyhe, *die Heimat*, Jg. 45, Krefeld 1974, S. 162 – 167.

²⁸⁾ Artenvielfalt exotischer Bäume in den großen Parks Krefelds und seiner Umgebung (einschließlich der *Castanea sativa*):

Haus Scheven, Busenpfad	21
Schönhausen- und Solbrüggengarten	33
Burgpark Linn und Greiffenhorst-Park	35
Haus Caen bei Straelen	46
Schloß Dyck	77

(vgl. Jochen Hild, *Gärten und Parks der Krefelder Herrnsitze, die Heimat*, Jg. 44, Krefeld 1973, S. 89 – 94)

²⁹⁾ *Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 2, die Heimat*, Jg. 73, Krefeld 2002, S. 16 – 20.

- ³⁰⁾ a) Heute Klinik Königshof.
 b) Mindestens 11 sehr große Eßkastanien an der Zufahrt und im unterhalb des Wohnhauses und um den Teich gelegenen Park. Heute Einrichtung der Evangelischen Diakonie.
 c) Vgl. Abb. 18.
 d) Die Familie Jentges baute 1820 auf dem Gelände des schon 1350 erwähnten Hofes das Herrenhaus und legte nordwestlich davon einen Park an, dessen Struktur wegen der vielfachen An-, Um- und Neubauten auf dem alten Gutsgelände nicht mehr auszumachen ist; heutiger Bestand: mindestens 9 große *Castanea sativa*, ferner Buchen, Eichen, Roßkastanien und andere. Dazu kommen rund 15 durch Selbstsaat aufgewachsene Eßkastanien und gepflanzte Linden an der Straßenfront. Max Heydweiller pflanzte einige Zedern.
 e) Industriellenvilla Maurenbrecher in Hüls; Baumbestand: außer zwei *Castanea sativa* Buchen, Erlen, Roßkastanien, Ulmen und andere.
 f) Die dem klassischen Ideal Weyhes am nächsten kommende Gartenanlage ist die der Familie Leendertz, der Hellmannshof. In äußerst detaillierter und liebevoller Weise wurde der Park in „die Heimat“, Jg. 73, Krefeld 2002, S. 32 – 38, von Berthold Leendertz vorgestellt. Unter den Großbäumen des Parkes ist nur eine *Castanea sativa*; eine zweite mußte vor Jahren weggenommen werden.
 g) Uerdingener Stadtpark.
 h) Frühere Industriellenvilla; heute Sitz diverser Firmen.
 i) Heute Altenheim.

Das Schulentlassungs-Zeugnis der Gertrud Winkels (1859 – 1933)

Crefeld, am 1. April 1873

von A. Wolfgang Arbogast

Kurz und bündig

„In der Kürze liegt die Würze.“ Diese volkstümliche Redensart gilt sicherlich für das Entlassungs-Zeugnis von Gertrud Winkels, der Großmutter mütterlicherseits des Verfassers, aus dem Jahre 1873. Es enthält auf einer halben DIN-A4-Seite, also einem Achtel des Umfangs vom heutigen doppelblattgroßen Abgangs-Zeugnis der Hauptschule, alle wesentlichen Angaben, knapp und übersichtlich. Hier der Wortlaut:

*Entlassungs-Zeugniß
für
Gertrud Winkels*

1. *Zeit des Schulbesuches: 1. Oct(ober) 1866 bis 1. April 1873*
2. *Sittliches Verhalten gegen Lehrer und Mitschüler: gut*

3. *Fleiß: gut*
4. *Schulbesuch: ziemlich regelmäßig*
5. *Kenntnisse und Fertigkeiten in den Unterrichtsgegenständen:*
 - a) *Religion: gut*
 - b) *Biblische Geschichte: z. gut*
 - c) *Lesen: gut*
 - d) *Aufsatz: z. gut*
 - e) *Sprachlehre: z. gut*
 - f) *Rechnen: z. gut*
 - g) *Schönschreiben: z. gut*
 - h) *Geschichte und Geographie: befriedigend*
 - i) *Singen: gut*
 - k) *Turnen: –*
 - l) *Nähen und Stricken: –*
6. *Besondere Bemerkungen: –*
Crefeld, am 1. April 1873
Der Schulvorstand:

*(Unterschriften) Huthmacher
Oberpf(arre)r
Der Hauptlehrer
der kath(olischen) Fabrik-Schule
Fassbender (?).*

Zeittypisches, Benotungs-Skala, Fächer-Kanon – Oberpfarrer Huthmacher

Die am 4. April 1859 geborene Gertrud Winkels kam also erst mit siebeneinhalb Jahren auf die Schule und besuchte diese sechseinhalb Jahre. Sie genügte damit der Schulpflicht, die mit Kabinettsorder vom 14. Mai 1825 in den preußischen Rheinlanden eingeführt wurde¹⁾. Ihre Dauer war unter-

schiedlich lang. Zur Zeit der obligatorischen allgemeinbildenden Volksschule, etwa ab 1872, betrug sie in der Regel acht Jahre und währte vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre²⁾. Bereits arbeitende zwölf- bis vierzehnjährige Kinder lernten in der sogenannten Fabriksschule³⁾. In Krefeld bestand aber auch noch bis etwa zu Beginn der 1870er Jahre die Möglichkeit, Arbeiterkinder eher, sogar schon ab zwölf Jahren, aus der Schule zu entlassen, damit sie möglichst früh für den täglichen Unterhalt der Familie mitverdienen konnten, denn nur bis Vollendung dieses Lebensjahres bestand damals Schulpflicht³⁾.

Bemerkungen über „sittliches Verhalten“ – in heutigem Sprachgebrauch etwa Betragen oder Sozialverhalten – und Fleiß, Kopfnoten, die heute wegfallen, durften damals nicht fehlen. Die Tatsache, daß der Unterricht der Fabriksschule in vielen Fällen auf den späten Nachmittag bis Abend fiel⁴⁾, mag die Beurteilung des Schulbesuches mit „(iemlich) regelmäßig“ erklären. Denn vielfach waren die Kinder zu jener Zeit nach einem arbeitsreichen, oft auch körperlich anstrengenden Tag erschöpft.

Die Zensuren-Skala umfaßt zum Zeitpunkt des Zeugnisdatums fünf Noten: sehr gut (1), gut (2), befriedigend (3), mangelhaft (4) und ungenügend (5)⁵⁾. Der Zusatz „ziemlich“ drückt eine geringe Abweichung von der Stamm-Note nach unten aus. Gemäß dem Berufsethos und Ansehen der damaligen Lehrer ist davon auszugehen, daß die Leistungs-Beurteilungen weitgehend objektiv waren und den Erfordernissen ihrer Zeit gerecht wurden. – Heute gibt es durch die Einführung der Note „ausreichend“ sechs Zensuren.

Der Fächerkanon des vorliegenden Zeugnis-Formulars fußt auf dem Unterrichtslehrplan, den der Generalgouverneur Justus Gruner schon gleich nach der Inbesitznahme des neu zu fügenden rheinischen Territoriums durch das Königreich Preußen mit Datum 15. Juli 1814 konzipiert hatte⁶⁾. In diesem Grundsatzpapier für den Unterricht an den sogenannten Volksschulen ist folgende Fächerung vorgesehen: Religion, vaterländische Geschichte mit Geographie, gemeinnützige Kenntnisse aus der Natur- und Menschenwelt, Rechnen mit praktischer Geometrie, die deutsche Sprache mit ihren Fertigkeiten, Zeichnen, Singen und Leibesübungen⁶⁾. Die Zusammenstellung berücksichtigt also außer den „fundamentalen“ auch schon musische und sportliche Erziehungs-Bereiche. Alle zusammen schlagen sich, zum Teil modifiziert oder gekürzt, in den auf dem Zeugnis-Formular aufgeführten Fächern nieder, wobei deren Reihenfolge eine gewisse Wertung der einzelnen Unterrichtsfächer aus damaliger Sicht heraus zum Ausdruck bringt. Bemerkenswerterweise ist diese Rangfolge in etwa bis heute, zumindest für die Grundschul-Zeug-

Entlassungs-Zeugnis

für
Gertrud Winkels

1. Zeit des Schulbesuchs: *1. Oct. 1866 bis 1. April 1873*
2. Sittliches Verhalten gegen Lehrer und Mitschüler: *gut*
3. Fleiß: *gut*
4. Schulbesuch: *z. regelmäßig*
5. Kenntnisse und Fertigkeiten in den Unterrichtsgegenständen:
 - a) Religion: _____
 - b) Biblische Geschichte: *z. gut*
 - c) Lesen: *gut*
 - d) Aufsatz: *z. gut*
 - e) Sprachlehre: *z. gut*
 - f) Rechnen: *z. gut*
 - g) Schönschreiben: *z. gut*
 - h) Geschichte und Geographie: *befriedigend*
 - i) Singen: *gut*
 - k) Turnen: _____
 - l) Nähen und Stricken: _____
6. Besondere Bemerkungen: _____

Krefeld, am *1. April* 1873

Der Schulvorstand: *Justus Gruner*

Der Hauptlehrer
der *1. Fabrik* Schule
Laurenz Huthmacher

Abb. 1. Entlassungs-Zeugnis

nisse, beibehalten worden. Das genannte Konzept von 1814 konnte allerdings infolge mannigfaltiger Schwierigkeiten und nur langfristig zu lösender Probleme vollends erst innerhalb eines Zeitraums von über einem halben Jahrhundert verwirklicht werden⁷⁾.

Ohne Angaben von Gründen bleiben in dem Zeugnis von Gertrud Winkels die Fächer a) Religion, k) Turnen, l) Nähen und Stricken ohne Zensuren. Dies mag durch den Mangel an Fachlehrern oder an Zeit bedingt sein, beim Fach Religion möglicherweise durch das Faktum, daß in Zeiten des etwa 1870 auch in Krefeld einsetzenden „Kulturkampfes“ katholische Geistliche in den der kirch-

lichen Obhut immer stärker entfremdeten Schulen nicht mehr unterrichteten beziehungsweise nicht mehr unterrichten durften⁸⁾. Das Mädcheturnen steckte damals noch in den Anfängen und wurde als Unterrichtsfach meist noch nicht erteilt.

Der als Schulvorstand unterschreibende (Laurenz) Huthmacher (*1829) war als Oberpfarrer (1865 – 1880) Mitglied der Schulkommission zu Krefeld und zusammen mit den Pfarrern Pauly von St. Liebfrauen und Lefranc von St. Stephan, mit dem Rektor der Bürgerschule, des späteren humanistischen Gymnasiums, und zwei katholischen Bürgern verantwortlich für das gesamte katholische



Abb. 2. Familien-Foto 1927; links: Gertrud Birmes, geb. Winkels, mit ihrem Enkel Wolfgang (Verfasser) auf dem Schoß und seine Eltern, rechts von hinten: Sohn Hans mit späterer Frau und Schwägerin

Schulwesen der Stadt⁹⁾. Aufgrund seines geistlichen Amtes war er ferner der geborene Lokalschulinspektor für die fünf Elementarschulen, darunter eine Fabriksschule, die zur Dionysiuspfarre gehörten, ein Amt, das ihm im Verlauf des „Kulturkampfes“ am 27. Juli 1874 entzogen wurde¹⁰⁾. Im damaligen politischen Leben der Krefelder Katholiken spielte er eine führende Rolle. – Weiterhin ist das Zeugnis noch von dem Hauptlehrer der Fabriksschule (siehe oben) Fassbender (?) unterzeichnet.

Biographisches – Erinnerungen¹¹⁾

Gertrud Winkels, die Großmutter mütterlicherseits des Verfassers dieses Beitrages (Jahrgang 1927) wurde am 4. April 1859 in Krefeld geboren. Sie muß schon verhältnismäßig früh im textilen Bereich tätig gewesen sein. Am 5. Juli 1884 heiratete sie den Seidenweber Jakob Steeger. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, Jakob, *1885, †1957; Gertrud (Gerta), *1886, †1947; Friedrich (Fritz), *1888, gefallen 1915 im Ersten Weltkrieg; Maria, *1891, †1961, die Mutter des Verfassers. Nach dem frühen Tod ihres Mannes vermählte sich die Verwitwete am 10. November 1900 mit dem ebenfalls verwitweten Samtscherer Johann Birmes, der 1915 im Alter von kaum 56 Jahren verschied. Der

Ehe entsproß ein Sohn, Johannes (Hans), *1901, †1979. Im Jahre 1933 erlitt Gertrud Birmes während eines Winteraufenthaltes bei ihrer in Berlin-Lichtenrade verheirateten Tochter Gerta auf dem Neujahrskirchgang infolge eines Glatteisunfalls einen Oberschenkelhalsbruch, von dem sie sich nicht mehr erholte. Sie starb an „Herzschwäche“ am 17. April 1933 im Stubenrauch-Krankenhaus zu Berlin-Lichterfelde und wurde in Krefeld begraben.

Zu Lebzeiten wohnte sie im Ost-beziehungsweise Nordbezirk von Alt-Krefeld, zuletzt auf der Seiden-, früher Schulstraße, Ecke Alte Linner Straße, an der damals wegen ihres „krausen“ Baumes im Volksmund so genannten Lokalität „Krusbömke“. Der Verfasser erinnert sich noch an den Dienstagnachmittag-Besuch, den seine Mutter mit ihm als kleinen Jungen allwöchentlich unternahm. Ab Philadelphiastraße, früher Kronprinzenstraße, war die Oma am Fenster der ersten Etage sitzend zu erkennen, meist freundlich winkend, wenn es etwas später geworden war, schimpfend gestikulierend. Erinnerung ist dem Schreiber auch noch die Wohnung mit Gasbeleuchtung, die mittels Geldeinwurf in einen Automaten in Funktion gehalten wurde. Seine Tochter, ihre Urenkelin, hat noch heute ein kleines Schränkchen ihres Mobiliars in Gebrauch. Im Gedächtnis haften geblieben ist auch eine Schießerei zwischen miteinan-

der in Straßenkämpfe verwickelten politischen Parteien in unmittelbarer Nähe der Wohnung und die dadurch hervorgerufene große Angst.

Doch das ist schon über sieben Jahrzehnte her.

Anmerkungen

¹⁾ F. Petri und G. Droge, [Hrsg.]: Rheinische Geschichte, Bd. 3., Düsseldorf 1979 – abgekürzt: Rh. G., S. 473.

²⁾ Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Auflage, Bd. 17, Berlin und Wien 1904, Artikel Volksschulen, S. 1005 f.

³⁾ A. Düppengießer, [Hrsg.]: Katholisches Krefeld 2, Krefeld 1968 – abgekürzt: K. Kr., S. 145.

⁴⁾ Rh. G., S. 478.

⁵⁾ Vgl. auch: H. Bosch, Illustrierte Geschichte der Stadt Geldern 1848 – 1969, Bd. 1, Geldern 1994, S. 229.

⁶⁾ Wie Anm. 1.

⁷⁾ Wie Anm. 4.

⁸⁾ Vgl. hierzu: K. Kr., S. 150 f., 186.

⁹⁾ K. Kr., S. 145, 165.

¹⁰⁾ K. Kr., S. 145, 150; R. G., S. 384.

¹¹⁾ Quellen: Personenstand Birmes/Winkels, Meldekarte, Stadtarchiv Krefeld; Totenzettel; Familien-Dokumente.

Die Luisenstraße in Krefeld – eine Straße des 19. Jahrhunderts

von Christoph Dautermann

Vor einigen Jahren wurde mit dem Gebäude Luisenstraße 15 die bis 1992 bestehende Paramentenweberei Gotzes durch einen Förderverein angekauft und als Museum eingerichtet. Seit der Eröffnung des Hauses im Jahre 2001 für das Publikum werden dort durch eine ABM-Kraft sowie durch etliche ehrenamtliche Mitarbeiter nicht nur wichtige Dokumente zur Textilgeschichte der Stadt gesammelt und aufgearbeitet, sondern den Besuchern wird auch in einem inzwischen einmaligen Ambiente die Handweberei an authentischen Jacquard-Stühlen vorgeführt¹⁾. Das Haus selbst ist ein typisches Gebäude aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche vergleichbare Gebäude aus jener und späterer Zeit sind in der Luisenstraße erhalten geblieben. So war der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen die Frage, ob wir uns anhand des vorhandenen Quellenmaterials ein Bild von der Luisenstraße des 19. und frühen 20. Jahrhunderts machen können. Wie sahen die Anfänge aus, welche Menschen lebten und arbeiteten in den Häusern der Straße, wie war die Bewohner- und die Berufsstruktur der Straße? Ist es also möglich, nicht nur einen Blick auf die noch vorhandene Architektur zu werfen, sondern auch auf die Menschen, die in diesen Häusern wohnten und arbeiteten?

Bekanntlich sind im Zweiten Weltkrieg unter anderem Krefelds Häuserakten mit Bauplänen vernichtet worden, weshalb anderes Quellenmaterial gesucht werden muß, um unsere Fragen nach den Besitzern und Erbauern der Häuser beantworten zu können. Vollständig erhalten sind glücklicherweise die Kataster-Unterlagen. Sie geben, in Verbindung mit den Mutterrollen und Fortschreibungskarten genaue Auskunft über die Parzellierung, die Bauzeit der Häuser und über weitere, auf den Grundstücken stehende Gebäude sowie natürlich über die jeweiligen Besitzer beziehungsweise den Zeitpunkt eines Besitzerwechsels. Die Kataster-Unterlagen treffen allerdings keine Aussagen über die in den Häusern lebenden Menschen, so daß wir darüber hinaus auf andere Quellen angewiesen sind. Hier können wir die Krefelder Adreßbücher zu Rate ziehen, die von 1871 an in Fünf-Jahresschritten für alle Häuser der Luisenstraße ausgewertet wurden. Die Adreßbücher erweisen sich insofern als ein-

zigartige Quelle, als sie nicht nur die Bewohner, sondern auch deren Berufe auführen. Für die Darstellung an dieser Stelle wurden zum Zwecke der besseren Überschaubarkeit vier Zeitschnitte gewählt (1879, 1899/1900, 1920 und 1940). Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde nicht mehr berücksichtigt, da die Einwirkungen des Krieges tatsächlich einen Bruch in der Kontinuität der Entwicklung verursacht haben. Natürlich sind die Adreßbücher als Quelle auch kritisch zu bewerten, da sie einige Schwächen aufweisen. So sind in der Regel nur die Hausbesitzer genannt, daneben – falls weitere Parteien das Haus bewohnten – lediglich die Haushaltsvorstände. Wir können anhand der Adreßbücher also über konkrete Belegungsziffern keine Aussagen treffen²⁾. Dennoch geben uns die Adreßbücher die einmalige Möglichkeit, die angegebenen Berufe der Krefelder Einwohner auch topographisch zuzuordnen, womit wir über einen langen Zeitraum ein ziemlich genaues Bild über die Bevölkerungsstruktur und die soziale Zusammensetzung dieses Staßenzuges gewinnen können.

Die Luisenstraße gehört zu dem Stadterweiterungsgebiet der sogenannten „siebten Stadtauslage“ von 1843. Die auf den Düsseldorfer Regierungs- und Baurat Franz Anton Umpfenbach zurückgehende Planung ist in dem jüngst erschienenen 4. Band der Krefelder Stadtgeschichte nochmals eingehend behandelt worden³⁾, weshalb wir uns an dieser Stelle kurz fassen können. Demnach gab es bereits 1835 erste Planungen zur Stadterweiterung; einen überarbeiteten Entwurf legte Umpfenbach am 27. Februar 1837 vor. Dieser wurde erst sechs Jahre später, nämlich am 11. Juni 1843 durch die preußische Regierung genehmigt. Der Entwurf setzte das von Vagedes angelegte rechtwinklige Straßensystem fort, wobei hier im Osten der Stadt auf alte Straßenverläufe Rücksicht genommen werden mußte, zumal diese zum Teil bereits bebaut waren. So gab es an der nach Uerdingen weisenden Rheinstraße am Dampfmühlweg sowie an der Alten Linner Straße bereits einen gewissen Baubestand, der in die Planungen einzubeziehen war⁴⁾. Den Zustand vor der Umpfenbachschen Planung zeigt sehr schön der vom Geometer Goldammer 1825 farbig gefaßte Vagedessche Plan: Im Verlauf

der Rheinstraße ist deutlich eine Bebauung zu erkennen, in diesem Gebiet bis etwa Dampfmühlweg und Alte Linner Straße eine recht kleinteilige Parzellenstruktur, in der Hauptsache wohl für die Anlage von Gärten vor der Stadt, aber auch durchsetzt mit einzelnen Gebäuden. Nach Süden und Osten schließt sich die Feldflur an, deren Ackerparzellen damals noch zu der im Osten anschließenden Hofzeile, dort vor allem Münker- und Pullerhof, gehörten. Darüber legte Umpfenbach das rechtwinklige Schema der von Nord nach Süd verlaufenden Luisen-, Mariannen-, Elisabeth- und Kronprinzenstraße – die Bezeichnung der Straßen nach dem preußischen Königshaus –, sowie die Ost-West-Straßen Rheinstraße, Neue Linner Straße, Dreikönigen- und Schwertstraße.

Interessant ist, daß der Umpfenbach-Plan zwar erst 1843 genehmigt wurde, man nach Aussage der Katasterkarten aber bereits seit 1837 grobe Blockparzellen bildete, die nach und nach in Bauland umgewandelt und zu Hausparzellen umgelegt wurden. Leider ist der Bereich um die Rheinstraße, wo mit einem älteren Baubestand aus der Zeit um 1800 zu rechnen gewesen wäre, im Zweiten Weltkrieg stark zerstört worden, so daß wir dort fast ausschließlich Nachkriegsbebauung vorfinden. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine rege Bautätigkeit auch im südlichen Bereich der Luisenstraße ein. Dort sind glücklicherweise zahlreiche Bauten der zweiten Jahrhunderthälfte erhalten geblieben, wie dies bereits Eva Brües im Denkmälerinventar von 1967 bemerkt⁵⁾.

Einen Überblick über die bauliche Entwicklung des östlich des Ostwalls gelegenen Viertels gibt eine Aufstellung nach dem Adreßbuch von 1868: Demnach standen „an der Alten und der Neuen Linner Straße auf jeder an die 50 Häuser, an der Elisabeth- aber 84, an der Mariannen- 10, an der Schwertstraße 16 und eins am Albrechtsplatz, der damals offengelegt und bepflanzt wurde“⁶⁾. Auf der Luisenstraße standen zu der Zeit 83 Häuser. Darüber hinaus läßt sich anhand des vorhandenen Baubestandes und anhand der Kataster-Unterlagen ein ziemlich genaues Bild von der baulichen Entwicklung der Straßen machen.

Die Erwähnung von öffentlichen Gebäuden auf der Luisenstraße soll an dieser Stelle nur gestreift werden, da sie schon häufiger Gegenstand von Veröffentlichungen waren. Am Kreuzungspunkt von Neuer Linner Straße und Luisenstraße entstand der Luisenplatz. Dort baute man die 1864 eröffnete Realschule⁷⁾. Seit 1851 befand sich gegenüber in angemieteten Räumen die erste Krefelder Gewerbeschule, die dann 1855 an den Westwall umzog⁸⁾. Gegenüber entstand von 1872 bis 1874 die evangelische Friedenskirche⁹⁾. 1862 wurde auf dem Luisenplatz ein Markt für den Ostteil der Stadt eingerichtet¹⁰⁾. Als weiterer öffentlicher Platz an einer Straßenkreuzung entstand der Albrechtplatz (Schwertstraße/Luisenstraße). Für die seit 1854 gebaute Pfarrkirche St. Stephan war bei Umpfenbach keine Platzsituation vorgesehen. Sie liegt als Endpunkt der Stephanstraße im Häuserblock der Luisenstraße¹¹⁾.

Wie war nun die Entwicklung bei den Wohnhäusern beziehungsweise den Haushalten in der Luisenstraße? Wie bereits angedeutet, läßt sich über die Adreßbücher lediglich die Zahl der Haushalte erfassen. Ein Blick auf die Tabelle 1 zeigt, daß im Zeitraum von 1879 bis 1940 rund 110 Haushalte in der Straße dazugekommen sind. Natürlich hat auch die Bautätigkeit zugenommen, aber im Vergleich zu den Haushalten nur geringfügig, nämlich um 21 Häuser. Die meisten Häuser waren also zu Ende der 1870er Jahre auf der Luisenstraße bereits erbaut. Insgesamt läßt sich demnach eine steigende Belegungsdichte in den einzelnen Häusern feststellen. Entsprechend ging der Anteil der Häuser mit nur einem Haushalt deutlich zurück. So ist davon auszugehen, daß in den ersten Jahrzehnten seit Besiedlung der Luisenstraße die Bauherren in der Regel auch ihr Haus selbst, und zwar häufig nur mit ihrer Familie, bewohnt haben, während später offensichtlich mehr und

Tabelle 1				
Luisenstraße	Anzahl der Haushalte			
	1879	1899/1900	1920	1940
Häuser mit				
1 Haushalt	40	42	24	25
2 Haushalten	26	26	34	19
3 Haushalten	18	26	35	36
4 Haushalten	6	14	21	26
5 Haushalten	6	12	6	11
6 Haushalten	6	4	5	4
7 Haushalten	3		1	3
8 Haushalten	1			
Haushalte gesamt:	265	312	348	375

mehr Mietwohnungen entstanden sind. Welche Faktoren dafür im einzelnen verantwortlich sind, soll an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden; natürlich spielen die Zunahme der Bevölkerung, aber auch das Siedlungsverhalten der Einwohner – wie Abwanderung aus der Altstadt in die neuen Außenbezirke und anderes mehr – eine Rolle¹²⁾. Das in anderen Industrie- und Großstädten übliche Schlafgängerwesen¹³⁾ beziehungsweise die Untervermietung von Wohnräumen spielte in Krefeld offenbar keine so große Rolle¹⁴⁾.

Bei einem Blick in die Kataster-Unterlagen und die Adreßbücher wird schnell ersichtlich, daß auf der Luisenstraße, wie vermutlich bei den meisten anderen Straßen der siebten Stadtauslage, keinesfalls eine reine Wohnbauung vorherrschte. Desgleichen gibt es nur wenige Bauten, die allein zu gewerblichen Zwecken errichtet wurden, das heißt, es findet sich auf der Luisenstraße eine für diese

Zeit wohl typische Mischbebauung, wobei gewerbliche Tätigkeit und privates Wohnen in der Regel in einem Gebäude oder auf einem Grundstück gleichzeitig stattfanden. Nach Ausweis der Tabelle 2 gingen zwischen 1879 und 1940 die gewerblich genutzten Flächen leicht zurück, während sich die Zahl der Gebäude mit reiner Wohnnutzung fast verdoppelte.

Ein noch genaueres Bild von den Bewohnern der Luisenstraße erhalten wir, wenn wir uns in einem weiteren Schritt die in den Adreßbüchern aufgeführten Berufe der genannten Haushaltsvorstände ansehen. Es überrascht zunächst vielleicht die Vielfalt der Berufe, die dort bereits in den 1870er Jahren vertreten sind. So werden 1879: 95, 1899/1900: 132, 1920: 131 und 1940: 143 verschiedene Berufe genannt. Alle diese Berufe hier im einzelnen zu besprechen ist nicht möglich, weshalb einzelne Sparten herausgegriffen werden sollen.



Abb. 1. Crefeld 1876 (Ausschnitt); gez. von Hugo Koch, Architekt in Crefeld; Lith. u. Druck von Wilhelm Wefers, Crefeld

An dieser Stelle bedarf das Bild, das man sich bislang von den Einwohnern Krefelds und ihren Häusern im 19. Jahrhundert machte, wohl einer gewissen Korrektur. Vor allem die bis heute offenbar nach wie vor gültige Auffassung, daß in fast jedem Haus ein fleißiger Weber an seinem Webstuhl saß, beziehungsweise daß die Krefelder Häuser in überwiegender Zahl in Maßen und Proportion an die Webstühle angepaßt waren – eine Auffassung, die erstaunlicherweise selbst in dem zuletzt erschienenen Band zur Krefelder Stadtgeschichte noch vertreten wird¹⁵⁾ –, läßt sich so wohl nicht halten¹⁶⁾.

Das Adreßbuch nennt 1879 3 Weber, 4 Seidenweber, 12 Seidenwarenfabrikanten, 2 Samtfabrikanten. Rechnet man sämtliche Berufe hinzu, die im weiteren Sinne mit der Herstellung und Verarbeitung von Textilien befaßt waren, so kommen wir auf eine Summe von 70 Berufen, eine sicherlich nicht unbeachtli-

Tabelle 2				
Luisenstraße	Nutzungsstruktur			
	1879	1899/1900	1920	1940
reine Wohnnutzung	38	54	69	72
gewerbliche Nutzung	8	7	6	6
Mischnutzung	59	62	54	47
öffentliches Gebäude	5	5	5	6
Anzahl der genutzten Häuser	110	128	134	131

che Anzahl, jedoch relativiert sich diese Zahl bei insgesamt 478 genannten Berufstätigen in der Straße. So nimmt das Textilgewerbe in der Luisenstraße 1879: 26 % der genannten Berufe ein. In den folgenden 60 Jahren bis 1940 ist diese Zahl deutlich rückläufig:

1899/1900: 23 %, 1920: 16 %, 1940: 15 %. Hier fällt besonders der Rückgang der textilproduzierenden Berufe (Seidenwarenfabrikanten und andere) auf, dagegen die Zunahme der verarbeitenden Berufe (Schneider)¹⁷⁾.

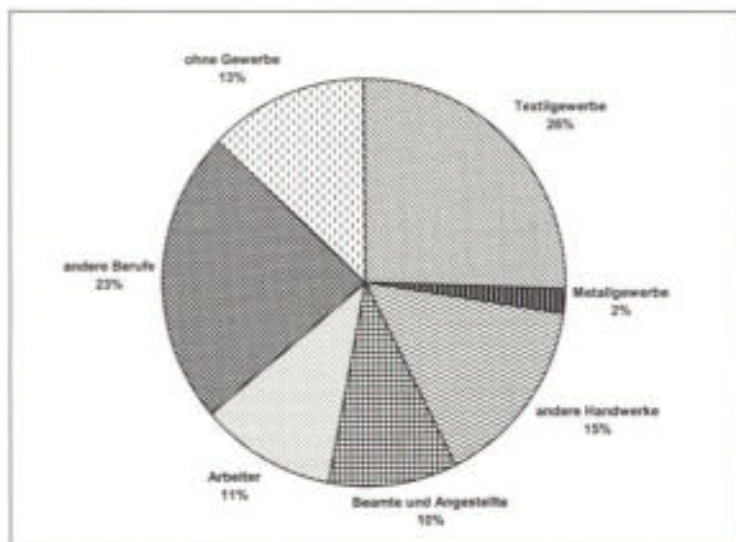


Abb. 2. Luisenstraße: Berufsstruktur 1879

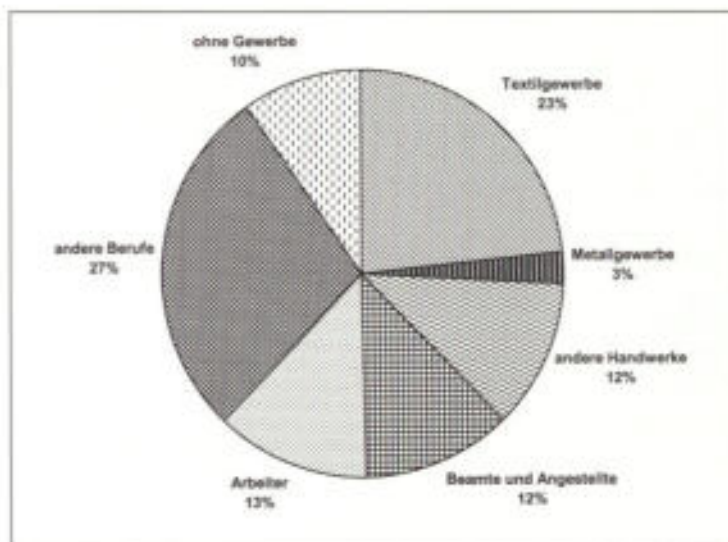


Abb. 3. Luisenstraße: Berufsstruktur 1899/1900

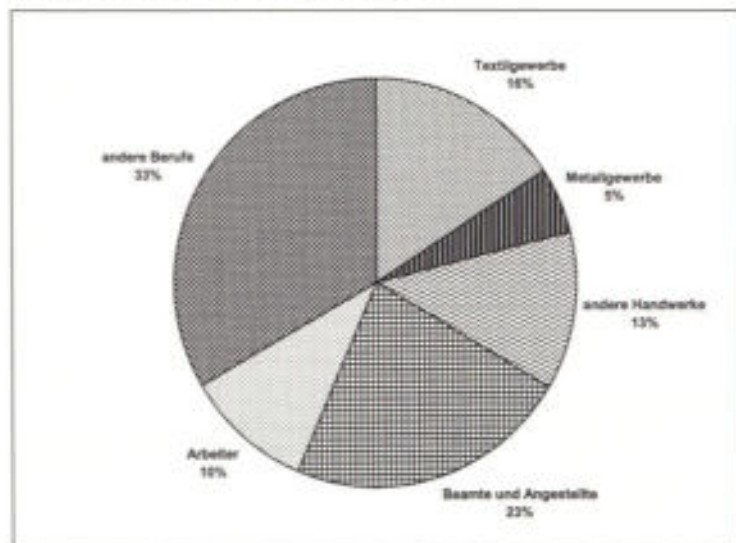


Abb. 4. Luisenstraße: Berufsstruktur 1920

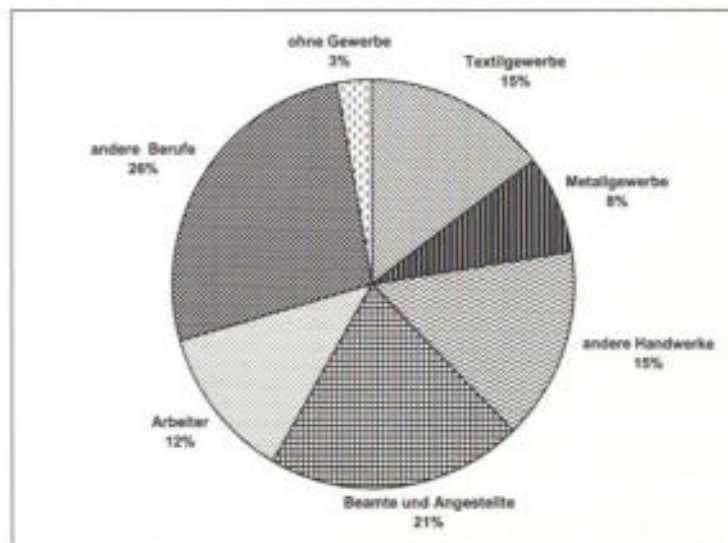


Abb. 5. Luisenstraße: Berufsstruktur 1940

Neben dem hier aufgeführten Textilgewerbe findet sich im untersuchten Zeitraum auf der Luisenstraße eine reichhaltige Fülle von Unternehmungen, Hausgewerben, kleinen Selbständigen, Angestellten, Arbeitern und anderen. Dahinter verbergen sich Unternehmen, die über einen langen Zeitraum erfolgreich gearbeitet haben, deren Namen aber heute längst vergessen sind. Es finden sich auch Unternehmen, die heute noch in der Krefelder Wirtschaft eine Rolle spielen. Hinter jeder Namensnennung verbirgt sich ein Einzelschicksal, eine Familiengeschichte, eine erfolgreiche, eine „normale“ oder auch eine gescheiterte Karriere. Lassen wir aber zunächst die Zahlen weiter sprechen.

Beispielsweise war das Metallgewerbe in zunehmendem Maße in der Luisenstraße durchaus vertreten (1879: 2 %; 1899/1900: 3 %; 1920: 5 %; 1940: 8 %), wobei in der Frühzeit auch der Maschinenbau dort seinen Standort hatte. Bei den später häufiger vertretenen Drehern und Schlossern dürfte es sich um auswärtig tätige Facharbeiter gehandelt haben.

Zum Beispiel wird in der Luisenstraße 13 im Jahr 1871 der Maschinenbauer Peter Leonhard Nolden genannt, dessen Maschinenfabrikation über lange Jahre erfolgreich bestand. Nolden war als Schreiner und Maschinenbauer 1858 bei Peter Leonhard Diepers eingestiegen, der damals den väterlichen Betrieb übernommen hatte¹⁸⁾. Das Adreßbuch von 1859 weist die Firma Diepers & Nolden noch in der Königstraße 174 aus. 1868 wurde der Sitz der Firma „Maschinenbau-Anstalt von Diepers & Nolden“ in die Mariannenstraße 2 verlegt. Die Firma gab im Adreßbuch folgende Anzeige auf: „Maschinenbau-Anstalt von Diepers & Nolden, Mariannenstraße, verfertigt alle Maschinen, welche in der Seiden-Manufaktur erforderlich sind, z.B. Kunst-Windmaschinen, selbstkreppe Scheerrahmen, dann alle Maschinen für die Appretur und Sammtpress-Maschinen“. Die Wohnhäuser der beiden Familien lagen in der Luisenstraße. „Etwa um 1876 trennten sich die Teilhaber. Peter Johann Diepers zog zum Albrechtplatz und betrieb dort die Maschinenfabrik P. J. Diepers; Peter Leonhard Nolden blieb auf der Mariannenstraße 2“¹⁹⁾. Nolden kaufte Ende der 1880er Jahre das Haus Luisenstraße 11 – also das ehemalige Wohnhaus von Diepers – dazu. Er muß um 1900 gestorben sein, denn 1903/04 wird an seiner Stelle die Witwe Peter Nolden, Rentnerin, im Adreßbuch genannt. Vermutlich hat Noldens Sohn Heinrich aber die Fabrikation weiterbetrieben, denn er wird 1899/1900 als Maschinenfabrikant aufgeführt, und noch im Adreßbuch von 1914 wird die Maschinenfabrik („Maschinen für Textilindustrie“) P. L. Nolden auf der Mariannenstraße 2 erwähnt. Vermutlich ist die Firma dann im oder nach dem Ersten Weltkrieg verkauft worden, denn die Familie Nolden taucht nun nicht mehr in den Adreßbüchern auf. Die Maschinenfabrik

Tabelle 3

Luisenstraße Berufe des Textilgewerbes in den Adreßbüchern	1879	1899/1900	1920	1940
Appreturbesitzer	3	1		1
Appreteur	1			1
Appreturgehülfe		1		
Bandweber			1	2
Baumwollhändler		1	2	1
Büglerin	1	3	1	1
Damenschneider	1		6	3
Damenmodenhändler				2
Farbwarenhändler		1		
Färbereibesitzer	1	3	3	1
Färbereitechniker				1
Färbermeister	1	1	2	1
Färber			1	2
Färbergeselle	2	6		
Haudereinhaber		1		
Herrenschneider			1	2
Kartenschläger			1	1
Kleidermacher/in	2	1		
Korsett-Atelier				1
Krawatten/Slipsfabrikant	3	3	2	6
Krawattenhändlerin		1		
Krawattenstempler		1		
Kunststopferin				1
Leinen- und Wäschehändler	2			
Maßgeschäft				1
Modistin		1		
Näherin	10	12	4	1
Paramentengeschäft			1	
Paramentenweber			1	3
Posamentierer	1			
Rietmachermeister	1	1		
Rohseidenhändler	4	2		
Samtfabrikant	2	2	1	
Samtwarenhändler			1	1
Sayethändler	1	1		
Scheererin	4	1		
Schneidermeister		5	4	4
Schneider/in	1		4	4
Schneidergeselle	1	5		
Seidenwarenfabrikant	12	7	2	
Seidenwarenhändler	2	1	3	
Seidenweber	4			1
Stepperin		2		
Textilwaren-Handel			1	
Twist-Handel		1		
Weber/in	3	4	3	1
Windereinhaber	2			
Winderin	1	1		
Wollwarenhändler	2	1		
Zuschneider/in	1	1		
Zwirner	1			
Summe	70	72	45	43

Tabelle 4

Metallgewerbe in der Luisenstraße nach Adreßbüchern	1879	1899/1900	1920	1940
Dreher			1	5
Eisenwarenhändler		1		
Graveur (Gravieranstalt)		1	1	1
Kupferschmied	1			
Maschinenbauer / -fabrikant	1	2	1	
Maschinenzeichner		1		
Mechaniker	2			1
Metallgießer		1		
Schlossermeister		1	1	1
(Maschinen-) Schlosser	1		10	11
Schmied				3
Schmiedemeister		1		
Schweißer				1
Walzer			1	
Summe	5	8	15	23

auf der Mariannenstraße 2 nannte sich seit 1920 „Maschinenfabrik Niederrhein GmbH, Bau u. Vertrieb von Weberei-, Färberei- u. Spinnerei-Maschinen“.

Bekanntlich spielt die Firma Siempelkamp bis heute eine wichtige Rolle in der Krefelder Gewerbelandschaft. 1900 kauften „Siempelkamp Gerhard Maschinenfabrikant und Frau Maria Christina geb. Grefges“ das Haus in der Luisenstraße 115. Gerhard Siempelkamp selbst wohnte damals noch am Ostwall 171, zog aber 1906 in die Luisenstraße 48. Gegenüber in der Nr. 47 wohnte seit 1871 der Fabrikgehilfe und spätere Werkmeister Hermann Josef Grefges mit seiner Familie²⁰, und Maria Christina, die spätere Frau Siempelkamp, war wohl seine Tochter. Offensichtlich begann dort auch die Karriere von Gerhard Siempelkamp, wie einer Annonce im Adreßbuch von 1888 zu entnehmen ist²¹. „Der endgültige Durchbruch gelang zwischen 1893 und 1903. Jetzt betreibt die Firma, laut einer Annonce im Adreßbuch der Stadt Krefeld, auf der Vereinsstr. 54 eine Maschinenfabrik, ein Lager in technischen Artikeln auf der Luisenstr. 115 sowie eine Armaturen-Fabrik und Metallgießerei in Uerdingen²².“ Entsprechend wird in den Adreßbüchern bis nach dem Zweiten Weltkrieg – dann Hausnummern 113 bis 117 – die Metallgroßhandlung Siempelkamp & Co. aufgeführt.

Andere Handwerke – Anstreicher und Maler; Bäcker; Friseur; Dachdecker; Elektriker; Klempner; Kürschner; Metzger; Stukkateur; Sattler/Polsterer; Maurer; Schuhmacher; Schreiner; Zimmermann und noch weitere –, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen

werden kann, gab es natürlich auch auf der Luisenstraße, wobei ihr prozentualer Anteil relativ konstant blieb (1879: 15 %; 1899/1900: 12 %; 1920: 13 %; 1940: 15 %). Konstant blieb ebenfalls der Anteil der Arbeiter, während der Bevölkerungsanteil der Beamten und Angestellten fast proportional zum Rückgang des Textilgewerbes zunahm (1879: 10 %; 1899/1900: 12 %; 1920: 23 %; 1940: 21 %). Hier läßt sich schon eine, wenn auch allmähliche Tendenz zur Umstrukturierung des Viertels feststellen. Gut ein Drittel der Berufe in der Straße nahmen jedoch diejenigen ein, die den oben genannten Gruppen nicht zuzuordnen sind (siehe Tabelle 5). Hierzu gehörten vor allem die Selbständigen und andere Gewerbetreibende. Sie waren die Glücksritter und die kleinen „Ich-AGs“, die nur für wenige Jahre dort lebten und arbeiteten, sie waren die Klein- und Kolonialwarenhändler, die dort über Generationen ihr Geschäft betrieben. Dort lebten die Künstler und die Arbeitslosen mit den soliden und recht-schaffenen Familien, der Billardmeister mit dem Gipsfigurenfabrikanten, der Apotheker mit dem Fabrikanten, der Pfarrer mit dem Kaufmann Tür an Tür und Haus an Haus. Hervorzuheben sind die vergleichsweise häufig auftretenden Nennungen der Agenten, Kommissionäre beziehungsweise Kaufleute. Mit großer Wahrscheinlichkeit waren einige von ihnen auch im Textilhandel tätig. Leider läßt sich dies aufgrund der neutralen Berufsbezeichnung im Adreßbuch nicht entscheiden.

Wie bereits erwähnt, ist es an dieser Stelle nicht möglich, auf die vielen Einzelschicksale, die sich hinter den in den Adreßbüchern genannten Namen verbergen, einzugehen. Es

muß deshalb genügen, hier einige Beispiele herauszugreifen, anhand derer der Stellenwert der damaligen Bevölkerung erläutert werden kann.

Luisenstraße 29

1879 finden wir dort den Samtfabrikanten Hermann Schelleckes; auch im Adreßbuch von 1884/85 wird er an dieser Stelle noch aufgeführt. Von 1889 bis 1910 ist er im Haus Nr. 119 zu finden. 1913/14 wird seine Witwe genannt. Danach verlieren sich die Spuren in den Adreßbüchern. Sein Sohn, der spätere Justizrat Gustav Schelleckes, war 1852 in Krefeld geboren worden²³. Sein Berufsleben verbrachte er als Notar in Neumagen an der Mosel. Er kehrte 1894 in das elterliche Haus auf der Luisenstraße zurück. Nachdem die damalige Besitzerin der Burg Linn, Marianne Rhodius, gestorben war, wurde er als Miterbe zum Verwalter ihres Nachlasses eingesetzt, zu dem unter anderem die Burg Linn mit dem Jagdschloß gehörte. 1913/14 wohnte der Justizrat a. D. im Haus Neue Linnerstraße 65a. Später bezog er das Jagdschloß auf Burg Linn und wohnte dort bis zu seinem Tod im Jahr 1928.

Luisenstraße 86

Seit einiger Zeit wohnte auch die Familie Macke auf der Luisenstraße. Der Kommissionär Ludwig Macke begegnet uns zum ersten Mal im Adreßbuch von 1895/96 im Haus Nr. 126. Einige Jahre später ist er in das Haus Nr. 113 gezogen. 1911 hat er dann – seitdem als Buchrevisor – zusammen mit seiner Frau Gertrud Josefine, geb. Enger, von dem königlichen Musikdirektor August Grüters das Haus mit der Nr. 86 erworben. Seitdem ist es im Besitz der Familie Macke. Seit 1926 führen die Adreßbücher auch seinen 1891 geborenen Sohn, den Kunstmaler H. Macke auf. Dahinter verbirgt sich kein anderer als der bekannte Maler Helmuth Macke, Cousin August Mackes²⁴. Als Soldat im Ersten Weltkrieg, kehrte er zu Ende des Krieges in sein Elternhaus zurück und zog dann 1921 nach Bonn. 1925 kehrte er wiederum nach Krefeld zurück, wo er sich bis 1929 hauptsächlich aufhielt. „In der Färberstraße wandelte er drei Fabrikräume seinen Zwecken entsprechend zum Atelier um: einen nutzte er als Arbeitsraum, einen als Ausstellungsraum und einen als Wohn- und Schlafzimmer“²⁵. 1929 ging er nach Rom, danach in die Schweiz und 1931 wieder nach Krefeld, lebte dort zeitweise auch im Hause Campendonk. 1933 zog er mit seiner Frau an den Bodensee, wo er 1936 starb. Das Elternhaus in der Luisenstraße wurde beim Bombenangriff 1943 zerstört und mit ihm auch der größte Teil der Werke Helmuth Mackes.

Zu den ältesten heute noch stehenden Gebäuden in der Luisenstraße dürften die bei-

Tabelle 5

Luisenstraße Weitere Berufe nach den Adreßbüchern	1879	1899/1900	1920	1940
Agent	7	10	7	1
Apotheker			1	
Architekt / Bauunternehmer		1	3	1
Arzt / Zahnarzt	1	1	2	2
Auskunftei			1	
Autobetrieb				1
Bautechniker		1		
Billardmeister				1
Buchdruckereibesitzer		1	1	1
Buchdruckereifaktor		1		
Bürstenfabrikant		1		
Blumenhändler				1
Chemiker	1	2	2	1
Chokoladenfabrikant		1		
Destillateur	1			
Expedient				2
Fabrikbesitzer			2	
Fetthändler		1		
Fisch- und Delikatessenhändler		1	1	
Fleischwarengroßhändler/Vieagent			2	1
Fuhrunternehmer / Spedition		1	2	5
Gebrauchswerbung				1
Gerbereibesitzer / Lederwarenfabrikant	1			
Gipsfigurenfabrikant		1		
Händlerin				1
Handarbeitslehrerin		1		
Handelsvertreter			2	4
Hebamme		1	1	1
Hefehändler		1		
Hotelbedarf				1
Hut- und Mützenfourn.-Gesch.	1	1		
Immobilienhändler			1	1
Ingenieur	1	1	4	3
Kaplan	2	2	1	2
Kartonagefabrikant			1	
Kaufmann	3		31	17
Klavierlehrerin		1	1	
Klavierspieler		1		
Kleinhändler/in	3	5	2	1
Kohlenhändler	3	1	1	
Kolonialwarenhändler	4	3	5	
Kommissionär	18	21		1
Korrespondent				1
Kostgeber	1			
Küchenchef				1
Kurzwarenhändler	2	1		
Lebensmittelhändler				6
Lederwarenhändler	1		1	1
Lottereeinnehmer	1			
Manufakturwarenhändler	1			
Missionar			1	
Modelleur		1		
Mützenfabrikant		1		
Musikdirektor			1	

den Häuser Nr. 71 und Nr. 73 an der Ecke Dreikönigenstraße zählen. Die Parzellen werden in den Ergänzungskarten der Katasterverwaltung 1842 noch mit der Bezeichnung „Münkerfeld“ geführt, bevor dann in den Jahren 1843/44, also wohl unmittelbar nach der amtlichen Genehmigung des Umpfenbachschen Plans, von dem damaligen Besitzer Johann Enger die heutige Nr. 71 an Johann Bohnen und die heutige Nr. 73 an Peter Anton Carrier verkauft und wahrscheinlich unmittelbar danach bebaut wurden. Interessant ist, daß die ersten Blockparzellen entlang der geplanten Straßenzüge nach Ausweis der Katasterkarten bereits 1837 gebildet wurden, also sechs Jahre vor der staatlichen Genehmigung des Ausbauplanes.

Luisenstraße 71

1837: Bildung erster Blockparzellen, aber noch nicht bebaut; 1842 noch bezeichnet als Münkerfeld, Acker; dann 1843/44 von Johann Enger²⁶⁾ an Johann Bohnen verkauft und zu jener Zeit bebaut. Das Adreßbuch führt noch 1871 unter der Hausnummer 11 auf: Bohnen Johann, gewerblos; Dammer Hermann, Packknecht; Sonnen Maria, Scheererin. 1873 wohnten dort aber der Fabrikgehilfe Felder und der Kupferschläger Franzen. In den folgenden Jahren wechselten mehrfach die Besitzer. Seit 1897 war das Haus dann im Besitz der Familie Vink. Dort hatte der Schlossermeister Johann Oswald Vink damals ein a) Wohnhaus mit Hofraum und abgesondertem Flügel und b) eine Werkstätte rechts. 1958 führt das Gebäudebuch auf: a) Wohnhaus mit Schuppen und Hofraum, b) Seitenbau, c) Hofüberdachung, 1928 Neubau. Offenbar hat Johann Vink dort einen kleinen Betrieb gehabt, denn 1903/04 wohnte im Haus auch der Maschinenschlossergeselle August Mori. Zur selben Zeit gab es wohl auch schon einen Kolonialwarenhandel, der von Peter Ohlig betrieben wurde. Unterkunft fand darüber hinaus der Schneidergeselle Wilhelm Stahlberg. Die Kolonialwarenhandlung blieb ungefähr zehn Jahre, bis um 1920 die Metzgerei Dornbusch dort ihr Geschäft hatte, das auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg bestand.

Luisenstraße 73

Wie bei Nr. 71 wurde das Grundstück 1843/44 verkauft, und zwar von Johann Enger an Peter Anton Carrier, und zu dieser Zeit bebaut. 1856 begegnen wir dort Peter Theodor Carrier. Nach Ausweis der Gebäudesteuerrolle, des Gebäudebuches und der Adreßbücher blieb das Haus über 100 Jahre im Besitz der Familie Carrier (Schreibweise auch Carrié). Dort ist tatsächlich ein textiler Haushalt vorzufinden, wie das Adreßbuch 1871 ausweist: Nr. 12: Carrié Friedrich, Seideweber; Deuster Anna, Bandaufmacherin; Deuster Johanna, Bandaufmacherin; Deuster Ww. Johann Jakob, gewerblos; Gobbers Josephine, Seideweberin; Gobbers Magdalena, Scheererin; Gobbers Ww. Lambert, gewerblos; Neuen-

Tabelle 5 (Fortsetzung)				
Luisenstraße	1879	1899/1900	1920	1940
Weitere Berufe nach den Adreßbüchern				
Musiker			1	2
Obst- und Gemüsehändler		1		
Ölhändler		1		1
Papiergroßhändler	1	1	1	1
Papierwarenfabrikant				1
Photograph			1	1
Pastor / Pfarrer	1	3	2	2
Rechtsanwalt				1
Reisender	4	7	2	
Schauspieler/in		1	1	
Schreibmaschinenhändler				1
Schreibmaterialienhändler	1			1
Schriftsteller			1	1
Schuhhändler				1
Spiegelfabrikant				1
Steindruckerei		1		
Steuerpraktikant				1
Tanzlehrer			2	
Tapetenfabrikant	3			
Techniker		1		2
Tierarzt			1	
Vertreterin			1	
Weißwarenhändler	1	2	1	
Wirt	1	3	3	2
Zelluloidwarenfabrikant		1		
Zuschneideschule			1	
Summe	64	87	95	78

Abb. 6. Luisenstraße 71/73; Aufnahme Oktober 2002



hofen Helene, Bandaufmacherin; Neuenhofen Wilh., Seideweber; Neuenhofen Ww. Joh. Peter, Seideweberin. Überraschend ist auch, daß in diesem Haus offenbar wenigstens zehn Personen gewohnt und gearbeitet haben. 1873 werden aber nur noch vier Personen beziehungsweise Haushaltsvorstände aufgezählt. 1909 werden als Besitzer in der Gebäudesteuerrolle genannt: Peter Heinrich Karl, Weber, und Friedrich, Handlungsgehilfe. An Gebäuden sind lediglich aufgeführt: a) Wohnhaus mit Anbau und Hofraum.

Luisenstraße 44

Als Besitzer des Hauses wird in der Mutterrolle von 1860/62 Karl Wilhelm Stoecker, Seidenfabrikant zu Crefeld, genannt. Er taucht in den Adreßbüchern 1871 als Lotterie-Einnehmer, 1873 als Kohlenhändler und Lottereeinnehmer auf, später dann als „Königlicher Lottereeinnehmer“. Die Gebäudesteuerrolle von 1895/96 führt auf: Stöcker Karl Wilhelm, Lotterie-Einnehmer, und Deimel Julie, Eheleute; 1901: Speer August, Steuerrat, Ehefrau Julie Hedwig geb. Stöcker in Langensalza; 1902: Bertkau Friedrich Wilhelm Dr., Apotheker und Chemiker, a) Wohnhaus mit Seitenflügel, Hofraum und Garten. Das Haus war dann seit 1920 im Besitz von Dr. Daniel Schenk, ebenfalls Chemiker, sowie von der Ärztin Dr. E. Schenk.

Luisenstraße 15

Das Haus wird in den „Denkmäler(n) des Rheinlandes“ von 1967 erfaßt als „zweigeschossiger Bau von vier Achsen, hochrechteckige Fenster, antikisierende Horizontalfriese, Doppeltür links“²⁷⁾. Die Verfasserin des Denkmalinventars datiert die Bauzeit des Hauses auf „vor 1868“. Was in dem Inventar recht lapidar als „Doppeltür links“ genannt wird, zeigt eine Besonderheit des gründerzeitlichen Gebäudes an, die an mehreren Häusern in der Luisenstraße zu beobachten ist: Lieferanten und Kundeneingang liegen unmittelbar nebeneinander. Über den Lieferanteneingang gelangte man in die Werkräume sowie in die privaten Räume im Obergeschoß. Rechts liegt der Kundeneingang, der in die Geschäftsräume führte. Die Werkstätten befanden sich in einem gesonderten Flügelbau, der auf dem rückwärtigen Grundstück an den Gebäudekörper anschließt. Dort wurden bis in die 1990er Jahre gewerblich auf Handwebstühlen Paramentenstoffe hergestellt. Die genannte Doppeltür beweist, daß für das Haus bereits bei der Planung eine gewerbliche Nutzung vorgesehen war.

Die Supplementkarte von 1868 zeigt, daß die Parzelle mit der benachbarten Hausnummer 17 soeben aus der Parzelle 1670/168 ausgelgliedert wurde. Als Besitzer beziehungsweise Käufer sind in der Mutterrolle Diepers & Pels-Leusden, als Verkäufer beziehungsweise Vorbesitzer Friedrich Puller vom Puller-Hof ge-

nannt. Gottfried Diepers war wohl auch der Bauherr des Hauses, er ist im Krefelder Adreßbuch von 1871 aufgeführt. In der 1895/96 angelegten Gebäudesteuerrolle finden wir Gottfried Diepers, Seidenwarenfabrikant, zusammen mit seiner Ehefrau Lisette Ruland als Besitzer wieder. Diepers verkauften das Gebäude 1908 an Hubert Gotzes, der seit 1905 Paramentenstoffe produzierte. In der Gebäudeurkunde wird das Grundstück als „Wohnhaus mit Seitenflügel, Hofraum und Hausgarten“ beschrieben. Von 1916 an übernahmen die Söhne Hubert jr., Jakob, Mathias und Josef die Firma. Hubert Gotzes jr. leitete die Vertretung für Paramente in Chicago. Josef Gotzes gründete eine eigene Fabrikation für Paramente und Kirchengerät. Für kurze Zeit (1929) war er in der Luisenstraße 17 mit einer Paramentenfabrik angemeldet. Mathias Gotzes leitete das Familienunternehmen bis zu seinem Tod 1935, danach führte die Witwe die Geschäfte weiter. Der Grundbesitz wanderte in den 1920er Jahren zwischen den Söhnen des Hubert Gotzes, im Prinzip blieb das Haus aber bis in die 1960er Jahre im Besitz der Familie Gotzes, bis der Angestellte E. Maus, den das Adreßbuch von 1956/57 als dort wohnhaft verzeichnet, den Betrieb 1969 übernahm.

Die Paramentenweberei lief bis zu ihrer Aufgabe 1992 unter dem Namen Hubert Gotzes. Da es der letzte Krefelder Betrieb war, der mit Handwebstühlen gearbeitet hatte, kamen Überlegungen auf, dieses Kleinod der Paramentenstoff-Herstellung der Nachwelt zu erhalten. So bildete sich 1993 ein Förderverein, der schließlich das Haus und seine Produktionsstätte 1999 mit Unterstützung der Nordrhein-Westfalen-Stiftung erwerben konnte. Im rückwärtigen Gebäudeflügel befinden sich im Obergeschoß die unverändert gebliebenen Handwebstühle (Jacquard-Webstühle) sowie weitere Gerätschaften und Material, das zum Betrieb der Weberei gehörte. Im Erdgeschoß des Flügelanbaus war ehemals die Näherei untergebracht.

Luisenstraße 14, Fabrikbau

Im Denkmälerinventar wird das Gebäude kurz als dreigeschossiger Backsteinbau in sieben Achsen mit Segmentbogenfenstern und einem Ziegelfries am Dachansatz behandelt. In den Adreßbüchern ist dort bereits 1871 Hermann Hoddick, Färbereibesitzer, beziehungsweise die Färberei H. Hoddick genannt. Das Gebäude ist im Liegenschaftsbuch von 1872/73 beziehungsweise in der Supplementkarte pro 1873, Bl. V, verzeichnet. Entsprechend tauchen die Eheleute Hermann Hoddick, Färbereibesitzer und Bertha Schmolder in der Gebäudesteuerrolle von 1895/96 als Besitzer auf. Nach dem Tod von Hermann Hoddick wird der Besitz 1897/98 auf die Witwe Bertha überschrieben. An Gebäuden werden damals aufgeführt: a) Geschäftshaus mit Hofraum, b) Färbereigebäude mit Maschinen- und Kesselhaus, Shedbau

und Anbau, 2 Shedbauten und Lager-schuppen. 1901: a) Geschäftshaus mit Hofraum. Die Färberei mit den weiteren Gebäuden sowie noch einige andere Häuser in der Luisenstraße blieben bis 1940 im Besitz der Witwe Hoddick, dann sind im Gebäudebuch wohl der Sohn Friedrich, Kaufmann, und drei Miterben eingetragen. Laut Adreßbuch wechselte nun auch die Nutzung: Es zog die Maschinenfabrik H. & W. Schroers ein. 1941 fiel der Besitz an die Stadt Krefeld.

Luisenstraße 18

Das Haus wurde um 1870 errichtet. In der Gebäudesteuerrolle von 1895/96 werden als Besitzer genannt: Hoddick Hermann, Färbereibesitzer, und Schmolder Bertha, Eheleute; 1897/98: Witwe Bertha geb. Schmolder; a) Wohnhaus mit Seitenflügel, Hofraum und Hausgarten. Hermann Hoddick beziehungsweise später seine Witwe besaß mit den Hausnummern 10, 18/20, 22, 24 eine Reihe weiterer Gebäude in der Luisenstraße.

Das Haus Nr. 18 blieb bis 1940 im Besitz der Familie Hoddick, bevor es an die Stadt Krefeld kam. Bis auf die Hausnummer 20, die auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch den Erben Hoddick gehörte, wurden wohl alle anderen Grundstücke und Gebäude um 1940 verkauft.

Luisenstraße 59

Das dreigeschossige Gebäude liegt an exponierter Stelle am Platz der Kirche St. Stephan. Die abgeschrägte Gebäudeecke wird, wie dies bei historistischen Bauten an Straßenecken häufig der Fall war, durch einen zweigeschossigen Erker betont.

Die Gebäudesteuerrolle von 1895/96 führt als Besitzer auf: Schmitz Karl August Dr. med. und Hinzen Catharina, Eheleute. An Gebäu-



Abb. 7. Luisenstraße 15; Aufnahme Oktober 2002

den sind genannt: a) Wohnhaus mit Seitenflügel und Hofraum, b) Remise und Pferdestallung (1903 Neubau, s. als Hintergebäude), c) Veranda. Ab 1920 wechselte das Gebäude mehrfach den Besitzer: Zunächst ging das Haus an Hugo Peters, Kaufmann zu Düren, 1925 an Leonardus van der Nap, Kaufmann zu Amsterdam, und 1942 an Albert Bernhard Illmann, Schulleiter, und Ehefrau Elisabeth Erika, geb. Tann, je zu 1/2 in Strümp. An Gebäuden werden nun aufgeführt: a) Wohnhaus mit Seitenflügel, Anbau, Hofraum und Hausgarten; b) Wohnhaus mit Hofraum, c) Waschküche, 1920 Neubau.

Als Bewohner nennen die Adreßbücher dort 1871: Kayser Joseph, Lehrer; Lucas Gustav, Seidefabrikant; 1873 den Färber Hoddick; Kaiser, Lehrer; Lucas, Seidenfabrik; und ab 1876 bereits Dr. Carl August Schmitz, Arzt. Offenbar übernahm der 1910 genannte Sohn

Dr. K. Schmitz jr., Arzt, die Praxis des Vaters, bevor das Haus dann 1920 verkauft wurde. Wie die Besitzer, so wechselten nun auch die Bewohner des Hauses mehrfach.

Luisenstraße 52, 54, Kaplanei

Das 1872 errichtete Doppelhaus aus Backstein wurde wie das Pfarrhaus auf einem von der Witwe Münker gestifteten Grundstück errichtet. Das zweigeschossige Gebäude zeigt sechs Achsen; alle Öffnungen sind mit Segmentbögen gebildet; die Eingangstüren liegen jeweils rechts und links außen. Die hohen, schlanken Fenster sind etwas zurückversetzt, so daß eine vorgelegte Wandschicht entsteht. Den Abschluß bildet ein Rundbogenfries. Den Abschluß bildet ein Rundbogenfries, seitlich sitzt jeweils eine Fiale. Die Wandflächen der Fassade bestehen aus rotem Backstein, während die Fensterstürze und Fensterlaibungen sowie der Bogenfries in

gelbem Stein gehalten sind. Das Haus beherbergte die Wohnungen der Kapläne von St. Stephan. Entsprechend taucht in der Gebäudesteuerrolle von 1895/96 die Katholische Kirche St. Stephan als Eigentümer auf, und zwar mit folgender Liegenschaft: a) Wohnhaus (Kaplanei) mit Seitenflügel, Hofraum und Garten. Das Gebäude ist bis heute im Besitz der Kirche.

Luisenstraße 36, 38

Das Doppelhaus ist ein Backsteingebäude von sieben Achsen mit Segmentbogenfenstern. Im zweiten und dritten Geschoß sind die drei mittleren Achsen durch Pilaster beziehungsweise Halbsäulen besonders betont. Dort steht in einer Nische eine Merkurstatue. Ein Eisengitterbalkon und ein Akanthusfries gliedern die Front horizontal, das Traufgesims ruht auf starken Konsolen.

Nach der Supplementkarte wurde das Gebäude 1876 erbaut. Vermutlich ersetzte es einen Vorgängerbau, denn bereits 1871 werden im Adreßbuch sowohl in Nr. 36 als auch in Nr. 38 verschiedene Bewohner genannt, bevor ab 1873 der Seidenfabrikant Johann Schrey auftaucht, der das neue Haus dann errichtete. Johannes Schrey als Besitzer des Hauses finden wir bis 1889 als Slips- und Cravattenfabrikant in den Adreßbüchern. Im Jahr 1900 wohnte dort auch der Weißwarenhändler Adolf Duffhaus, der 1903 die Haushälfte Nr. 36 übernahm. 1907 trat der Buchbindermeister Hermann Heinen den Besitz mit Wohnhaus mit Seitenflügel, Hofraum und Hausgarten an. Seit den 1920er Jahren unterhielt dort Frau Heinen ein Damenmoden-Geschäft mit einer Schneiderei.

Die Nr. 38 blieb dagegen noch bis 1927 im Besitz der Familie Schrey. Unter anderem befand sich dort seit 1934 die Krawattenfa-



Abb. 8. Luisenstraße 59; Aufnahme Oktober 2002



Abb. 9. Luisenstraße 52/54; Aufnahme Oktober 2002

brik von Peter Mast, der 1935 die Haushälfte kaufte.

Luisenstraße 50, Pfarrhaus St. Stephan

Das zweigeschossige Gebäude soll 1877 von dem Krefelder Architekten Johann Frings geplant worden sein²⁶⁾. Bauherr war die Katholische Kirchengemeinde St. Stephan, die folglich auch in der Gebäudesteuerrolle von 1895/96 als Besitzer mit a) Wohnhaus (Pastorat) mit Seitenflügel, Hofraum und Garten eingetragen ist.

Das Gebäude in gelbem Backstein gliedert sich in vier Achsen, von denen die beiden mittleren etwas vorgezogen sind. Sämtliche Öffnungen besitzen Segmentbögen; die ursprüngliche Tür liegt in der rechten Achse.

Vor den beiden mittleren Fenstern des Obergeschosses liegt ein steinerner Balkon mit Maßwerkbrüstung, zwischen den Fenstern die Statue des hl. Stephanus. Der obere Abschluß besteht aus einem Rundbogenfries und fielenartigen Aufsätzen; dort befindet sich auch die Datierung: 1877.

Luisenstraße 25

Das Grundstück kam 1871 von Peter Michael Bister an Karl Schrick. Nach der Ergänzungskarte No. 77 von 1880/81 wurde zu jener Zeit das Haus gebaut. Die Gebäudesteuerrolle von 1895/96 weist als Besitzer aus: Schrick Karl, Seidenwarenfabrikant, und Keller Josefina, Eheleute. 1896/97 wurden als neue Besitzer Fork Wilhelm, Kleinhändler, und Eickhoff Anna Sofia, Eheleute, eingetragen. Auf dem Grundstück befanden sich zu der Zeit: a) Wohnhaus mit Seitenflügel und

Hofraum, b) 1904: Flügel-Anbau (Werkstatt). Daß Karl Schrick offenbar kein sehr erfolgreicher Geschäftsmann war, erfahren wir interessanterweise aus dem Adreßbuch 1895/96: „Concursumasse von Schrick Carl“. Seitdem finden wir in dem Gebäude auch die „Graviranstalt von Maas & Jungvogel“, die noch nach dem Zweiten Weltkrieg als „Messingschriftenfabrik Maas & Jungvogel“ existierte. Zwischen den Familien Maas und Fork bestanden offensichtlich verwandtschaftliche Beziehungen.

Luisenstraße 39

Nach der Ergänzungskarte 1521 im Fachbereich Vermessungs- und Katasterwesen der Stadt Krefeld wurde das Gebäude im Jahr 1905 errichtet. Das Gebäudebuch weist als Eigentümer Heinrich Karl Andries auf, der selbst jedoch am Westwall 103 wohnte. Um



Abb. 10. Luisenstraße 36/38; Aufnahme November 2002



Abb. 11. Luisenstraße 50; Aufnahme November 2002

1910 gelangte das Haus in den Besitz der Witwe Th. Helpenstein, die bis 1929 die Eigentümerin blieb. 1910 wohnten dort außerdem: die Verkäuferin Frieda Bongert, die Verkäuferin Selma Kahler, der Kandidat des höheren Schulamts Adolf Krämer, der Oberlehrer Prof. Dr. Dietr. Meier, der Kohlenhändler Emil Peltzer und der Gaswerks-Ingenieur Rudolf Rinde – offenbar ein Schreibfehler, denn 1914 wird er als Rudolf Riedl, Gaswerks-Betriebs-Inspektor genannt. Nach Ausweis der Adreßbücher wechselten in diesem Haus die Mieter häufig. 1929 wohnten dort der Kapellmeister H. Meyer, die Konzertsängerin M. Meyer und der Kaufmann C. Pierigal. Um 1930 ging das Haus in den Besitz der Familie Riedl über (Frau Marianne Riedl wohnte in der Mariannenstraße 1). 1934 wohnten dort der Elektrotechniker F. Hahn, der Verwaltungsinspektor i. R. M. Hahn, die Witwe T. Helpenstein und der Bauunternehmer H. Straßer. 1940 bewohnte lediglich der Bote O. Bartel das Haus.

Luisenstraße 62, Post- und Gewerbebau

Das Gebäude wurde im Jahr 1907 errichtet. Die Entwurfspläne stammten von dem Krefelder Architekten Karl Buschhüter²⁹⁾. Pohl schreibt unter anderem zu diesem Gebäude: „Der Bau wirkt klar und einfach. Es dürfte sich um einen der wichtigsten Ziegelbauten der Zeit handeln. [...] Wohl wurde der Bau im Krieg nicht zerstört, doch ging die Fensterzone über dem Kranzgesims verloren³⁰⁾“. Bauherr war damals Jacob Frank; entsprechend ist im Gebäudebuch von 1910 als Eigentümer die Frank, J. & Cie. offene Handelsgesellschaft eingetragen. 1938 ging das Haus in den Besitz der Vereinigte(n) Seidenwebereien A.G., 1957 in den der Deutschen Bundespost über. Das Haus beherbergte nach Ausweis der Adreßbücher einige Unternehmen: so von Beginn an das Kaiserliche Postamt III, die Seidenwarenhandlung Merländer, Strauß & Co., die Krawattenfabrik Moormann & Schultz;

außerdem wohnten dort der Postbote Wilhelm Köhnen und die Witwe Matthias Wiemes. 1914 war dort der Kaufmann Richard Merländer gemeldet. 1920 finden wir neben dem Postamt nur noch die Krawattenfabrik Moormann & Schultz sowie Spiero & Goldberg, Lederwaren. Noch mehrfach wechselten die dort ansässigen Betriebe, und 1940 erscheinen lediglich als Besitzer die Vereinigte(n) Seidenwebereien A.G. und das Postamt.

Luisenstraße 102, Geschäftshaus

Das Haus ist im Jahr 1916 errichtet worden. Als Eigentümer ist Friedrich Lindenlauf jr., Inhaber eines Stuckgeschäfts, in das Gebäudebuch eingetragen. Entsprechend wird das Gebäude als „Geschäftshaus mit Hofraum“ bezeichnet. Das Haus beherbergte 1920 den Arbeitgeverband der niederrheinischen



Abb. 12. Luisenstraße 39; Aufnahme Oktober 2002



Abb. 13. Luisenstraße 102; Aufnahme August 2002

Seidenindustrie, die Krawattenfabrik Heck & Co. sowie die Seidenwarenfabrik Königsberger & Co. Diese war auch noch 1926 in dem Haus untergebracht sowie nun die nieder-rheinische Tapissierwarenfabrik Schwartz & Co. Auch später blieb das Geschäftshaus der Sitz von Firmen aus dem Textilgewerbe: 1929: H. von Beckerath & Co., Tehage m.b.H., Textilhandel; G. Königsberger & Co., Seidenweberei; Krawattenfabrik von Beckerath & Co. m.b.H.; J. Meiß-Bödeker, Krawattenfabrik; H. Schmitz, Packer, 1934: Delschen, Gebr., Wäschefabrik; Königsberger & Co., G., Seidenweberei; Meiß-Bödeker, J., Krawattenfabrik; Schmitz, W., Elektr. Installation, 1940: Erben Lindenlauf; Jochum & Jungmann, Krawattenfabrik; Wehlau, F., Hausmstr.

Anmerkungen

¹⁾ Zur Krefelder Paramentenweberei und zur Paramentenweberei Gotzas vgl.: Ingeborg Neubert: Die Krefelder Paramentenstoffproduktion (1852 - 1914), Diss. Aachen 1990.

Karin Thönissen: Wenig bekannt, aber hochgeschätzt, Paramentenstoffe aus Krefelder Werkstätten. In: die Heimat 71, Krefeld 2000, S. 75-81.

²⁾ Hier müßten, wie es Peter Kriedte in seinem Werk durchgeführt hat (Peter Kriedte: Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1992), weitere Quellen wie Bevölkerungslisten und anderes mehr herangezogen werden, was allerdings den hier gegebenen Rahmen sprengen würde. Zur Auswertung von Adreßbüchern in Kombination mit anderen Quellen vgl. auch: Jochum Ulrich: Industrie und Gesellschaft am Niederrhein. Soziale Entwicklungen im industriellen Umbruch. Die Anpassungskrise in der niederrheinischen Textilindustrie dargestellt am Gebiet der heutigen Stadt Viersen 1890 - 1913, Köln 1986, S. 261 ff. Vgl. auch die Angaben bei: Jürgen Monderkamp: Das Krefelder Haus. Kritische Urbanistik des gründerzeitlichen Rheinlandes. Diplomarbeit am Fachbereich Raumplanung der Universität Dortmund, Dortmund 1985, S. 141: „Das Krefelder Haus beherbergte je nach Ausführung [...] zwischen 6 und 10 Menschen im Bürgerhaus und bis zu 30 und mehr im gewöhnlichen Weberhaus. Krefeld wies nach einem Vergleich von EBERSTADT aus dem Jahr 1900 die zweitniedrigste Behausungsziffer von 33 Städten mit über 100.000 Einwohnern auf. Zu dieser Zeit bewohnten (im Durchschnitt aller Häuser) in Krefeld 14 Einwohner ein Haus (Vergleich: Köln 16,8; Frankfurt 18,8; Düsseldorf 20; Berlin 77,5 (!)). Nur in Bremen war die durchschnittliche Behausungsziffer mit 7,8 Bewohnern je Haus niedriger. Die vergleichsweise niedrige Behausungsziffer erklärte sich für Krefeld aus dem hohen Anteil von Einfamilienhäusern aus früheren Epochen (32%) sowie aus der ländlichen Struktur der umfangreichen Außenbezirke“.

³⁾ Paul Alfred Kessler: Stadtbau- und Architekturgeschichte. In: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Bd. 4, Kirchen-, Kultur-, Baugeschichte (1800 - 1900), Krefeld 2003, S. 566 ff.

⁴⁾ Kriedte 1992, wie Anm. 2, S. 26: „Die größten Vorstädte waren damals die Uerdinger und die Hülser Vorstadt - mit 3062 bzw. 3003 Einwohnern - [...]“.

⁵⁾ Die Denkmäler des Rheinlandes, hrsg. von Rudolf Wesenberg und Albert Verbeek, Krefeld 1, Stadtmitte, von Eva Brües, Düsseldorf 1967, S. 58: „In der unteren Hälfte gute, weitgehend ungestörte Bebauung aus den Jahren 1865 - 1875“. Es folgt hier eine Auflistung von 32 Gebäuden bis zur Hausnummer 53 mit Kurzbeschreibungen.

⁶⁾ Gottfried Buschbell: Geschichte der Stadt Krefeld, Bd. II: Von der Franzosenzeit (1794) bis um das Jahr

1870. Aus dem Nachlaß herausgegeben, überarbeitet und zu Ende geführt von Karl Heinzelmann, Krefeld 1954, S. 412.

⁷⁾ Kessler 2003, wie Anm. 3, S. 588.

⁸⁾ Buschbell 1954, wie Anm. 6, S. 379: „Nach längeren Verhandlungen mit der Regierung konnte die Schule am 5. Oktober 1851 in gemieteten Räumen Ecke Luisenplatz und Luisenstraße, dem späteren Realgymnasium gegenüber, eröffnet werden, nachdem die Stadt sich verpflichtet hatte, das Schulgebäude kostenlos zur Verfügung zu stellen und die Hälfte der notwendigen Zuschüsse zu übernehmen“. Seit 1855 befand sich die Schule dann am Westwall.

⁹⁾ Die Denkmäler des Rheinlandes 1967 wie Anm. 5, S. 24.

¹⁰⁾ Buschbell 1954, wie Anm. 6, S. 411.

¹¹⁾ Die Denkmäler des Rheinlandes 1967, wie Anm. 5, S. 36 ff. [Kaplan Forsbach]: Die Stephanspfarre zu Krefeld in ihrer geschichtlichen Entwicklung [Krefeld 1931]. 125 Jahre St. Stephan. Chronik und Momentaufnahme in Wort und Bild, hrsg. von der Pfarrgemeinde St. Stephan [1984].

¹²⁾ Wilhelm Böttger: Krefeld. Grundlagen, Triebkräfte und Gestaltung einer niederrheinischen Großstadt. Düsseldorf 1952, S. 24 - 26: „In Krefeld stieg die Bevölkerungszahl in dem Zeitraum von 1825 bis 1925 von 16325 auf 130914 Einwohner. Die Steigerung war also beachtlich gemächlicher als in Köln und Düsseldorf“. 1940 waren es dann 171 400 Einwohner.

¹³⁾ Vgl. Barbara Beuys: Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 378 ff.

¹⁴⁾ Luisenstraße 132: Jacobina Houben, Kostgeberin (1895/96); Nr. 145: Halffmann, Kostgeberin, und Iven, Kostgeberin (1873); Wilhelm Biefang, Kostgeber (1876); Nr. 164: Johann Knittweiß, Kostgeber (1876, 1879, 1884/85).

¹⁵⁾ Kessler 2003, wie Anm. 3, S. 570/572.

¹⁶⁾ So begegnet uns diese durchaus romantisch verklärte Ansicht bereits bei Frieda Rossié: Die Entwicklung und heutige Lage des Krefelder Kleinwohnungswesens, Berlin, Stuttgart, Leipzig 1917, S. 24 ff., besonders S. 28: „Eigentliche Arbeiterviertel gab es in Krefeld nicht. Die Weberwohnungen lagen besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der ganzen Stadt verstreut. Später führten die steigenden Mietpreise der inneren Stadt die Arbeiter in die Gebiete außerhalb der Wälle. Dort wurden ganze Straßenzüge mit Weberhäusern bebaut. Wenn man in jener Zeit an Wochentagen (nur durfte es nicht gerade ein Montag sein) durch die geraden Straßen Krefelds ging, hörte man, ganz gleich, ob man früh am Morgen oder spät am Abend kam, in den Weberhäusern das Klappern der Maschinen, das Sausen der Schützen und den Anschlag der Lade. Hinter den Fenstern sah man den Weber über dem Webstuhl gebeugt, das Auge scharf auf die Arbeit gerichtet“. Rossié bezieht sich wiederum auf L. F. Seyffardt: Die Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Klassen in der Stadt Krefeld. In: Schriften des Vereins für Socialpolitik 31, 1886, S. 153 - 156. Damit war das Urteil über die Krefelder Häuser des 19. Jahrhunderts gefällt: „Das Krefelder Weberhaus, wie es im 19. und wohl auch schon im 18. Jahrhundert fast stets als Reihnhaus gebaut wurde, war in der Regel entweder ein Drei- oder ein Vierfensterhaus“ (Rossié 1917, S. 25). Allerdings bemerkte die Autorin selbst schon zu Recht: „Natürlich entstanden daneben auch Häuser, die schmaler oder breiter waren. Auch die Raumverteilung war nicht überall ganz dieselbe“ (ebd.). Schließlich jedoch vertritt sie die These, daß auch alle anderen Gebäude sich diesem Grundschema des „Weberhauses“ unterordneten: „Die Häuser für die besseren und mittleren Bürger Krefelds hatten in großer Zahl ganz den gleichen Grundriß wie die Weberhäuser. Sie wurden als Ein- oder Mehrfamilienhäuser gebraucht“ (ebd.). Dabei blieb schon Rossié die Antwort schuldig, wer denn die „besseren und mittleren Bürger Krefelds“ eigentlich waren. Erstaunlich ist daher schon, daß sich von der oben zitierten, romantisch verklärten An-

sicht über „das Krefelder Wohnhaus“, in dem „der Weber“ seiner alltäglichen Arbeit nachging, auch die spätere Forschung nicht löst. Fast wortwörtlich finden wir die Sätze Rossiés noch bei Bangert (Wolfgang Bangert: Aufgaben der Krefelder Stadtgestaltung, in: Die Heimat 16, 1937, S. 250 - 265), in der Krefelder Stadtgeschichte von Buschbell (1954, wie Anm. 6, S. 407), in der Quellensammlung zur sozialen Frage im 19. Jahrhundert (Zum Beispiel Krefeld: Die Soziale Frage im 19. Jahrhundert. Quellen und Materialien zur Geschichte und Entwicklung der Stadt Krefeld, Krefeld 1986, S.13) und sogar noch in dem soeben erschienenen Band 4 der Krefelder Stadtgeschichte (Kessler 2003, wie Anm. 3, S. 570/572) wieder. Dabei hat bereits 1927 Grethe in dieser Zeitschrift (Dr. Ing. Grethe: Bautätigkeit in Krefeld unter besonderer Berücksichtigung der Zeit Friedrich des Großen, in: Die Heimat 6, Krefeld 1927, S. 4 - 18) die Aufmerksamkeit auf andere Bautypen gelenkt, welche in ihren Anfängen in Krefeld im 17./18. Jahrhundert nachzuweisen sind, und auch Eva Brües verweist in ihrem Denkmälerverzeichnis, wenn auch knapp, auf andere Bautypen als die gängigen Drei- und Vierfensterhäuser (Denkmäler des Rheinlandes 1967, wie Anm. 5, S. 16). Spätestens seit der Arbeit von Monderkamp 1985 (wie Anm. 2, bes. S. 11 ff.: „Wenn die Krefelder Häuser aber einem sehr verbreiteten Mißverständnis zufolge als die Wohnhäuser einzelner Weberfamilien aufgefaßt werden, so wird das den Verhältnissen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr gerecht“) sollte die Geschichte des „Krefelder Hauses“ in einem neuen Licht gesehen werden. Überhaupt ist der angesprochene Bautyp keinesfalls eine Krefelder Eigenart, sondern überregional in fast allen im 19. Jahrhundert stark anwachsenden Städten vertreten (vgl. Klaus Pfeffer: Der Wohnhausbau in der Zeit von 1800 bis 1880, in: Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Architektur II: Profane Bauten und Städtebau, hrsg. von Eduard Trier und Willy Weyres, Bd. 2, Düsseldorf 1980, S. 363 - 412, und Hiltrud Kier: Wohnhäuser in Köln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: ebd., S. 413 - 463). Darüber hinaus erweitert sich diese auch in Krefeld auftretende Bauform - sowohl die Nutzung als auch die Belegungsichte betreffend - als äußerst flexibel, wie diese Ausführungen zeigen sollen.

¹⁷⁾ Dem Trend entgegen allerdings der Beruf der Näherin. Zu berücksichtigen ist ferner, daß sich allein aufgrund der Angaben in den Adreßbüchern nicht immer entscheiden läßt, ob es sich um ein Hausgewerbe handelt oder der genannte Weber vielleicht in einer Fabrik arbeiten geht.

¹⁸⁾ Wilhelm Ernst: Außer Samt und Seide auch Stahl und Eisen. Die Entwicklung der Maschinen-, Eisen- und Stahlindustrie Krefelds 1835 - 1930, Krefeld 1997, S. 86 u. 95. Diepers war vorher auf der Marktstraße 23.

¹⁹⁾ Ebd.

²⁰⁾ Hermann Josef Grefges fing offenbar in der Appretur Bönthen an, die in diesem Haus bis etwa 1876 bestand. Das Haus blieb bis 1920 im Besitz der Familie Grefges.

²¹⁾ Ernst 1997, wie Anm. 18, S. 295.

²²⁾ Ebd., S. 296.

²³⁾ Vgl. Ernst Köppen: Krefelder Miniaturen, Krefeld 1967, S. 188 f.

²⁴⁾ Dominik Bartmann: Helmuth Macke, Recklinghausen 1980.

²⁵⁾ Ebd., S. 31.

²⁶⁾ Anna Kath. Enger war die Schwester von Johann Wilh. Mürker; Buschbell 1954, wie Anm. 6, S. 412, Anm. 97.

²⁷⁾ Die Denkmäler des Rheinlandes 1967, wie Anm. 5, S. 56.

²⁸⁾ Ebd.

²⁹⁾ Ebd.; Walfried Pohl: Der Krefelder Architekt Karl Buschhüter 1872 - 1956, Krefeld 1987, S. 133/134; Hans-Peter Schwanke: Architekturführer Krefeld, Krefeld 1996, S. 257/258.

³⁰⁾ Pohl 1987, wie Anm. 29, S. 134.

Krefelder Turner erfolgreich beim 12. Deutschen Turnfest in Leipzig vom 12. bis 16. Juli 1913 – ein Rückblick

von Walter Goebel jr.

Da vom 18. bis 25. Mai 2002 das Deutsche Turnfest wiederum in Leipzig stattfand, habe ich als Mitglied des Turnverbandes der Region Krefeld über dieses für die damalige Zeit einmalige Sportereignis recherchiert.

Aus Krefeld waren Turner aus folgenden Vereinen vertreten und erfolgreich:

Krefelder Turnverein 1855
Turnerschaft 1872 Krefeld
Turnverein Gut Heil
Turnverein Jahn

12. DEUTSCHES TURNFEST LEIPZIG - VOM 12. BIS 16. JULI 1 . . . 9 . . . 1 . . . 3



ZWÖLFTES DEUTSCHES
TURNFEST
LEIPZIG 1913

FESTKARTE für *J. Walter Goebel*
Wohnort: *Krefeld* Kreis
Verein: *VfV* *1711 b. 350*

Der „General-Anzeiger“ vom 14. Juli 1913 brachte einen ausführlichen Bericht über die Eröffnung:

In den „Krefelder Tagesneuigkeiten“ vom 17. Juli wurden die ersten Sieger vorgestellt:

Montag, 14. Juli 1913.

Nr. 235. — 2. Blatt. — 38. Jahrgang. General-Anzeiger für Krefeld und den Niederrhein.

Die Eröffnung des 12. Deutschen Turnfestes.

(Wahrh. Red. ver.) 14. Juli, 13. Juli.

Der Sonntag.

In Gegenwart des Königs Friedrich August von Sachsen und des Herzogs Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha sowie von Vertretern des preussischen und sächsischen Kultusministeriums, des Reichsausschusses für die olympischen Spiele und anderer großer sportlicher und nationaler Organisationen des Reiches hat am Sonntag Krefeld das 12. Deutsche Turnfest in einer Würde von nahezu 10000 Mann, also reichlich drei Armeekorps, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in zwei großen Festzügen ihre grandiose Durchführung seit ihrem Bestehen abgehalten und im Anschluss daran auf dem Wirtshausplatz des 12. Deutschen Turnfestes mit ihren allgemeinen Übungen begonnen.

Vom frühen Morgen ab luderte der herrlichen Veranstaltung ein wunderbarer Sommerstimm. Doch in den frühen Stunden das heilige Festspiel „Walden“, das sich in den Vormittagsstunden nachmittag begann. Um 8 Uhr vor-mittags fand in den drei Hauptstädten Leipzig ein Festgottesdienst für das Deutsche Turnfest statt, an dem sich übermalls ein Festkampf der Vereine 10 bis 15 und der Gänge der Deutschen Turnerschaft im Stadion abspielte.

Darauf sammelten sich die Teilnehmer in den einzelnen Bezirken der Stadt für den großen Festzug. Da sich 6000 Turner zum Festzug gemeldet hatten, war die Ein-schreibung getroffen worden, die Vereine in zwei Säulen durch die Stadt nach dem Festplatz marschieren zu lassen. Die erste Spaltengruppe führte sich auf dem Chaussee auf. Um 10 Uhr trafen die Vereine an. Gerade eröffneten den Zug, dann folgten die Abteilungen der Turnvereine des Kaiserreichs, jeweils mit Fahnen in den deutschen Reichsfarben, doch sah man auch das eigenartige Ansehen, das die Turnvereine Nordamerikas, die Fahnen von Dänemark, Belgien, Holland und einigen anderen europäischen Staaten. Die Fahnen der beiden anderen Weltteile kamen, der sah sich zum ersten Male, als das Bundesbanner, umgeben von Jugendgruppen erschienen, dem der Wagen mit dem alten Georg und den Mitgliedern des Kaiserreichs folgte. Unauslöschlich lag der große glänzende Festzug der Deutschen Turnerschaft voran, um auf die jubelnden Gerufe der Massen zu antworten. Großen Beifall fanden auch die Teilnehmer, welche der Deutschen Turnerschaft angehören, mit ca. 25 Vereinen. Im ganzen umfasste die erste Abteilung ca. 20000 Mann. — Der zweite Teil des Festzuges sammelte sich auf dem großen Platz vor dem Festplatz. Er wurde von einem Kommandanten in der Uniform der Kaiserliche Jäger geführt, dem die Standards der Deutschen Turnerschaft mit der Fahnen und der ersten Fahnen der Leipziger Turnerschaft folgte. — Besonders Interesse erregte eine Gruppe Marine-Turner, die der Kaiserlichen Turnerschaft des Deutschen Reiches der deutschen Flotte in Wilhelmshaven in einer Größe von 47 Mann geteilt hatte. Nachdem die beiden Säulen die Stadt durchzogen hatten, trafen sie sich auf dem alten Festplatz der Stadt, an dessen Vorgärten sich das alte Festhaus befindet. Auf der Baumgasse standen die Gebäude des Festplatzes hatte der jugendliche Herzog von Coburg, umgeben von den Regierungsbeamten, dem Generalfeldmarschall v. d. Wolz, dem früheren preussischen Bundesratsmitglied v. Bodebeck als Vorsitzenden des Reichsausschusses für die olympischen Spiele u. a. m. Platz genommen. Ihnen alles schloß den kommenden „Welt“-Mahl der Turnerschaft entgegen und freundlich wachte der Herzog zu ihnen herunter, besonders aber zu den Gruppen der Turnvereine, die ihre zum Teil reichlich denkwürdigen alten Festzeiten vor ihm trafen.

Krefelder Tagesneuigkeiten.

Krefeld, den 17. Juli 1913.

Krefelds Turner in Leipzig.

* Bei dem 12. Deutschen Turnfest in Leipzig ist es auch einer Reihe Krefelder Turner gelungen, mit dem höchsten Ehrenpreise teilzunehmen. Im Festkampf erhielten folgende Turner je 1 Krone: Turnlehrer Gründel (Krefelder Turnverein) mit 87½ Punkten, Heinrich Esser (L.-S. Jahn) mit 86 Punkten, Heinrich Esser (L.-S. Gut Heil) mit 85 Punkten, Hans Reimann (Turnersch.) mit 79 Punkten, Hans Hub (Turnersch.) mit 78 Punkten, Ernst Heusel (Turnersch.) mit 77 Punkten. Im Doppelkampf errangen je 1 Krone: Paul Rabben (L.-S. Jahn) mit 106½ Punkten, H. Haterhaus (Kref. L.-S.).erner hat 8 alte Krefelder Turner (über 50 Jahre) mit einem Preise ausgezeichnet. (S. Bericht über das Deutsche Turnfest im 1. Blatt.) Ein nachstehend ermitteltes Bild, mit welcher Ruh und Liebe auch in Krefeld das Turnen gepflegt wird. Hoffen wir, daß bei dem nächsten Deutschen Turnfest in Braunschweig im Jahre 1918 Krefeld noch besser abschneidet. Den wackeren Siegern ein dreifaches Gut Heil! Der herrliche Empfang der Gäste findet am Sonntag, 20. Juli, statt. Am frühen Morgen werden die Turner abends mit dem Tage 7-8 zurück und werden von den einzelnen Vereinen in Empfang genommen werden, worauf in den Bezirksstellen die Festzeiten stattfinden.

Beide Säulen zogen nebeneinander her, trennten sich aber wieder, um auf vorher bestimmten Straßen den Festplatz zu erreichen. Nachdem die beiden Festzüge nur von Turnern gebildet waren, um sie nicht übermäßig lang zu machen, und besondere Behagungen nicht mitgeführt wurden, dauerte der Marsch der Turner doch nahezu drei Stunden. — Einen sehr grandiosen Festzug bei Deutschland noch niemals erlebt und wird ihn auch voraussichtlich sobald nicht wieder erleben, da die Deutsche Turnerschaft für die Zukunft eine andere Aus-gestaltung der Deutschen Turnfest plant, um die unbedingt nötige Uebersicht über die einzelnen Veranstaltungen nicht zu verlieren. Unmittelbar nach Beendigung des Festzuges traf von der Bevölkerung Krefeld begrußt der König von Sachsen Friedrich August in Leipzig ein und besah sich gemeinsam mit dem Herzog Carl Eduard von Coburg-Gotha auf den Festplatz, wo er in der Königsloge Platz nahm, während ihn die Musikanten mit dem Königsgruß empfingen. — Nach einer kurzen Begrüßung durch den Generalfeldmarschall v. d. Wolz und die Mitglieder des Kaiserreichs, gab der auf dem Platz des Festplatzes verweilende Oberturnwart das Zeichen zu den großen Festspielen. — Hier trafen 400 Ehrenträger zu die völlig erkrankte Krone ein. Unter den Ehrenträgern saßen die 17000 Teilnehmer ein, worauf sich die Fest-menschen langsam in Bewegung setzten, um den Bestim-mern Platz zu machen. Der Vorherrscher vor der Festplatz lagten sie die Fahnen und drückten den König mit einem freudigen dreifachen Heil-Geißel. — Unter den Ehren-trägern hatten sich inzwischen 20 Ehrenkronen in der Größe von je vier Mann formiert. Nach einem ein-drucksvollen Aufmarsch trafen sie die ganze unerschütterte Krone schwebend vor. Es war ein wunderbarer Anblick, mit welcher Präzision diese Tausende hundert, nach welcher Richtung, man auch den Blick wenden mochte. Der Oberturn-wart ließ durch zwei Hörner, die ebenfalls auf dem Tische der Festplätze platziert waren, die Übungen beginnen. Nach dem Teil der Musik wurden die Übungen mit voller Begeisterung durchgeführt. — Am Schluß der mit donnerndem Beifall von der gesamten Aufgängergruppe aufgenommenen Übungen intonierte der alte Georg das Lied „Deutschland über alles“, das die 20000 Teilnehmer lebhaft mitgingen. — Damit hatte der erste Festtag sein Ende erreicht.

Eine Plakette – gestiftet von den Leipziger Turnerinnen – erhielten die ersten 25 Sieger in den beiden Hauptkämpfen, aber auch Einzelsieger.



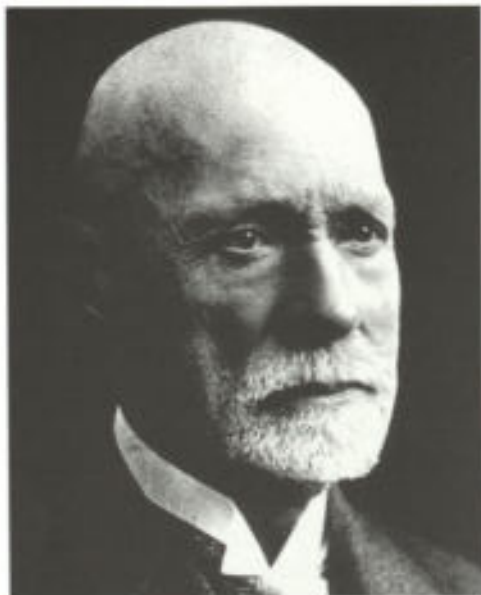
Friedrich Gründel, Turnlehrer, Krefelder Turnverein 1855



Heinrich Esser, Turnverein Gut Heil



Victor Thurm
Hauptturnlehrer, auch bei der Turnerschaft
1872 Krefeld e.V.



Ernst Robert Düsselberg
Turnerschaft 1872 Krefeld e.V.

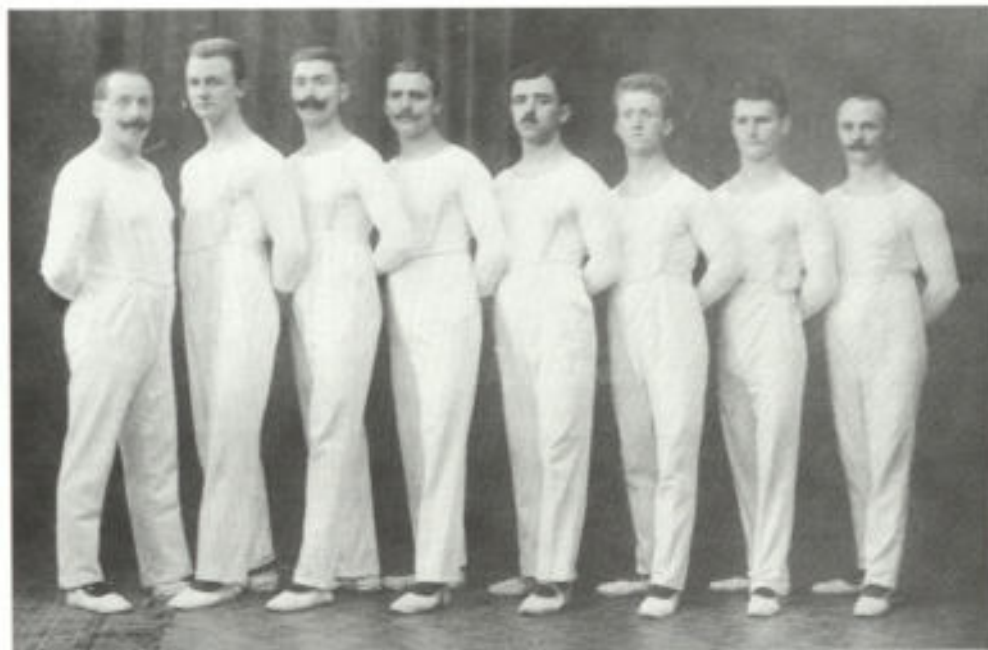


Adolf Möhlenbeck
1. Vorsitzender der Turnerschaft 1872 Krefeld
von 1887 bis 1924

Der Lauf der Witten.

Im Lauf der Witten (über 50 Jahre) hatte im 1. Min.-
Odermarkt oder Schmelzland ein echter mit 78 Punkten
Quartturnlehrer Victor Thurm, Krefeld, als 12. Kauf-
mann Ernst Düsselberg, Krefeld, mit 67 Punkten,
als 21. Kaufmann Adolf Möhlenbeck, Krefeld, mit
65 Punkten.

Die Musterriege der Turnerschaft 1872 Krefeld e.V.



Auf dieses Foto ist man bei der Turnerschaft Krefeld, die 2002 ihr 130jähriges Bestehen feierte, ganz besonders stolz. Das Bild zeigt die Musterriege, die 1913 am zwölften deutschen Turnfest in Leipzig teilnahm; von links nach rechts: J. Rütten, K. Sistig, M. Müntges, J. Opdenberg, Heinrich Hoven, G. Wolff, J. Pohl und Heinrich Breuer.



Turnfest

Der Turnverein Dahn kann mit Stolz auf das 12. Deutsche Turnfest zurückblicken. Es ist doch das größte und erfolgreichste Turnfest, das in Deutschland jemals abgehalten wurde. Bei 1000 Teilnehmern gelang es dem Dahn Turnerclub, den 12. Platz mit 36 Punkten zu erlangen. Einen noch besseren Erfolg hatte der Turnverein, der jüngste Stadtturnverein bei Reichsbühnen Turnfest auf dem Deutschen Turnfest, welches im Stadion am 11.00. September mit 100% Punkten den 11. Platz erhielt.

Die

Vorführungen der Turnkreise

endeten nachmittags mit den Übungen der Deutsch-Oesterreicher, also der deutsch-wälkischen Turner, die als Gäste gekommen waren. Sie boten zunächst Freilübungen, zu denen sich etwa 1200 Mann gemeldet hatten. Sie zogen ebenfalls in Tiefkolonnen zu je vier Mann in die Arena ein. Ihre Übungen, die von Sportturnern auf dem Podium vorgemacht wurden, erfolgten nach dem Takt von Musikstücken, wobei die Oesterreicher den „Hohenfriedberger“ bevorzugten. — Die Tribünenbesucher benutzten die Gelegenheit, um den Stammmessbüchern aus Oesterreich andauernd Ovationen zu bereiten. — Zu gleicher Zeit begannen die Turnvereine des übrigen Auslandes ihre Vorführungen. Sie waren meist durch eine Mukerriege vertreten. Im allgemeinen zeigten die Ausländer viel technisches Können, aber wenig nationale Eigenart; alle Übungen bewiesen den deutschen Ursprung, obwohl es keine Massenaufführungen waren, sorgten die Besucher nicht mit ihrem Beifall, der am meisten den Amsterdamer Turnern zuteil wurde.

Während diese Übungen in einem Turnzelt veranstaltet wurden, marschierte in einer Arena die Altersriege „Alldeutschland“ auf, zusammen mit den Turnvereinen von 1863, von welchen letzteren sich allerdings nur zwei an den Übungen beteiligten. Kein Turner war unter 40 Jahren, viele über 70 und mancher an die 80 heran. Trotzdem traten sie in überaus festem Gleichmaß an, nur die weißen Bärte bzw. die fahlen Köpfe und mitunter ein gewisses Embonpoint verrieten das Alter. Sie trugen vorwiegend Freilübungen im Spiele vor. Erstere mit Danteln. — Auf das Alter folgte das „junge Blut in schaumigen Bart“, die Sonderaufführungen des Akademischen Turnerbundes, ca. 600 Studenten. Sie stellten verschiedene Mukerriegen und führten vor allem interessante Spiele vor, darunter solche, die wenig gezeigt werden, wie Tambourin, Schleuderball nach Grazer Art usw.

Abends fanden auf dem Festplatze Konzerte statt.

Auch Werbung spielte 1913 schon eine Rolle im Sport:



Reklame-Postkarte der Turnschuhfabrik „Confluentia Coblentz“, Alleinhersteller der behördlich empfohlenen Turnschuhe „Bahnfrei“



Interessant ist auch das Bundesbanner der Deutschen Turnerschaft, das ein neues Bundesschild trägt – gestiftet von den Frauen und Jungfrauen aus Frankfurt –, hier im Bild mit Heinrich Esser vom Turnverein Gut Heil.

Das Ende des 12. Deutschen Turnfestes.

(Nachr. Nachr. verb.) W. Velzig, 17. Juli.

VIII.

Mit den üblichen Turnübungen, die diesmal in den Gärten nach Thüringen, die lockere Schwere des Urgebirges, die Gärten, das Hochgebirge, den prächtigen Jura, aber auch in die Höhen und an die Meeresküste in einer Weise von rund 110 Jahren geben, hat heute das XII. Deutsche Turnfest seinen Höhepunkt erreicht.

Die Preisverteilung

Wird jedoch noch sehr die ganze Woche - Amn. foneit die Sieger im Ringen, Hoch und in den Turnübungen in belauden bewahren. Sie gehen aber befandungsbe- zogen Medaillen besitzen nur die Sieger im Ringen und Hochkampf. Die kunstvolle Gestaltung schon vieler außer- ordentlich jungen Siegerinnen beweist alle Beteiligten vor- zugsweise sehr ab und es war sehr schön, als die ersten Preise des preiswürdigsten Mitglieder in Empfang nehmen konnten, um mit ihnen eine Siegerfeier zu veranstalten. Trotzdem hat gerade der Schluss der Preisverteilung die erhabenen Momente. Der würdige Präsident der Deutschen Turnerschaft, Geh. Sanitätsrat Dr. Goetz über- „der alle Preis“, wie ihn die Turngenossen nennen, ließ es sich nicht nehmen, den ersten Siegern persönlich die grünen Ehrenurkunden zu überreichen, zumal der erste Sieger im Hochkampf, Oswald Rehrig, ein Mitglied der Leipziger Turnerschaft war, vorher hatte Dr. Ferdinand Goetz von der Mittelrheinische mit der Ehrengabe aus in bewegten Worten folgende mit großem Beifall ausgesprochene Ansprache gehalten: „Sie sind am Schluß des Festes und können frohen und dankbaren Herzens auf dieses zurückblicken. Es hat einen herrlichen und ehrenvollen Verlauf genommen. Nicht hat den schönen Gedanke des Festes gehört. Gerecht erkannt geworden, hat sich kein nennenswerter Unglücksfall ereignet, keine große Ungeheuerlichkeit ist geschehen. Die Turnerschaft hat zum Turnfest in echt deutscher Art ihre ganze Kraft eingesetzt zum Besten, und so ist in Velzig die Weisheit des XII. Deutschen Turnfestes in einer Weise abgehal- ten worden, wie noch nicht dagewesen. Dem Schluß des Turn- festes ist es nun wohl das beste Gefühl, den Turnern, die ihr ganzes Können zum Ziele des Festes einsetzten haben, den im Gegenlag zu anderen Herkommen einleuchtend befehle- dem Sieger-Turnerpreis zu überreichen. Die deutsche Turnerschaft und die turnende deutsche Jugend haben der Welt ein Bild von Kraft und gutem Willen gegeben, und die Welt- famular hat treu und unerschrocken die Arbeit gemessen. So ist das glänzende Resultat erzielt worden, daß 371 Sie- ger im Hochkampf und 1700 Sieger im Hochkampf zu wei- den sind, abgesehen von den Rennungen im Hochkampf. Wie ein tausend Fäden des Siegerlobes haben besonders die Leipziger Turnerinnen eine Waise gestiftet, die den 21 ersten Siegern in den beiden Hauptkämpfen sowie auch einzelnen Siegern in den weiteren Kämpfen legt an Ort und Stelle ausgedrückt werden soll. Der Frau Professor Gebe, der in erster Linie diese Turnerinnenlobende zu dan- ken ist, gebietet hierfür jede Anerkennung. Des weiteren haben die Turner aus Dänemark einen Väter als Ehren- gabe mitgebracht, aus dem die Sieger einen Schild 100jährigen Weines trinken sollen.“

Wir immer wieder einlegenden „Gut Gott“-Rufen dank- ten die Turngenossen dem alten Herrn, dem die Freude über das Gelingen des größten aller bisherigen deutschen Turnfeste bei auf den Augen strahlte.

Eine schöne Kauffeier bildete die Entfaltung der Turnfestgedenktafel am neuen Rathaus der Stadt Velzig. Bekanntlich befindet sich bereits am Velziger alten Rathaus eine Erinnerung an das 3. Deutsche Turnfest im Jahre 1863 eine Gedenktafel, deren Gedenktafel nunmehr auch an dem neuen Rathaus steht. An der Entfaltungsfier nahmen der Kaufhaus der Deutschen Turnerschaft und Vertreter der Stadt Velzig sowie der Velziger Turnverein teil.

Der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Geh. Sanitätsrat Dr. Ferdinand Goetz sprach von der Entfaltung der Stadt Velzig den herzlichsten Dank der Deutschen Turnerschaft dafür aus, daß sie dem Fest jede nur erdenkliche Unterstützung gemährt habe. Namens der Stadt Velzig über- nahm deren Oberbürgermeister Dr. Dietrich die Ehrenurkun- den, das zum ersten Mal auf einem Deutschen Turnfest durch Staatskassen der in Velzig garnisontierenden Regimente vorgeführt wurde, bei den übrigen Turnern großes Inter- esse erregte.

Nach das Frauen- und Mädchenturnen hat auf dem diesjährigen Turnfest einen breiten Raum eingenom- men, und so hat der Turnausdruck die Weiterentwicklung bei deutschen Brauenturnen sehr angezogen sein läßt, so werden die künftigen Turnfeste noch weit mehr als bisher mit der Beteiligung von Frauen zu rechnen haben. Nach der geliebten Eröffnung der Deutschen Turnerschaft haben bereits 1000 deutsche Turnvereine zur Hilfe der Brauenturnen eigene Brauenturnungen eingerichtet.

Dem Schluß seien noch einige Zahlenangaben vom XII. Deutschen Turnfest mitgeteilt: Für die Wohnausstatter wurden 4000 Zentner Stroh, 40.000 Quad Meter Bretter, 12.000 Oberbetten, 20.000 Handtücher, 4000 Halbhügel und Halb- bissen, 4000 Hosenknöpfe und 40.000 Grad Seife angeliefert. Zudem den 40.000 in den Wohnausstatteren vorgeführten Lagerstätten gab es noch 20.000 Hungerausstatter und über 600 Quartierzimmer, die von den Turnern belegt waren. Zu den 100.000 Teilnehmer wurden 50 Bremer Medaillen und 50.000 Medaillen von reichem Hand beauftragt. Für die Wagnen des beliebten Velziger Kaufmännischen, der Höhe, und an über- genen Hieren konnte ein Vieh- und Brot und sonstige Ab- rangemitteln in diesen Tagen in Velzig verteilt werden hat, davon schenkt den Turnern Götterfest. Wenn in allem hat das Deutsche Turnfest einen reichen Segen über die Verbands ausgegossen, und die nachher festhält, ist die wahr- scheinlich Stuttgart oder Straßburg i. O. in Frage kommt, wird es immer haben, auch nur annähernd an die Meilen- stäben des Leipziger Turnfestes heranzukommen.

Auf der Turnfest-Medaille war der Kopf des teilnehmenden Präsidenten der Deutschen Turnerschaft, Geh. Sanitätsrat Dr. Ferdinand Goetz, zu sehen, auf der Rückseite ein Stein- stoßer.



Die Siegereverkung



Bremerhafen

von Heinz Hüttenes

Viele heutige Mitbewohner unserer Stadt werden sich fragen, was denn nun Krefeld mit Bremerhafen zu tun hat. Darüber gibt es eine ganze Menge zu berichten.

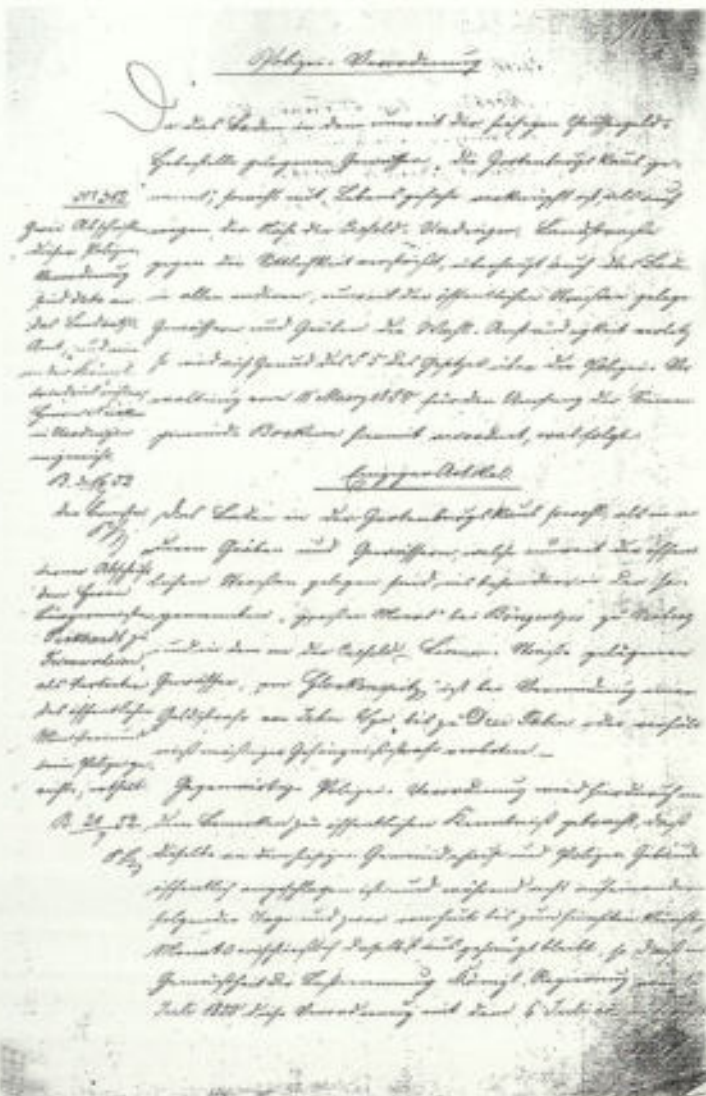
In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Stadt Krefeld, besonders durch die prosperierende Textilindustrie, so rasant, daß die Bauwirtschaft kaum dem wachsenden Wohnungsbedarf nachkommen konnte. Auch die neuen Fabriken und

öffentlichen Gebäude mußten ohne Hilfsmittel, aber mit erheblichem Personalaufwand errichtet werden. Starke Zuzüge Auswärtiger waren die Folge.

Einer dieser Zuziehenden war der am 26. März 1834 in Opherten/Kreis Jülich geborene Hubert Bremen mit seiner am 4. November 1833 in Issum geborenen Ehefrau Susanna. Hubert Bremen erwarb Gelände im Gebiet der heutigen Friedrich-Ebert-Straße/

Grenzstraße/Gneisenaustraße, also auf Bockumer Gebiet. Dort errichtete er neben einem bereits bestehenden Ausflugslokal unter anderem eine maschinelle Tapeten-druckerei. Er selbst nannte die Fertigungsstätte „Krefelder Tapetenfabrik“.

Mitte der 1870er Jahre nahm diese mit einer Dampfmaschine ausgerüstete Druckerei zunächst mit 12 Arbeitern die Fertigung auf. Parallel dazu florierte das Ausflugslokal so



Roßkum, den 27. Juni 1852.
 Der Bürgermeister und Schriftführer der
 Pflanzengemeinde Roßkum.
 Pflanzengemeinde
 Gemeindefürsorge, daß die vorstehende Police-
 Verordnung:
 1) an dem Gemeindefürsorgeplatz öffentlich
 angebracht und auf demselben aufbewahrt werden
 die Tage des Monats Juli und August
 2) auf dem Gemeindefürsorgeplatz und auf den öffentlichen
 Plätzen mit der Gemeinde, daß dieselben in dem
 Gebäuden angebracht sein und 8 Tage lang
 aufbewahrt werden.
 Roßkum, den 6. Juli 1852.
 Der Bürgermeister
 Pflanzengemeinde



Abb. 1. Polizeiverordnung vom 27. Juni 1852 und Bestätigung des Aushangs vom 6. Juli 1852

gut, daß ein großer Saal angebaut werden konnte.

Ganz unproblematisch war die Existenzgründung in dieser Gegend nicht, denn der hohe Grundwasserspiegel stellte die Betreiber vor immer neue Aufgaben. Die ganze Gegend war stark versumpft, und der hohe Grundwasserstand füllte manche Bodensenke und schuf etliche Teiche. Einer dieser

**Bade- und Schwimm-Anstalt
auf Bremerhafem.**

Einmalig hoch erbaute ist diese

Bade- und Schwimm-Anstalt

mit jeder Weise von Bade- und Schwimm-Anstalt und jeder Art von Schwimm-Anstalt. Dieser Anstalt sind die besten Anlagen und bei uns vorzüglichen Bedingungen.

Der Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet.

H. Bremen.

**Bade- u. Schwimm-Anstalt
Bremerhafen**

ist die beste Bade- und Schwimm-Anstalt. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet.

Einzelbad mit Bäder 50 Pfg.
Doppelt-Billets mit Bäder 4 Pfg.
Abonnement für die ganze Saison 12 "

Der Schwimmlehrer **Kopp.**

Bremerhafen.
Eröffnung
in
Bade- u. Schwimm-Anstalt

Donnerstag, den 25. Mai 1880.

Der Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet. Die Anstalt ist von Morgen 8 bis Abend 10 Uhr geöffnet.

Hubert Bremen.

J. Nidlaus, Schwimmlehrer.

Abb. 2. Von oben nach unten: Anzeigen in der „Niederheinische(n) Volkszeitung“ vom 31. Mai 1879, 26. Mai 1880 und 19. Mai 1883

Teiche lag auf dem Gelände von Hubert Bremen.

Gab es dort also Wasser im Überfluß, so waren die hygienischen Verhältnisse in der nahen Stadt ganz anders. Städtisches Wasser gab es zu dieser Zeit noch nicht, beziehungsweise es fand gerade die Gründung des ersten Wasserwerks statt. In den Wohnhäusern mußte jeder Tropfen Wasser in Kannen oder Eimern von der Pumpe auf dem Hof oder der Straße mühsam geholt werden. Selbstverständlich war auch die Toilette auf dem Hof oder dahinter – natürlich ohne Wasser. Körperpflege bestand meist aus einem Bad in der „Zinkbüt“ einmal in der Woche.

Eine „Friedrich-Wilhelms-Badeanstalt“ existierte Ende der 1870er Jahre auf der Rheinstraße. Sie bestand aus 12 einzelnen Badezellen, wurde aber – wahrscheinlich wegen hoher Preise – vom Publikum nie richtig angenommen.

Was lag also näher, als sich wenigstens in den Sommermonaten in einer „Kull“ oder in einem Baggerloch zu erfrischen. Das war laut Polizeiverordnung allerdings verboten.

Zwar gab es zu dieser Zeit in Uerdingen bereits im Rhein die „Crefeld-Uerdinger-Schwimmbahn“, aber für die Krefelder war der Weg dorthin sehr weit und umständlich, so daß trotz Verbots immer wieder in einer privaten „Kull“ gebadet beziehungsweise geschwommen wurde.

Der pfiffige Unternehmer Hubert Bremen nutzte die Gunst der Stunde und errichtete auf seinem Gelände, neben den bereits erwähnten Einrichtungen, eine regelrechte Freizeitanstalt mit Schwimm- und Badegelegenheit.

Zunächst wurde neben dem Saalbereich der Gaststätte 1878 eine über 500 qm große Rollschuhbahn angebaut, die zum einen dem Publikum zur Benutzung offenstand und zum anderen Artisten und Orchestern Möglichkeiten bot, ihre Künste darzubieten. Immer wieder mag der Blick zum Konkurrenzunternehmen „Thiergarten“ hingewechselt sein, das ähnliche Attraktionen anbot.

1879 kamen weitere Aktivitäten hinzu, um den sich auf dem Gelände befindlichen Teich zu nutzen. In Rekordzeit wurde eine Anlage für Kähne errichtet, eine Schwimmzone abgegrenzt und der Bau von Umkledekabinen begonnen. Das Wasser eines kleinen Schwimmbassins und einige Badekabinen konnten mit der Abwärme der in der Tapetenfabrik stehenden Dampfmaschine beheizt werden. Am 1. Juni 1879 war es dann soweit: Hubert Bremen konnte die erste Bade- und Schwimm-Anstalt, zwar noch auf Bockumer Gebiet, aber doch in Stadtnähe, eröffnen.

Gebr. Billen,
CREFELD,
alte Uerdingerstr. 44.
Mechanische Schreineri u. Maschinenbau-Anstalt
für
Jacquard- und Kammmaschinen.
Möbel, Spiegel- und
Polsterwaaren-Fabrik und Handlung
von
Gottfr. Boemanns,
Neusserstrasse 37.

August Brauner,
Sattler und Polsterer, CREFELD,
Carlshof 9.
engl. Fahr- und Reitgeschirren.
jede Art von Reitgeschirren, Damen- und Herren-Koffern zu höchsten billigen Preisen.
N.B. Reparaturen werden schnell und billig besorgt.

**Tapetenfabrik „Bremerhafen“
bei Crefeld.**

Die Anstalt ist durch Befestigung von Tapeten im Sommermonat
geöffnet in den besten Tagen, allen Anforderungen der Kunst zu genügen.
Verkaufsstelle: Krefeld, 18, in Galtfischen Haus.
Die Anstalt befindet sich zur Zufriedenheit aller Herren und Damen
Inhaber: **Hubert Bremen.**
Telegraphen-Adresse: Bremerhafen Crefeld.

Abb. 3. Anzeigen im Krefelder Adreßbuch von 1882

Den Namen haben nicht, wie oft fälschlicherweise angenommen wurde, Krefelder Bürger erfunden, sondern Hubert Bremen selbst nannte seine Anstalt „Bremerhafen“. Dieser Name setzte sich sofort fest und diente lange Zeit als Ortsbestimmung. Auch in offizielle Karten wurde der Name übernommen; er diente sogar als Postadresse.

Im Eröffnungsjahr wurden die Einrichtungen so gut angenommen, daß im Winter weitere Verbesserungen an den Badeeinrichtungen vorgenommen werden konnten. Aus heutiger Sicht waren die Einrichtungen eher primitiv, für damalige Verhältnisse aber eine Novität.

Die Crefelder Zeitung vom 24. Mai 1880 berichtet: „Es ist an dieser Stelle schon angedeutet worden, daß die Badeanstalt „auf Bremerhafen“ in diesem Jahre sich erweitert und vervollkommen hat. Auf die Nützlichkeit des Badens im Allgemeinen und darauf, daß eine Bade-Anstalt für eine so volkreiche Stadt wie Crefeld ein Bedürfnis, braucht nicht lange hingewiesen zu werden. Es gibt Städte, in welchen solche Anstalten durch die Kommune ins Leben gerufen worden sind; können und wollen wir das aus naheliegenden Gründen nicht verlangen, so ver-



Abb. 4. Übersichtskarte der Gemeinde Bockum von 1888 (Bremerhafen siehe Pfeil)

dient es alle Anerkennung, wenn wie hier, ein Privatunternehmer sich der Sache annimmt. Diese Anerkennung ist um so gerechtfertigter, als die hiesige Schwimmanstalt ihrer ganzen Einrichtung und Leitung nach lobenswerth ist. Die äußerst praktischen Einrichtungen bieten jede erforderliche Bequemlichkeit. Die Badeanstalt umfaßt zwei Bassins, eins für Nichtschwimmer, also ein Badebassin, und ein größeres Schwimmbassin, welches an Länge, Breite und Tiefe, sowie an Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Fortwährend ist für Abfluß und Zufluß in bester Weise gesorgt, so daß das Wasser stets klar und frisch ist. Selbstverständlich ist hinreichende Sicherheit in vollkommener Weise vorhanden. Die einzelnen Zellen genügen allen Ansprüchen; sie sind freundlich und mit dem erforderlichen Mobilien ausgestattet. Der Eingang ist gegen früher zweckmäßig verlegt, so daß die Badenden in keiner Weise belästigt werden.

Neben dem Eingang ist eine Brause aufgestellt, die jedem die erforderliche Abkühlung zuführt. So wäre denn, wie wir uns überzeugt haben, der Besuch der Badeanstalt einem Jeden zu empfehlen“.

Hubert Bremen sah sich persönlich nicht mehr in der Lage, alle Aktivitäten, wie Tapetenfabrik, Restaurant mit Künstlerengagement, Rollschuhbahn, Gondelfahrten sowie Bade- und Schwimmanstalt, selbst zu steuern, so daß er zunächst den Bereich Baden und Schwimmen an einen erfahrenen Schwimmeister verpachtete.

1880 wurde weiter investiert. Es entstanden weitere Holzzellen, die sogar medizinisch genutzt werden konnten. Erster Pächter der Anstalt war der Schwimmelehrer Kopp.

Laut hiesiger Presse erfreute sich die Anstalt regen Interesses, und so heißt es in der

Rollschuhbahn
(Skating-Ring)
Jägerhaus fraber Bremerhafen.
Sonntag, den 17. Sept. nachmittags 3 1/2 Uhr:
Gröfierung
Der neuen rollschuhbahn eingeweiht
Rollschuhbahn
schloß mit
Gröfem Konzert.
Die Rollschuhbahn ist die größte im Bremerhafen.
Das Konzert wird begleitet von der hiesigen Musik unter Leitung des Dirigenten Herrn Kopp.
Uhrzeit 25 Pf. Kinder 10 Pf.
Der Eintritt ist nicht nur bei Sonnenschein.
Geduldig G. Bremer.

Abb. 5. Anzeige in der „Crefelder Zeitung“ vom 16. September 1893

Jägerhaus, früher Bremerhafen,
nahe dem Landratsamte.
Bei Gelegenheit der Bodumer Firmen-Feiern, den 16.,
Montag, den 17., Dienstag, den 18. Sept. und folgenden Tagen:
Großes Volksfest
mit allen erdenklichen Lustbarkeiten: Karussell (schwarze und weiße
Fahnen), deutsche Schießbude, Blattenwurf und
Hochseilübungen etc. etc.
Grotte frei **Grosser Konzert** Grotte frei
auf dem Festplatz.
Im großen Saal **Freitag und Samstag:**
Grosser Football.
Orchester: Geleiteter Kapelle.
Garten & Spielplatz 20 Wg. Tische frei.

Etablissement Jägerhaus.
Sonntag, den 23. September:
Grosses Volks-Fest.
PROGRAMM.
Abends 8 Uhr:
Großes Fest-Konzert,
begleitet von der Kapelle des Kaiserlichen Regim. n. 4 Wg.
Wiederholtes Schießen mit etc.
Ochse am Spieß gebraten.
Von 5 Uhr ab:
Musik, Schützen-Schießbude im Freien & Schießen mit etc.
Grotte & Spielplatz:
Großes Brauereifest mit begünstigter Beleuchtung im Garten.
Wochentag: **Tanz** abends 8 Uhr mit Musik.
Küchlein haben Karussell mit Hochseilübungen etc.
mit etc.
Garten & Spielplatz 20 Wg. Wiederholtes Schießen mit etc.
Von 5 Uhr ab wird Schützenbude im Garten etc. 20 Wg.
mit Schützenbude je 20 Wg. verabreicht.
Bis zum Ende der Saison.

Abb. 6. Anzeigen in der „Crefelder Zeitung“ vom 15. September 1894 und 28. September 1895

„Crefelder Zeitung“ am 3. Juli 1880 unter anderem: „... Der in seinem Fache bewährte Schwimmlehrer versteht es, seine Schüler auf eine leicht durchführbare und äußerst

sichere Art auszubilden, so daß hierdurch ein schnelles und gefälliges Resultat erzielt wird. Wie wir hören, ist schon eine große Anzahl von Schülern verzeichnet und wir können behufs Förderung der körperlichen Gesundheit und Gewandtheit zu weiterem Besuch nur ermuntern“.

Bereits in jenem Jahr warb Hubert Bremen mit kombinierten Veranstaltungen, wie Musik auf der Rollschuhbahn, großem Spielplatz, Gondelfahrten und Nutzung der Zellenbäder. In einer nur einmal erschienenen Anzeige in der hiesigen Presse vom 21. August 1880 suchte Hubert Bremen Pächter oder Käufer des Lokals und/oder der Bade- und Schwimm-Anstalt. Welchen Zweck er damit verfolgte, bleibt uns verborgen. Weiter aber wurde jede Gelegenheit, Kunden zu gewinnen, wie auch bei den Konkurrenz-Betrieben, ausgenutzt. Im Winter bei Frostwetter diente die Rollschuhbahn als Eisbahn.

Für 1881 wurde die Bade- und Schwimm-Anstalt Bremerhafen an Edmund Steinbach aus Berlin verpachtet, der vorher als Schwimmlehrer beim Garde-Grenadier-Regiment in Berlin und bei der Anstalt des Herrn Casse in Dresden tätig gewesen war. Ausgebildet wurde nach militärischer Art. Zum Ende der Saison konnten dann die ausgebildeten Jugendlichen ihr Können dem Publikum zeigen. Wie die Presse schrieb, konnte ein Besuch „nur angelegentlichst empfohlen werden, zumal dafür Sorge getragen wird, daß der Zutritt Jedermann unbeanstandet gestattet werden kann, weil sämtliche Schüler in Tricot schwimmen“. 1882 übernahm J. Nicklaus die Bade- und Schwimm-Anstalt.

Im selben Jahr wurde die Tapetendruckerei durch einen Anbau erweitert.

1883 übernahm Schwimmlehrer Poßberg die Schwimm- und Badeanstalt. Er machte in

Inseraten darauf aufmerksam: „Schüler werden streng nach militärischer Art ausgebildet“.

Parallel zu den „Wasserspielen“ liefen die Veranstaltungen in der Gaststätte und auf der Rollschuhbahn weiter. Militärkapellen wurden engagiert, und diverse Künstlerensembles gaben Vorstellungen. 1885 wurde auch das Ausflugslokal verpachtet. G. Jost, früher Restaurateur zur Flora, war der erste Pächter.

Die Bade- und Schwimm-Anstalt wurde in jenem Jahr an Herrn Hotes, einen langjährigen Schwimmlehrer im Garde-Artillerie-Regiment zu Berlin, vergeben.

Im Verlaufe des Jahres 1887 gab es Ärger mit der Gemeindeverwaltung Bockum wegen der Ableitung von Abwässern in den Buschgraben und einer ungenehmigt angelegten Brücke über eben diesen Graben. Mit einem Strafbefehl über 6 Mark wurde die Geschichte letztlich beigelegt. Bei dieser Episode wurden auch wieder Kompetenzschwierigkeiten zwischen der Stadt Crefeld und der Gemeindeverwaltung Bockum deutlich. Da der Graben die Grenze zwischen Crefeld und Bockum bildete, ging es darum, wer den Graben pflegen mußte und wer Genehmigungen erteilen durfte, Brücken über den Graben anzulegen.

Zwei wesentliche Ereignisse ließen aber die Attraktivität der Schwimm-Anstalt Bremerhafen sinken. Zum einen war es die bessere Verbindung durch die Dampfstraßenbahn Krefeld-Uerdingen, die 1883 ihren Betrieb aufgenommen hatte und damit die Uerdinger Schwimmbahn leichter erreichen ließ, und zum anderen die allmähliche Absenkung des Grundwasserspiegels.

1888 hatte die Bade- und Schwimm-Anstalt Bremerhafen aufgehört zu bestehen, exakt

Radfahrer-Verein Vorwärts
Donnerstag, den 27. Mai (Himmelfahrt):
Internation. Radwettfahren
auf der neuen Asphalt-Rennbahn
im Hintergebäude des Sommerlokals Bremerhafen.

Abb. 7. Anzeigen in der „Crefelder Zeitung“ vom 4. und 22. Mai 1897

Vorläufige Anzeige.

Zeige hiermit den geehrten Sportsfreunden ergebenst an, daß die neuangelegte

Rennbahn

mit einer festen Cementflur Ende nächster Woche dem Betrieb übergeben wird.



Hochachtungsvoll
H. Bremen.

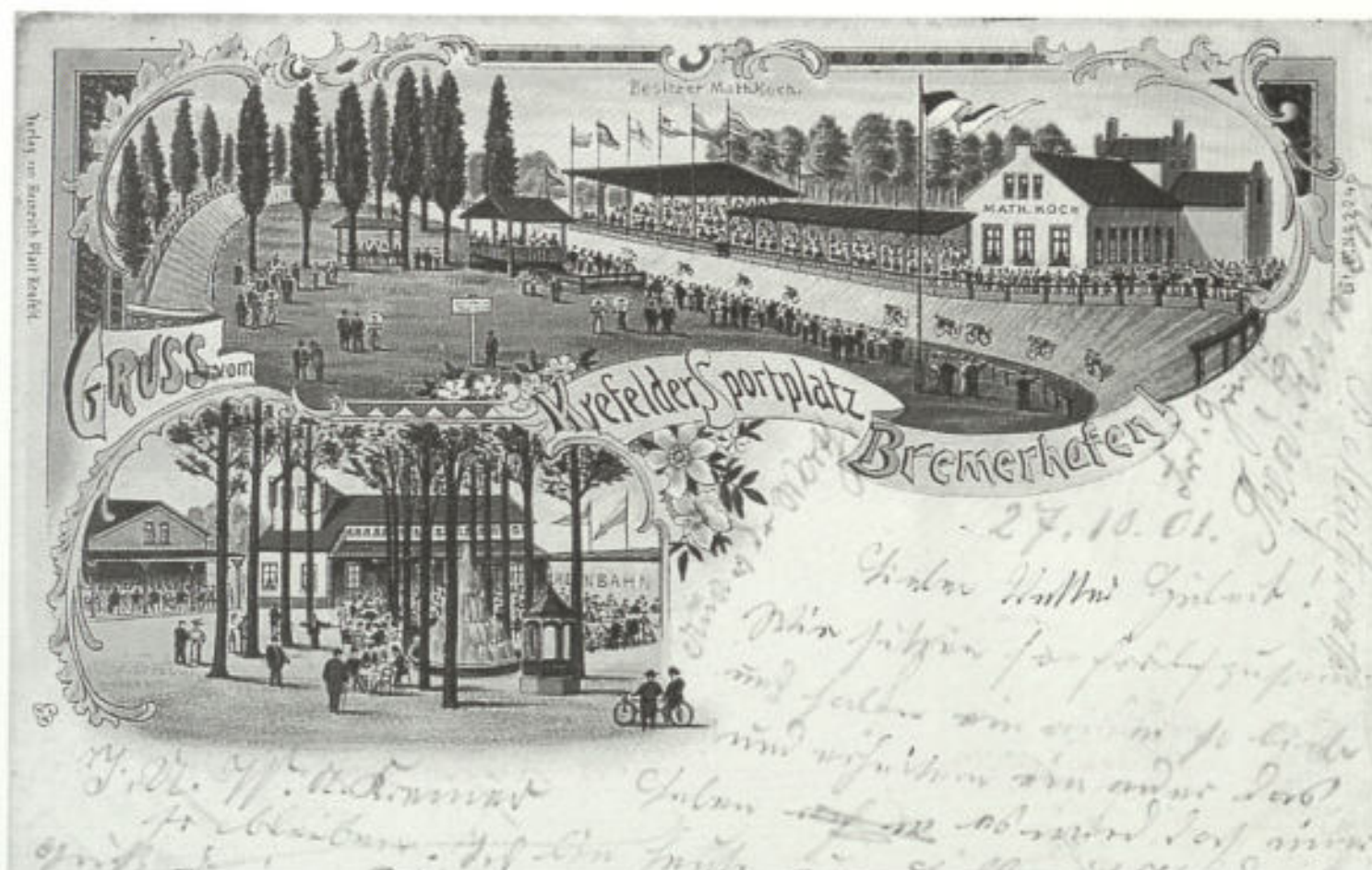


Abb. 8. Ansichtskarte vom Krefelder Sportplatz Bremerhafen; Original farbig

zu der Zeit, in der in Krefeld die Bauarbeiten zum Stadtbad an der Neusser Straße anliegen. Nachdem in den Jahren zuvor die Tapetenfabrikation immer mehr zurückgegangen war, kam für diese Sparte 1892 das „Aus“.

Nun konzentrierte sich alles auf das Ausflugslokal. Die Rollschuhbahn wurde nochmals vergrößert, und man versuchte, möglichst viele Veranstaltungen von Vereinen oder Betrieben im Außengelände oder in den Räumen stattfinden zu lassen. Es gab kaum ein Wochenende, an dem nicht Konzerte namhafter Kapellen stattfanden. Allerdings war das Geschehen im benachbarten Tiergarten wesentlich attraktiver: Dort kämpfte nun wirklich David gegen Goliath.

1893 wurde das Ausflugslokal Bremerhafen umbenannt in „Jägerhaus“. Die „Krefelder Zeitung“ berichtete in ihrer Ausgabe vom 30. September 1893: „Eines der schönsten Etablissements Krefelds ist das Jägerhaus, früher Bremerhafen, an der jetzt fertiggestellten Herzogstraße, 5 Min. vom Kreishaus gelegen. Morgen Sonntag findet dort großes Konzert der Rhein. Kapelle, Dirigent Herr Topp, statt. Ebenso machen wir auf die neue 600 qm. große Rollschuhbahn aufmerksam“.

Da Bremerhafen auf Bockumer Gebiet lag, mußten auch alle Genehmigungen beim Bockumer Bürgermeisteramt eingeholt werden. Man liebäugelte aber stets auch mit dem größeren Krefeld, das die meisten Besucher stellte. Bockum und Krefeld wurden mit fast gleichen Angeboten umworben.

Zu jenem Zeitpunkt gab es eine Veränderung in der Bewirtschaftung des Lokals. Als Pächter oder Mitinhaber trat nun neben Hubert Bremen ein Friedrich Borgs auf. Die Veränderung zeigt sich auch in dem Inserat vom 28. September 1895, in dem von einer Direktion die Rede ist. 1896 zeigte wiederum Hubert Bremen Veranstaltungen und Lustbarkeiten an.

Hubert Bremen entdeckt den Radsport

Nicht das Interesse am Radsport, vielmehr eine mögliche Geschäftsidee verführte den Unternehmer dazu, eine Radrennbahn anlegen zu lassen. Zwei Faktoren mögen dabei eine Rolle gespielt haben. Zum einen stand eine große, unbebaute Fläche zur Verfügung,

und zum anderen hatte die erste Radrennbahn in Krefelder Nähe, nämlich im Tiergarten, ihren Betrieb eingestellt.

1896/97 wurde nun in Rekordzeit auf dem hinteren Gelände des Lokals „Jägerhaus“ eine ovale Rennbahn angelegt. Welcher Belag tatsächlich ausgeführt wurde, kann heute nicht mehr ermittelt werden. In zwei Anzeigen wird von einer „Cementflur“ und andererseits von einem „Asphalt“-Belag gesprochen. An einer Längsseite entstand eine Holztribüne für mehrere hundert Zuschauer.

Am 27. Mai 1897 sollte die feierliche Eröffnung durch eine internationale Veranstaltung stattfinden, aber die gesamte Anlage wurde nicht rechtzeitig fertig, so daß eine Verschiebung auf den 19. Juni erfolgen mußte. Von diesem Zeitpunkt an hieß die Rennbahn-Anlage „Krefelder Sportplatz“.

Für weitere Aktivitäten sorgte auch noch eine großflächige Übungsanlage, auf der Ungeübten das Fahrrad-Fahren beigebracht wurde.

Die erste Veranstaltung lief nicht ohne Pannen ab. Mehrere Stürze mit Verletzungen waren neben organisatorischen Mängeln zu be-

klagen. Nach nur einem Rennen auf glatter Ovalbahn wurden die Kurven durch eine Holzkonstruktion entsprechend den Vorgaben des Radfahr-Verbandes erhöht. All das geschah aus heutiger Sicht recht stümperhaft. Zwar hatte die Bahn nun die erforderliche Kurvenüberhöhung und mit einer Länge von 333 1/3 m eine genormte Länge, aber die Sicherheitsstandards waren nicht eingehalten worden.

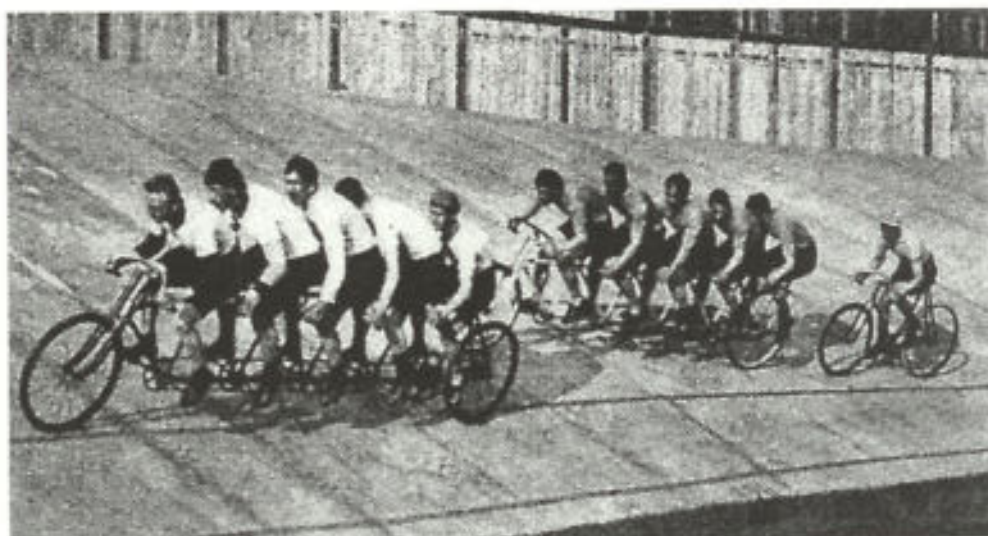


Abb. 10. Aufnahme einer 5er-Schrittmacher-Maschine

Sportplatz Krefeld.
 Sonntag, den 25. Juli, nachmittags 4 Uhr,
 findet auf der mit neuen bestmöglichen Einrichtungen versehenen Sportbahn
Versuchs-Rennen
 statt, wozu sich
 1. Juniorenfahren; 2. Hauptfahren;
 3. Landsturnfahrten und 4. Vergabefahren.
 Willkommene zur Teilnahme an jedem Rennen über 100 Meter
 Sonntag 2 Uhr Abfahrtsrennen 1-3 eingeteilt werden. Ueber
 weitere Details auch am Platz anfragen.
 Eintritt für Jedermann 25 Pf.

Krefelder Sportplatz Bremerhafen bei Krefeld.
 Sonntag, den 17. Juni, nachmittags 5 Uhr:
Grosses internationales Rad-Rennen
 für Berufsfahrer und Amateure.
 Die 2 Ure 45 Min. Mittags-Konzert
 Die 10 Ure 30 Min. Das Gross-Konzert.
 Eintritt zum Rennen bei jeder Uebung 10 Pf.

Bremerhafen.
Schau und Schiefen
 Niederh. Ledel- und Zorterrier-Zuchtverein
Krefeld.
 Sonntag, den 2. Juni 1901, nachmittags:
Konzert
 der Düsselborfer Sufaren-Kapelle.
 Eintritt 50 Pf. & 25 Pf.

Texas-Tex. Krefelder Sportplatz.
 Galopplatz der ersten Straßenbahn
 Bismarckplatz-Strasse.
 Montag 4 Uhr. Beginn 9 1/2 Uhr.
Große Sport-Vorstellung.
Pferde gegen Motor,
 wobei Sport-Taxi im besten Galopp die Strecke nachfolgt.
Vorher:
Wild-West-Vorstellung und Wildbejagungen
 mit 5 musikalischen Stücken.
Grosses Konzert.
 Preise und Eintritt bei jeder Uebung.
Texas-Tex.

Abb. 9. Von oben nach unten: Anzeigen in der „Krefelder Zeitung“ vom 24. Juli 1897 sowie in der „Krefelder Zeitung“ vom 12. Juni 1900, 1. Juni 1901 und 19. September 1903

Fieberhaft wurde nun versucht, die Bau- und Konstruktionsmängel zu beseitigen, um für das nächste Rennen im September gerüstet zu sein. Nur eine Ausnahmegenehmigung des Landrats des Landkreises Krefeld gestattete noch eine Veranstaltung im September 1897.

Für die Tribüne wurde die Zuschauerzahl auf maximal 150, und die nur im unteren Bereich, begrenzt. Außerdem durften auf der Fahrbahn nicht mehr als vier Fahrer gleichzeitig im Rennen sein. Der Gutachter, der Königliche Kreisbauinspektor Everding, beschrieb die Mängel so: „Den Kurven der Rennbahn fehlt ein ordentlicher Quer- und Längsverband, ebenso ist der 2 cm starke Bretterbelag bei 60 cm freier Lage zu schwach. Bei der Tribüne ist der Unterbau zu schwach“.

Bis in das Frühjahr des nächsten Jahres gab es regen Schriftverkehr zwischen Landrat, Bürgermeisteramt von Bockum und Besitzer Hubert Bremen über die auszuführenden Verbesserungen.

Erst mit Datum vom 5. Mai 1898 erteilte Bau- rat Everding die Genehmigung zur weiteren Benutzung der Anlage. Darin heißt es: „Auf Ersuchen des Herrn Hubert Bremen wurde am heutigen Tage die Rennbahn desselben auf Bremerhafen einer Besichtigung unterworfen und die Bahn vollständig in Ordnung befunden, nachdem die Monita der früheren Untersuchung beseitigt worden sind. Der Benutzung der Rennbahn stehen daher dieserseits keinerlei Bedenken mehr entgegen“.

Verschiedene Vereine, wie der Krefelder Radklub „Merkur“, der Rad-Rennverein Krefeld und der Krefelder Velociped-Klub veranstalteten 1898 mehrere Rennen, immer ge-

koppelt mit Konzerten. Ende des Jahres wurde die gesamte Anlage an Mathias Koch verpachtet, der sie von da an KREFELDER SPORTPLATZ BREMERHAFEN nannte.

Daß das Restaurant „Jägerhaus“ und die Rennbahn zusammengehörten, geht aus einem Schreiben vom 1. Mai 1900 an den Hochwohlgeborenen Herrn Bürgermeister Keutmann hervor, in dem der Pächter um eine Rennenehmigung bittet, und zeichnet mit: „Hochachtungsvoll M. Koch, Restaurant Jägerhaus, Rennbahn Bremerhafen“.

Nicht nur Rad- und Motorrad-Rennen fanden in jenen Jahren statt, sondern in den Räumlichkeiten des Lokals war immer etwas los. Aus den vielen Genehmigungsanträgen an den Bürgermeister in Bockum geht hervor, daß Konzerte, Betriebsfeiern, Kaffeekränzchen und anderes mehr häufig stattfanden. Aber auch im Außenbereich gab es manch sonderbare Veranstaltungen, wie beispielsweise das Schiefen (Einfahren des Dachshundes in den Bau). Der Schief-Klub Krefeld hatte sein Übungsgelände auf Bremerhafen und hielt dort auch seine Versammlungen ab.

Das erste große internationale Radrennen auf dem Krefelder Sportplatz Bremerhafen fand am 4. Mai 1902 statt, wozu man die Herren Fahrer von „hier und auswärts mit Musik am Bahnhof Ostwall punkt 2 1/4 Uhr empfangen und u. a. über Jägerhausstraße zur Rennbahn geleitete“. Erfolgreichster Teilnehmer war der Krefelder Oscar Wenkum, der auch in späteren Jahren neben dem Lokalmatador Willy Pongs aus Bockum noch oft von sich reden machte.

Neben den Rennen auf Rennrädern, die schon den heutigen sehr ähnlich waren, ver-

Krefelder Angelegenheiten.

Krefeld, 29. Juli.

Die Ausstellung künstlerischer Hand- und Maschinenfliderien in der Königl. Gewerbe-Sammlung nähert sich ihrem Ende. Wie sehr sie sich des Interesses des Publikums zu erfreuen gehabt hat, beweisen die Besucherzahlen, die in der vorigen Woche sich auf 2334 und seit Eröffnung der Ausstellung auf 4040 beliefen. Bemerkenswert war die große Zahl auswärtiger Besucher aus den benachbarten Orten, von denen Düsseldorf eine beträchtliche Zahl stellte. Am nächsten Sonntag, den 2. August, findet der Schluß der Ausstellung statt; eine Verlängerung, wie sie vielfach gewünscht wurde, kann nicht stattfinden, da viele der Stände, die hier keinen Liebhaber gefunden haben, sofort auf andere Ausstellungen gelangen. Geöffnet ist die Ausstellung täglich von 10—1 und 3—8 Uhr, unentgeltlich.

Die Radrennen am nächsten Sonntag auf dem Krefelder Sportplatz scheinen die bedeutendsten zu werden, welche je hier abgehalten wurden. Besten ist die erste und größte Rotorführungsmaschine eingetroffen. Sie gleicht einer kleinen Lokomotive, hat eine Länge von ca. 3 m und eine Breite von 0,85 m; sie besitzt einen 12 HP. starken Motor und läuft pro Stunde 90 Kilometer, hat also noch über Schweißgeschwindigkeit. Auf großen Holzschienen läuft der ca. 150 mm breite Antriebsriemen. Die Maschine hat ein Gewicht von ca. 8 Ctr. Wer eine derartige Maschine mit ihrem Führer in voller Geschwindigkeit einherschauen sehen will, veräume das Schauspiel am Sonntag nicht. Da sich außerdem noch mehrere andere Rotormaschinen zum Rennen gemeldet haben, wird es sehr heiße Kämpfe geben.

Abb. 11. Zeitungsartikel in der „Krefelder Zeitung“ vom 29. Juli 1903 und Sportbericht vom 14. September 1903, ebenfalls in der „Krefelder Zeitung“

suchten die Veranstalter die Attraktivität durch teils kuriose Rennen zu steigern; nur um einige zu nennen: Fahren hinter Schrittmachern mit bis zu viersitzigen Fahrrädern, reine Motorrad-Rennen, reine Motorrad-Rennen mit Fahrrad-Fahrern als Piloten, Fahrrad-Fahrer gegen Wettläufer, Fahrradfahrer gegen Reiter, Faßrollen und vieles mehr.

In den folgenden Jahren fanden stets zwischen vier und sechs Rennveranstaltungen statt. Bei der Veranstaltung am 12. Juli 1903 gab es unter anderem ein „Linner Eingemeindungs-Erstfahren“ über 2000 m und ein „Bockumer Anti-Eingemeindungs-Vorgabefahren“.

Wie kurios es oft bei den Rennen zugeht, soll der Sportbericht vom 14. September 1903 zeigen (s. Abb. 11).

Eine kleine Auswahl von Sportberichten und Anzeigen kann stellvertretend die Vielfalt der Veranstaltungen aufzeigen, wobei es schwierig war, aus dem vielen vorliegenden Material die rechte Auswahl zu treffen.

Immer öfter wird von Stürzen auf der Rennbahn berichtet, die nicht nur durch Glätte bei Regen hervorgerufen wurden, sondern auch von Unzulänglichkeiten der Holzkurven

herrührten, ein Problem, das der Besitzer nie richtig in den Griff bekam.

In den Jahren 1902 bis 1907 feierte der Bockumer Lokalmatador Willy Pongs auf der Bahn auf Bremerhafen seine größten Erfolge. Besonders hinter seinem Schrittmacher Willi Wolfram schlug er dort fast die ganze europäische Elite, stellte Bahnrekorde auf und fuhr Zeiten, die denen heutiger Fahrer nicht viel nachstehen.

Zwei ausgewählte Anzeigen aus den Jahren 1906/1907 lassen nochmals die Vielfalt der Veranstaltungen erkennen. Besonders interessant dabei ist das Rennen um den „Eingemeindungs-Preis“ (s. Abb. 12).

1907 wird nochmals ein volles Programm auf der Rennbahn abgewickelt, doch der Zustand der Holzbahn verschlechtert sich weiter. In einem Ausschnitt aus dem Sportbericht vom 2. Juli 1907 heißt es unter anderem: „Nachdem die drei Vorläufe um den großen Preis von Krefeld glatt abgewickelt waren, und der erste Lauf über 10 Kilometer von dem Krefelder Pongs in schöner Weise vor Böhmer Düsseldorf gewonnen war, kam es im zweiten Lauf zu einem Sturz des Schrittmachers des Krefelders, der ihm den sicheren Preis kostete. In der 26. Runde

Sport.

Die gestrigen sportlichen Veranstaltungen auf dem Krefelder Sportplatz Bremerhafen hatten zahlreiche Zuschauer herbeigelockt. Im Mittelpunkt des Interesses stand das öftere Auftreten des französischen Dauerläufers Ortogue, der sich mit Radfahrern, einem Reiter und hiesigen Läufern messen sollte. Ortogue und auch der in die Rennen eingreifende belgische Amateurläufer Dibeltz entwickelten bei den einzelnen Gängen eine bewundernswerte Ausdauer, die allgemeines Staunen hervorrief. Zunächst wurde ein Kampf zwischen dem Krefelder Radfahrer J. Gruyters und dem Weltfahrer Dibeltz zum Austrag gebracht. Nach den getroffenen Vereinbarungen hatte ersterer $8\frac{1}{2}$, Dibeltz 4 Runden zurückzulegen. Der Belgier zog mit einer halben Runde Vorsprung den Sieg an sich. — Dann startete der Meisterschaftsfahrer von Münster Wagner, unter den gleichen Bedingungen gegen Ortogue. Sieger: Ortogue mit $\frac{1}{4}$ Runde Vorsprung. — Bei dem folgenden Rennen fuhr Gruyters-Krefeld unter Motorführung gegen Ortogue. Dem Radfahrer waren 30, dem Dauerläufer 12 Runden zugeteilt. Sieger: Ortogue, der seine Verpflichtung mit $1\frac{1}{2}$ Runde überholte. — Bei einem Rennen zwischen hiesigen Fußläufern, das von unserer lieben Jugend bestritten wurde, kam es zu erheiternden Bildern. Ortogue hatte hierfür 3 Preise gestiftet. — Der französische Dauerläufer trat darauf gegen Motorfahrer Barth und den Radfahrer Roritz-Köln in die Schranken. Den Fahrern waren 24; dem Fußläufer 9 Runden aufgegeben. Auch dieses Rennen wurde von Ortogue gewonnen und zwar mit $2\frac{1}{2}$ Runden Vorsprung. — Bei dem Rennen zwischen 4 Radfahrern über 10 Runden nahm Wagner-Münster den ersten Platz ein. — Das Schlußrennen spielte sich zwischen einem Rotor (Warth), 20 Runden, Tandem (Wagner-Roritz), 20 Runden, einem Reiter, 10 Runden, Ortogue, $8\frac{1}{2}$ Runden und Dibeltz 8 Runden. Der Sieg fiel an den Reiter, zweiter wurde Ortogue, dritter Dibeltz. — Zweifellos hat der Franzose gestern seinem Ruf als bedeutender Wettläufer alle Ehre gemacht, aber auch der Belgier schnitt gut ab.

Paris, 13. Sept. Im großen Radfahrpreis der Republik siegte Elegaard (Dänemark); zweiter wurde Sandebarn (Holland), dritter Jenkins (England).

platze der Reifen des Motors von Pongs, dieser fährt gegen die Rolle und stürzt. Wolfram kann den Motor nicht mehr bewältigen, er fährt in vollem Tempo gegen den Zaun und stürzt ebenfalls, sich hierbei einige Male überschlagend“. Hauptgrund der Reifenschäden waren losgerüttelte Nägel der Holzdielen, die in der Unterkonstruktion keinen rechten Halt mehr fanden.

Seit 1905 hat auch Düsseldorf in Oberkassel eine eigene Radrennbahn, so wie zuvor schon Köln und Duisburg. Diese nachbarliche Konkurrenz bewarb auch das hiesige Publikum intensiv mit Zeitungsanzeigen und Plakaten, was zur Folge hatte, daß das Publikum sich von der primitiven und inzwischen maroden Bahn auf Bremerhafen nicht mehr so recht angezogen fühlte.

Den Zustand der Bahn gibt am besten ein Artikel in der „Krefelder Zeitung“ vom 4. Juli 1907 wieder. Ein Kommentar ist da wohl überflüssig (s. Abb. 13).

1908 versuchte der Pächter Mathias Koch noch einmal das „Aus“ zu verhindern. Noch zweimal, und das am Ostermontag und am darauffolgenden Sonntag 1908, fanden Rennen auf der Radrennbahn Krefelder Sportplatz, früher „Bremerhafen“, statt. Dann war

Krefelder Sportplatz

Sonntag, den 23. September 1906,
nachmittags 3 Uhr:

Grosser Revanche-Kampf

W. Moser,
früh Hofmann,
Korb. Fühler,
Ald. Gähmer,
Tischler.

gegen
den Regier
Woddy Hedspath,
Jubianopolis,
Willi Ponga,
Krefeld,

im großen Abschiedspreis
über 40 Kilometer mit Motorführung.

Die Meisterschaft von Krefeld für Flieger.
(Beschläger J. F. G. G. G. G.)

Die Meisterschaft von Krefeld für Stecher.
(Beschläger Korb. G. G. G.)

Teil Flieger-Kennen. Teil Stecher-Kennen.
Nach dem Rennen: Festball.
Spiel der Klubs sehr beliebt. Teil Renn-Kennen.

Krefelder Sportplatz.

Sonntag, den 11. August, nachmittags 3 Uhr:

Rad-Motorrennen

„Grosser Eingemeindungspreis“

Zwischenrennen in 3 Rufen über je 25 Kilometer.

Die besten: P. Spain, Bockum.
W. Ponga, Krefeld.
C. Kellermann, Ebst.
J. Kottenroth, Wob.

Spannende Flieger- und Motor-Kennen.
16 Fahrer gemeldet.

Nach dem Rennen: Festball,
Spiel der Klubs sehr beliebt. Teil Renn-Kennen.

Karten im Vorverkauf zu haben bei J. Neumann (Beschläger)
Bockum, über Friedr. und Hildebr., und Hildebr. 40, am Markt,
Vanden, Dörfler 46 36, W. K. Krefeld, Gölterstraße 9, W. G. G. G.,
W. G. G. G. 119, 1213, Gölterstraße, 25a Zettel.

Abb. 12. Anzeigen in der „Krefelder Zeitung“ vom 22. September 1906 und 8. August 1907

das „Aus“ da. Das in finanzielle Schwierigkeiten geratene Unternehmen war nicht mehr in der Lage, die Einrichtungen in einen Zustand zu versetzen, der den Weiterbetrieb ermöglicht hätte. Außerdem war das große Gelände nach der Eingemeindung Bockums nach Krefeld für den Expansionsdrang der benachbarten Großstadt eminent wichtig geworden.

Das Gelände, über das sich die gesamte Anlage „Bremerhafen“ erstreckte, gehörte vor 1881 gemeinsam Wilhelm Backes und Hubert Bremen. 1882 fand Hubert Bremen sei-

Abb. 13. Radsport-Artikel in der „Krefelder Zeitung“ vom 4. Juli 1907

Sport.

Radsport. Von dem Einsender der ersten Kritik gegen die Krefelder Neuenbahn erhalten wir eine Entgegnung auf die geistige Aufsicht des Besitzers. Um beide Teile zu Wort kommen zu lassen, können wir deren Abdruck nicht verweigern. Die lautet mit Weglassung des Unwesentlichen: Die in der Mittwoch-Mittagausgabe enthaltene Entgegnung des Besitzers des hiesigen Sportplatzes auf mein Eingelassen in Nr. 371 möchte ich schon deshalb nicht unerwidert lassen, um nicht etwa in uneingeweihten Kreisen den Glauben aufkommen zu lassen, als wenn der Inhaber der Bahn etwa wegen der Sprache, die er führt, doch schließlich Recht habe. Seine sachlichen Bemerkungen sind recht dürftig. Daß an Heddes Rad die Ventile abgebrochen ist, kann unbedenklich zugegeben werden, ändert aber an dem Zustande der Bahn nicht das Geringste. Den Sturz von Ponga der übergroßen Geschwindigkeit zuschreiben zu wollen, ist nach meiner Beobachtung und der eines weiteren direkten Augenscheins richtig; der mangelhafte Zustand der Kurve war daran Schuld. Aber selbst wenn der Verfasser des Artikels Recht hat, sollte dies nur beweisen, daß die Bahn eben etwas, was man nur halbwegs Geschwindigkeit nennen könnte, ist zulässig. Und nun die anderen Tatsachen! Das doppelhandgroße Loch in der Nockenkurve, die herausgesprungenen Nocken, die emporstehende Pleule? Der Artikelschreiber hat kein Wort dafür! Der Vorwurf, ich hätte das Sportplatzunternehmen schädigen wollen, hat mich nicht wenig erheitert. Mit dem finanziellen Wohl oder Wehe der Bahn habe ich absolut nichts zu tun, es kam mir lediglich darauf an, durch den Druck der öffentlichen Meinung den Besitzer zu bestimmen, die so notwendigen Reparaturen vornehmen zu lassen, um Unfällen nach Möglichkeit zu begegnen. Es würde mich freuen, wenn die Bahn wirklich ansgebeßert werden sollte, und zwar besonders im Interesse der Fahrer. Um nun die „Radrennwort-Kundigkeit“ des Kritikers gegenüber meiner Unkundigkeit in das rechte Licht zu rücken, möchte ich den Lesern folgende Meinung von unerrichteter Seite unterbreiten: In ihrer Mittwochnummer 116 vom 2. Juli 1907 bringt die „Radwelt“ folgende Preislistennotiz: „An zwei Einsender aus Krefeld (Ich bemerke ausdrücklich, daß ich den betreffenden Einsendern vollständig fern stehe): Wir danken Ihnen bestens für die Einsendung des Artikels aus dem „Krefelder Generalanzeiger“, glauben aber nicht, daß dieser irgendwelchen Eindruck auf Herrn Koch machen wird. Wir geben es daher auch auf, uns noch weiter mit den Zuständen auf der Krefelder „Neuenbahn“ zu beschäftigen.“ „Neuenbahn in Paraphrase, das sagt genug! Die „Radwelt“ hatte vor etwa 8 Tagen ihrer Meinung schon dahin Ausdruck gegeben, daß die Bahn sich schon längst in einem wenigstens einigermaßen brauchbaren Zustand befinden haben würde, wenn Herr Koch überhaupt auf Wünsche aus dem Publikum zu reagieren pflege.“ Ich meine, daß diese Urteile von sachverständiger Seite genügen dürften, um die Sachlage nach allen Seiten zu beleuchten.

nen Partner ab und war nun Alleininhaber. 1909 verkaufte der Destillateur Mathias Koch noch zwei Parzellen von 9458 qm an Hubert Bremen.

Im Laufe der Jahre hatte sich das Persönlichkeitsbild von Hubert Bremen stark gewandelt. Am 16. Juni 1910 wurde er in die Anstalt Johannisthal in Süchteln eingewiesen, wo er am 21. Dezember desselben Jahres verstarb.

- Quellen
- Mündliche Berichte meines Vaters Hermann Hüttenes, der als Kind einige Veranstaltungen auf Bremerhafen mitbesuchen durfte.
 - Stadtarchiv Krefeld, Bestände der Lokalzeitungen.
 - Stadtarchiv Krefeld, Bestände der ehemaligen Gemeinde Bockum.
 - Stadt Krefeld, Fachbereich Vermessungs- und Katasterwesen.
 - Deutsches Rennbahnarchiv Köln-Forz.
 - W. Gronen & W. Lemke: Geschichte des Radsports.

Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises an Dieter Wellershoff

von Theodor Pelster

Am 1. Dezember 2002 überreichte Oberbürgermeister Dieter Pützhofen im großen Saal des Rathauses der Stadt Krefeld dem Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Dieter Wellershoff den Niederrheinischen Literaturpreis des Jahres 2002 in Form einer Urkunde und eines Schecks in Höhe von 5 000 Euro. Ein- und ausgeleitet wurde die Feierstunde durch Darbietungen des Saxophon-Quartetts der Musikschule Krefeld, das Tage zuvor den ersten Preis im Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ gewonnen hatte. So wurde die Veranstaltung zu einer Preis-Stunde der besonderen Art.

Mit Dieter Wellershoff wurde, wie der Oberbürgermeister einleitend hervorhob, ein Autor „der deutschen Oberliga“ ausgezeichnet, der mit den Veröffentlichungen der letzten Jahre – „Der Liebeswunsch“ und „Der verstörte Eros“ – einen „Sprung in die Spitzenzone der Liga getan“ habe. Indirekt war damit zugegeben, daß die Stadt Krefeld mit dem Preis nicht nur einen hochangesehenen Autor schmückt, sondern auch sich selbst, indem sie den weltbekannten Autor durch die Preisvergabe locker an sich bindet. „Reputation“, so der Oberbürgermeister, „gewinnt nicht nur der Preisträger, sondern auch der Preisgeber“.

In seiner Laudatio gab der Buchhändler und Verleger Hans K. Matussek, Mitglied der Jury, einen Überblick über das Gesamtwerk des Schriftstellers Wellershoff. Matussek stand vor der Schwierigkeit, ein Lebenswerk vorzustellen, das in alle Bereiche der Literatur hineingewirkt hat. Mit einer Arbeit über Gottfried Benn ist Wellershoff 1952 promoviert worden; von 1959 bis 1982 arbeitete er als Lektor in einem bedeutenden Verlag in Köln. Seine ersten Hörspiele wurden 1960 gesendet; Kurzgeschichten folgten und fanden Eingang in bedeutende Anthologien. Seit Mitte der 1960er Jahre erschienen vielbeachtete literarische und literaturkritische Texte, von denen der Roman „Der Liebeswunsch“, im Jahr 2000 veröffentlicht, und die literaturhistorische Abhandlung „Der verstörte Eros“, vorgelegt im Jahr 2001, nicht nur den Lob sprechenden Buchhändler besonders beglückten, sondern auch die versammelten Bewunderer des Autors.



Abb. 1. Der Preisträger Dieter Wellershoff zwischen dem Geschäftsbereichsleiter Soziales, Jugend und Kultur Roland Schneider (links) und Oberbürgermeister Dieter Pützhofen (rechts)

In seiner Dankrede sagte Wellershoff: „Ich glaube schon, daß der Niederrhein mich geprägt hat. In der Kinderzeit war er mein Jagdgebiet als Indianer“. Einerseits gab er mit dem Bekenntnis den Beweis, daß er nach den Regeln der Satzung berechtigt ist, den Niederrhein-Preis anzunehmen; andererseits wehrte er sich im selben Satz dagegen, als Regionaldichter vereinnahmt zu werden, denn „ein Jagdgebiet als Indianer“ finden Kinder überall.

Dieter Wellershoff wurde am 3. November in Neuss geboren, verbrachte Kindheit und Jugend in Grevenbroich, wurde 1943 in den Krieg gezogen und geriet 1945 in Berlin in Gefangenschaft. Nach dem Krieg machte er das Abitur, studierte Germanistik, Psychologie und Kunstgeschichte in Bonn und wurde mit dem vertraut, was man zusammenfassend „das literarische Leben“ nennt.

Mit den Gedichten „Altwerden“ – Heinrich Böll zum 65. Geburtstag gewidmet – und „Das Ich und seine Augenblicke bei Betrachtung eines alten Fotoalbums“ – Karlheinz von Dahlen zum 50. Geburtstag gewidmet – beeindruckte der Poet das Publikum und bedankte sich der Schriftsteller für die ihm entgegengebrachte Würdigung.

Für das Krefelder Publikum las der Autor tags darauf in der Volkshochschule Ausschnitte aus dem Band „Der verstörte Eros“. Über die Leben erzeugende und die Leben zerstörende Macht des Eros, wie sie in den Romanen Balzacs und Flauberts geschildert wird, sich aber auch im Alltag der europäischen Gegenwart ausbreitet, war Bedenkenswertes zu vernehmen.

Krefelder Denkmalpreis 2003: Haus Heusgen am Hülser Berg

von Hans Joachim Albrecht, Jan Maruhn und Dieter Pützhofen

Aus den Anprachen zur Preisverleihung

Dieser 6. Preis ist dem Architekten Karl Amendt für vielfältige und bemerkenswerte Leistungen in der Denkmalpflege zugesprochen worden. Dabei haben einmal mehr die private Initiative und die überwiegend private Finanzierung als Voraussetzung für diese Auszeichnung gegolten. Und selbstverständlich ist die gestalterische und/oder bauliche Qualität der bewerteten Objekte ausschlaggebend gewesen für die Zuerkennung des Krefelder Denkmalpreises. Hier im Haus Heusgen überzeugt uns der hohe Anspruch, dem Herr Amendt in den Jahren 2001 und 2002 bei der Wiederherstellung dieses Bauwerks gedient hat. Dass ein so bedeutender Prototyp der Architektur des 20. Jahrhunderts originalgetreu gesehen und erlebt werden kann, hat als oberste Richtlinie gegolten.

Bei der heutigen Feier steht der Architekt und Denkmalpfleger Karl Amendt im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit, und deshalb ist es von Belang, auf welchem Weg er zu einer derartigen Leistung vorgedrungen ist. In seiner Lebensgeschichte muss der tragende Boden zu finden sein, auf dem ein so liebevoller wie auch energiegeladener Umgang mit geschichtsträchtigen Bauwerken wachsen kann. Vater Karl Amendt hat kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ein kleines Bauunternehmen in Hüls betrieben, und dort wird 1938 der Sohn Karl als erstes von sechs Geschwistern geboren. Die älteren unter uns werden sich noch erinnern, wie normal für viele Kinder in den Nachkriegsjahren die Mitarbeit im elterlichen Betrieb gewesen ist. Karl Amendt muss seine an die Tür klopfenden Spielkameraden oft ziehen lassen, denn er hat Schälbretter auf dem Bauhof zu säubern und zu entnageln, soll die handschriftlichen Notizen seines Vaters in lesbare Kalkulationen und Angebote übertragen. Als er dann mit zwölf Jahren erklärt, er wolle Architekt werden, hält sich die väterliche Begeisterung anfangs in Grenzen. Bei allen rosigen Aussichten droht eine gut eingespielte Arbeitskraft verloren zu gehen.

Der Sohn aber erreicht sein ersehntes Zwischenziel und beginnt mit 14 Jahren eine Lehre im Architekturbüro von Jakob Prinzen. Wegen der überaus engen Raumverhältnisse



Abb. 1. Architekt Karl Amendt

erhält er einen kleinen Arbeitstisch im Zimmer seines neuen Chefs. Da er dort eine Menge Wissenswertes und Vertrauliches erfährt, gehört von nun an die Verschwiegenheit zum Ehrenkodex des Lehrlings. Häufige Gäste im Büro Prinzen sind damals der Gartenarchitekt Horst Koehler sowie Professor Peter Bertlings, der dem jungen Karl den Zugang zur Krefelder Werkkunstschule vermittelt. Nach der Planung und Ausführung eines Einfamilienhauses für die Familie Dr. Siemes – wo anders als in Hüls – nimmt er 1953 sein Studium an dieser angesehenen Schule auf. Seine Lehrer, an die er sich heute noch gern erinnert, sind Professor Gerhard Kadow, Karl Stickelbrocks und der Direktor Professor F.G. Winter. Nach der Ausbildung erweitert Amendt seine praktischen Erfahrungen als Mitarbeiter in drei verschiedenen Krefelder Architekturbüros (Prinzen, Schattmann, Kirchberg).

Das erste eigene Büro gründet Karl Amendt 1965 an der Ringstraße 18, noch auf sicherem heimatlichen Boden. Sechs Jahre später rückt er zum Ortsausgang an der Krefelder Straße vor, und 1981 wagt er sich ganz hinaus und verlegt seine Wohn- und Arbeitsräume zum Grafschaftsplatz. Die vielgestaltige Arbeit im Büro Amendt bleibt über die Jahre konstant. Wohn- und Geschäftsbauten werden entworfen und betreut, genauso wie Verwaltungs- und Industriekomplexe. Öffentlich bekannt aber wird Karl Amendt durch seine Projekte zu Denkmalschutz und Denkmalpflege.

Nach einem historischen Wohnhaus, einer neueren Wandgestaltung, einer stilgerecht sanierten Wohnung, einem umgewidmeten Industriebau, einer traditionsreichen Gartenanlage gibt dieses Jahr ein modernes Wohnhaus den Anlass für die Preisvergabe: das Haus Heusgen am Talring des Hülser Berges. Doch ebenso wie bei den vorausgehenden preiswürdigen Objekten weist unsere Begründung über die – Ludwig Mies van der Rohe zugeschriebene – herrliche Wohnanlage hinaus auf den außergewöhnlichen persönlichen Einsatz eines Einzelnen oder einer Familie beim Wiederherstellen und Erhalten unseres historischen Erbes. Gerade dafür ist dem Architekten Karl Amendt soeben die Urkunde mit einer gläsernen Preisgabe von Clemens Steiger überreicht worden.

Wenn ich an dieser Stelle von „unserem Erbe“ spreche, meine ich zunächst ganz naheliegender die Ortschaft Hüls, in der ich seit über 20 Jahren wohne. Hier ist das planerische und konservatorische Wirken Amendts überall gegenwärtig, ohne dass er auf markierende Weise „Spuren“ hinterlassen hat. Mitte der 80er Jahre gelingt ihm durch die Wiederherstellung des Gasthofes „Zur Rose“ am Markt eine wichtige Initialzündung, denn bald kann er sich der Bücherei, des Pastorats, eines Hauses in der Konventstraße annehmen und schließlich die ganze Fußgängerzone mitgestalten. Seit 1998, seit fünf Jahren also, betreut Herr Amendt ehrenamtlich die Restaurierung der Hülser Burg. Der Radius seiner Aktivitäten hat sich folgerichtig ausgeweitet, im benachbarten Orbroich zeugen davon der stattliche Stengshof sowie die Alte Volksschule. Solche Anschauungsbeispiele haben

ermutigend auf gleichgesinnte Architekten und Planer gewirkt.

Um unsere gegenwärtige Lage als Ergebnis geschichtlicher Prozesse besser einzuschätzen zu können, brauchen wir – aus meiner Sicht – besondere Eigenschaften: Einen klaren Blick, Einfühlungsvermögen in gegebene Situationen, gute historische Kenntnisse, reichen Sachverstand und – als treibende Kraft – eine mit Ausdauer gepaarte Begeisterung. Diese Qualitäten sind zur Zeit schwach entwickelt und stehen allgemein, wie mir scheint, nicht hoch im Kurs. Doch aufs trefflichste charakterisieren sie Karl Amendt.

Wie weit jemand mit Entschlusskraft und beharrlichem Nachsetzen kommen kann, hat der Kunstliebhaber und Restaurator Amendt allen abständigen Fachleuten und staunenden Laien mit seiner Sammlung mittelalterlicher Gläser vorgeführt. Auf dieses Paradebeispiel möchte ich zum Schluss noch hinweisen. Die Sammlung enthält – im vollen Wortsinn – „einmalige“ Stücke aus jener vergangenen Epoche, für die sich die kunsthistorische Glasforschung zuvor nicht interessiert hat. Gerade das Vermeintliche dieser Lücke hat Amendt gereizt und herausgefordert, und tatsächlich hat er bei Baggerarbeiten und Grabungen in Speyer, Mainz, Worms, Köln, Neuss und Aachen den Gegenbeweis finden können. Glassplitter und Fragmente aus dem Schutt, in Plastiktüten nach Krefeld geschleppt, sind wieder zu selten kostbaren Gefäßen vereint worden. Mit Verzögerung hat der wachsende Bestand endlich Aufmerksamkeit geweckt, und in den beiden Ausstellungen von 1987 und 1988, „Glas des späten Mittelalters“ (Düsseldorf, Rotterdam, Coburg) und „Phönix aus Sand und Asche“ (Bonn, Basel), sind etwa 50 Exponate dieser „unwahrscheinlichen“ Sammlung gezeigt worden. Die jetzt erwachende Nachfrage aus den USA und Japan hat Karl Amendt nicht befriedigen wollen, um das zerbrechliche Gut nicht zu gefährden. Das ist eine für ihn ganz typische Entscheidung. Doch in Burg Linn, in Museen in Düsseldorf und Kempen ist seine Glassammlung heute präsentiert.

Hans Joachim Albrecht

...1999 wechselte Haus Heusgen den Besitzer. Sie, Herr Amendt, waren schon seit den frühen 70er Jahren Gast im Hause Heusgen gewesen. Sie kannten seine Geheimnisse und waren – so, wie die Besitzer dies wünschten – deren treuer Hüter. Sie hatten sich wohl schon seit Jahren sozusagen seelisch, moralisch und finanziell auf den Kauf dieses Hauses vorbereitet. Die Konsequenzen waren Ihnen damit bestens bekannt, und Sie waren bereit, diese Konsequenzen zu akzeptieren.

Zum zweitenmal bekam Ludwig Mies van der Rohe am Talring den Bauherrn, den er verdiente. Sie konnten nahezu alle Veränderungen, die der Bau im Laufe der Jahre erlebt und

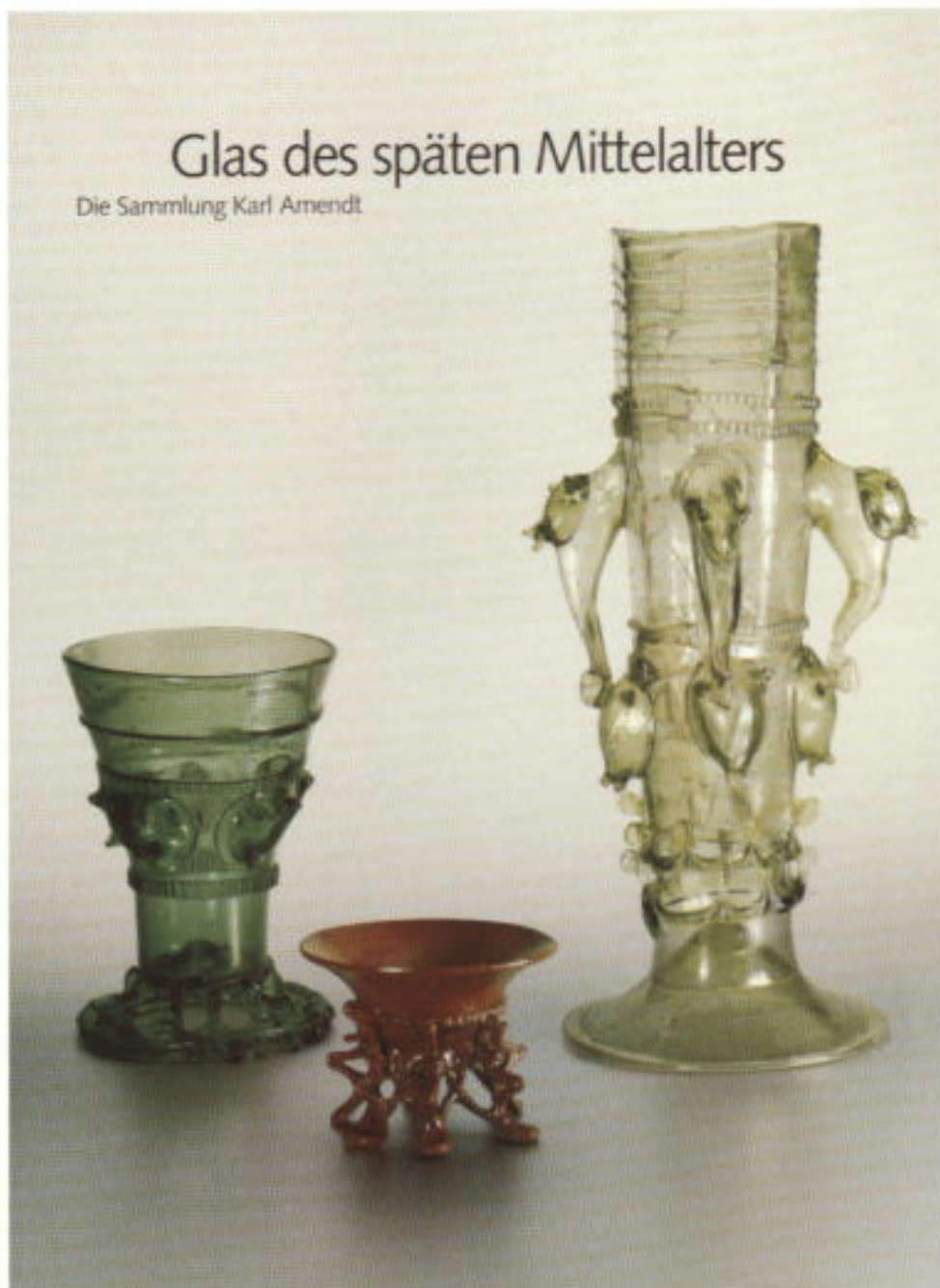


Abb. 2. Beispiele der Glassammlung von Karl Amendt (Titelseite des Katalogs)

erlitten hatte, zurückführen. Sie haben ihn technisch gesichert und unauffällig so ergänzt, dass er für gegenwärtige und künftige Ansprüche funktionsfähig bleibt. Sie und Ihre Gattin sind schon häufiger als Kunstsammler und Denkmalpfleger angenehm aufgefallen. Aber ich kann mir vorstellen, dass Haus Heusgen das größte Abenteuer und zugleich die höchste Erfüllung ihrer kunsthistorischen Ambitionen war. Ich ahne, dass dieses Abenteuer viel Geld gekostet hat, das sich nicht rentieren wird. Aber Sie, Herr Amendt, haben mit dieser Tat ein Stück Architekturgeschichte geschrieben. In der Krefelder Kultur- und

Baugeschichte war Ihnen dieser Platz ohnehin als Sammler und Denkmalpfleger für viele andere Initiativen schon sicher.

Dabei kann unser Denkmalpreis nur eine bescheidene Hilfe sein. Er soll Ihnen vor allem sagen, dass die Stadt Krefeld und viele ambitionierte Bürger Ihnen sehr dankbar sind und Ihre Leistung anerkennen. Ludwig Mies van der Rohe hat Maßstäbe in der Architektur gesetzt. Sie, Herr Amendt, setzen Maßstäbe im Umgang mit dem wertvollen Erbe, das uns so überraschend zugefallen ist.

Dieter Pützhofen



Abb. 3. Vorderansicht des Hauses

Haus Heusgen am Hülser Berg

Das Interesse am Werk von Mies van der Rohe wird auch heute noch bestimmt durch Interpretationsansätze, die Philip Johnson vor über 50 Jahren in seiner Mies-Monographie von 1947 geprägt hat: 1. Mies erfindet das Raumkontinuum. 2. Mies verschmilzt innen und außen – Architektur und Landschaft. 3. Mies baut Kunstwerke, nicht einfach Häuser. Folgt man dieser Interpretation, wird das tatsächliche Gesamtwerk des Architekten bereinigt und auf wenige programmatische Bauten verengt, gewissermaßen wird Mies' Werk der Interpretation angepasst, die Rolle der Bauherren, ihre Wünsche und Bedürfnisse werden ausgeblendet.

Das deutsche Bürgertum hat die „Moderne“ nur zögerlich angenommen und hielt weitgehend an den Formen der Elterngeneration fest oder feierte eine neue Einfachheit, die sich an den von Paul Mebes propagierten Stilvarianten „Um 1800“ orientierte. Wichtiger noch wird die von Paul Schmitthener und der Stuttgarter Schule vielfach erprobte Ausrichtung an Goethes Weimarer Gartenhaus. Das hohe Satteldach über flächiger schmuckloser Fassade mit kleinen Kreuzfenstern wird für Generationen das deutsche bürgerliche Wohnhaus schlechthin.

Offenbar spielen bei der Entscheidung, einen radikal modernen Neubau zu bauen, weniger eingeschworene Zirkel von „Modernisten“ eine Rolle als vielmehr individuelle Vorlieben. Die Bauherren entstammen häufig einer Unternehmerschicht, die durch technische Innovationen neue Bereiche der industriellen Produktion besetzen konnte und dadurch

auch ästhetischen Neuerungen verbunden mit bautechnischen Fortschritten gegenüber offen war. Bauherren und Architekten werden zumeist in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts geboren, und häufig genug sind diese relativ jungen Unternehmer im Ersten Weltkrieg und zu Beginn der Weimarer Republik zu einem ansehnlichen Vermögen gelangt, einer Grundvoraussetzung, sich ein geräumiges Haus zu bauen; die Architekten hingegen erlangten ihren Ruf etwa gleichzeitig durch die ersten großen Aufträge.

Das Haus am Hülser Berg wurde Ende 1932 fertig gestellt und ist eines der wenigen ausgeführten Bauten, die im Grundriss, in der Massenverteilung und vor allem in der Konstruktion konsequent der „weißen Moderne“ verpflichtet sind. Der gesamte Entwurf weist in seiner Formensprache und in seinen Details auf einen erfahrenen, außergewöhnlichen Architekten der Moderne hin und lenkt den Blick direkt auf Mies van der Rohe und sein Büro. Als Bauleiter und Statiker zeichnet Rudolf Wettstein verantwortlich. Das Haus hebt sich als lang gestreckter, weißer, breit gelagerter Baukörper von seiner Umgebung ab und wird durch Bewuchs und nahe an das Haus gerückte Baumgruppen, Sträucher und Blumenrabatten in die Gartenlandschaft eingebunden. Die Potsdamer Parklandschaft steht hier Pate, wo Schinkel und seine Schüler die Architektur erhöhten, indem sie sie gleichberechtigt mit der Natur als Gesamtkunstwerk konzipierten.

Typisch für Mies van der Rohe ist die Strukturierung eines an sich relativ einfach und übersichtlich konstruierten Hauses durch vier unterschiedliche Fassaden. Erst das Herum-

gehen um das Gebäude ermöglicht die vollständige Wahrnehmung des Hauses, und erst dann eröffnet sich aus der Summe der fragmentierten Bilder die Gesamtheit des Werkes. Wie beim Haus Lange gibt es eine relative Trennung von verschlossenem Erdgeschossbereich und langem Fensterband im Obergeschoss zur Straße hin. Der dreigeschossige Wirtschaftsbereich verweist in seiner Kompaktheit wiederum auf Bauten wie Haus Lange, Haus Esters und Haus Wolf in Guben. Besonders der Bereich zum Privatgarten hin mit seinem Wechsel von offenen und geschlossenen Wandstücken wurde in zahlreichen Entwürfen für kleinere Wohnbauten, wie dem Haus Ulrich Lange, und beim Haus Heusgen erstmals verwirklicht. In zahlreichen Entwürfen der frühen dreißiger Jahre skizziert Mies das Modell der Ausblicke auf die Landschaft, wenn Wände und Fenster einander so abwechseln, dass fast wie im Film gerahmte, dramaturgisch präzise festgelegte Landschaftsbilder entstehen.

Die Übergangszonen zwischen Haus und Garten bilden die unregelmäßigen Bruchsteinplatten aus Wesersandstein, die nicht mehr wirklich Architektur sind, aber auch nicht der Landschaft zugerechnet werden können, sie trennen Haus und Garten, doch gleichzeitig vermitteln sie den Übergang zwischen innen und außen. Hatte Mies noch beim Barcelona-Pavillon von 1928 die gesamte Anlage auf einen Sockel gestellt und Außen- sowie Innenbereiche einheitlich mit gerasterten Travertinplatten belegt, beginnt Anfang der dreißiger Jahre die Auseinandersetzung mit dem ebenerdigen Haus. Betrachtet man das Haus auf der Berliner Bauausstellung (1931), sind die Verwandtschaften zum Haus Heusgen offensichtlich: Der strahlend weiße Baukörper mit raumhohen Fensteröffnungen steht auf einer Plattform aus unregelmäßigen Bodenplatten, der Tempel ruht gewissermaßen auf den naturnahen Bruchsteinen. Wie bei Mies üblich, wird die Eingangssituation verunklärt, die Zugangssituation muss durch den Besucher erst entdeckt werden. Die raumhohe Eingangstür mit einem Furnier aus Makassarholz findet sich in ähnlicher Form bei den Häusern Esters und Lange, und hier wie dort dient sie als Gelenk zwischen innen und außen. Kommt man dem Haus näher, wird man der Haustür nicht gewahr, erst kurz bevor der Besucher vor der abweisenden Wand steht, bemerkt er rechts von sich die versteckte Tür. Das warme Edelholz versperrt den Eingang. Obwohl das Haus immer in einem Spannungsverhältnis zur natürlichen Umgebung steht und sich immer auch von ihr abhebt, erlaubt die raumhohe Eingangstür ein Ineinandergreifen von Architektur und Landschaft, das geradezu haptisch wird, wenn der Besucher mit dem Öffnen der Haustür die Natur für Minuten in das Haus eindringen lässt.

Dem Eintretenden öffnet sich ein Einheitswohnraum, dessen verschwenderische Größe durch eine Holzwand dominiert wird, die

ganzflächig ein Wandkompartiment bedeckt und im Wechsel mit großen Fensteröffnungen vom Boden bis zur Decke den Blick des Betrachters lenkt. Die vertikal geteilten Fenster öffnen gerahmte Blicke ins Freie und führen die Augen zu den exakt komponierten Bildern des Gartens. Nimmt man den Raum beim Durchschreiten vollständig wahr, wird man sich gleichzeitig der Beziehung zwischen Architektur und Natur bewusst. Beide sind in einem spannungsreichen Beziehungsgeflecht miteinander verwoben, ohne jedoch ineinander überzugehen. Die ineinander fließenden Räume sind nicht hierarchisch gegliedert, sondern bilden eine Gesamtfläche, die allerdings durch unterschiedliche Behandlung des Fußbodens differenziert wird. Während der Boden im Wohnbereich mit aufwändigen Holzintarsienarbeiten akzentuiert wird, finden sich in der Halle zum Hausgarten Solnhofener Platten. Das angrenzende Speisezimmer ist zwar ein abgeschlossener Raum, jedoch setzt sich hier in ähnlicher Form der Solnhofener Boden schwellenlos fort. Vor allem aber die raumhohe Tür erlaubt ein nahezu nahtloses Überleiten vom Wohn- zum Essraum. Die Decke ist ohne Sturz durch alle drei Räume durchgezogen.



Abb. 4. Das Wohnzimmer

Im Mittelpunkt von Haus Heusgen liegt die Wendeltreppe. Die Rundung der Treppe steht in deutlichem Widerspruch zum Rest des Hauses, das einer strengen Rechtwinklichkeit folgt. Dieses Prinzip hat Mies bereits im Tugendhat-Haus angewandt, auch hier nimmt die Treppe einen gerundeten Verlauf. Bei den seit Beginn der dreißiger Jahre gemeinsam mit seinen Studenten am Bauhaus Dessau entwickelten, später sogenannten Hofhäusern, finden sich geschwungene und runde Formen: als exzentrisch in den Wohnraum eingezogene Garagenwand, ein anderes Mal, wie beim Haus für Ulrich Lange, als zentrale Wand im Hauptwohnbereich.

Das Haus Heusgen entsteht zu einer Zeit, in der Mies die Entwürfe für seine bahnbrechenden Stützenbauten veröffentlicht hatte und erstmals mit einer größeren Anzahl von Bauten in den Kreis der modernen Architekten aufgenommen worden war – ja, in gewisser Weise sogar einer ihrer Wortführer war. Als Vorsitzender des deutschen Werkbundes und seit 1930 gar als Direktor des Dessauer Bauhauses war seine Stimme unüberhörbar. Mies wandte sich nun nach dem modellhaften Pavillon und der großbürgerlichen Villa in modernem Gewand einer neuen Aufgabe zu: dem Wohnhaus für die junge, moderne Familie. Mit dem Ehepaar Heusgen fand er dann die idealen Bauherren, die sein Konzept unvoreingenommen mittrugen. Aus den Idealentwürfen am Bauhaus, die das Haus am Hang, die Wendeltreppe als Hauszentrum, die Variation von Ein- und Zweistöckigkeit und das Verhältnis von geschlossenen Räumen zum freien Grundriss thematisierten, entwickelte sich eine konkrete Bauaufgabe, eine akademisch-künstlerische Idee wird Architektur.

Haus Heusgen ist eines der ersten Beispiele dieser „neuen Architektur“ und als Bau von geradezu singulärer Kraft. Die Frage nach dem Architekten ist also evident, und die langjährigen Beziehungen zu Krefelder Industriellen weisen auf die Geschichte der Auftragsvergabe hin. Der Krawattenfabrikant Karl Heusgen zählte, gemeinsam mit seiner Frau Milli Geissen, wie Hermann Lange und Josef Esters zu den bedeutendsten Vertretern der Krefelder Seidenindustrie. Heusgen war seit Mitte der zwanziger Jahre mit der Familie Esters befreundet und hatte durchaus Möglichkeiten, den Architekten durch Vermittlung seines Kollegen kennen zu lernen. Mies wiederum kannte Hermann Lange seit 1925/26, und seine langjährige Verbundenheit mit ihm hatte bereits eines der bedeutendsten Ensembles der modernen Architektur Europas hervorgebracht, die zwischen 1927 und 1930 errichteten Häuser Lange und Esters in der Krefelder Wilhelmshofallee.

Das Haus Heusgen – fünf Jahre nach dem Planungsbeginn für die Häuser Esters und Lange begonnen – schöpft aus den unterschiedlichen Ursprüngen der Krefelder Bauten mit ihren spezifisch auf Kunst ausgerichteten Wohnräumen einerseits und den fließenden Raumkontinua des Hauses Tugendhat auf der anderen Seite. Die im privaten Wohnungsbau überaus seltene Konstruktion auf der Grundlage eines Stahlskeletts, der offene Grundriss im Erdgeschoss, gepaart mit der Reihung der Schlafräume im Obergeschoss, und die ineinander verschränkten Bauteile weisen auf die im Bauhaus unter Mies entwickelten Modelle für Hofhäuser. Diese unveröffentlichten Arbeiten zeigen innovative Entwurfsideen, die beim

Haus Heusgen erstmals baulich umgesetzt wurden. Nur Mies und seinen engsten Mitarbeitern waren die Pläne und die Entwurfsmethoden bekannt. Niemand sonst hatte Zugriff auf die neuen Entwürfe, keine Architekturzeitschrift hat sie veröffentlicht.

Diese im Unterricht des Bauhauses entwickelten Häuser vereinen neueste technische Entwicklungen mit Wohnmodellen für die moderne Familie der Jahrgänge um 1910, die also mehr als eine Generation jünger war als Hermann Lange und Josef Esters und naturgemäß andere Erwartungen an ihre Häuser hatte. Stand bei den Häusern Esters und Lange die Präsentation einer großen privaten Kunstsammlung im Vordergrund und bedingte geradezu das Entwurfsprinzip, sollte das Haus Heusgen keine Kunstsammlung beherbergen und war somit im Entwurfsverfahren bedeutend freier.

Der Duktus der Zeichnungen, die Komposition unterschiedlicher Fassaden und Teile des Gebäudes, Übereinstimmungen der Groß- und Detaillösungen sind so nahe den Bauten und Planungen des Architekten verwandt, dass nur Mies selbst als Entwerfer des Hauses Heusgen in Frage kommt. Viele Elemente lassen sich in Mies' Entwurfspraxis wieder finden. Gerade ihre Weiterentwicklung und die raffinierte Kombination unterschiedlicher Motive in ungekannter Form verweisen auf seine unverkennbare Praxis: höchstmögliche Variabilität bei konsequenter Anwendung einmal gefundener Entwurfsprinzipien. Aussagen der Familie Heusgen – hier vor allem von Frau Milli Heusgen und ihrem Sohn Manfred sowie von engsten Freunden und Bekannten – bestätigen Mies' Autorenschaft.

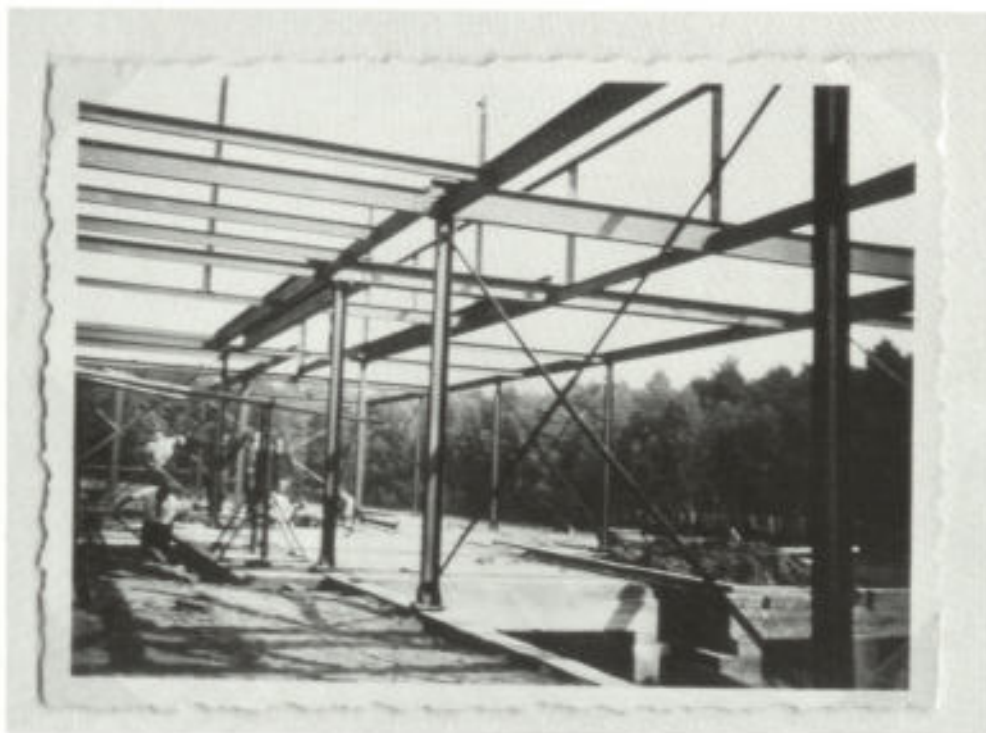


Abb. 5. Das den Bau tragende Stahlskelett

Der Bau des Hauses ist den Umständen entsprechend gut dokumentiert. Obwohl die Krefelder Bauunterlagen zu den Kriegsverlusten zählen – schlechte verkleinerte Kopien sind vorhanden –, gibt es eine Menge Material, das eine Rekonstruktion der Planung und des Baus zulässt. Dazu zählt ein Photoalbum, das

die Bauarbeiten dokumentiert – vom noch leeren Bauplatz über die Errichtung des Stahlskeletts bis zur Ausstattung der Innenräume und Anlage des Gartens. Diese Photosammlung wird ergänzt durch zeitgenössische Modellphotos, die während des Entwurfsprozesses entstanden sind und zwei



Abb. 6. Eine Seitenansicht

unterschiedliche Modelle zeigen: das erste zeigt eine kompakte Anlage, mit dominierendem lang gestrecktem Mittelteil und einem zweigeschossigen Anbau, der weit vor die Gesamtanlage hervortritt.

Das zweite Modell zeigt eine breit gelagerte Anlage mit nur noch eingeschossigem Anbau. Das erste Geschoss scheint nunmehr das Untergeschoss nur noch zu berühren und auf den in die Landschaft gerichteten Mauer-scheiben und dünnen Rundstützen zu schweben. Das maßstäblich genaue Modell zeugt von Mies' hohen Anforderungen an seine Modellbauer – selbst in Details wird der fertige Bau vorweggenommen. Vor allem aber die Photos, die das Modell aus leichter Untersicht zeigen, verdeutlichen Mies' Handschrift: das Gebäude wird aus der Augenhöhe des Herannahenden aufgenommen. Ungebaut blieben in die Landschaft weisende Mauern, die die Wände des Hauses in den Garten erweitert hätten. Hier greift der Architekt ab das bereits 1922 entworfene Haus in Backstein zurück, dessen Mauern weit in eine imaginäre Landschaft weisen und die Flüchtigkeit der Architektur hervorheben. Das Prinzip der „Wand im Garten“ interessiert Mies immer wieder, unterschiedliche Lösungsmöglichkeiten beschäftigen ihn vor allem zu Beginn der dreißiger Jahre, als er im Unterricht am Bauhaus Dessau beginnt, das Modell der Hofhäuser zu entwickeln, bei denen die Wand im Freien geradezu konstitutiv für ein neues Wohnmodell werden sollte.

In den bis heute nur vage zugeordneten Entwurfsskizzen zu den so genannten Häusern in den Bergen, die sämtlich um das (imaginäre) Projekt eines Hauses in Tirol kreisen, findet sich eine Zeichnung, die verblüffende Ähnlichkeiten mit der Planung für Haus Heusgen aufweist.

Es handelt sich um die Seitenansicht eines Gebäudes an einem Hang, der auf einer Seite sanft ansteigt und hinter dem Haus einen steilen Hügel aufweist. Das Obergeschoss ist halb versetzt auf den Erdgeschossbereich aufgesetzt und krägt zum Hügel hin über den Baukörper hervor. Ein entscheidendes Detail belegt die Verwandtschaft beider Entwürfe, die fast zeitgleich entstanden sind: eine Wendeltreppe bildet – ganz wie beim Haus Heusgen – das Zentrum der Anlage.

Auf den Rückseiten der Photographien vom Modell der ersten Entwurfsphase finden sich vier Handzeichnungen. Alle vier Zeichnungen stehen mit dem ersten Modell in Verbindung, weisen aber zum Teil bereits auf die im zweiten Modell verwirklichten Gestaltungsprinzipien hin. Die beiden Zeichnungen mit Grundrissen einzelner nicht näher bestimmter Bauteile des Hauses liegen stilistisch sehr nah an Mies van der Rohes Zeichenpraxis, und auch inhaltlich weisen sie auf den Architekten. Die beiden anderen Zeichnungen zeigen Vorschläge zur Innenraumgestaltung.

Obwohl sowohl Möblierung als auch Wandgestaltung Mies'sche Gestaltungselemente aufweisen, zeigt ihr Duktus doch die Arbeit eines Assistenten, der vermutlich im Auftrag von Mies Vorschläge zum Innenausbau für die Bauherren angefertigt hat.

Eine fünfte, wesentlich größere Kohlezeichnung trägt dagegen deutlich die Handschrift Mies van der Rohe. Die Wendeltreppe hinter einer in fünf Kompartimente geteilten Glaswand, die frei stehenden Stützen im Raum, der gerasterte Fußboden, die dunkle Wand und die das Ausschnitthafte betonende weiße Decke verweisen auf zahlreiche Mies-Zeichnungen seit der Mitte der Zwanziger Jahre. Eine Grundrisstudie, die im Museum of Modern Art in New York verwahrt wird, weist auffällige Verwandtschaften zu den Grundrissen für das Haus Heusgen auf. Früher häufig im Umfeld des Barcelona-Pavillons angesiedelt, gilt sie nun als Studie für den Krefelder Golfclub. Die Verwandtschaften und die Durcharbeitung einander zugeordneter Raumfolgen lassen jedoch eine so augenfällige Ähnlichkeit zum Haus am Hülser Berg erkennen, dass die Skizze zweifellos dem Haus Heusgen zugeschrieben werden sollte.

Fazit: Haus Heusgen gehört in die Gruppe der nicht beachteten Bauten Mies van der Rohe. Trotz der intensivierten Forschung der letzten Jahre bleiben immer noch Lücken in Mies' Œuvre. Obwohl Haus Heusgen zu den exzeptionellen Bauten der Moderne gehört, findet es in keiner Veröffentlichung zum Thema Erwähnung. Dass das Haus Anfang der dreißiger Jahre keine Berühmtheit wurde, lag zum einen an der ungewöhnlichen Veröffentlichungspraxis von Mies, zum anderen auch an der politischen Situation, die es nach 1933 erheblich erschwerte, moderne Bauten überhaupt zu veröffentlichen.

Haus Heusgen gehört zur Gruppe der Hofhäuser und in die Reihe der Studien zu einem Haus in den Tiroler Bergen. Beide Entwurfsreihen thematisieren die Gestaltung von relativ kleinen, obgleich luxuriösen Einfamilienhäusern, die den Bewohnern Raum geben sollten für ein komfortables Leben in den weiträumigen Raumkontinua in den Wohnräumen und intime Rückzugsmöglichkeiten in kleine, dampfkabineartige Schlafräume. Das Thema von schwebenden und lastenden Gebäudeteilen als zentrales Entwurfsschema durchzieht Mies' Werk der frühen dreißiger

Jahre leitmotivisch. Eingeleitet durch das Haus auf der Berliner Bauausstellung von 1931 erfindet Mies in zahlreichen ungebauten Projekten bis zu seiner Übersiedelung nach Chicago 1938 immer wieder neue Varianten zu diesem Thema.

Kein Haus gleicht dem anderen, Haus Lemke in Berlin-Weissensee, Haus Ulrich Lange in Krefeld-Traar, Haus Hubbe auf der Magdeburger Elbinsel und eben auch Haus Heusgen sind Zeugen der Erfindung eines neuen bürgerlichen Wohntypus. Verwirklicht wurden nur zwei dieser Projekte, das Haus Severain in Stuttgart und Haus Heusgen in Krefeld. Letztlich lässt sich nicht klären, warum Mies diese beiden bedeutenden Bauten vollständig aus seinem Werk verbannt hat, nur soviel ist sicher: er tat es zu Unrecht. Vor allem Haus Heusgen bedarf einer Rehabilitierung, da insbesondere dieses Haus Zeugnis von der Meisterschaft des Architekten ablegt, einen Bau zu entwickeln, der eine Vielzahl von Entwurfsmethoden miteinander vereint, die Mies bei zahlreichen Projekten jener Jahre erprobt hat, ohne jedoch epigonal zu wirken.

Jan Maruhn

175 Jahre Alberdingk Boley

Von der Ölmühle zum High-Chem-Unternehmen

von Manfred Schmid

In diesem Jahr konnte die Firma Alberdingk Boley GmbH auf eine 175-jährige Unternehmensgeschichte zurückblicken. Entstanden aus einem kleinen Mühlen- und Handelsbetrieb, beschäftigt das konzernunabhängige Unternehmen heute 250 Mitarbeiter und erwirtschaftet einen Jahresumsatz von 120 Millionen Euro. Zur Stärkung des Unternehmenszwecks werden mehrere Beteiligungen im In- und Ausland gehalten. Die Produktpalette reicht vom traditionellen Leinöl als Basisstoff für Druckfarben und Lacke, Rizinusöl mit seiner vielseitigen Verwendbarkeit in Pharmazie, Kosmetik, Industrie und Technik bis zu Kunststoff-, Polyurethan-, Acrylat- sowie Klebstoff-Dispersionen für Beschichtungssysteme, Bauten-Anstrichmitteln, Putzen und Klebern. Der bei der Verarbeitung von Rizinussaat anfallende Rizinusschrot ist ein begehrter Stickstoffdünger für den Wein-, Obst-, Garten- und Landschaftsbau. In einem firmeneigenen Forschungs- und Entwicklungszentrum sind Chemiker ständig mit



Abb. 1. Stilisierte Werksansicht mit altem Logo, um 1910

der Entwicklung umweltverträglicher Produkte auf der Basis nachwachsender Rohstoffe beschäftigt. Die Daten der Unternehmens-

entwicklung zeugen von kontinuierlichem Wachstum unter optimaler Ausnutzung der jeweiligen Möglichkeiten.

1828 hatte Franz Heinrich Boley in St. Tönis die erste Mühle zum Pressen von Ölsaaten errichtet und später auch die Dampfmaschine in Vorst übernommen. 1871 verlegte er den Betrieb nach Kempen, was den Vorteil eines Bahnanschlusses mit sich brachte. Im Kempener Betrieb wurde Leinsaat in einem einzigen Arbeitsgang zu Leinöl verarbeitet. 1887 verstarb F. H. Boley, das Unternehmen wurde von seinem jüngsten Sohn, Emil Boley, fortgeführt. Nachdem der Betrieb in Kempen einem Großbrand zum Opfer gefallen war, errichtete 1894 Emil Boley gemeinsam mit seinem Schwager Erich Schuchard unter der Firma „Oel-Fabrik von F. H. Boley“ am Uerdinger Rheinufer eine neue Ölmühle, die mit acht Seierpressen neuester Bauart die doppelte Kapazität des zerstörten Kempener Betriebs aufwies. Emil Boley trat allerdings 1904 aus dieser Firma aus, die nunmehr unter Beibehaltung des Firmennamens von Erich Schuchard allein weitergeführt wurde, Emil Boley gründete 1905 im neuen Krefelder Rheinhafen eine Ölmühle für Baumwollsaat und zur Herstellung von Speiseölen, in die 1906 auch sein Sohn Walter Boley eintrat.

1879 war im niederländischen Leeuwarden die Firma Holländische Leinölfirnisfabrik T. I. Alberdingk Söhne (T. I. A. S.) gegründet worden, die ausschließlich Leinölfirnis nach einem bewährten holländischen Verfahren herstellte. Um den Einfuhrbeschränkungen im

Hauptabnehmerland Deutschland auszuweichen, verlegte die Firma 1886 Betrieb und Sitz nach Uerdingen. Hier gelang nach langjährigen Versuchen die Herstellung eines reinen und harzfreien Leinölfirnisses, der Name Alberdingk wurde zum Qualitätsbegriff im Maler- und Anstreichergewerbe. Mit dem Eintreten der Uerdinger Familie Schwengers wurde die Firma 1909 in eine GmbH umgewandelt. Als Geschäftsführer war Herr I. B. Alberdingk tätig, nach dessen Tod im Jahr 1917 Herr Dr. Carl Schwengers. Nach dem Tode von Erich Schuchard schlossen sich 1921 die Firmen F. H. Boley und T. I. Alberdingk Söhne GmbH zur Firma ALBERDINGK FIRNIS UND ÖLWERKE AG zusammen, 1924 erfolgte der Zusammenschluss der Firmen ALBERDINGK FIRNIS UND ÖLWERKE AG und Ölmühle Emil Boley zur Vereinigte Uerdinger Oelwerke ALBERDINGK & BOLEY AG, gebräuchliche Kurzbezeichnung Alberdingk & Boley, den Vorstand bildeten die Herren Dr. Carl Schwengers und Walter Boley. 1933 gründete Alberdingk & Boley die Firma Deutsche Rizinus-Oelfabrik Boley & Co. GmbH, die auf dem Gelände der 1925 stillgelegten Ölmühle F. H. Boley eine Ölmühle zur Verarbeitung von Rizinussaaten errichtete, heute die einzige ihrer Art in Europa. Bis zur Produktionsaufnahme im Uerdinger Werk musste die deutsche Industrie ihren Bedarf an Rizinusöl ausschließlich aus Importen decken, vorwiegend aus England und Belgien. 1937 erfolgte die

Umwandlung der Firma in eine Kommanditgesellschaft, als persönlich haftende Gesellschafter wurden die kaufmännischen Leiter Dr. Schwengers und Walter Boley sowie der technische Leiter Dr. Günther Hornung bestellt.

1970 nahm Alberdingk & Boley erstmalig die Produktion von Kunststoff-Dispersionen auf, seit 1985 werden auch Polyurethan- und Acrylat-Dispersionen, seit 1998 zusätzlich Klebstoff-Dispersionen hergestellt. 1977 gründete Alberdingk & Boley eine Tochtergesellschaft Thai Castor Oil Ind. Co. Ltd. in Bangkok/Thailand, seit 1982 ist sie an der Ulmer Firma Utz KG (jetzt AG) und seit 1996 an der benachbarten Firma C. H. Erbslöh KG beteiligt. 1989 erfolgte die Umwandlung der beiden Firmen Vereinigte Uerdinger Oelwerke Alberdingk & Boley KG und Deutsche Rizinus-Oelfabrik GmbH in die neugegründete Kapitalgesellschaft ALBERDINGK BOLEY GmbH. Als Geschäftsführer der Gesellschaft wurde Herr Frank-W. Dreisörner eingesetzt. Die 2000 in Charlotte, North Carolina/USA gegründete Tochtergesellschaft Alberdingk Boley Inc., erwarb 2002 eine Fabrikationsanlage in Greensboro, North Carolina/USA. Das nunmehr 175-jährige Bestehen des Unternehmens wurde am 23. Juli 2003 im Innenhof der Burg Linn mit zahlreichen Gästen aus dem In- und Ausland gefeiert.



Abb. 2. Briefkopf aus dem Jahre 1919

In memoriam Leo Bigenwald (1904 – 1985), Ferdinand Brauer (1904 – 1979), Gustav Fünders (1903 – 1973) und Josef Strater (1899 – 1956)

von Georg Opdenberg

In der Ausstellungsreihe „in memoriam“ am Ende eines jeden Jahres will der Krefelder Kunstverein Künstler wieder ins Gedächtnis rufen, die in Krefeld geboren und/oder lange Jahre hier gelebt, gearbeitet und Spuren hinterlassen haben.

In den letzten Jahren ist eine Reihe von Künstlern vorgestellt worden, die fast alle Mitglieder in der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“ waren. Innerhalb dieser Gemeinschaft gab es eine Gruppe, die sich aufgrund dessen, daß sie im Forstwald wohnte, von den anderen unterschied. Diese acht Künstler sollten deshalb zusammenhängend vorgestellt werden. Um jedem genügend Raum geben zu können, wurden sie in zwei aufeinanderfolgenden Ausstellungen gezeigt, wobei die Reihenfolge keinerlei Wertung darstellte.

Nach Berndt Bosseljon, Walter Icks, Kurt Samnéé und Heinz Steuernthal wurden im vergangenen Jahr (2002) Leo Bigenwald, Ferdinand Brauer, Gustav Fünders und Josef Strater ausgestellt.

Auch diesmal war es wieder aufregend und spannend, bei Erben und Sammlern aus dem reichen Fundus an vorhandenen Arbeiten die herauszusuchen, die es möglich machten, dem Künstler bei seiner Arbeit zuzusehen. Darüber hinaus wurde mir jede nur denkbare Hilfe zuteil, die Biographien der Künstler zusammenzustellen.

Leo Bigenwald (1904 – 1985)

Leo Bigenwald kam am 23. Januar 1904 als zweites von drei Kindern der Eheleute Wilhelm und Maria geborene Fanger in Krefeld zur Welt. Seine Eltern waren Pächter der Gaststätte im Hauptbahnhof.

Seine Begabung war unverkennbar, so daß er nach dem Besuch des Arndt-Gymnasiums 1923 zur Kunstgewerbeschule in Krefeld ging. 1924 besuchte er die Kunstschule in München bei Professor Ehmsen und von 1925 bis 1929 die Hochschule für bildende Kunst in Berlin bei Professor Gerstl sowie die Kunstakademie in Düsseldorf.

Leo Bigenwald hatte sich schon als 20-jähriger der abstrakten Malerei verschrieben, bis ihn die damals am Theater tätige Schauspielerin Herta Wittig für die Bildhauerei begeisterte. Daß seine Malerei „abstrakt“ sei, wurde später immer wieder behauptet. Es gibt aber auch eine Fülle gegenteiliger Belege in Form von Landschaftsbildern in Öl.

1929 heiratete er Hildegard Smeets. Es folgte der Umzug in den Forstwald zum Beltenweg 167. Im hinteren Teil des Grundstücks errichtete er sich ein Atelier, das er später zum Wohnhaus umbaute. 1930 beziehungsweise 1934 wurden die Töchter Ursula und Margerita geboren.

Anfang der 1930er Jahre begann die Suche nach einer bildnerischen Sprache, die die reine plastische Form zum absoluten Ausdruck machen sollte. Seine frühe Hinwendung zur gegenstandslosen Kunst war wohl

mit ein Grund, daß seine Arbeiten zwischen 1933 und 1945 nicht viel galten.

Dem Reichsarbeitsdienst, dem er von 1936 bis 1938 diente, folgte der Wehrdienst von 1939 bis 1945. Beim Einsatz in Griechenland entstanden zahlreiche Skizzen. Es folgte bis Ende 1945 die Gefangenschaft.

Leo Bigenwald gehörte mit zu den Gründungsmitgliedern der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“. Bei ihrer ersten Ausstellung 1946 im Kaiser-Wilhelm-Museum war er der einzige, der sich mit Plastiken beteiligte. In einem Kreis von Gleichgesinnten, an Kunst und Kultur Interessierten, wurde versucht, auch mit feucht-fröhlichem Feiern im weit vor der Stadt gelegenen Forstwald die vergangenen 10 Jahre ein wenig zu vergessen.

Anteile und ein Einkommen aus der Gaststätte im Krefelder Hauptbahnhof ermöglichten



Abb. 1. Große Liegende (genannt „Mimi“); Ton



Abb. 2. Kleine Liegende; Ton

ten ihm ein Auskommen. Nach dem Krieg beschäftigte er sich intensiv mit Stein und Terracotta. Er formte zahlreiche Porträts und die bekannten, meist fülligen weiblichen Figuren. Ab 1952 entstanden Skulpturen aus Verbindung von Stein und Metall. Kupfer und später Messing mußte er jedoch in die gewünschte Form bringen lassen. Erst das alljährliche längere Arbeiten in Cervo an der italienischen Riviera, die er wegen des dortigen Klimas gerne aufsuchte, brachte Ende der 1950er Jahre die Lösung, als er im Marmor aus dem nahen Carrara den ihm gemäßen Werkstoff entdeckte.

Aus dem Verkaufserlös der vorderen Hälfte seines Krefelder Besitzes im Forstwald baute er sich in Cervo eine „Zuflucht“, die „Casa della scultore“. Seine Reisen nach Italien, Spanien, Griechenland und sein Interesse für die frühgriechischen Kulturen (Mykene) waren sicher Wegbereiter für seine dann folgenden Arbeiten. Für fast 10 Jahre fand er seinen Weg im Zusammenfügen von so konträren Stoffen wie Marmor und Eisen, das er selbst schmiedete. Gegen die lebendige Fülle des Steins, seine Licht atmende Oberfläche, setzte er die kantige, formbare Strenge des Eisens.

1957 hatte er seine erste Ausstellung in Carrara. Die formale Nähe zu manchen Arbeiten von Brancusi, Arp oder Moore ist deutlich sichtbar, der ganz persönliche Material-Gegensatz und seine Verbindung aber machen sie unverwechselbar.

Einen längeren Aufenthalt bei seiner Schwester in Kalifornien nutzte er zu Kontakten mit US-amerikanischen Museen, die zu Ausstel-

lungen in San Anselmo und Philadelphia führten.

Auch in seinen Ende der 1960er Jahre entwickelten Holzschnitten, genau genommen handelt es sich um Materialdrucke, diente die Natur in extremer Ursprünglichkeit als

Medium. Die Abdrücke von aus Kiefern gesägten Holzbohlen und Baumscheiben fügte er zu oft an weibliche Idole erinnernde Kompositionen, die einzig aus der Textur der Maserung, der Form und dem Kontrast von meist Schwarz und Rot wirken.

Da er mit seiner unbändigen Freude an allem Handwerklichen fast jeden Handgrif an den oft schwer zu bearbeitenden Materialien selbst ausführte, ging die Arbeit meist nur langsam voran. Beschrieben wird Leo Bigenwald anlässlich eines Atelierbesuches Anfang der 1960er Jahre als „ein Stiller und Langsamer, der das, was er schafft, gern in Ruhe wachsen und reifen läßt“ und „seine Empfindsamkeit hinter der gelassenen Erscheinung eines großen, kräftigen Mannes“ verbirgt.

Dem „fruchtbringenden“ Entschluß des Hochbauamtes der Stadt Krefeld vom Beginn der 1950er Jahre, beim Neubau aller öffentlichen Gebäude ein Prozent der Baukosten für „künstlerischen Schmuck abzuzweigen“, ist zu verdanken, daß es im öffentlichen Raum noch einige größere Arbeiten von Leo Bigenwald gibt, die auch in so gegensätzlichen Materialien wie Beton und Edelstahl ausgeführt sind.

1985 erhielt Leo Bigenwald, zu diesem Zeitpunkt schon todkrank und nahezu blind und taub, das Bundesverdienstkreuz am Band. Er starb 81jährig im Juli 1985 nach langjährigem Leiden.



Abb. 3. Liegende; Holzschnitt; 7. Juni 1970

Quellen

Angaben der Familie.

Zeitungsartikel aus der „Rheinische(n) Post“ vom 2. April 1958, 19. Juni 1958, 23. Juni 1960, 16. November 1966, 15. August 1969 und 23. Juli 1985 sowie aus der „Westdeutsche(n) Zeitung“, Ausgabe Krefeld, vom 5. Oktober 1962, 22. Januar 1984 und 23. Juli 1985.

Informationsblatt zur Ausstellung im Kaiser Wilhelm Museum vom 9. November 1989; Text: Paul Wember.

Faltblatt zur Ausstellung vom 6. November 1981 in der Sparkasse Krefeld, Ostwall; Text: Ernst Hoff.

Ferdinand Brauer (1904 – 1979)

Am 5. Juli 1904 wurde Ferdinand Brauer in Kleve als Sohn eines Malermeisters geboren. Von 1919 bis 1922 machte er im väterlichen Geschäft eine Malerlehre. 1923 begann er sein Studium an der Kunstgewerbeschule in Krefeld, mußte aber in den elterlichen Betrieb zurückkehren, weil der Vater wenig Verständnis für seine künstlerischen Interessen hatte. Erst 1929 konnte er seine Studien an den Kölner Werkschulen fortsetzen und dort im selben Jahr seine Prüfung als Dekorationsmaler ablegen.

Als aktiver Wandervogel glaubte er, zusammen mit seinen Freunden aus dem Muff des Zivilisationsbetriebes ausbrechen zu müssen, stand aber als Mitglied des „Jungborn“ in der Arbeiterjugend der Übernahme christlichen Gedankengutes in seine Weltanschauung nicht ablehnend gegenüber. Direkte Vorbilder seiner Arbeiten finden sich auch im Expressionismus, jedoch sah er sie eher in den mittelalterlichen Malern wie Matthias Grünewald oder dem niederrheinischen Altarschnitzer Henrik Douvermann. Ihm ging es darum, die Wand- und Buchmalerei der Romanik und die frühgotische Plastik mit den Ausdrucksmitteln der Zeit umzusetzen.

Von 1931 bis 1932 ergänzte Brauer seine Ausbildung an der Folkwangschule in Essen und erhielt eine Ausbildung als Holzschnitler bei Professor Karl Rössing. 1933 war er gezwungen, eine gerade begonnene Tätigkeit als Hilfslehrer an der Berufs- und Handelsschule in Kleve zugunsten des väterlichen Malergeschäftes aufzugeben, hatte jedoch Gelegenheit, in Kleve und an anderen niederrheinischen Orten seine Arbeiten auszustellen. 1937 zog er nach Krefeld und widmete sich bei Gustav Fünders ganz der Kirchenmalerei, eine Tätigkeit, die ihm be-



Abb. 5. Noah; Holzschnitt



Abb. 4. Noah; Holzschnitt; 1970

sonders lag. 1940 zur Wehrmacht eingezogen, hatte Brauer das Glück, daß er gegen Ende des Krieges in britische Kriegsgefangenschaft geriet und in seiner Eigenschaft als Kriegsgefangener in Kärnten (Österreich) als Kirchenmaler arbeiten konnte. Nach seiner Entlassung 1946 setzte er diese Tätigkeit zuerst selbständig und dann bis 1950 zusammen mit Gustav Fünders fort. Schon 1947 trat er der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“ bei und beteiligte sich in den folgenden Jahren an einer Reihe von Gruppenausstellungen.

Von 1951 bis 1969 war er als selbständiger Dekorationsmalermeister in Krefeld tätig. Seine künstlerische Tätigkeit konzentrierte sich in jener Zeit auf die wenigen Abend- und Wochenendstunden, wenn die tägliche Arbeit auf den Baustellen und die Büroarbeit für den kleinen Baumalerbetrieb beendet war. Es muß eine erbärmliche Knechterelei gewesen sein! Was die ungeliebte und in Tätigkeit und Benennung nicht selten diskriminierende Baumalerei betraf, so fand er nur wenig Hilfe in seiner Familie, und seine Kunst



Abb. 6. Eine Familie; Linolschnitt

fand nur selten Anerkennung. Sicherlich benötigte er dieses Refugium, auch wenn die Entwicklung einer Arbeit vom Entwurf bis zum fertigen Druck meist Wochen dauerte, um die Tagesbelastungen aushalten zu können. Seine Beharrlichkeit, trotz aller Widrigkeiten am Thema zu bleiben, war bewundernswert.

Nach seiner Pensionierung begann folgerichtig eine Phase des künstlerischen Experimentierens. Seine sonntäglichen Zeichenübungen vor der Natur, bei schlechtem Wetter vom Auto aus, die in der Zeit der Berufstätigkeit mehr als ein Ritual waren, behielt er bei. Die vielen Landschaftsskizzen und Naturstudien flossen in die nun entstehenden Aquarelle, Hinterglasbilder, Tusche- und Spengzeichnungen sowie ein- und mehrfarbigen Holz- und Linolschnitte ein.

Am 31. März 1979 verstarb Ferdinand Brauer plötzlich und unerwartet in Köln.

Quellen

Paul H. Brauer: Der Holzschnitzer Ferdinand Brauer, Darmstadt (Verlag der Saalbau-Galerie) 1979.

Persönliche Angaben.

Gustav Fünders (1903 – 1973)

Gustav Fünders wurde am 27. November 1903 als Sohn des Kupferschmiedemeisters Heinrich Fünders und seiner Frau Emma geborene Lockschen in der Wiedenhofstraße in Krefeld geboren.

Bis zum 14. Lebensjahr besuchte er die Volksschule, von 1918 bis 1919 die Gewerbeschule und begann anschließend am 25. August 1919 eine Lehre bei dem Dekorationsmaler Willi Liebscher in Krefeld, bei dem auch Laurens Goossens gelernt hatte. Von 1919 bis 1924 besuchte er als Abendschüler die Kunstgewerbeschule in Krefeld.

Nach seiner Ausbildung war er vom 23. Juni 1924 bis 15. April 1927 als Dekorationsmaler bei der Firma Sachse und Rothmann in Stuttgart tätig. 1925 unternahm er zusammen mit dem jungen Krefelder Maler Hans Pasch eine längere Kunstreise nach Italien und arbeitete auch in einer Mosaikwerkstatt. 1927 bis 1929 war er Schüler der Kunstschule Johannes Carp in Düsseldorf und nebenher als Dekorationsmaler bei der Firma Fichter und Edelmann in Düsseldorf tätig. Von 1929 bis 1931 und von 1933 bis 1937 war er Mitarbeiter in der Werkstatt für Kirchenmalerei A. Degen in Mönchengladbach,

dazwischen Mitarbeiter des Kunstmalers Hubert Schölgel in Düsseldorf.

Am 12. Oktober 1932 heiratete er Maria Hecker, Malertochter, Weberin und Scherenschneiderin, die eine starke künstlerische Kraft besaß, aber auch wußte, wie man Schafe und Bienen züchtete. Gewohnt wurde in einem Siedlungshäuschen und später dann in einem alten Bauernhof mitten im Forstwald. 1933 beziehungsweise 1937 wurden die Söhne Wolfgang und Rainer geboren.

1937 legte er auf Wunsch des Provinzialkonservators, der ihn des öfteren als Fachberater für das Amt für Denkmalschutz heranzog, seine Meisterprüfung als Dekorations- und Kirchenmaler ab und war danach als freier Künstler tätig.

Aufgrund seiner zeichnerischen Begabung kam er 1939 als Frontmaler in eine Propagandakompanie, für die er das Leben in den Flak-Stellungen am Rhein in Aquarellen für Bildbände festhielt. Entgegen dem Auftrag seines obersten Kriegsherrn, der ihn als Frontmaler in das Baltikum, nach Finnland und in den sowjetrussischen Nordabschnitt schickte, zog es den frommen katholischen Christen statt zu Mord und Verwüstung in die orthodoxen Klöster und Kirchen. Die Erfahrungen dort, die er oft sein großes Kriegserlebnis nannte, prägten seinen weiteren künstlerischen Werdegang.

Nach dem Krieg als freier Maler tätig, gehörte er mit zu den Gründungsmitgliedern der „Künstlergruppe 1945 Krefeld“. Am 9. September 1947 übernahm er die Leitung der Klasse für Glasmalerei und Mosaik und setzte damit eine Tradition der Werkkunstschule Krefeld fort. Wilhelm Holzhausen, ein Jugendfreund aus den frühen 1930er Jahren, machte er auf die freiwerdende Stelle für figürliches Zeichnen aufmerksam, die dieser dann auch bekam.

1954 folgte ein Ruf als Dozent für Glasmalerei an das Hohe Institut St. Lucas für Architektur und Kunst in Gent (Belgien). Er verschaffte sich unter seinen flämischen Kollegen bald Rang und Ansehen durch sein Können und sein Wissen um die Geheimnisse der Glasmalerei. Seine Leistungen wurden damit anerkannt, daß man ihn 1956 zum Professor ernannte.

Daneben häuften sich die Aufträge für Fenster und Mosaiken. Als Nonkonformist war er kein einfacher Kollege und für seinen ausgesprochenen Sinn für Gerechtigkeit bekannt. Sein Grundanliegen war die überzeugende Bildaussage, nicht die künstlerische Sensation. Im Gewand eines Revolutionärs fühlte er sich nicht wohl. Seine Schüler, die in den ersten Jahren geradezu aus den Schützengräben oder der Gefangenschaft heraus in die Klasse kamen, rühmen die Intensität



Abb. 7. Skizzen in Smolensk; Bleistift, weiß gehöht; 1942

seines Unterrichts und den freundschaftlichen Umgang mit ihnen. Dabei zwängte er sie nicht in die eigenen Vorstellungen ein, vielmehr half er ihnen, sich nach ihrer eigenen Art zu entfalten. Namhafte Künstler, wie Joachim Klos, August Pigulla und Hubert Spierling, gingen aus seiner Klasse hervor.

In vielen Kirchen der engeren und weiteren Umgebung Krefelds finden sich seine Glasfenster, so in St. Gertrudis Krefeld-Bockum, St. Hubertus Schiefbahn, Maria Waldrast Krefeld-Forstwald sowie in der katholischen

Kapelle des Klinikums Krefeld. In der Pfarrkirche von Tönisvorst-St. Tönis gestaltete er im Laufe der Jahre fast alle Fenster. Als besondere Mosaikarbeiten sind neben vielen anderen der Boden im Krefelder Rathaus und der in der Marianne-Rhodus-Schule hervorzuheben.

Die schwere Arbeit an den großen Kartons und sein zweifaches Lehramt gestatteten ihm nicht eine kontinuierlich geübte und sich entwickelnde freie Malerei. Dagegen waren jedoch seine Malutensilien auf den vielen

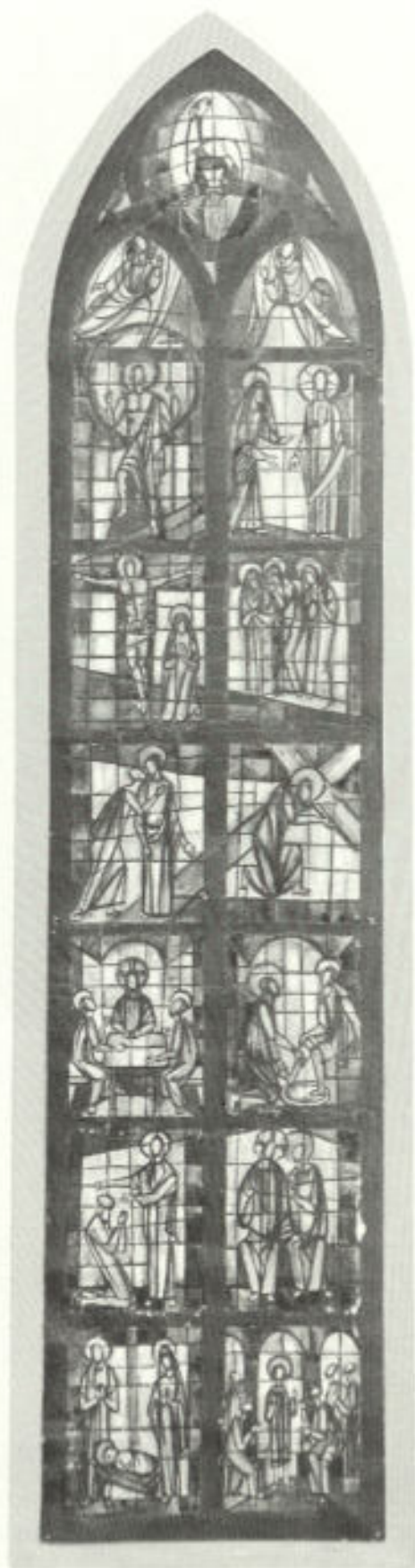


Abb. 8. „Leben Christi“ (Entwurf für ein gotisches Kirchenfenster); Tusche und Deckfarbe über Bleistift



Abb. 9.
„Kreuzigung“
(mit Maria und
Johannes);
Tusche und
Deckfarbe auf
Tapete; Ende der
1940er Jahre

Abb. 10.
Maria Fünders:
Dorfkirche am
Niederrhein;
Scherenschnitt.
Die Scherenschnitte von
Maria Fünders
sind „Ergebnisse
lauterster
Absichtslosigkeit.
Sie entstanden
auf Reisen und
Wanderungen, als
Handarbeit
sozusagen, die
die Zeit vertrieb,
wenn seitab der
Gatte in intensives
zeichnerisches
Studium der
Natur eintauchte“
(Ernst Hoff).

Reisen immer dabei. Mal ging es mit seinem Freund Laurens Goossens in die Niederlande ans Meer, häufiger jedoch in die Berge von Südtirol, ins Tessin oder nach Graubünden. Sein Interesse galt gewöhnlich den Stätten abendländischer Kultur und der ungeschändeten Landschaft. Da finden sich minutiöse Bleistiftstudien, formenreich verwurzelte Baumgestalten, spontan mit breitem Filzstift hingeschriebene Impressionen einer großartigen Gebirgswelt, und meisterhafte Aquarelle.

1967 wurde ihm die Thorn-Prikker-Plakette der Stadt Krefeld verliehen. 1968 beendete er seine Lehrtätigkeit.

Eine neue Baugesinnung und Liturgie führten zu extrem gewandelten Formen der Kirchen, die sich, wenn auch spät, der abstrakten Kunst öffneten. Verwurzelt im Christentum und beheimatet in der Kirche der Heiligen war die Kirche für ihn kein Gehäuse für wechselnde Kunststile. Diese Tendenzen vermochte Gustav Fünders, der sich an konkret christlichen Inhalten orientierte, nicht mehr zu eigen machen. Am 30. Januar 1973 starb er 69jährig nach wochenlanger schwerer Krankheit.

Quellen

Artikel in der „Westdeutsche(n) Zeitung“ vom 23. November 1963 zum 60. Geburtstag.

Rede von Wilhelm Holzhausen, Krefeld, Mitdozent an der Werkkunstschule, zum 65. Geburtstag.

Nachruf von F. G. Winter, Krefeld, Mitdozent an der Werkkunstschule.

Nachruf von Ernst Hoff.

Der Forstwald 1976, Ernst Hoff.

Faltblatt zur Ausstellung vom 6. Oktober 1981 in der Sparkasse Krefeld, Ostwall; Text: H. Kreuder.

Josef Strater (1899 – 1956)

Am 7. Juli 1899 wurde Josef Strater als zweiter Sohn des Färbermeisters Herrmann Strater und seiner Ehefrau Edeltraut in Krefeld geboren. Mit sechs Brüdern und drei Schwestern wuchs er am Dießener Bruch in einfachen Verhältnissen auf. Trotz großer Armut fehlte es der Familie nicht an Lebensfreude. Einige Familienmitglieder waren künstlerisch talentiert, und ein Onkel mit Zirkusblut motivierte die Kinder zu akrobatischen Kunststücken. Frühzeitig setzte sich bei Josef die Liebe zur Malerei durch, unterstützt durch seinen Zeichenlehrer.

Bereits im Alter von etwa 13 Jahren mußte Josef Strater mit Arbeiten auf dem Bau seinen Beitrag zum Lebensunterhalt der Familie leisten. Ein Polier entdeckte in der Jackentasche des Jungen ein Aquarell und,



begeistert von diesem Talent, machte er die Krefelder Handwerker- und Kunstgewerbeschule auf ihn aufmerksam. Man trotzte dem widerstrebenden Vater die Anmeldung für Abendkurse ab, und ab 1920 wurde er dort Tagesschüler.

Max Creutz, Direktor des Kaiser Wilhelm Museums, unterhielt einen Künstlerstammtisch. Er integrierte Josef Strater in die Runde, zu der namhafte Vertreter der Krefelder Künstlerschaft, wie Johan Thorn Prikker, Heinrich Nauen, Heinrich Campendonk und Fritz Hühnen, gehörten. Für den jungen Mann aus einfachsten Verhältnissen und mit nur geringer Schulbildung muß sich dort eine ganz neue Welt eröffnet haben, wurden doch in diesem Kreis lebhaft die neuesten Entwicklungen in Kunst, Kultur und Gesellschaft debattiert.

1923 wurde er Schüler von Heinrich Dieckmann, und es entwickelte sich ein persönliches Verhältnis zwischen den beiden. Etwa um die gleiche Zeit muß er auch den Pfarrer Augustinus Winkelmann kennengelernt haben, der junge Künstler aus Westfalen und dem Rheinland förderte und 1924 im Kloster Marienthal bei Wesel ein Zentrum der modernen christlichen Kunst begründete. Unter anderem schuf Strater dort die großflächigen Wandbilder des Kreuzweges.

Winkelmann brachte in den frühen 1920er Jahren viele Künstler auf Bauernhöfen am Niederrhein unter, um sie vor materieller Not zu bewahren. Bei freier Kost und Logis revanchierten sie sich bei den Landwirten mit Porträts der Familienangehörigen und Bildern des Hofes. 1924 verhalf Winkelmann Josef Strater zu einem Stipendium an der staatlichen Kunstakademie Düsseldorf.

Während der 1920er Jahre übte sich Strater in einer Vielzahl von Techniken der freien und angewandten Kunst. Es finden sich flüchtige Anleihen bei den rheinischen Expressionisten, er läßt sich von der abstrahierenden Zerlegung der Flächen im Kubismus anregen und war ausgesprochen schöpferisch in Holzcollagen aus übereinandergeschichteten bemalten Sperrholzscheiben. Später finden sich auch Bilder im malerischen Realismus.

Während seiner Studienzeit an der Düsseldorfer Kunstakademie war er auch als Bühnenbildner an der Oper tätig. Dort lernte er seine Frau kennen. Die aus Bremen stammende Balletttänzerin Wilhelmine Schmidt verliebte Jupp Strater zuliebe ihre Truppe, die dort gastierte.

1929 gründete das Paar in Düsseldorf einen eigenen Hausstand. 1933 kam die älteste Tochter, Angelika, zur Welt, 1936 der Sohn Josef und 1939 die zweite Tochter, Katharina. Josef Strater war nun stärker auf Aufträge angewiesen. So trat die Monumentalmalerei



Abb. 11.
Stilleben; Öl auf Karton



Abb. 12.
Mädchen mit Puppe;
Kopierstift;
Ende der 1940er Jahre

zwangsläufig in den Vordergrund seines Schaffens.

Als überzeugter Pazifist lehnte er die Nationalsozialisten ab, deren Blut- und Boden-Ästhetik ihm verhaßt war. Vermutlich hat er es der Kirche zu verdanken, daß er der Verhaftung entging. Im Zuge verschiedener Großaufträge kamen er und seine Familie bei verschiedenen kirchlichen Einrichtungen ab-

seits großstädtischer Ballungsräume unter, wo er Fresken und Glasfenster schuf.

Wegen seines asthmatischen Leidens ursprünglich zurückgestellt, wurde er noch ein Jahr vor Kriegsende zwangsverpflichtet. Seine Bewachung von französischen Kriegsgefangenen bei ihren Arbeitseinsätzen erfolgte nur sehr nachlässig, was leicht zu Ärger hätte führen können.

In den Nachkriegsjahren war es für Strater nicht einfach, eine fünfköpfige Familie zu versorgen. Häufig mußten Naturalien bares Geld als Zahlungsmittel ersetzen. Durststrecken wurden mit Neuaufträgen der schon in den 1930er Jahren entstandenen kleineren Bleiverglasungen überbrückt. Kirchliche Auftraggeber zahlten oft nur in kleinen Raten über längere Zeiträume. Dies geschah vielleicht auch mit der Absicht, ein zu schnelles Ausgeben des Verdienstes zu verhindern, was aber nicht unbedingt auf Verständnis stieß.

1949 nahm er die Gelegenheit zu einer längeren Reise nach Frankreich wahr, die ein halbes Jahr dauern sollte. Dort konnte er sich noch einmal auf die freie Kunst konzentrieren. Er bereiste das ganze Land und lernte die moderne französische Kunst kennen. Bleibende Eindrücke hinterließen die Kathedralen von Paris, Reims und Chartres. Nach Krefeld zurückgekehrt, trauerte er lange dieser Zeit nach und verfiel mitunter in Schwermut.

Im selben Jahr lernte er Marianne Herbst, seine zweite Lebensgefährtin, kennen und begründete mit ihr einen neuen Hausstand. Bald darauf wurde Straters dritte Tochter, Barbara, geboren.

Die Kirchenfenster im Bonner Münster hatten, wie so viele andere, den Krieg nicht überstanden. Mit dem Auftrag für die Verglasung der Chorapsis, den er 1948 nach einem Wettbewerb erhielt, wurde er schlagartig bekannt. Zwischen 1950 und 1952 entstanden die sieben Schöpfungstage und begründeten seine späte Karriere in der Glasmalerei. Der nun gefragte Strater konnte sich vor Aufträgen nicht mehr retten. Nach seinen Entwürfen und unter seiner Aufsicht entstand eine Fülle von figürlichen und auch ornamentalen Fenstern, in Krefeld unter anderem in St. Stephan und Liebfrauen, was ihm zu seinem Bedauern jedoch kaum noch Zeit für andere Arbeiten ließ. In St. Stephan sind auch die Mosaikdarstellungen des Kreuzweges von ihm.

1952 konnte er die beengten Räume an der Neusser Straße verlassen und sich mit Hilfe der Stadt Krefeld im Forstwald ein Atelier errichten. Doch nun, da er endlich finanziell gesichert war, entwickelte sich sein chronisches asthmatisches Leiden zur lebensbedrohlichen Krankheit. Am 31. August 1956 starb er, gerade 57jährig.

Quellen

Heinrich Campendonk – Josef Strater: Kirchenfenster im Bonner Münster, herausgegeben vom Verein August Macke Haus e.V., Bonn 1997; darin: Astrid Schunck: Josef Strater.

Angaben von Josef Strater jun.



Abb. 13. Magdalena unterm Kreuz; Glasbild (Detail)

„In einer anderen Welt“ – Künstler im Forstwald 1947 – 1951

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „in memoriam“ im Krefelder Kunstverein,
Buschhüterhaus, am 22. November 2002

von Eberhard Gollner

Die alljährlichen Ausstellungen „in memoriam“ des Krefelder Kunstvereins könnte man mit dem Geschehen nach einer gelungenen Theateraufführung vergleichen. Das Spiel ist aus, der Vorhang gefallen, aber das Publikum klatscht die dahinter verschwundenen Akteure wieder hervor ins volle Rampenlicht.

Georg Opdenberg bat mich, Ihnen als Zeitzeuge zu berichten, wie man vor über fünfzig Jahren im Forstwald, Postanschrift Forsthaus, nach dem Zweiten Weltkrieg zu überleben versuchte. In meiner Lebenszeit gab es dort drei sehr unterschiedliche Zustände. Über den letzten, den heutigen, mag ich nichts sagen.

Seit Beginn der 1930er Jahre lebte meine Thüringer Verwandtschaft in ihrem Haus mit etwa 4000 m² Wald- und Gartengrundstück an der Plückertzstraße. Morgens brachte der Milchmann auf seinem Wägelchen, den ein angeschirrter Ziegenbock zog, das Bestellte. Besuchten wir Kinder damals unsere Oma, durften meine Schwester und ich ihn kutschieren. Damals kostete der Quadratmeter Grund und Boden in Forstwald etwa 40 Pfennige. Es gab auch schon das Geschäft Ritterbecks an der Ecke Plückertzstraße/Stockweg und drei Wirtschaften.

Der Bombenkrieg verschonte 1943 auch die Forstwald-Bewohner nicht mehr. Vor allem Luftminen verursachten die größten Schäden, während die Innenstadt Krefelds in Flammen aufging. Meine Tante kam mit ihren Kindern zu uns ins bisher vom Krieg verschonte Sachsen, nach Chemnitz.

Nach Kriegsende kehrte sich die Richtung des Flüchtlingsstromes um und gewann riesige Ausmaße.

Im Juni 1947, nach schlimmsten Kriegs- und Nachkriegserfahrungen, kam ich aus der sowjetischen Besatzungszone in die britische nach Forstwald. In jenem Jahr brannte die Sonne wochenlang ohne Erbarmen vom wolkenlosen Himmel und trocknete das Land zur Wüste aus. Eine solche Strafe hat das Feuchtbiotop Niederrhein nie wieder erlebt.

Es war auch die Zeit der Lebensmittelkarten – zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel –, des Tausch- und Schwarzhandels, der Hamsterzüge, der Brot- und Kohlenknappheit, der Zigarettenwährung.

Wenn Sie all das wegdenken, womit wir heute unser Leben versorgen, einschließlich Fernsehen und Auto, dann haben Sie die damaligen Lebensumstände vor Augen: nichts als tote Fliegen in den Schaufenstern.

Trotzdem atmete ein jeder auf, gab es doch keinen Krieg mehr, der noch bis zum letzten Tag seine Blutopfer gefordert hatte. Das „Tausendjährige Reich“ war bereits nach 12 Jahren verschwunden und das NS-Regime wie eine schillernde Seifenblase zerplatzt. Wer ein Radio hatte, hörte mit Entsetzen, bei der Übertragung der Nürnberger Prozesse, von seinen unsäglichen Verbrechen.

Wenn man das Erzgebirge und den Thüringer Wald als seine Heimat kannte, fällt es schwer, den Forstwald als solchen anzuerkennen, ist er doch recht klein und flach, ohne Höhen, nur mit tiefen Gräben und vielen schnurgeraden Wegen durchzogen, bei dürtigem Baum- und Wildbestand. Ihn umgibt das platte Land mit seinem hohen Himmel über niedrigem Horizont. In stolzer Einsamkeit lagern sich Einzelhofriesen unter mächtigen Laubbäumen, und in der Ferne zeigen sich hohe spitze Kirchtürme.

Der Forstwald ist, inmitten der Sankt Töniser Heide, ein Kunstprodukt, angelegt von Gerhard Schumacher Anfang des 19. Jahrhunderts über ehemaligen Verteidigungsgräben der Landwehr. Krefelder Familien siedelten sich an und bauten auf ihren billig erworbenen großen Grundstücken bescheiden wirkende leichte Sommerhäuschen, die, wie man damals sagte, nur der Sommerfrische dienten. Viel später wurden sie für den Daueraufenthalt ausgebaut und eingerichtet.

Daß der Forstwald inzwischen auch Musensitz Krefelder Künstler geworden war, erfuhr ich zu meinem Erstaunen schon wenige Tage nach meiner Ankunft. Damals kannte dort jeder jeden, und die Kinder der Forstwälder konnten sich im Wald unbeobachtet, unge-

hemmt austoben. So, weitab von der städtischen Schule, waren die Schularbeiten schnell vergessen.

Auch nach dem Krieg hatte der Forstwald seinen Freizeitwert behalten. Dort konnte noch jeder als Pensionär oder Lebenskünstler auf seine Weise leben. Man lebte in einer recht eigentümlichen Welt umgeben von einer weiträumig offenen Landschaft, und so begegneten mir auch ihre Menschen. Der aus der sowjetischen Besatzungszone geflüchtete junge Mann wurde herzlich bedauert und geradezu herungereicht. So, in dieser offenen Gesellschaft aufgenommen, brauchte ich kein Flüchtlingslager. Auch mein Wunsch, Künstler zu werden, wurde akzeptiert und unterstützt, auch von Gustav Fünders, Jupp Strater und Ferdinand Brauer, die katholisch geprägt waren. Es waren die ersten Katholiken, die ich überhaupt kennen lernte. Mich beeindruckte sehr, wie sie ihre christlichen Themen zu veranschaulichen wußten, zählten doch in den protestantischen Ländern nur das Wort und die Musik.

Besonders Gustav Fünders half mir nicht nur mit guten Ratschlägen, sondern auch mit fehlendem Malmaterial. Seine Erfahrungen, die er mit tief religiösen russischen Menschen während des Krieges im Mittelabschnitt der Ostfront gemacht hatte, bewegten sein Denken und Tun bis zu seinem Tode. „Nur Gott ist wichtig!“, sagte er mir bei unserer letzten Begegnung.

Dagegen war Leo Bigenwald das Weltkind inmitten der Künstlerschar. Ich hatte gehört, er sei Bildhauer. Das war er ja auch und von großer kräftiger Statur. Aber bei meinem ersten Besuch malte er gerade, bei flotter Tanzmusik vom Grammophon, mit breitem Pinsel einen Rosenstrauß nebst elegantem Damenhandschuh in hellen Farben, rauchte dabei kräftig und trank auch ein wenig. Das Ergebnis seines Tuns wirkte auf mich wie ein Gruß aus einer wiedergefundenen Zeit, die ich längst unter Trümmern verloren und für immer begraben wähnte. Welcher Freundin mag er wohl dieses Bild gewidmet haben?

Georg Opdenberg hat uns nach langen Recherchen die Biographien der hier vertretenen Künstler aufgeschrieben und verviel-

fältigt. Zu ihrem Freundeskreis gehörten auch Laurens Goossens, der Lobbericher August Erkens, der Buchhändler Carl Uhrig, die Kleins in Holterhöfe, Ernst Hoff und der lang aufgeschossene Redakteur Dr. Richard Pötter.

Man arbeitete nicht nur, sondern feierte auch ausgiebig zusammen mit selbstgebranntem

Schnaps und selbstgezogenem Tabak. Die braven Krefelder Bürger wunderten sich sehr über den gelösten Lebensstil der Forstwald-Künstler. Wahrscheinlich fühlten und dachten sie so ähnlich wie der Bauer, der einen Landschaftsmaler beobachtete und anerkennend zu ihm sagte: „Da gehört Skanie [Genie] zu! Aber bitte sagen Sie mir, wo arbeiten Sie denn?“ Ohne gemeinsames Programm fan-

den sich damals viele Künstler im Forstwald ein, obwohl sie dort kaum Aufträge erwarten konnten. Sie fanden aber ungestörte Arbeitsbedingungen. Dazu ein Wort von Raoul Dufy: „Fast alle Künste wollen in der Heimlichkeit geschaffen sein. Nur wenn wir uns unbeobachtet fühlen, haben wir die größte Kraft“.

Band 4 der Krefelder Stadtgeschichte ist erschienen

von Wolfgang Lühr

Die 1998 mit ihrem ersten Band begonnene Publikation der neuen Krefelder Stadtgeschichte, der 2000 ein zweiter Band folgte, wurde 2003 mit dem vierten Band fortgesetzt, zu dem der Stadt nur gratuliert werden kann. Er unterscheidet sich von den beiden ersten und dem noch zurückgestellten dritten Band dadurch, dass er sich auf spezielle Teile der Stadtgeschichte konzentriert und ausführlich die Kirchen-, Kultur- und Baugeschichte im Zeitraum vom 17. bis einschließlich des 19. Jahrhunderts darstellt. Doch wird dieser zeitliche Rahmen nicht strikt eingehalten und aus verständlichen Gründen fast immer bis ins 20. Jahrhundert ausgedehnt. Dabei ist im kirchengeschichtlichen Bereich, der auch das religiöse Leben, die Schulen, die konfessionellen Vereine und das caritativ-diakonische Wirken berücksichtigt, in der Regel nicht nur zwischen den Konfessionen, sondern auch zwischen Alt-Krefeld und dem kurkölnischen Umland (Uerdingen, Linn u. a.) unterschieden. Ganz deutlich wird die Sonderstellung Alt-Krefelds mit seiner konfessionellen Vielfalt, die der zweite Prediger der Krefelder reformierten Gemeinde, Peter von Sarn, Anfang des 18. Jahrhunderts unter Benutzung eines früheren Diktums des Rektors des Moerser Gymnasiums, Hermann Cruse, prägnant in den Spruch übersetzte: „Reformeerden en Papisten, Lutheraner en Mennisten/Dompe-laars en Abrams Soonen/’samen nu in Krefeld woonen.“ Durch diese Konfessionsvielfalt ist die Stadt ohne Zweifel im Rheinland ohne Parallele, und deshalb ist es zu begrüßen, dass dieses in einem eigenen Band abgehandelt wird.

Die Leser werden bald die „beschönigende Tendenz“, die in Cruses Spruch liegt, bemerken. Neben einem harmonischen Zusammenleben gab es durchaus auch „Hader, Zank und Streit“, worauf Frank Deisel in seinem einleitenden Beitrag aufmerksam macht. In dem zu Moers gehörenden Krefeld nahmen im 17./18. Jahrhundert der reformierte Landesherr, seine Verwaltung und der Krefelder Magistrat, der ebenfalls der reformierten Konfession angehörte, keine Rücksicht auf andere Glaubensrichtungen. In der gemischt-konfessionellen Stadt Krefeld blieben deshalb die Katholiken, obgleich sie die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, ohne spürbaren Einfluss. Nach dem Verlust ihrer Kirche zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren die Katholiken ohne eigene Gemeinde. Teilweise besuchten sie die Kirchen im kurkölnischen Umland, teilweise nahmen sie an den Gottesdiensten des katholisch gebliebenen Tertiärinnenklosters St. Johann Baptist teil. Doch war die Kirche zu klein, um wenigstens alle Stadtbewohner aufnehmen zu können, wobei ein Hinweis darauf fehlt, wieviel Katholiken im 17./18. Jahrhundert insgesamt auf Krefelder Gebiet lebten. Erst unter dem toleranten und religiös abständigen Preußenkönig Friedrich II. erhielten die Katholiken nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen 1743 „das freie Exerzitium der Religion“ in einer noch zu errichtenden Schule. Religiöse Manifestationen außerhalb dieses geschlossenen Raumes, wie etwa Prozessionen und das Läuten der Glocken, waren weiterhin unzulässig. Da die Katholiken bereits mit der Konventskirche über ein Gotteshaus verfügten, machten sie

diese offiziell zum kirchlichen Mittelpunkt und nahmen sie „nun als rechtmäßigen Versammlungsort der Gemeinde in Anspruch“ (F. Deisel). Der Rektor des Drittordensklosters wurde zum ersten rechtlich anerkannten Pastor seit über 130 Jahren. Bei dem Streit mit den Reformierten über die Führung der Kirchenbücher und über die Stolgebühren obsiegten schließlich die Katholiken. Mit dem 1752 begonnenen Bau der Dionysiuskirche erhielten sie endgültig ein eigenes Gotteshaus, das zum Mittelpunkt des Gemeindelebens wurde.

Wie Klaus-Peter Vosen zeigt, wuchs ihr Selbstbewusstsein ab 1815 ständig, wengleich sie wegen des Dreiklassenwahlrechts den Evangelischen und Mennoniten das Stadtrigiment – kein Bürgermeister des 19. Jahrhunderts war katholisch – überlassen mussten. Den Krefelder Katholiken kam zugute, dass im 19. Jahrhundert herausragende Geistliche wie Johann Heinrich Gottfried Reinarz, Laurenz Huthmacher und Hermann Joseph Schmitz nach dort berufen worden waren. Ob Oberpfarrer Reinarz, wie der altkatholische Geistliche Ernst Moog gemeint hat, und dessen Urteil übernimmt Vosen, dem Altkatholizismus den Weg mit bereitet hat, sei ebenso dahingestellt, wie die Bemerkung, Krefeld sei ein „altes Zentrum des Hermesianismus“ gewesen. Diese von Heinrich Schrörs 1919 aufgestellte These muss differenziert werden. Reinarz war, wie Vosen selbst schreibt, „ein kirchentreuer Priester durch und durch, ohne dogmatischer Hermesianer zu sein.“ Es bleibt freilich bemerkenswert, dass der Altkatholizismus anders als in

Nachbarorten wie schon 1845 der Deutsch-katholizismus in Krefeld Anhänger fand. Das ist wohl Ausfluss der in Krefeld als selbstverständlich geltenden Toleranz, die es im 17./18. Jahrhundert möglich gemacht hatte, dass Labadisten, Quäker, Dompelaars und Pietisten und im 19. Jahrhundert viele freikirchliche Gruppierungen, aber auch Dissidenten, Freidenker und Atheisten hier Fuß fassen konnten. Im sogenannten Kulturkampf erlebte die katholische Kirche in Krefeld die Simultanisierung der Schule, die „schließlich“ (wann?) der Stadtrat wieder rückgängig machte.

Die evangelische Kirche, deren Geschichte Helga Sagebiel einfühlsam und eingebettet in die allgemeine evangelische Kirchengeschichte darstellt, erlebte in der frühen Preußenzeit die Vereinigung der evangelischen Konfessionen, der die beiden Seiten weitgehend positiv gegenüber standen. 1821 schlossen sie sich zusammen, weil die Gemeinden sich so nahe gekommen waren, „daß man die Trennung als nicht mehr wünschenswert empfand“. Die Reformierten zählten damals über 4000 und die Lutheraner knapp 1000 Mitglieder.

Für das religiöse Leben aller Konfessionen ist in der Krefelder Stadtgeschichte die so genannte Mischehenfrage von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Ohne Zweifel herrschte bei allen Kirchen die Furcht, Gemeindeglieder verlieren zu können. Bei den Katholiken, die nach Meinung Helga Sagebiels „in dieser Frage zum Teil aggressiv“ handelten, nahm sie die Form eines Streits zwischen Stadt und Kirche an. In Krefeld hatte man zuvor lange versucht, „dies Problem herunterzuspielen und durch Nichtachtung zu übergehen“. Insgesamt zeigen die Zahlen zu Ende des 19. Jahrhunderts „eher eine leichte Tendenz zugunsten der Evangelischen.“ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass der katholische Pfarrer Reinartz „bei aller Ehrfurcht“ vor Erzbischof Spiegel, der in dieser Frage eine Regelung mit dem preußischen Staat vereinbart hatte, die „sich am äußersten Rand des vom katholischen Kirchenrecht her Zulässigen“ bewegte, das Gefühl hatte, der Kölner Erzbischof habe eine „unrechtmäßige Nachgiebigkeit“ (K.-P. Vosen) an den Tag gelegt.

Ein breites Kapitel in der Krefelder Kirchengeschichte nehmen die Mennoniten ein, deren Geschichte für das 17. und 18. Jahrhundert von Frank Deisel und für das 19. Jahrhundert von Helga Sagebiel behandelt werden. Im 19. Jahrhundert stellt Helga Sagebiel ein „Ineinanderwirken von kirchlichen und kommunalen Belangen bei Mennoniten und Evangelischen“ fest. Das habe dazu geführt, „daß ein kleiner Kreis besonders reicher, über die Bekenntnisgrenze hinweg untereinander vielfach verwandt, durch gleiche politische, religiöse und moralische Vorstellung geprägter Männer über das



Schicksal der mehr und mehr von Katholiken bewohnten Stadt“ entschieden habe.

Für viele Leser wohl unerwartet ist die Tatsache, dass Krefeld auch innerhalb der Organisation des Judentums eine besondere Stellung eingenommen hat. Es war Sitz des Konsistoriums, an dessen Spitze ein Oberrabbiner stand und zu dessen Konsistorialbezirk 1825 Teile der Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf gehörten. Wie Burkhard Ostrowski in seinem Beitrag feststellt, versahen im 19. Jahrhundert „mehrere beeindruckende Persönlichkeiten“ das Amt des Oberrabbiners. „die weit über die jüdischen Gemeinden hinaus Anerkennung und Respekt genossen“.

Nahm in der Kirchengeschichte des Rheinlandes Krefeld eine Sonderstellung wahr, so gilt dies ebenfalls für das Kultur- und Geistesleben, das Ursula Broicher darbietet. Krefeld gelangte im 18. Jahrhundert durch Engelbert vom Bruck zu überregionaler Bedeutung. Er stand in Beziehung zu den Brüdern Jacobi in Düsseldorf, die mit Goethe befreundet waren, ferner zu dem Berliner Buchhändler, Schriftsteller und Kritiker Friedrich Nicolai, und schrieb Beiträge in verschiedenen Publikationen. Er war auch Mitglied der Krefelder Freimaurerloge, deren Geschichte und Bedeutung Ursula Broicher ebenfalls darstellt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lässt sich in Krefeld als erster Buchhändler der Mennonit Derik Orts nachweisen. Doch verdiente Orts sein Geld hauptsächlich als Papierhändler. Als erster hauptberuflicher Buchhändler gilt der Mennonit Abraham ter Meer, der wirtschaft-

lich unabhängig war durch ein gemeinsam mit seinem Bruder geführtes Textilunternehmen. Ab Beginn des 19. Jahrhunderts nahmen Krefelder Fabrikantenfamilien regen Anteil am musikalischen Leben der Stadt, das sie prägten. Große Künstlerpersönlichkeiten wie Johannes Brahms, Clara Schumann und Gustav Mahler traten in Krefeld auf, das ab 1887 schon über ein eigenes Orchester verfügte.

Eng mit Kunst und Kultur ist die Krefelder Architekturgeschichte verbunden, die Paul Alfred Kessler zusammen mit der Stadtplanungsgeschichte behandelt. Dabei ließ sich nicht vermeiden, dass auf einige Karten und Pläne verwiesen werden musste, die bereits in den Bänden 1 und 2 erschienen sind.

Zur Konzeption der Krefelder Stadtgeschichte gehört, dass nicht nur die namensgebende Stadt im Mittelpunkt des Interesses steht, selbst dann, wenn über die eine oder andere kleinere, heute zur Stadt gehörende Gemeinde, nicht allzu Gewichtiges beizutragen ist. Das muss kein Fehler sein und nicht gegen die schon in den Vorgängerbänden angewandte Struktur sprechen. Andererseits ist etwa die Geschichte des kleineren Uerdingens, die im Zentrum der Beiträge von Guido Rothhoff und Reinhard Feinendegen steht, sowieso nicht ohne Reiz zu lesen.

Das gilt auch für den Beitrag von Jörg Engelbrecht, der die Franzosenzeit für den ganzen Krefelder Raum und alle Konfessionen beschreibt. Ihm gelingt es, wie den meisten anderen Autoren ebenfalls, für den historischen Laien in verständlicher Sprache die geschichtlichen Ereignisse darzulegen und zu interpretieren.

Es ist sicherlich immer ein Problem für eine Stadtgeschichte, sich an ein breiteres Publikum wenden zu wollen, aber einige Grundvoraussetzungen nicht aufgeben zu können, um nicht unseriös zu werden. Der vorliegende Band versucht deshalb mit Hilfe eines Glossars, dabei den Lesern zur Seite zu stehen. Dennoch bleibt der eine oder andere Begriff unerläutert. Wer weiß schon, was ein Leibgewinnsgut ist, kennt die Bedeutung von Palladianismus oder Schilbankgesims? Übrigens stößt man in dem sonst zuverlässigen Register hie und da auf fehlende Stichworte. Aber das ist nur eine Bemerkung am Rande, die die Aufforderung an das Publikum „Nimm und lies“ nicht tangieren sollte. Zu guter Letzt noch ein Vorzug dieses reich bebilderten Bandes, der durchschnittlich alle sechs Seiten eine Abbildung aufweist: Er ist aus den Quellen gearbeitet und berücksichtigt die vielen Vorarbeiten, von denen nicht wenige in dieser Zeitschrift erschienen sind.

Krefeld. Die Geschichte der Stadt. Band 4. Kirchen-, Kultur-, Baugeschichte (1600-1900). Hrsg. im Auftrage der Stadt Krefeld - Der Oberbürgermeister - von Reinhard Feinendegen und Hans Vogt. Krefeld 2003. 686 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, gebunden.

Kriewelsche Pappköpp – 25 Jahre Marionettenspiel und MundArt

von Manfred Coelen

In Krefeld sind sie seit vielen Jahren eine Institution – die Pappköpp. Mit „Kriewelsch Platt“ und witzigen Episoden begeistern die kleinen Akteure an den Strippen nun schon seit einem Vierteljahrhundert ihr Publikum. Die Idee entstand im Herbst 1978 im Krefelder Jazzkeller. Karl-Heinz Boves, damals Mitpächter des Jazzkellers, und Ralf Kochann, einer der Keller-Stammgäste, sind die Gründer des Ensembles. Beide hatten die Prager Marionettenspieler Hrvinek & Spejbl gesehen und waren fasziniert von den künstlerischen Möglichkeiten, durch Puppenspiel ein erwachsenes Publikum zu fesseln und zu begeistern. Bald entstanden die Marionetten Drickes und das Wahrzeichen des Jazzkellers – der Kellergeier. Vor kleinem Publikum wußte der in Sachen Entertainment begabte Ralf Kochann mit den Figuren, verbal und musikalisch unterstützt, die Kellergäste zu begeistern. Karl-Heinz Boves, obwohl selbst ein Zugereister, hatte den Einfall, das Marionettenspiel mit mundartlichen Texten zu verbinden. Das war's – die Idee war geboren.

Die Experten für das Kriewelsch Platt waren nicht weit. Werner Coelen und Paul Spaetgens gehörten zu den häufig anwesenden Gästen. Ihnen war das Kriewelsch Platt noch „in die Wiege gelegt“ worden. Dann war da auch noch Werner Coelens älterer Bruder Manfred. Die drei fanden die Idee „jarnet suo schleit“. Fritz Mewes tummelte sich ebenfalls in der Szene; er war als Techniker gefragt. Als erstes weibliches Mitglied gewann man Ulrike Coelen. Eine weitere Kriewelsch-Sprecherin fand man in Christel Loos. Innerhalb kurzer Zeit bestand der Interessentenkreis also aus acht Personen. Zwei weitere potentielle Mitglieder hatte man schon im Visier; sie würden etwas später hinzustoßen: Rolf Schäfer und Rüdiger Tiefers. Das alles spielte sich im Spätherbst 1978 ab. In Gesprächen im kleinen Kreis nahm die Idee allmählich Formen an, und man vereinbarte für Anfang 1979 eine Zusammenkunft der gesamten Interessengemeinschaft.

Wieso eigentlich „Pappköpp“?

Bei Fritz Mewes fand die Gruppe die geeigneten Räumlichkeiten für ihre Anfangsaktivitäten. In den Kellerräumen seines Hauses

Abb. 1.
Die Freunde Schäng und Matthes kommen als Hauptakteure in ihren Dialogen oftmals „van et Hölzke op et Steckske“.



Abb. 2.
Das Altkrefelder Original Cornelius de Greiff führte durch das erste Pappköpp-Programm.



Abb. 3. Der Kellergeier, hier gezeichnet von Rüdiger Tiefers, ist das Wahrzeichen des Krefelder Jazzkellers. Dort stand die Wiege der Pappköpp. Am 8. Juni 1979 fand dort die erste Vorstellung des Ensembles statt.

traf man sich nun häufig und diskutierte die Ideen und deren Realisierung. Dort, in der Heimwerkstatt von Mewes, entstanden zunächst die Köpfe der Marionetten. Karl-Heinz Boves wußte, wie's geht. Auf einen Flaschenhals setzt man als Kern einen nassen Papierknubbel; darüber wird modelliert. Ein Pappköpp aus Sägemehl und Tapetenkleister – gerade mit der richtigen Konsistenz – wird so lange geformt, bis ein Kopf entsteht. Bei entsprechendem Talent des Künstlers kommt dabei ein charakteristisches Gesicht heraus. Trocknen lassen – feärdig es dä Pappköpp. Wenn der dann nach dem Bemalen noch einen passenden Körper mit sensibler Bewegungstechnik erhält, gesteuert durch das Spielkreuz, fehlt nur noch das geschneiderte Gewand. Die Zuweisung einer entsprechenden Stimme, die Platt „kallt“, macht die Figur dann zu einem vollwertigen Akteur der „Kriewelsche(n) Pappköpp“.



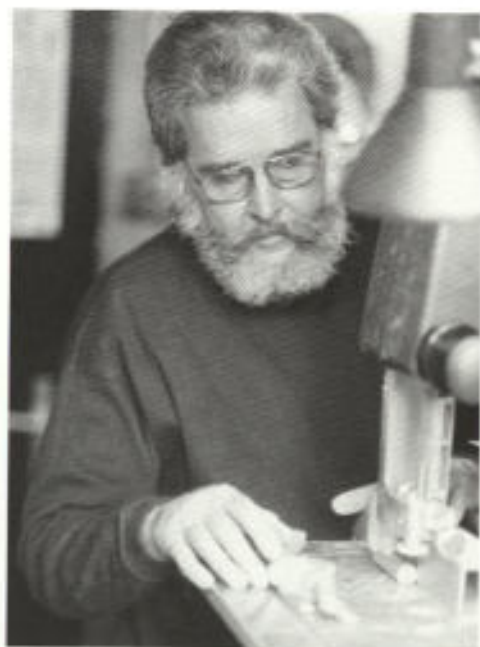


Abb. 4. Puppenbauer und Ingenieur Fritz Mewes bei der Arbeit. In seiner Hobbywerkstatt entstanden die kleinen Akteure an den Fäden. Die Konstruktion des Bewegungsapparats ist sein ganzer Stolz.



Abb. 5. Das Ensemble im Jahre 1983 (es fehlt Fritz Mewes) im damaligen Domizil der Truppe, im Keller des Buschhüter-Hauses „Alte Post“ am Lindenplatz. Die Aufnahme entstand kurz vor der Abreise nach Philadelphia. Dort nahmen die Pappköpp an den Feierlichkeiten „300 Jahre Deutsche in Amerika“ teil.

Krefelds „Sehenswürdigkeiten“

Eine der Pappköpp-Figuren, der Beamte im Rathaus, Hännies Nösemees, drückt es so aus: „Ich weiß jarnich, wo ich anfangen soll, mit all die Sehenswürdigkeiten. Ich will emal so saren: Krefeld is an sich schon sehenswert!“. Damit hat er auf seine Art ausgedrückt, was wohl viele Mitbürger ähnlich empfinden: Spektakuläre Dinge kann Krefeld nicht vorweisen; die Vielzahl der Kleinigkeiten, der Unwichtigkeiten, der liebenswerten Nebensächlichkeiten ist es, die in Krefeld Atmosphäre schafft.

Vielleicht ist es die Tatsache, daß die „große Welt“ an Krefeld vorbeigeht, die es den „Kriewelsche Pappköpp“ ermöglichte, mit ihrer Gruppe in Krefeld solch einen Erfolg zu haben. Die Idee, aus Mundart und Marionettenspiel eine Synthese zu schaffen, geboren beim Altbier im Krefelder Jazzkeller, hat jedenfalls voll gezündet. Im Laufe der Jahre haben sich die Pappköpp in ihrer Heimatstadt viele Freunde geschaffen. Sie sind eine Gruppe mit hohem Bekanntheitsgrad geworden. Wenn Matthes und Schäng, die beiden Recken der Pappköpp, auf der Bühne behaupten, die Hauptsehenswürdigkeiten Krefelds seien Burg Linn und die Pappköpp, belohnt das Publikum solche Äußerungen mit Lachen und Beifall. Den kleinen Schauspielern verzeiht man solche Hochnäsigkeiten gerne. – So ein bißchen Wahrheit steckt ja auch drin.

Abb. 6. Einer der Gründe für den großen Erfolg der Pappköpp ist darin zu finden, daß sich im Ensemble die verschiedenartigsten Talente zusammenfanden. So sorgte Grafik-Designer Werner Coelen neben seinen Aufgaben als Autor und Sprecher von Beginn an für die Gestaltung der werbemäßigen Präsentationen. Hier die Einladung zum 10jährigen Jubiläum; der Entwurf fand auch als Plakat Verwendung.



Abb. 7. Im Jahre 1996 produzierten die Pappköpp ihre Musical-Persiflage „Die West Bahnhof Story“ auch auf CD. Hier das Ensemble mit seinem musikalischen Leiter Josef Schwalbach im Tonstudio

Die Pappköpp machen sich rar – und das nicht ohne Grund. Den Spaß mit den Marionetten, die in Kriewelsch Platt ihr Publikum unterhalten, betreibt die Gruppe aus Freude an der Sache. Alle Aktiven wissen nur zu genau, daß bei Überbeanspruchung der Freizeit der eigene Spaß an der Sache leidet. Und die Pappköpp wollen schließlich immer noch über ihre eigenen Späße lachen können. Die Aufführungen der Pappköpp leben nicht nur vom Programm, sondern in großem Maße auch von der Atmosphäre im Zuschauerraum, somit vom Ort der Veranstaltung. Liebend gern würde man des öfteren Aufführungen im Großen Saal des Seidenweberhauses veranstalten. Die Pappköpp würden sicher auch dort vor ausverkauftem Haus spielen. Aber, die kleinen Kerle an den Fäden sind schließlich nur einen halben Meter hoch. Und wenn ihr loses Mundwerk noch so kräftig ertönt, die Zuschauer müssen die Handlung auch optisch verfolgen können. Dafür sind Säle mit einem Fassungsvermögen von über 400 Personen einfach zu groß – leider. Die Pappköpp bleiben den Krefeldern hoffentlich noch viele Jahre erhalten. Gäbe es ein regionales Fernsehprogramm, so gehörte das Ensemble sicherlich mit auf den Spielplan. Die Möglichkeit, die Pappköpp ins Wohnzimmer zu holen „möt Kriewelsche Tüen ut dä Kiekkas“, wäre sicher eine feine Sache. Daß Matthes, Schäng und ihre Freunde auch gute TV-Stars wären, haben sie bei Ihren Auftritten in den WDR-Sendungen bewiesen.



Abb. 8. Ein Höhepunkt in der Ensemble-Geschichte war die Faust-Inszenierung von 1997. Die Premiere fand im Goethe-Theater von Bad Lauchstädt statt.

In Auerbachs Keller zechen hier Nösemes, Matthes, Pitter und Schäng.



Abb. 9. Die Rolle des Mephisto ließ Matthes sich nicht nehmen. Er behauptete, den Teufel besser als Gründgens mimen zu können.

Abb. 10. Dem Stammpublikum der Pappköpp sind die Charaktere an den Fäden bestens bekannt. Hier sitzt Opa Angermanns inmitten seiner Familie: neben ihm die Enkel Drickes und Sting, links deren Vater Schäng und rechts Tante Bertha, Schängs Schwester.

Meilensteine der 25jährigen Ensemble-Geschichte

Neben den obligatorischen Saalveranstaltungen mit jährlich wechselndem Programm gab es im Laufe der Jahre immer wieder Sonderauftritte und Aktivitäten vielfältigster Art.

Herbst 1978 – Gründung des Ensembles

8. Juni 1979 – Erster Auftritt der Pappköpp im Krefelder Jazzkeller

1980 – Auftritte beim Krefelder Flachsmarkt (WZ-Bühne) und im Seidenweberhaus

1981 – Veranstaltung gemeinsam mit dem BvH-Chor im Seidenweberhaus

1982 – Das Ensemble ist zum zweiten Mal auf dem Flachsmarkt aktiv. Dort beginnt Will Cassel damit, die Akteure zu malen.

Die Pappköpp im Fernsehen: TV-Sendung des WDR „Mittwochs in...“ aus dem Seidenweberhaus

1983 – Anlässlich der Feierlichkeiten „300 Jahre Deutsche in Amerika“ reisen die Pappköpp nach Philadelphia, nehmen an der Steuben-Parade teil und treten im Fernsehen auf.

1984 – Im Herbstprogramm wird dem Publikum mit der „Stadtrundfahrt“ auf der Bühne von Haus Blumenthal eine Busrundreise durch Krefeld geboten.

1985 – Auftritt beim Neujahrsempfang des Oberbürgermeisters im Museum Will Cassel stellt die fertiggestellten 10 Pappköpp-Bilder vor, die von den Pappköpp erworben werden.

Das Ensemble ist zum dritten Mal beim Flachsmarkt aktiv, und es erfolgt der zweite TV-Auftritt in der Sendung „Mittwochs in...“.

1986 – Die Akteure Matthes und Schäng werden in der WDR-Rundfunksendung „Guten Morgen aus Düsseldorf“ interviewt.

Im Herbstprogramm „TV satt“ nehmen die Pappköpp die Einrichtung eines Regionalsenders vorweg.

1987 – Im März ist die Stadtprominenz zu Gast bei der Einweihung der neuen Probenbühne auf dem Frankenring.

Zu Pfingsten sind die Pappköpp zum vierten Mal auf der WZ-Bühne beim Flachsmarkt aktiv.



1988 – Auftritt beim Neujahrsempfang des Oberbürgermeisters
Im November Jubiläumsprogramm in Haus Blumenthal „10 Jahre Kriewelsche Pappköpp“

1989 – Im Februar dritter Fernseh-Auftritt bei der WDR-Sendung „Mittwochs um 8“ aus dem Krefelder Schwanenmarkt-Center
Im August nachgeholtes Jubiläums-Sommerfest bei Marcelli

1990 – Zum 90. Geburtstag des Mundart-Schriftstellers Theo Mülders bringen die Pappköpp in St. Tönis ein Programm mit inszenierten „Mülders-Stöckskes“ auf die Bühne.

1991 – Auftritte im Februar bei der Krefelder Sportlerwahl des Jahres und am 31. August beim Start von „Welle Niederrhein“ auf der Rheinischen Landesausstellung. In der Folgezeit bringen die Pappköpp beim Lokalsender im 14tägigen Rhythmus ihre Dönekes über den Äther (bis Juni 1995).



Abb. 11. Besuch auf dem Bauernhof von Peschkes Buor: links das Ehepaar Matthes und Traut Körschkes, daneben die Freunde Küeb und Pitter



Abb. 12. Professor Jupp ist Musikwissenschaftler und Pianist; das Unikum „Krücke“ kommt als ehemaliger Pirat aus dem hohen Norden; Hännes Nösesmes „wirkt en et Stadthuus“ und belehrt dort telefonisch potentielle Touristen über die Vorzüge Krefelds; Seidenfabrikant und Original Cornelius de Greiff berichtet aus dem alten Krefeld.



Abb. 13. Die Garde der authentischen Krefelder: Feuerwehrmann Klaus (Pappkopp Klaus Roupa); Krefelds stadtbekannte Sammlerin Gertrud (Hermes) von der Heilsarmee; Rüdijer (Pappkopp Rüdiger Tiefers); Kellner Paul (Flohr), ehemals bei Herbst Pitt tätig; Will Cassel mit seinem Fahrrad

1992 – Veranstaltungen mit dem Programm „Darf et wat mehr sein?“

1993 – Die Pappköpp zum dritten Mal beim Neujahrsempfang des Oberbürgermeisters (diesmal Willi Wahl)

Mit einem Programm der besten Stücke aus 15 Jahren Pappköpp spielt das Ensemble in der Fabrik Heeder. Zum Abschluß gibt es ein Saalfeuerwerk.

1994 – Wieder lädt der Oberbürgermeister die Pappköpp zum Auftritt bei seinem Neujahrsempfang ins Kaiser Wilhelm Museum ein.

1995 – Zwei Benefiz-Veranstaltungen stehen in diesem Jahr auf dem Programm: ein Auftritt im Mai im Rahmen einer Veranstaltung zum 50jährigen Bestehen der Krefelder Familienhilfe im Seidenweberhaus und eine Sonderveranstaltung „Pappköpp pro KuFa“ im Oktober im neuen Domizil der Kultureinrichtung auf der Dießemer Straße.

1996 – Programm-Produktion des Pappköpp-Musicals „Die Westbahnhof Story“

1997 – Die größte künstlerische Herausforderung in der Ensemble-Geschichte steht an: Die Pappköpp inszenieren – natürlich auf ihre Art – Goethes „Faust“. Auftritte im Goethe-Theater von Bad Lauchstädt bei Halle und in Krefeld

1998 – „Twentig Joeehr Kriewelsche Tüen“ werden mit einem eigenen Festwagen beim Rosenmontagszug gefeiert. Das Jubiläums-Sommerfest findet unter Mitwirkung der Basin Street Jazzmen bei Marcelli statt.

1999 – Die Pappköpp nochmals beim Neujahrsempfang des Oberbürgermeisters und auf der WZ-Bühne beim Flachsmarkt

2000 – Der WDR holt die Pappköpp erneut in eine TV-Sendung. Auftritt im Januar in den Flottmann-Hallen in Herne bei Manfred Endenberger in der Sendung „Mittwochs mit...“ (Karin Clement)

2001 – Die Pappköpp produzieren, wonach viele gefragt haben: eine CD mit „Kriewelsche Ledches“. Partner und Freunde singen mit.

2002 – Das Herbstprogramm heißt diesmal: „Onger os jeseit“.

2003 – Das Jubiläumsjahr beginnt für das Ensemble mit einem Auftritt beim Neujahrsempfang des Oberbürgermeisters in der Fabrik Heeder.

Zum zweiten Mal nehmen die Pappköpp mit einem Festwagen am Rosenmontagszug teil. Im Juli wird gemeinsam mit der Schmackes Brass Band und vielen Krefeldern bei Marcelli ein Sommerfest gefeiert.

Im November begehen die Pappköpp gemeinsam mit geladenen Gästen den Premierenabend ihres Programms zum 25jährigen Jubiläum im Saal Gietz in Fischeln.

Veröffentlichungen

1984 – Buch der Pappköpp-Autoren „Nou bös do draan“ – Neues von Matthes und Schäng

1986 – Produktion der Schallplatte „Kruut on Röve“ (Live-Aufnahme einer Veranstaltung in der Gaststätte Herbst Pitt)

1987 – Buch der Pappköpp-Autoren „Sägg hür ens“ – Neues von Matthes und Schäng

1993 – Produktion der CD „Van leene Pott en dän angere“

1996 – Produktion der CD „Die West Bahnhof Story“

1997 – Produktion der MC „FAUST – der Tragikomödie erster Teil“

1998 – Buch der Pappköpp-Autoren „Kriewelsche Pappköpp – 20 Jahre Marionettenspiel und MundArt“

2001 – Produktion der CD „Kriewelsche – die Extrazooert“ (Kriewelsche Ledches)

Kriewelsch Platt ins Museum?

Die Pappköpp sind mittlerweile in die Jahre gekommen. Unter den heute 13 Ensemble-Mitgliedern befinden sich noch fünf aus der Gründungszeit. Mit viel Glück ist es bisher gelungen, die im Laufe der Jahre ausgetretenen Akteure durch qualifizierte neue Mitglieder zu ersetzen beziehungsweise das Ensemble den Anforderungen entsprechend aufzustocken. Es wird allerdings immer schwieriger, Sprecher zu finden, die noch richtig „Kriewelsch Platt kalle könne“. Ob man es wahrhaben will oder nicht – dies ist ein Generationsproblem. Die Sprachkultur hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Jüngere Leute hören sich zwar immer noch gerne die Mundart der Älteren an, sprechen können sie diese aber nicht mehr. Fast alle, die sich heute mit der Mundart befassen, sind jenseits der Fünfzig. Es gibt da nur wenige Ausnahmen. Wenn Jüngere Platt zu sprechen meinen, dann ist das meist nur eine Pseudo-Mundart. „Die Alde löpt dann mirschdendieels enne kalde Schuur langes dä Röck, wenn se suojet hüere.“

Vereinzelt gibt es Bemühungen, die Mundart auch in die Schulen zu bringen. Hier sind beispielsweise die Aktivitäten von AKKU (Kunst und Kultur im Unterricht) und einigen heimatverbundenen Lehrpersonen zu nennen. Das ist löblich, denn das Kulturgut Heimatsprache darf auch bei den Kindern und Jugendlichen nicht ganz in Vergessenheit geraten. Man wird allerdings nicht verhindern können, daß unser Platt irgendwann nur noch eine „Museumsprache“ sein wird. Auch die Mundarttruppe der Kriewelsche Pappköpp wird es in einigen Jahren nicht mehr geben. Schade, kann man da nur sagen, aber es wird sich nicht ändern lassen. Vielleicht ist es Zeit, an ein kleines Museum zu denken, das die

Erinnerung an das „alte“ Krefeld wachhält. Dort könnte die Mundart über Tonaufnahmen lebendig erhalten werden. Aufnahmen von Mülders, Hermes und anderen gibt es ja. Die Pappköpp haben hierzu natürlich auch einiges aufzuweisen. Dokumentationen über die verschiedenen Mundart-Schreiber und -Gruppen – zum Beispiel den Kreis 23, den Arbeitskreis Mundart im Verein für Heimatkunde – und deren Mundart-Literatur sollten dort zu finden sein. Der Fundus der Pappköpp könnte dort später einmal seine Heimat finden. Die Marionetten und die liebevoll erstellten Kulissen sind es wert, den Krefeldern auch in Zukunft sichtbar erhalten zu bleiben.

In das „Kriewelsche Huus“ gehörten dann auch Modelle der vielen schönen Bauten, die dem Krieg oder auch den Bausünden späterer Jahre zum Opfer gefallen sind. Wasserturm, Markthalle, Krefelder Hof sind hier beispielsweise zu nennen. Auch die Konterfeis der Krefelder Originale von einst und jetzt würden dort sinnvoll plaziert werden können. Die Krefelder Künstlergarde von Rang sollte dort mit Biographien und Werken zu finden sein. Hier seien nur Heinrich Campendonk, Fritz Hühnen und Herbert Zangs genannt. Mit anderen Worten: Alles ureigenst Krefeldische gehörte in dieses Heimatarchiv. Natürlich würde auch der KEV als Deutscher Eishockeymeister 2003 dort zu bewundern sein. Vielleicht läßt sich ja ein städtisches Gebäude „wat nix kost“ als Standort finden. An ehrenamtlichem Engagement von Heimatfreunden zur Realisierung eines solchen Projekts sollte es wohl nicht fehlen.



Abb. 14. In ihren Programmen sind die Pappköpp immer aktuell. So erschien Matthes auf der Bühne im „Goldenen Hirsch“ in Krefeld-Hüls nach dem letzten Halbfinalspiel der Krefeld Pinguine gegen die Berliner Eisbären mit KEV-Schal. Unter dem Beifall des Publikums verkündete er den Sieg und fügte großspurig hinzu: „On nou schnappe w'r os noch die Hirringe ut Kölle on werde Mieester!“ – Wie wahr!



Abb. 15. Das Ensemble der Kriewelsche Pappköpp im Jubiläumsjahr 2003: stehend von links: Josef Schwalbach, Jocky Brey, Norbert Opdenberg, Christel Loos, Fritz Mewes, Christa Bürgers, Peter Wimmers, Karl-Heinz Bosch, Ralf Kochann, Werner Baaken, Rüdiger Tiefers; vorn sitzend: Manfred Coelen und Klaus Roupa

Oedingsch Platt met Häz on Verstangk

von Hans Wilbers

Schon zwölf Jahre schreibt der Uerdinger Hans Wilbers unter dem Pseudonym Plaatmanns Köb ut Oeding seine „Vertellekes“. Er erzählt in den immerhin schon 500 Mundartgeschichten von seinen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen in seiner Umwelt. Auch fehlt nicht dann und wann ein zufällig aufgeschnapptes „Mäuzken“, jedoch in der ihm eigenen Sprache. „Nix för onjood“ und „Et hät sech jett“ sind die Titel seiner zwei Mundartbücher, in denen jeweils 100 seiner „Vertellekes“ stehen.



Ejelsberjer Möschevertell

Enne Staip Mösche sooet för enne Hoop Päedsköttels. „Tschilp, tschilp“ flödde Möschemanes, „de Köttels send och net mehr dat, wat se ens wore!“ Möschelötsch hatt angere Sorje als de läeje Vertell öwer Päedsköttels. „Dat met die Tommies es völl schlemmer! Kiek dech ma bloss dat jroote Scheld vör dat Bösseholt an: „Militärischer Bereich - Der Kommandant! Dat solle de Duuwe mar ens tuakackel! Mödde die dann hei hütt noch Kriech speele?“

„Quaak, Quaak,“ reep de Krüz-Kekkert van de Waterkull. „Dat Jedöns jeht mech och op de Nerve. Dat soll hei doch Naturschutzgebiet sin.“

„Halt Do Dech dodruut“ pippde Möschemimm, en janz alde Möschi! „Do häs Water jenoch, on wenn do de Hals net voll kriss, dann kannsde och en de Matsch römpaddele, dä die Tommies hengerlooete hant! Öwerhaups, wat soll die ganze Quiddellee. Et jöw Schlemmeres! Wat solle dann de seldene Plante hei saage? Die hant et noch völl schwörder als wie wir. Wenn de Buurelömels hei met de Motorräer querfeldbeet karjeere, bliwt do kinne Halm mer stohn.“

Öwer de Drohtsäels on Jogger well ech mech ja nit uutlooete. Föderkes wäede hei männige Kehr so effkes aanjestoeeke, die Höng pinkele on kacke och, wo se wolle, van de Rie-ers well ech ja net kalle, die loete wennistens noch Köttels falle!“

„Dat schlemmsde hässe verjæete,“ reep en alde Ull of wor et enne Doodevoojel, „verjæet net de Ajrarier, fröher saite se Buure doför, die rongkeröm de Sangboocem met Kalk versau. Velleits wöre mer noch ens froh, wenn hei op dä Ejelsberg so av on tuu bloos Kriech jespeld wörd! On wenn dat och de Tommies denge.“

Möschemanes wollde de alde Doodevoojel jraad öwer de Schnäuz fahre, do koem sonne Fliejer met Jetöese ronger! Och dat noch! Weg wore se! So schnell kosse net kieke!

Met twee Häng aanpacke

Julius es enne Mann, dä van sech selws sätt, dat hä twee lenke Häng hai. Mer köss och saage, dat hä verdölld onjescheckd es. Jull baud net, hä lött baue. Laater sätt hä för sin Frau: „Mer mödde ens wat neurenowiere. Ech koop dech Färw on Pinsels on dann kiks mar ens, wie de dat op de Wäng kriss.“ Janz jroßzüjisch hatt hä och d'r Jaad sin Frau jeschent. Bloos eemol en de Wäek kammer Jull met en Schrimp henger de Rasemäher loepe sin. En paar Blömkes, die Liesa jepott hätt, johnt jewess öwer de Wupper. Solde hä doch ens jett aanstrieke, dann kammer de Uhr donoe stelle, wenn dä Pott noch voll met Färw, de Ledder ronger fäld. Mer köss meene: Wat Jul met de Häng opbaue deet, dat schmitt dä met de Fott wier öm.

Mer troeefe Jull em Theater. Van sinne schwatte Theateranzoch hoew sech sinne kleene Fenger an de lenke Hangk fies av, wäejes dat doe enne dicke witte Verbang drömjedreht wor. Alfred frogde „Hässe en de Naas jebohrt?“ „Nä, nä nä,“ sait Jull met en wehleidige Stemm, „ech hann mech met enne dicke Haamel pafisch op dä Tomp jehaue. Ech hann de Engelkes flöete höere. Minne kleene Fenger word nau dicker als wie minne Dumm. „Dä es jewess jebrooeke“, sait min Frau on fuhr mech flöcks nom Doktor. Dä meek en Beldsche dovan, kletschde jett jæele Salw drop on weckelde enne dicke Verbang dröm. Mar Jodd sei Dank, et wor kin Knöckske jebrooeke. Bloos, dat dat ärsch fies weh deet!“ Doe sait Alfred en bettsche von boewe eraw: „Enne Haamel packt mer och emmer met twee Häng aan!“

Säes Wäeke laater troeefe mer Jull wier. Beim Troubadour. Hä wor janz fies am hömpel. „Wat es nau?“ frochde Alfred. „Wat bösse am hömpel?“ „Do bös velleits enne Schlaatefex“, mulde Jull. „Du häss mech doch dä blöede Tip jeeoewe, dat ech minne Haamel emmer met twee Häng anpacke soll. On nau hann ech mech fies op de dicke Onkel jehaue.“

Alles op Krankeschien

Billa hat fiese Ping am lenke Poot of öm jenau te sin, an de Tehn näewe de dicke Onkel. Billa koom net mehr en ehr Lackpömps met die hohe Hacke ren. Se beet all de Täng tesaame, wenn se bloos dodraan dait, des Schuh antetrecke.

Männi, der sinne Mann, sait: „Do motts dech mar net wongere, wenn de Elsterooge kriss! Bee son enge Schuhn bliwt dat net uut. Wä schön sin well, mott lie:e könne!“ Männi duckde sech flöcks on on dä lenke Pömp van Billa flog effkes an sinne Kopp langes.

Twee Wäeke laater wor et dann sowiet. Billa koss bloos noch an de reite Poot enne Pömps verdraare. An dä lenke Poot koss se jraad noch enne Schluff uthalde. Ba, wat koss son Elsteroog pier. On wat van wiese Sprüchskes se sech aanhöere moss. „Do hölpt mar bloos en alde Pätt, wenn de die bee de nächste Vollmond dropsette deest!“ sait Liesa. „Dat Henneog jeht weg, wenn de met näcke Pöet öwer Brennessel löpps.“ mennde Berta. „Nä! Schöll- of Frattekruut es et bäes!“ reep Dora. „Nähm Schwedenbitter!“ deng Pitter roone. „Dree Dag eiterneen deeste mar en Wattebäuschske met teh Droppe van dat schwatte Zeuch op dinne Tehn legge. Jlöew et mech, dat Elsteroog fällt van selwes eruut!“

Nix holp. Em Jejentum. Dat fiese Deng feng an te schwäere. Nau hömpelde Billa no Dr. Pillemann. Dä sait: „Aha, soso, ein Hühnerauge. In dem Stadium hilft nur noch eine Operation. Bevor ich aber schneide, wollen wir das Ding 'mal einweichen.“ Billa sooet jau in dat Käemerke näeweaa on heel ehre wehe Poot en en Schöetel met wärm Waater.

Op dä Stohl donäewe sooet en ald Mütterke onger de Ultraschall. Wenn no fönf Minüdde en Karbolmäuske de Poot van Billa avdrüje deng, schöddelde dat Mütterke met de Kopp: „Do kalle se all van Jesundheitsreform on Kostenpaare. On nau dat: Pöetwäsche op Krankeschien!“

„Krefelder Kammerstücke“

Bart Konings Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld vom 8. September bis 13. November 2002

von Christian Krausch

2002 beteiligte sich das Stadtarchiv Krefeld erneut am GalerienSonntag. Aus diesem Anlaß fiel die Wahl auf den in Krefeld lebenden Künstler Bart Koning, der sich durch seine naturalistische Ölmalerei im Stile alter niederländischer Kunst bereits einen Namen gemacht hat. Kriterium für die Auswahl war, wie auch bei den früheren Ausstellungen, die künstlerische Bezugnahme auf die Stadt Krefeld sowie konkret auf die Inhalte des Stadtarchivs (s. Abb. 1).

Augenzwinkernd nennt sich Bart Koning, geboren 1957 in Amsterdam, selbst einen „jungen holländischen Meister“. Und das ist nicht verkehrt in Anbetracht seines altmeisterlichen Malstils. So finden sich in seinem Atelier neben detaillierten Ansichten aus Krefelds Parkanlagen verschiedene Stilleben mit Zitrone und Zinkteiler, wie auch eine Serie von Bildern, die je zwei aufeinandergestapelte Kieselsteine in feinsten „Trompe-l'oeil-Malerei“ zeigen. Jede dieser Arbeiten will dem Auge aufs intensivste die tatsächliche Präsenz der Dinge vortäuschen, mit der Wirkung, daß man die Objekte berühren möchte oder sich nur noch vorsichtig bewegt, um die vermeintlich wackeligen Steintürme nicht zum Einsturz zu bringen.

Seit seinem Studium an der Rietveld Academie in Amsterdam ist Bart Koning, der seit 1992 in Krefeld lebt, zunehmend fasziniert von der Frage, inwieweit die Thematik des Stillebens sowie der Landschaftsmalerei heute noch von Gültigkeit ist. In einer Zeit, in der das Abbild der Natur durch perfekte technische Simulation im Rahmen der digitalen Fotografie erzeugt werden kann, scheint die Malerei als Bildervermittler drastisch an Stellenwert zu verlieren. Konig indessen beweist mit seinen Gemälden, wo der Reiz des gemalten Bildes liegen kann.

Für die Ausstellung im Stadtarchiv erstellte der Künstler unter dem Titel „Krefelder Kammerstücke“ eine Serie von mittelgroßen Gemälden, die kleine Einblicke in die Privatbereiche von 18 Krefelder Bürgern erlauben. (s. Abb. 2) Nach einem Aufruf in der Presse entstanden die Arbeiten vor Ort, wobei pro Exponat jeweils ein Tag vorgesehen war. Sofern eine Arbeit nicht fertiggestellt werden konnte, wurde sie anschließend im Atelier des

STADTARCHIV KREFELD

BART KONING KREFELDER KAMMERSTÜCKE



Krefelder Kammerstück Nr. 2

8. SEPTEMBER BIS 13. OKTOBER 2002

Eröffnung der Ausstellung im Rahmen des GalerienSonntags 11–17 Uhr

Öffnungszeiten:
Mo–Mi 9.30–12.30, 14–16 Uhr
Do 9.30–12.30, 14–17.30 Uhr
Fr 9.30–12.30 Uhr

Glinweggäß 120/Hinter dem Stadthaus
47903 Krefeld
Tel. 02151-86 27 00
Fax. 02151-86 27 10

Abb. 1. Plakat zur Ausstellung



Abb. 2. Krefelder Kammerstücke; 2002; Ölfarbe auf Leinwand; je 39 x 46 cm; Installationsansicht

Künstlers beendet. Wie Koning später berichtete, verglich er seine Tätigkeit in den verschiedenen Lokalitäten mit der eines Handwerkers, der versucht, innerhalb eines vorgegebenen Zeitrahmens eine Aufgabe zu lösen. Entsprechend wurden zahlreiche erklärende Gespräche mit den Bewohnern ebenso Bestandteil der Arbeit, wie die phasenweise stille Beschäftigung mit dem Motiv. Kunst und Leben, jene im 20. Jahrhundert oftmals beschworene Kombination, fanden auf diese einfache Weise zueinander.

Im Gegensatz zu den üblichen Blickwinkeln des niederländischen „Interieur-Bildes“ beschränkte sich Koning bei der Auswahl seiner Motive auf unspektakuläre Details. Anders als von manchem Bewohner vielleicht erwartet, konzentrierte sich der Künstler auf oftmals unspezifische Teilansichten der Einrichtungen, wie Zimmerpflanzen, Teppichsäume oder Kerzenhalter, die die Lokalität nicht wirklich preisgeben (s. Abb. 3 und 4). Allenfalls lassen sich Vermutungen über den jeweiligen Ort sowie die dort lebenden Menschen erstellen, wobei die im Titel genannte Bezeichnung „Kammerstück“ die private Atmosphäre noch einmal unterstreicht. Abgeleitet vom Wort und im Hinblick auf die gekonnt naturalistische Malweise, entwickelte Koning in der Tat eigenständige „Kammerstücke“, die trotz ihrer Zweidimensionalität beinahe haptische Qualitäten suggerieren. Die einzelnen, rund 40 x 50 cm großen Leinwände lassen sich als faktische Fragmente verschiedener Krefelder Örtlichkeiten verstehen, die in der Bildform festgehalten, konserviert und aufgehoben worden sind und in der Ausstellung im Stadt-

archiv für einen gewissen Zeitraum versammelt werden. Insofern trifft die Bildausstellung den Charakter des Stadtarchivs, an dem Krefelder Materialien verschiedener Provenienz zusammentreffen, gesammelt, geordnet und aufgehoben werden. Das Stadtarchiv erlaubt als „Gedächtnis der Stadt“ anhand einzelner Daten rekonstruierend Einblicke in vergangene Abläufe.



Abb. 3. und 4. Krefelder Kammerstücke; 2002; Ölfarbe auf Leinwand; je 39 x 46 cm

Abb. 5. Schwarz/Weiß-Fotografie zu „Krefelder Kammerstücke“



Koning greift diesen Gedanken auf, indem er dem Betrachter für seine Recherchen noch weitere Informationen zur Verfügung stellt. So nutzt er die Gelegenheit seiner „Arbeitsbesuche“ bei verschiedenen Krefelder Haushalten, um sich selbst bei seiner Tätigkeit als Maler zu fotografieren. 18 kleine Schwarz/Weiß-Fotografien sind auf diese Weise entstanden, die den Künstler in schräger Rückenansicht sitzend vor der Staffelei zeigen, wobei vereinzelt das gerade fixierte Motiv auf dem Foto zu erkennen ist (s. Abb. 5). Darüber hinaus erlauben die Fotografien einen erweiterten Einblick in die Lebensräume der jeweiligen Krefelder Bürger, ohne aber letztlich die Anonymität des Ortes zu brechen. Nur dem Eingeweihten ist anhand des gewählten fotografischen Ausschnitts eine exakte Zuordnung möglich. Die Beschränkung auf die Schwarz/Weiß-Fotografie will dabei einerseits den dokumentarischen Charakter dieser Arbeiten unterstreichen und zugleich eine Konkurrenz zu den farbigen Ölgemälden meiden.

Dokumentarisch angelegt sind auch die drei Serien der sogenannten „Ampelzeichnungen“, die Koning als eigenen Werkkomplex zur Krefelder Ausstellung beisteuerte. Während einer Fahrt durch die Stadt entstanden an den Ampeln entlang dreier Routen 22 je 15 x 21 cm große Skizzen vom Krefelder Stadtbild, die in ihrer Flüchtigkeit die Schnelligkeit ihrer Entstehung deutlich erkennen lassen. Davon abgesehen, daß hier ein statisches Element (die Rot-Phase der Ampel) eine enorm dynamische Arbeit erwirkt, verleiten die Skizzen dazu, die drei Fahrtstrecken des Künstlers durch die Stadt im Stile forschender Archivarbeit zu eruieren. Überdies entfaltet Koning mit den im Kontrast zu den Stilleben zu sehenden Ampelzeichnungen ein großes zeitliches Spektrum, das die vierte Dimension an sich zum Bestandteil der Ausstellung werden läßt.

In ihrer konkreten Anbindung an die Stadt können Konings Werke für das Stadtarchiv mit den hauseigenen Archivalien verglichen werden. Dem Betrachter beziehungsweise Archivbenutzer ermöglichen sie eine Recherchearbeit auf Krefeld bezogener Thematiken. Daß diese Arbeit nicht wirklich wissenschaftlich angelegt ist, spiegelt sich in vielen Details, die den Betrachter bewußt immer wieder zu überraschen wissen. Koning pflegt gezielt einen humorvollen Umgang mit der Malerei, deren Möglichkeiten er bewußt mit Freude auslotet. So ist der Künstler interessiert an dem breitgefächerten thematischen wie auch technischen Spektrum, das diese Disziplin in sich birgt. Koning ist sich der langen Tradition der Malerei bewußt, die sich im Laufe der Zeit beinahe jedes erdenklichen Themas angenommen hat. Gerade aber diese scheinbare Ausweglosigkeit in Hinblick auf eine originäre Kunst veranlaßt den Künstler, sich den Möglichkeiten der naturalistischen Malerei zu widmen. Sie ist ihm Mittel zum Zweck für Bilder,

die „Anregungen von Welt“ in sich tragen, die es aus neuer Sicht zu erleben gilt.

Die oben genannten beinahe greifbaren Qualitäten von Konings Malerei spiegeln sich insbesondere an jener Arbeit, die die Ecke eines vor einer Wand stehenden Küchentisches zeigt (s. Abb. 6). Leicht versetzt hängen an der Wand zwei kleine Gemälde, ein weiblicher Akt sowie ein Apfelstilleben, befestigt an Nägeln, die in ihrer Reihung Platz für weitere Bilder erlauben. Sämtliche Schattenwürfe der Nägel, der Bilder und des Tisches suggerieren hohe Plastizität und Realitätsnähe. Für den Moment vermittelt auch dieses Bild den Eindruck einer faktischen Realitätswiedergabe.

Doch Koning bezieht sich mit dieser Arbeit auf ein eigenes, 2001 entstandenes Bildnis eben jenes Küchentisches, das, wie auch eine frühe Zeichnung eines Stuhles, als eigenständige Arbeit ebenso Bestandteil der Ausstellung im Stadtarchiv war. Im Benutzerraum präsentiert, stellten beide naturalistisch gemalten Bilder eine scheinbare Ergänzung des dortigen Mobiliars dar, wobei ihre Gebrauchsspuren im Kontext mit der zum Inventar gehörenden Uhr gleichsam als „Memento mori“ an den Lauf der Zeit zu erinnern schienen (s. Abb. 7). Indem Koning nun das eigene Gemälde zur Vorlage für ein „Kammerstück“ wählt, übersteigert er die Methode des abbildenden Malens ins Absurde, da das „Kammerstück“ nach dem Bild und nicht nach der tatsächlichen räumlichen Situation entstanden ist. Beleg dafür ist das entsprechende Schwarz/Weiß-Foto, das den Künstler in gewohnter Rückenansicht bei der Arbeit zeigt (s. Abb. 8). Da die beiden kleinen



Abb. 6. Krefelder Kammerstück; 2002; Ölfarbe auf Leinwand; 39 x 46 cm.



Abb. 7. Tisch; 2001; Ölfarbe auf Leinwand; 130 x 160 cm



Abb. 8. Schwarz/Weiß-Fotografie zu „Krefelder Kammerstücke“

ins Kammerstück integrierten Bilder nun weder Bestandteil der Vorlage noch der tatsächlichen räumlichen Situation sind, müssen sie der Komposition als freie Erfindungen hinzugefügt worden sein. In der Tat handelt es sich bei dem „Akt“ und dem „Stilleben“ um eigenständige Bilder, die zur Vervollständigung des Bildes vom Künstlerkollegen Jan Kalff ins Bild gemalt worden sind. Durch die Zusammenarbeit mit Kalff, der bereits im Jahr 2000 mit Rudolf Löhr im Stadtarchiv zum Galerien-

sonntag vertreten war, fordert Koning den Betrachter zum genauen Studium seiner Arbeiten auf, die bei allem scheinbaren Naturalismus letztlich Faksimiles sind und bleiben. Bezogen auf die Aufgaben und Möglichkeiten des Stadtarchivs kann in der Gefahr der Augentäuschung auch ein Verweis auf die Grenzen wissenschaftlicher Arbeit gesehen werden, die letztlich immer auf dem basiert, was an Fakten vorhanden ist. Bart Koning ist kein Mahner, der erhobene Zeigerfinger liegt

ihm fern. Die „Krefelder Kammerstücke“ im Stadtarchiv Krefeld aber belegen, daß das „Abbild von Welt“ trotz größter Nähe immer als Interpretation zu verstehen ist.

Weitere Arbeiten von Jan Kalff, darunter eine Koproduktion mit Bart Koning, waren parallel in der VHS Krefeld zu sehen, die sich 2002 zum dritten Mal am Galerien-sonntag beteiligt hat.

Säuglingsfläschchen aus römerzeitlichen Gräbern aus Krefeld-Gellep

von Margareta Siepen

Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep umfaßt mittlerweile 6 361 Bestattungen der Zeit vom 1. bis zum frühen 8. Jahrhundert. Vielen Verstorbenen waren Beigaben in das Grab niedergelegt worden, die uns heute wichtige Informationen über die damaligen Lebensformen und -sitten geben können, von denen aufgrund ihrer Alltäglichkeit die schriftlichen Quellen keine Nachrichten liefern. Zu diesen auf den ersten Blick unscheinbaren Beigaben gehören kleine Ton- und Glasflaschen mit einer seitlichen Tülle. Naturwissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß sie Milch enthielten und damit als Säuglingsfläschchen für die Ernährung von Kleinkindern dienten. Schon in der Antike war nicht jede Mutter in der Lage oder willens ihr Kind selbst zu stillen. Wohlhabende Familien leisteten sich eine Amme¹⁾. Im Römisch-Germanischen Museum in Köln wird ein Grabstein aufbewahrt, den die Amme Severina für ein frühverstorbenes Kind hat errichten lassen²⁾. Um eine andere Art der Ernährung ranken sich etliche Legenden von großen Helden, wie Romulus und Remus, den Gründern der Stadt Rom. Das Schicksal war den Zwillingen nach ihrer Aussetzung gnädig, da eine Wölfin sich ihrer annahm und sie von ihr genährt wurden³⁾. In diesem Beitrag geht es dagegen um eine eher pragmatische Methode für die Ernährung von Säuglingen mittels kleiner Tüllenfläschchen.

Aus Gelleper Gräbern der Römerzeit stammen acht kleine Ton- und Glasgefäße mit seitlich angebrachten Saugtüllen (je vier aus Ton und Glas). In Grab 4326⁴⁾ (s. Abb. 1) und

5336⁵⁾ (s. Abb. 2) fanden sich je ein kleines kugeliges Töpfchen (7,7 cm hoch) (Gellep Typ 598). Sie bestehen aus einem hellen Ton. Die Oberfläche ist innen und außen am Rand mit



Abb. 1. Tüllenfläschchen und Rohwandtopf aus Gellep, Grab 4326

einem braunen Firnis überzogen. Am Bauch, oberhalb der größten Weite, ist eine kurze Saugtülle angebracht, die leicht schräg nach oben steht. Die beiden anderen Tonbecher stammen aus Grab 894⁶⁾ und Grab 1833⁷⁾ (s. Abb. 3) (Gellep Typ 63). Sie haben einen kugeligen Bauch und darüber einen langen konischen Hals. Die Saugtülle wurde an der weitesten Stelle am Bauch angebracht. Die Becher bestehen aus einem rötlichen Ton und sind innen und außen mit einem schwarzen Firnis überzogen. Der Becher aus Grab 894 (s. Abb. 3) hat eine Verzierung aus sechs aufgemalten weißen Punkten. Die Glasfläschchen mit Tülle haben fast alle einen Henkel. Aus Grab 3761⁸⁾ und 5525⁹⁾ (s. Abb. 4) stammt je ein Fläschchen der gleichen Form (Gellep Typ 712). Sie haben einen kugeligen Körper, einen langen Röhrenhals und einen ausblegenden Trichterrand. Der Henkel ist hochgebogen und schleifenförmig unter dem Rand angesetzt. Die kurze Tülle sitzt kurz oberhalb der weitesten Stelle am kugeligen Bauch. Bei dem Fläschchen aus Grab 5525 ist die Tülle herausgebrochen. Die kleine Tüllenkanne aus Grab 4155¹⁰⁾ (s. Abb. 4) ist ähnlich, hat aber einen kleinen Standring, der Bauch ist breit kugelig, auch der Hals ist breiter und der breite Bandhenkel wurde in einem spitzen Winkel geknickt (Gellep Typ 713). Die Saugtülle sitzt oberhalb der breitesten Stelle am Bauch. Bei den Gefäßen mit Henkel liegt die Tülle nie auf der gegenüberliegenden Seite, sondern immer im rechten Winkel zum Henkel. Aus Grab 4546¹¹⁾ (s. Abb. 5) stammt ein Glasfläschchen ohne Henkel (Gellep Typ 803). Auch dieses hat einen kugeligen Körper mit langem Röhrenhals und ausblegendem Rand. Die Saugtülle ist im unteren Drittel angebracht und heute abgebrochen. Das Fläschchen steht schräg auf seinem Boden.

Die vorgestellten Keramik- und Glasgefäße datieren von der Mitte des 1. bis in die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts. Das älteste Fläschchen stammt aus Grab 4326 (s. Abb. 1). Dieses Grab liegt auf dem Friedhof der Siedlung, die während der Regierung des Tiberius gegründet und im Bataver-Aufstand 69/70 n. Chr. zerstört wurde¹²⁾. Es datiert vermutlich in die Mitte des 1. Jahrhunderts. Das zweite Fläschchen gleicher Form aus Grab 5336 (s. Abb. 2) stammt aus dem Areal, auf dem die ersten Gräber nach dem Bataveraufstand und der Gründung des Auxiliarkastells angelegt wurden. Es datiert in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts. Gut 100 Jahre jünger sind die drei gläsernen Fläschchen mit Henkel (s. Abb. 4), sie datieren an das Ende des 2. bis in die 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts (Gräber 3761, 4155, 5525). Die beiden Becher aus Schwarzfirnisware (s. Abb. 3) stammen aus Gräbern der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts (Gräber 894 und 1833). Das Glasfläschchen aus Grab 4546 (s. Abb. 5) ist das jüngste Exemplar, denn dieses Grab datiert in die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts. Alle Gefäße, sowohl aus Keramik wie aus Glas, gehören zu einer für die jeweilige Zeit typischen Gefäßform, die in der Regel ohne Tülle hergestellt wurde. Bei den kugeligen Bechern handelt es sich um Schrägrandbecher¹³⁾. Die Schwarzfirnisbecher gehören zu einer Ware, die bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts in großen Mengen in Trier hergestellt wurde und ein beliebtes Handelsgut war¹⁴⁾. Auch die gläsernen Fläschchen wurden in der Regel als einfache Kannen und Flaschen ohne Tüllen produziert¹⁵⁾.

Die Funktion der kleinen Gefäße mit Tüllen war durchaus umstritten. Auch wenn die Verwendung als Säuglingstrinkgefäß immer wieder in Erwägung gezogen wurde, so argu-

mentierten doch viele Autoren dagegen. Gerade die Glasgefäße empfand man als unpraktisch und für Kinder gefährlich¹⁶⁾. Tüllengefäße wurden als Gießgefäßchen bezeichnet und man vermutete, daß sie als Lampenfüller dienten¹⁷⁾. Diese Interpretation wurde in der niederländischen Literatur übernommen¹⁸⁾. Ein anderer Verwendungszweck soll der für Kosmetik, speziell für Parfum sein¹⁹⁾. In eine ganz andere Richtung geht die Ansicht, daß die Tüllengefäße für die Barbotine-Verzierung auf Keramik genutzt wurden²⁰⁾. Barbotine-Verzierung bedeutet, daß mittels eines flüssigen Tones eine plastische Verzierung auf bereits getrocknete Tongefäße aufgebracht wurde. Die Verwendung der kleinen Gefäße dafür ist unwahrscheinlich²¹⁾. Weiter findet sich noch die Deutung als Scherzgefäß oder die Verwendung als Rhyton²²⁾. Neben der Funktion als Lampenfüller ist die am weitesten verbreitete Meinung, daß die Tüllengefäße der Ernährung dienten: eben als Säuglingsfläschchen, als Fläschchen zum Entwöhnen des Kindes oder als eine Art Schnabellasse²³⁾. Eine genauere Ansprache der Tüllenfläschchen ermöglicht die Analyse der noch vorhandenen Inhaltsstoffe. Am Institut für Klinische Chemie und Pathobiologie des Klinikums Aachen wurden 26 Ton- und 12 Glasgefäße aus den Beständen des Römisch-Germanischen Museums in Köln und je ein Glasgefäß aus dem Suermondt-Ludwig-Museum in Aachen und aus dem Museum in Nijmegen auf ihren ehemaligen Inhalt hin chemisch untersucht (mittels Gaschromatographie und Massenspektrometrie²⁴⁾). Die Untersuchung erbrachte den Nachweis von verschiedenen gesättigten und ungesättigten Fettsäuren, aus denen sich Milch zusammensetzt. Diese Inhaltsstoffe konnten in den meisten der untersuchten Ton- und Glasgefäße festgestellt werden²⁵⁾. Die chemischen Untersuchungen ergaben hiermit, daß die Tüllengefäße Milch enthielten und somit die Ansprache als Säuglingsfläschchen durchaus zutreffend ist.

Häufig werden die Gefäße mit Saugtüllen als GUTTUS bezeichnet²⁶⁾. Guttii wurden als Weinkanne, als Opfergefäß oder als Kanne beim Händewaschen verwendet. Ihr kennzeichnendes Merkmal ist eine enge Öffnung aus der eine Flüssigkeit nur tropfenweise herausfließen kann. Hilgers hat bei seiner Bearbeitung der lateinischen Gefäßnamen ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Benennung für die kleinen Saugflaschen nicht zutrifft²⁷⁾. Dagegen sind die Begriffe TITINA und UBUPPA als Saugflasche für Kleinkinder überliefert²⁸⁾. Er geht von einer Vielzahl von unterschiedlichen Bezeichnungen für die offenbar weit verbreiteten Saugfläschchen aus, von denen TITINA und UBUPPA die einzigen literarisch überlieferten sind.

Nun stellt sich die Frage, ob Tüllenfläschchen in Kinder- beziehungsweise Säuglingsgräbern gefunden wurden. Aufgrund des kalkarmen Bodens haben sich auf dem Grä-



Abb. 2. Tüllenfläschchen und Rauwandtopf aus Gellep, Grab 5336

berfeld von Gellep nur ausnahmsweise Reste von Skeletten der dort Bestatteten erhalten. Anders verhält es sich mit den Leichenbränden, da diese aufgrund der chemischen Veränderung während des Verbrennungsprozesses einer Auflösung im Boden besser standhalten. Im 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. wurden die Verstorbenen in der Regel verbrannt, so daß eine Untersuchung des Leichenbrandes möglich ist. Bei den späteren zahlreichen Körpergräbern kann fast nur anhand der Größe des Sarges oder der Grab-

grube auf das Alter der Bestatteten geschlossen werden. Je vier der Tüllenfläschchen aus Gellep stammen aus Brand- beziehungsweise Körpergräbern. Bei den Brandgräbern konnten nur zwei Leichenbrände bestimmt werden. In Grab 4326 (s. Abb. 1) wurde ein 2 bis 4 Jahre altes Kind bestattet. Zu Grab 5525 (s. Abb. 6) erbrachte die Untersuchung die Reste von zwei Individuen, die von der Anthropologin²⁹⁾ als „Erwachsenen und 0 bis 2 Monate“ bestimmt wurden. In Gellep fanden sich die Tüllenfläschchen eindeutig in



Abb. 5. Glasflasche mit Tülle aus Gellep, Grab 4546



Abb. 3. Becher mit Tüllen aus Gellep, Gräber 1833 (links) und 894 (rechts), dabei Glasperlen



Abb. 4. Glaskännchen mit Tüllen aus Gellep, Gräber 5525 (links), 4155 (Mitte) und 3761 (rechts)

einem Kleinkindgrab, beziehungsweise im Grab eines „Erwachsenen“, also wohl einer Mutter mit ihrem Neugeborenen. Die vier Körpergräber können, wie schon erwähnt, nur anhand ihrer Größe eventuell einem Kind zugewiesen werden. Die kleinste Grabgrube hat Grab 3761 mit den Maßen 0,80 x 0,25 m. Anhand von Vergleichen mit Grabgruben von sicher bestimmten Gräbern kann dort ein Säugling bis 6 Monate bestattet worden sein³⁰⁾. Die anderen Grabgruben sind gestört (Grab 4536), beziehungsweise größer: 1,50 x 0,50 m bei Grab 1833 und 1,90 x 0,80 m bei Grab 894. Ob dort ein Erwachsener (Wöchnerin?) zusammen mit einem Säugling, vergleichbar Grab 5525, bestattet wurde, kann nur spekuliert werden. In beiden Gräbern befanden sich Perlen, die ein Hinweis auf Frauenbestattungen sind (s. Abb. 3).

Auch auf anderen römischen Gräberfeldern wurden in Einzelfällen Tüllenfläschchen in nachweisbaren Kindergräbern gefunden, so auch in Grab 129 auf dem Friedhof an der Jakobstraße in Köln³¹⁾. Dort fand sich ein gläsernes Fläschchen neben einem stark vergangenen Kinderskelett. Das Grab datiert in die 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts. In der Nekropole von Pauvadou bei Fréjus (Frankreich) wurden in drei Kindergräbern Saugfläschchen gefunden. Ein gläsernes lag im Grab eines neunjährigen Kindes und keramische fanden sich im Grab eines neun Monate alten Kindes und eines Kindes von zweieinhalb Jahren³²⁾. Die Gräber der Nekropole stammen aus dem 1. bis 4. Jahrhundert. Weitere Kindergräber mit Saugfläschchen hat E. Welker zusammengestellt³³⁾. Es handelt sich um ein Kindergrab aus St. Matthias in Trier (Ende 3. und 4. Jahrhundert)³⁴⁾ und um zwei Gräber aus

Vermand (Frankreich) (Anfang 4. Jahrhundert)³⁵. Innerhalb der Gebäude einer villa rustica in Alfter-Oedekoven (Rhein-Sieg-Kreis) wurde ein kleines Urnengrab (Leichenbrand noch nicht bestimmt) gefunden, zu dessen Beigaben auch ein Sauggefäß aus Keramik gehört. Das Grab datiert in das 1. Jahrhundert³⁶.

Bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts war eine hohe Kindersterblichkeit, wie auch der frühe Tod im Kindbett, ein selbstverständliches Schicksal. Nicht anders verhielt es sich in der römischen Gesellschaft³⁷. Von daher wäre eine große Anzahl von Kindergräbern auf den Friedhöfen zu erwarten. Dies ist in Gellep nicht der Fall, und auch auf anderen Friedhöfen ist der Anteil der Kinderbestattungen im Verhältnis zu der prognostizierten Sterblichkeit auffallend gering. Ein Grund für die wenigen Kindergräber kann in dem zarten Knochenmaterial liegen, das sich auch unter günstigen Bedingungen nur schlecht erhalten hat, oder in flachen Grabgruben, die der Erosion zum Opfer fielen. Allerdings kannte die römische Gesellschaft für früh verstorbene Kinder auch besondere Bestattungsregeln. Nach Plinius (Nat. hist. 7,72) wurden Kleinkinder, die noch keine Zähne hatten, nicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt, sondern erdbestattet³⁸. Kinder bis zum Alter von 40 Tagen wurden unter der Dachtraufe beige-setzt³⁹. Für Britannien ergab eine umfassende Untersuchung, daß Gräber von Kleinkindern häufig in Siedlungen zu finden sind⁴⁰. In der Regel handelt es sich um Säuglinge im Alter bis 6 Monate. Innerhalb der Siedlungen fanden sie sich meist im Innern der Häuser. Dieses Phänomen ist vor allem in ländlichen Siedlungen und villae rusticae anzutreffen, dagegen kaum in größeren Siedlungen und Militärlagern. Nach Struck soll es sich um ein Fortleben einer einheimischen Bestattungstradition handeln. Auch in der Schweiz sind Kleinkindgräber in Siedlungen auf ländliche Gebiete beschränkt⁴¹. Die Bestattungen finden sich überwiegend nahe den Wänden, beziehungsweise Mauern. Auch dort erwägt der Autor eine einheimische Wurzel dieser Begräbnisform. Ein Beispiel für diesen Bestattungsbrauch aus dem Rheinland ist das Urnengrab mit einem Saugfläschchen aus Alfter-Oedekoven (siehe oben), das innerhalb einer villa rustica lag.

In Einzelfällen konnten auf römischen Friedhöfen Areale nachgewiesen werden, die für die Bestattungen von Kleinkindern reserviert waren⁴². Die gemeinsame Bestattung von unverbrannten „Kleinstkindern“ und verbrannten älteren Kindern und Erwachsenen auf einem Begräbnisareal konnte in Cambodunum (Kempten im Allgäu) nachgewiesen werden⁴³. Aufgrund der guten Erhaltung der Knochen konnten etliche Kleinkinder im Alter bis 6 Monaten, die unverbrannt beige-setzt waren, bestimmt werden. Sie stammen aus dem 1. Jahrhundert und sind gleichzeitig mit Brandgräbern. Dort wurde die bei Plinius

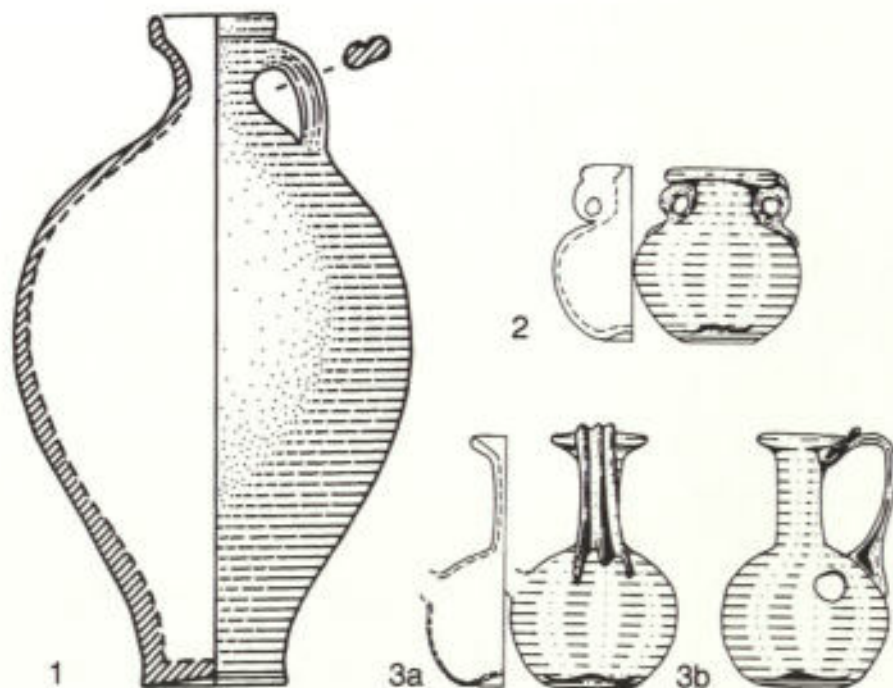


Abb. 6. Beigaben aus Gellep, Grab 5525.

überlieferte Bestattungsform praktiziert, nach der Kinder ohne Zähne (also im Alter bis sechs Monaten) erdbestattet wurden. Ein Einzelbeispiel ist das Grab einer Frau mit einem Säugling aus Heidelberg, Berliner Straße⁴⁴. Es handelt sich um ein reich ausgestattetes Brandgrab, das an das Ende des 1. bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts datiert wird und an dessen Nordseite die unverbrannten Skelettreste eines neugeborenen Kindes lagen. Leider sind derartige Beobachtungen in Gellep nicht möglich, da aufgrund der Bodenchemie fast alle unverbrannten Knochen vergangen sind. Unter den zahlreichen Leichenbränden aus den Brandgräbern konnten nur 55 als Kinder unter 14 Jahren und davon wiederum nur 22 als unter 6 Jahren bestimmt werden. Diese Zahlen stehen in keinem Verhältnis zu der zu erwartenden Kindersterblichkeit. Eine andere Möglichkeit Kindergräber zu erkennen ist, aufgrund der Größe des Sarges beziehungsweise der Grabgrube auf das Alter der Verstorbenen zurückzuschließen. Unter den Gelleper Körpergräbern finden sich etliche, die eine Grube kleiner als 1,50 m besitzen, wo also vermutlich ein Kind bestattet wurde. Diese Gräber müßten einer genaueren Analyse unterzogen werden. Tüllenfläschchen konnten anhand der chemischen Analysen und, da sie als Beigabe in Kindergräbern zu finden sind, als Säuglingsfläschchen, beziehungsweise als Fläschchen zum Entwöhnen von Kleinkindern bestimmt werden. Gefäße mit Tüllen sind keine Erfindung der Römerzeit. Aus Ägypten stammt ein Gefäß mit einer Saugtülle, das in die Zeit um

2500 v. Chr., in die Epoche des Alten Reiches, gehört⁴⁵. Von den Ärzten Klebe und Schadewaldt wurden etliche Gefäße mit Tüllen aus verschiedenen Zeiträumen zusammengetragen, die als Sauggefäß gedient haben sollen⁴⁶. Auffallend sind die Fläschchen aus Griechenland, die mit aufgemalten Kinder-Darstellungen verziert sind. Sie stammen aus der attischen Spätzeit (um 450 v. Chr.)⁴⁷. Die in Gellep aufgefundenen Fläschchen sind typisch für die Römische Kaiserzeit. Aus den fränkischen Gräbern in Gellep sind entsprechende Gefäße mit Tüllen nicht bekannt. Nach Klebe und Schadewaldt sind ab dem 9. Jahrhundert Saughörner für die Kinderernährung nachgewiesen⁴⁸. Es handelt sich um Tierhörner, deren untere Spitze abgeschnitten und mit Leder überzogen war, aus denen man den Kindern die Nahrung einflößte (s. Abb. 7b). Keramische Säuglingsfläschchen gehörten auch zum Repertoire der Töpferei von Langerwehe (um 1600)⁴⁹. (s. Abb. 8.). Des weiteren sind ab dem 16. Jahrhundert Tüllengefäße aus Zinn bekannt (Darstellung auf Altären aus dem St. Annen-Museum in Lübeck [s. Abb. 7 a und c]). Holzsaugflaschen sind ab dem 15. Jahrhundert hergestellt worden⁵⁰. Eine besondere Form der Glassaugflasche wurde im 18. Jahrhundert in Italien entwickelt (s. Abb. 7 d). Im 19. Jahrhundert verdrängte die Glasflasche die Sauggefäße aus anderen Materialien⁵¹. Eine große hygienische Verbesserung war die Einführung des Kautschuksaugers in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts⁵². Zuvor dienten als weiches Material zum Saugen Stoffreste, Le-



Abb. 7. Neuzeitliche Darstellungen von Sauggefäßen

- a) Ausschnitt aus dem Altarschrein der Gertrudenbruderschaft, Anfang 16. Jahrhundert
 b) Ausschnitt aus dem Stich nach Pieter Breughel d. Ä. (um 1520 – 1569) „Die mageren und die fetten Jahre“
 c) Ausschnitt aus dem Mittelschrein des Sippenaltars von B. Dreyer (?); um 1510/15
 d) Ausschnitt aus Filippo Baldini, *Metodo di allattare a mano i bambini*, Neapel 1784

der, Pergament oder gegerbte Tierzitzen. Diese wurden über dem harten Material der Tüllen aus Keramik, Glas oder Zinn zum Saugen befestigt. Fragen zur Hygiene, die sich hier zwangsläufig stellen, können nicht behandelt werden⁵³.

Zum Abschluß wird noch einmal kurz auf die Art der in die Fläschchen gefüllten Nahrung eingegangen. Durch die chemischen Analysen ist Milch als Inhalt nachgewiesen (siehe oben). Es gibt nur eine antike Quelle über die Ernährung von Säuglingen mittels Saugfläschchen. Sie geht auf den Arzt Soranus von Ephesos⁵⁴ zurück, der empfiehlt „quod ei (infanti) bibere dabimus? aliquando aquam aliquando vinum aquatius per vasculum vitreum ad similitudinem papillae formatum et pertusum, quod rustici ubuppam apellant aut titinam“⁵⁵. „Wenn einmal das Kind nach dem

Essen durstig wird, muß man ihm Wasser oder mit Wasser verdünnten leichten Wein mittels künstlicher Brustwarzen geben, aus welchen es wie aus den Brüsten ohne nachteilige Folgen die Flüssigkeit zieht“⁵⁶. Klebe und Schadewald nennen als Ernährung aus dem späten Mittelalter und der Neuzeit „zusammengesetzte Milchrührungen mit ... Mehl, Zucker- und Buttermischungen, ... konzentrierte ... Fleischbrühen, Wasser- und Bier-suppen und schwer verdauliche dicke Breie ... aus Mehl und Wasser, sowie Kleie und Milch“⁵⁷. Die Zusammensetzung läßt gut nachvollziehen, daß die Überlebenschancen für Kinder, die auf diese Art der Ernährung angewiesen waren, nicht groß war. Anders war es wahrscheinlich mit den schon etwas älteren Kindern, bei denen die Tüllenfläschchen zum Entwöhnen eingesetzt wurden (vgl. Abb. 7 a und c).



Abb. 8. Steinzeug-Kännchen mit Tülle aus dem Töpfermuseum in Langerwehe

Anmerkungen

¹⁾ K. Christ, *Die Römer. Eine Einführung in ihre Geschichte und Zivilisation* (München 1979) 105. Er beschreibt nach Tacitus, wie die Mütter, anstatt sich selbst um ihre Kinder zu kümmern, den Ammen (griechischen Sklavinnen) die Ernährung und Erziehung überlassen.

²⁾ H. G. Horn, *Das Leben im römischen Rheinland*, in: [Hrsg.] H. G. Horn, *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 215 f., Abb. 148.

³⁾ H.-P. Mielke, *Milch. Mehr als nur ein Getränk*. Textheft zur Ausstellung des Niederrheinischen Freilichtmuseums, Gebrüderkreis Viersen 3.9. – 30.11. 2000. „Gefellige Ammen“: „Im 19. Jahrhundert halfte dem Fläschchen ein so schlechter Ruf an, daß Ärzte dazu rieten, das Kind direkt an ein Tiereweib anzulegen“.

⁴⁾ R. Pirling, *Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1975 – 1982*. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, B 17 (Stuttgart 1997) 106, Taf. 100,15; Typentafel 4.

- 6) Dies. und M. Siepen, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1983 – 1988. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, B 18 (Stuttgart 2000) 147, Taf. 103,9.
- 9) R. Pirling, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, B 2 (Berlin 1966) 108, Taf. 75,7a,b; Typentafel 4.
- 7) Dies., Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1960 – 1963. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, B 8 (Berlin 1974) 75 f., Taf. 57,2.
- 8) Pirling (Anm. 4) 28, Taf. 3,2a,b; Typentafel 16.
- 9) Dies. und M. Siepen, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1989 – 2000. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, B 19 [im Druck] Taf. 5,3a,b.
- 10) Pirling (Anm. 4) 84 f. Taf., 82, 1a,b; Typentafel 16.
- 11) Pirling/Siepen (Anm. 5) 43., Taf. 2,8; Typentafel 9.
- 12) C. Reichmann, Das alte Gelduba bis zur Bataverschlacht, in: [Hrsg.] R. Feinendegen und H. Vogt, Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Bd. 1 (Krefeld 1998) 116 ff.
- 13) E. Ritterling, Das frühromische Lager bei Hofheim im Taunus. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 40 (Wiesbaden 1913) 256 f. Taf., 32,25A (Typus 25).
- 14) S. Künzl, Die Trierer Spruchbecherkeramik (Trier 1997).
- 15) Karin Goethert-Polaschek, Katalog der römischen Gläser des Rheinischen Landesmuseums Trier. Trierer Grabungen und Forschungen, Bd. 9 (Mainz 1977) 196 f. (Typ 116) und 204 f. (Typ 123).
- 16) C. Isings, Roman glass from dated finds (Groningen/Djakarta) 118 (Form 99).
- 17) Ritterling (Anm. 13) 263 Taf., 33,33B (Typ 33).
- 18) H. Brunsting, Het grafveld onder Hees bij Nijmegen (Amsterdam 1937) 89, Taf. 3,27a,b; P. Stuart, Gewoon aardewerk uit de Romeinse legerplaats en de bijbehorende grafvelden te Nijmegen (Leiden 1962) 34, Taf. 2,55: Tüllenkanne oder Lampenfüßer.
- 19) G. Harter, Römische Gläser des Landesmuseums Mainz (Wiesbaden 1999) 135 f.
- 20) P. Webster, The feeding cup: an unusual samian form, in: Anderson und Anderson [Hrsg.] Roman Pottery Research in Britain and North-West Europe. BAR 123 (1981) 249 – 255.
- 21) R. P. Symonds, Rhenish Wares. Fine dark coloured pottery from Gaul and Germany (Oxford 1992) 55.
- 22) Spezielles Trinkgefäß. Künzl (Anm. 14) 28.
- 23) Symonds (Anm. 21); Harter (Anm. 19) 136; E. Welker, Die römischen Gläser von Nida-Hedderheim. Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte III (Frankfurt 1974) 95 ff.
- 24) A. Hutmahn, H. Grelling, U. Tilmanns, M. Riedel, Inhaltsanalysen römischer Säuglingstrinkgefäße. Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 22, 1989, 365 – 372.
- 25) Ebd., 368, Tabelle 1 und 2.
- 26) Ebd., 365.
- 27) W. Hilgers, Lateinische Gefäßnamen. Bezeichnungen, Funktion und Form römischer Gefäße nach den antiken Schriftquellen (Düsseldorf 1969) 58 f.
- 28) Ebd., 80 ff.
- 29) Die Untersuchungen wurden von Frau Drs. Liesbeth Smits, Amsterdam, durchgeführt.
- 30) M. Mackensen, Das römische Gräberfeld auf der Keckwiese in Kempten. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte A.34 (Kallmünz 1978) 144 (Grabgruben 0,6 – 0,9 m lang).
- 31) U. Friedhoff, Der römische Friedhof an der Jakobstraße zu Köln. Kölner Forschungen, Bd. 3 (Mainz 1991) 135 f., Taf. 24,129; 82, 129.
- 32) C. Gébara und I. Béraud, Rites funéraires et sépultures d'enfants dans les nécropoles de Fréjus, Var (France), in: M. Struck [Hrsg.] Römerzeitliche Gräber als Quellen zu Religion, Bevölkerungsstruktur und Sozialgeschichte (Mainz 1993) 334.
- 33) Welker (Anm. 23) 96.
- 34) H. Cüppers, Grabungen und Funde in der St. Matthias-Basilika. Festschrift St. Matthias Trier (1967) 51 Taf., 50 oben; ders., Kurtrierisches Jahrbuch 13, 1973, 178 ff., Abb. 1.
- 35) Th. Eck, Les deux cimetières gallo-romains de Vermand et St. Quentin (1891) 37, 164, Taf. 4,6 und Taf. 12,7; Friedhoff (Anm. 31) 136; danach ist die Form des Gefäßes aus Vermand Grab 97 nicht genau bestimmt.
- 36) E. Cichy, Archäologische Untersuchungen im Bereich der Erschließungsmaßnahmen für ein SB-Warenhaus der Firma ALDI, Almweg in Ailf-Oedekoven (OV 99/1010) Land-Bericht 16/2000.
- 37) Christ (Anm. 1) 106 f.
- 38) R. Fellmann, Texte zum Grabrecht und Grabbrauch, in: Struck (vgl. Anm. 32) 13; W. Binsfeld, „HOMINEM PRIUS QUAM GENITO DENTE CREMARI MOS GENTIUM NON EST“. Zur Bemerkung von J. H. Schielfring über Plinius Nat. hist. 7,72. Archäologisches Korrespondenzblatt 16, 1986, 455.
- 39) Ebd. Fellmann.
- 40) M. Struck, Kinderbestattungen in romano-britischen Siedlungen – der archäologische Befund, in: Struck (Anm. 32) 313 – 318; dort Säuglingsgräber auf regulären Friedhöfen nie mehr als 10 % der gesamten Gräberzahl.
- 41) L. Berger, Säuglings- und Kinderbestattungen in römischen Siedlungen der Schweiz – ein Vorbericht, in: Struck (Anm. 32) 319–328.
- 42) W. Déonna, Cimetières de bébés. Revue Arch. Est et Centre-Est 6, 1955, 231 – 247; Gébara und Béraud (Anm. 32) 332.
- 43) Mackensen (Anm. 30) 144 ff.
- 44) B. Heukemes, Römische Keramik aus Heidelberg. Materialien zur Römisch-Germanischen Keramik 8 (Bonn 1964) 98 ff., Abb. 6 (Grab 80).
- 45) D. Klebe und H. Schadewaldt, Gefäße zur Kinderernährung im Wandel der Zeit (Frankfurt 1955) 6, Abb. 1; zahlreiche Gefäße der Urnenfelderzeit hat C. Eibner zusammengestellt; C. Eibner, Die urnenfelderzeitlichen Säuggefäße. Ein Beitrag zur morphologischen und ergologischen Umschreibung. Prähistorische Zeitschrift 48, 1973, 144 – 199. Der Verbreitungsschwerpunkt (Beilage 1) liegt im Osteuropa, sie finden sich auch am Mittelrhein, im heutigen Hessen und Rheinland-Pfalz.
- 46) Bei manchen Gefäßen ist diese Funktion unwahrscheinlich, wie ebd. 9, Abb. 5.
- 47) Ebd., 11 f., Abb. 10; 11.
- 48) Ebd., 18 ff., Abb. 23 und 24.
- 49) Ebd., 18, Abb. 21.
- 50) Ebd., 21, Abb. 25.
- 51) Ebd., 36.
- 52) Ebd., 38.
- 53) Daß mangelnde hygienische Zustände eine Ursache für die hohe Kindersterblichkeit waren, ist heute allgemein bekannt.
- 54) Soranus von Ephesos: Arzt in Rom um 100 n. Chr.; Angehöriger der Schule der Methodiker; hat Schriften zur Medizin verfaßt, unter anderem zur Gynäkologie.
- 55) Hilgers (Anm. 27) 289.
- 56) Mielke (Anm. 3).
- 57) Klebe und Schadewaldt (Anm. 45) 29 f.

Tod und Begräbnis – Brauchtum

Teil 3

von Dieter Nellessen

9. Sterbe-, Beerdigungs- und Totengedächtnis-Brauchtum in Krefeld-Uerdingen

9.1 Das Brauchtum unmittelbar nach dem Sterben

„Vom Augenblick des Todes an treten Bräuche in ihr Recht, die ein hundertfach verschiedenes Gesicht tragen, aber in der großen Mehrzahl dem einen beherrschenden Gefühl der Furcht vor dem lebenden Leichnam entspringen. Der Tote muß beschwichtigt und erfreut werden, sein Abschied ist zu beschleunigen, und er muß vor allem vollständig sein⁹⁶⁾. Dem Toten wurden schnellstens die Augen zugeedrückt aus Furcht vor dem bösen Blick, der den Lebenden mit in das Totenreich ziehen könnte. Außer den Augen mußte auch der Mund geschlossen werden. Das geschah vielfach durch ein Tuch, das dem Toten um den Kopf gebunden wurde. Die gleiche Aufgabe verrichteten auch eine Bibel oder das Gesangbuch. Sie wurden unter das Kinn als Stütze gesteckt. Zwei Meinungen veranlaßten diese Handlung:

1. Die Seele, die durch den Mund den Körper verließ, konnte auf dem gleichen Weg wieder in den Körper zurückkehren und so den Toten zum Wiedergänger und Nachbar machen.
2. Der Tote konnte durch den geöffneten Mund Verbindung zu den Lebenden aufnehmen und sie so in sein Totenreich ziehen⁹⁷⁾.

In Uerdingen herrschte der Brauch vor, unmittelbar nach dem Tod das Fenster des Sterbezimmers zu öffnen, damit die Seele zum Himmel aufsteigen konnte. Die Nachbarn rechts und links vom Sterbehaus schlossen ihre Fensterläden und bezeugten so ihr Mitleid und ihre Anteilnahme⁹⁸⁾. Nach dem Ableben stellten die Angehörigen an die Haustür das schwarze Totenbrett. Darauf war ein weißes Kreuz mit einem Totenschädel und zwei gekreuzten Knochen gemalt. Speziell für Uerdingen wird berichtet, daß auf den Totenbrettern manchmal auch eine weiße Sanduhr als weiteres Kennzeichen des Ablebens vorhanden war⁹⁹⁾. Totenkopf und gekreuztes Ge-



Abb. 24. Stilleben mit Totenkopf



Abb. 25. Totenbretter in der Kapelle von Eyll

bein stellten in der Konsequenz das Symbol der Sünde und Bestrafung durch den Tod dar. Zum ständigen Zeichen der Sterblichkeit, der Vergänglichkeit aller Dinge wird der Totenkopf endgültig im 16. bis 18. Jahrhundert (s. Abb. 24). Zu dem Totenkopf gesellten sich ebenfalls in dieser Zeit die gekreuzten Gebeine, die das Gesamtskelett stellvertretend darstellen¹⁰⁰⁾. Folgende Funktionen konnten die Totenbretter in einigen Teilen des deutschsprachigen Raumes erfüllen:

1. „Bestattungsbrett“: Darauf wurde der Tote ins Grab gelegt.
2. „Bah- und Transportbrett“: Auf ihm fanden die Aufbahrung und der Transport zur Begräbnisstätte statt.
3. „Verkündigungs- oder Zeigebrett“: Es wurde als Hinweisschild neben dem Eingang des Sterbehauses aufgestellt. Nach der Überführung wurde das Totenbrett entfernt und entweder zum Sargmacher in Aufbewahrung gegeben oder in einem bestimmten Haus der Wegkapellen-, Straßen- oder Nachbarschaftsgemeinschaften aufgestellt. Manchmal waren auch Heiligenhäuschen der geeignete Aufbewahrungsort oder sogar die Kapellen selbst. Die Eyller Kapelle im Kreis Kleve kann heute noch bemerkenswerte Exponate aufweisen (s. Abb. 25).
4. „Gedenkbrett“: Diese Art von Totenbrett ist vor allem im süddeutschen Raum bekannt. Sie gibt Informationen über den Toten in Wort und Bild¹⁰¹⁾.

In Uerdingen und Krefeld stellte man das Totenbrett als „Verkündigungs- oder Zeigebrett“ vor die Haustür. Nach F. Heckmanns wurde anstelle des Totenbretts manchmal auch ein Flor über den Türknauf oder den Schellenzug gehängt¹⁰²⁾. Der Tote wurde aus dem Bett genommen und auf die Erde gelegt, wobei eine Stroschütte als Abdeckung fungierte, gemäß der Anschauung, daß die Erde den Toten so schneller in sich aufnehmen würde, als wenn er im Sterbebett bis zu seiner Überführung liegen bliebe. Im Lokaldialekt ausgedrückt lag der Tote „op de Schoaf/Schoof“¹⁰³⁾. Die Bezeichnung „Schoaf/Schoof“ stammte aus der Dachdeckersprache und bedeutete ein spezielles Strohband für die Dachabdeckung, offiziell „Schaube“ genannt¹⁰⁴⁾. Der Brauch der Aufbahrung auf

Stroh war als Vorwegnahme der eigentlichen Beerdigung anzusehen. Stroh wurde auch manchmal als eine Art Trauerflor an der Außenseite des Sterbehuses angebracht oder, zu einem Kreuz geflochten, vor die Haustür gelegt. In Uerdingen hatten die Nachbarn den Tod durch Glockenschlag anzuzeigen. Wurde ein dreimaliges Glockengeläut durchgeführt, genannt „3 Stürme“, dann handelte es sich um eine Beerdigung 1. Klasse¹⁰⁵. Zunächst war das Todensagen ausschließlich Aufgabe der Nachbarn. Später übernahm ein sogenannter „Leichenbitter“ diese Aufgabe. Die Verkündigung wurde aufgrund ihres Inhaltes dementsprechend mit „Leichenbittermiene“ vorgetragen. Über den Uerdinger Leichenbitter in seiner sogenannten Amtstracht aus den Jahren 1860 bis 1870 liegt eine genaue Beschreibung vor. „Angetan mit einem doppelkragigen, schwarzen Radmantel, auf dem Kopf einen vorweltlichen Zylinderhut mit Florschleife, erschien er in den Straßen der Stadt. Aber auch schon damals konnte man sichere Spuren des Dreiklassensystems beobachten, denn an der Länge der Florschleife sah man, ob der Tote dritter, zweiter oder erster Klasse beerdigt wurde“¹⁰⁶. Der Leichenbitter lud auch zur Teilnahme an den Beerdigungen und den Exequien ein. Die Totenwache, ein seit Menschengedenken uralter Brauch, sollte eigentlich von den Nachbarn übernommen werden. Sie geschah im Grunde genommen nicht aus Pietätsgründen, sondern entsprach dem Volksglauben, der Tote könne Unheil anrichten. Schon im Mittelalter wurde aber die Totenwache von Jugendlichen übernommen, die die langen Stunden der Nachtwachen (Anmerkung: Drei Tage lag der Tote aufgebahrt) „durch Imbiß und Branntwein, durch Karten- und Pfänderspiel, ... durch derbere Lustigkeit und Liebeshandel“¹⁰⁷ verkürzten. Diese Sitte war der Obrigkeit dann aber doch ein Dorn im Auge. So erließ für den Moerser und Krefelder Bereich der Landesherr Graf Vinzenz eine Polizeiordnung (15. Juni 1460) „für die Bewahrung des Staates zum Heil und zum Nutzen seiner Untertanen“. Sämtliche Vergnügungen hatten danach zu unterbleiben. Man sollte vielmehr „bitten vur die sele des doeden“¹⁰⁸. Verstorbene Kinder, so weiß man aus Uerdingen zu berichten, wurden mit Blumenkränzen geschmückt aufgebahrt, die von den Mädchen in der Nachbarschaft gegen Entgelt angefertigt wurden. Nach E. Feinendegen waren die Kränze ein Zeichen dafür, daß die verstorbenen Kinder nunmehr dem Reich der Engel angehörten¹⁰⁹. Besagte Blumenkränze hatten im mittelalterlichen Uerdingen ihre Vorläufer in Gestalt von zwei silbernen Kronen unterschiedlicher Größe. Sie waren im Hospital St. Michael (später „Et Klöske“) aufbewahrt und konnten gegen eine Gebühr ausgeliehen werden¹¹⁰. Neben der allgemeinen Kleiderverordnung, mit der im Laufe der Jahrhunderte diverse Landesherrn ihre Untertanen disziplinieren wollten, gab es auch Trauerkleider-Verordnungen, an die sich interessanterweise jeder hielt, da diese nicht

der in allen Zeiten schwankenden Mode unterworfen waren. Zudem wollte man nicht „ins Gerede“ kommen. Die innere und äußere soziale Kontrolle funktionierte auf diesem Gebiet in gleichsam totalitärer Weise. Beim Tod eines Ehepartners oder eines Elternteils wurde mindestens ein Jahr und beim Tod eines erwachsenen Kindes sechs Monate schwarz getragen. Die Frauen waren völlig in Schwarz gekleidet, die Männer trugen ein schwarzes Trauerband am Ärmel oder am Revers und eine schwarze Krawatte¹¹¹. Wer vor Ablauf dieser Zeit helle Kleidung trug, mußte, wie gesagt, mit Nachrede rechnen. Diese Sitte wurde bis in die 1940er Jahre im großen und ganzen streng befolgt. Erst durch die Bombardierung Deutschlands gegen Ende des Zweiten Weltkrieges und die Zeit des Aufbaus der Bundesrepublik entstand eine andere Einstellung zum Kleiderbrauch bei Todesfällen. Die Bevölkerung war nämlich mit anderen Sorgen als der Beachtung des Brauchtums beschäftigt. Außerdem fehlte es an der für die den alten Traditionen angemessenen Kleidung.

9.2 Das Brauchtum bei der Beerdigung

In der Regel wurde am Vorabend des Begräbnistages die Totenlade vom Schreiner gebracht und der Tote von ihm eingesargt¹¹². Für den Totenladen-Schreiner galt naturgemäß nicht das Verbot der Sonntagsarbeit. Der Schreiner nahm auch den Toten von der „Schoaf/Schoof“ und legte ihn in die Lade, setzte aber noch nicht den Deckel auf. In der letzten Nacht lag also der Tote in seiner Lade aufgebahrt¹¹³. Kurz vor dem Begräbnistermin am nächsten Tag kam dann der Schreiner



Abb. 26. Kerzentragende Beghinen bei einer Beerdigung

wieder und verschloß die Lade. Vier Nachbarn, mehr waren zum Transport nicht notwendig, trugen den Toten dann zuerst „mit den Füßen hinaus“. Draußen wurde die Lade von einem Priester empfangen und eingeseget. Erst dann versammelten sich die Angehörigen, die bis dahin im Hausflur gewartet hatten, hinter den Ladenträgern und reiheten sich in den Leichenzug ein. Da die drei Tage Karenzzeit unbedingt eingehalten werden mußten, waren Begräbnisse auch am Sonntag gestattet¹¹⁴. Der Leichenwagen durfte auf keinen Fall aus dem Besitz des Verstorbenen sein. Während der Seelenmesse war die Totenlade erhöht vor dem Altarraum aufgestellt. In späteren Zeiten stand dort als Ersatz der Katafalk. Die Totenlade war in Uerdingen mit einem großen Tuch bedeckt, dessen Farbe wechselte. „Bei Verheirateten war es schwarz mit einem weißen Kreuz, während man bei Ledigen ein weißes Tuch mit einem blauen Kreuz benutzte“¹¹⁵. Aus dem Ort Krefeld während der Reformationszeit weiß der Chronist folgenden Brauch zu berichten: In der protestantischen Alten Kirche wurden die Totenladen mit schwarzen Leichentüchern abgedeckt, die in verschiedenen Größen vorhanden waren und dementsprechend unterschiedliche Leihgebühren nach sich zogen, die den Armen zufielen. Vereinzelt hatten die Familien auch eigene Leichentücher, die dann im Anschluß an die Seelenmesse den Armen geschenkt wurden¹¹⁶. Die Katholiken der damaligen Zeit benutzten schwarze Leichentücher, bestickt mit „Memento-mori-Zeichen weißer Totenköpfe und Gebeine“¹¹⁷. Die Leidtragenden beider Konfessionen benutzten während der Seelenmesse schwarze Trauermäntel, die in den hiesigen Armenhäusern zur Vermietung aufbewahrt wurden. Dem Brauchtum um die Totenkerze wurde in Uerdingen besondere Liebe und Sorgfalt gewidmet. Es gibt einen Bericht über den Totenkerzen-Brauch aus den sechziger/siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, der nicht unerwähnt bleiben darf. Zu Füßen der Totenlade während der Seelenmesse war außer der liturgisch vorgeschriebenen Kerze eine speziell hergestellte Totenkerze aufgestellt, für die eine männliche Person, der sogenannte Totenkerzen-Träger, zuständig war. Er hatte die gleiche Kleidung wie der schon beschriebene Leichenbitter zu tragen. Während der Seelenmesse mußte der Totenkerzen-Träger vor der Totenkerze mitten im Gang knien. „Die Kerze, mehrere Meter lang, war bei Unverheirateten aus weißem Wachs, während sie bei Verheirateten aus gelbem Wachs gegossen und mit schwarzen Mullrüschen ausgestattet war. Daran, ob die Bänder an dem unteren zipfeligen Zierrappen hellblau oder grün waren, konnte man bei der Beerdigung sehen, ob es sich um einen Jungling oder eine Jungfrau handelte. Bei Verheirateten war der Geschlechtsunterschied durch goldene oder silberne Bänder angezeigt“¹¹⁸. Die meterlangen Kerzen hatten eine Tradition, wie eine Darstellung eines Leichenzugs aus dem Jahre 1502 zeigt

(s. Abb. 26). Nach der Seelenmesse waltete der Totenkerzen-Träger wieder seines Amtes. Er stellte sich mit seiner Kerze vor dem Leichenwagen auf. Unter dem Geläut der Sterbeglocke bewegte sich der Leichenzug bis zur Ecke der Duisburger Straße, wo an „Heyenfelds-Ecke“ unter zwei hohen Lindenbäumen ein steinernes Wegekreuz stand (Anmerkung: heute Gabelung Niederstraße/Hohenbudberger Straße). Dort kehrte zuerst der Totenkerzen-Träger um und brachte die Kerze zur Kirche zurück, wo sie dann während der nächsten sechs Wochen bis zum Sechswochenamt auf dem Chor der Kirche, links vom Hochaltar, stand und bei jeder feierlichen Messe angezündet wurde. An „Heyenfelds-Ecke“ kehrten bis auf einen Priester alle anderen Geistlichen ebenfalls zur Kirche zurück. Der Küster und der Leichenkondukt zogen dann mit dem Priester weiter bis zum Friedhof¹¹⁹⁾. Der auf die Beerdigung folgende Leichenschmaus, heute Beerdigungskaffee genannt, hatte von Ort zu Ort und je nach Geldbeutel unterschiedliche Qualität. Nach welchen Regeln der Leichenschmaus um 1810 in Krefeld verlief, sollte – sowie der Bericht über den Uerdinger Totenkerzen-Träger – aus lokalhistorischen Gründen ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Carl Schehl, der jüngste Krefelder Soldat in der napoleonischen Rußland-Armee, hat in seinen Erinnerungen „Vom Rhein zur Moskwa“ eine liebevoll-spöttische Szene über den Leichenschmaus aufgezeichnet. Für die Männer waren in einem Wirtshaus Plätze reserviert. Dort wurde dann auf Kosten der Hinterbliebenen soviel Bier getrunken und Kümmelbrezeln verzehrt, wie man vertragen konnte. Außerdem wurde dazu aus langen irdenen Pfeifen Tabak geraucht, wobei der Tabak ebenfalls von den Hinterbliebenen gezahlt wurde. Süffisant erzählt Schehl weiter: „Während sich die Männer mit Gerstensaft labten, waren die Frauen mit ihren Freundinnen in das Sterbehaus zum Kaffee mit Kümmelbrezeln eingeladen, und da entwickelten viele eine solche Virtuosität im Vertilgen dieser Gegenstände, daß es fast unglaublich erscheinen wird, wenn ich berichte, das einzelne es bis zu 15 Tassen Kaffee und 3 großen Kümmelbrezeln brachten ... In jede Tasse kamen zwei Stückchen Kandiszucker von der Größe einer mittelmäßigen Haselnuß, eines in die Ober-, eines in die Untertasse, da auch diese voll Kaffee gegossen wurde. – Manchmal nahm eine Dame verstohlen auch noch wohl ein drittes Stückchen Zucker in den Mund, welche Verschwendung aber zuweilen von den Festgebern mißliebig aufgenommen wurde“¹²⁰⁾. Aus Uerdingen konnte Franz Heckmanns zum Thema Pfeifenrauchen folgendes hinzufügen: Die irdenen Pfeifen durften nach dem Leichenschmaus als Geschenk mit nach Hause genommen werden¹²¹⁾. Angesichts dieser kostspieligen Ausuferungen war der eigentliche Sinn des Leichenschmauses zugedeckt. Was sich nämlich einmal damit verband, „den Toten zu ehren, zu besänftigen, aber auch unter Umständen ihn mit Gewalt

aus der Gemeinschaft der Lebenden zu vertreiben“¹²²⁾, war im Laufe der Jahrhunderte nicht mehr zu erkennen.

9.3 Das Brauchtum der Totengedächtnistage

Die Totengedenktage des dritten, siebten und dreißigsten Tages waren eigenständige Tage der Totenmemorien. Der dritte Tag hatte wohl seinen Ursprung in dem Volksglauben, daß sich die Seele erst am dritten Tag vom Körper trenne. Der siebte Tag hatte volkrechtlichen Charakter, denn in der Zeit vom Todestag bis zum siebten Tag hatte im Mittelalter die Kurmede, der Sterbezins, zu erfolgen oder die Übergabe der Erblehensgüter¹²³⁾. Der dreißigste Tag übertraf aber bei weitem die anderen Tage. Er war nämlich der „Abschlußtag der sippenverpflichtenden Haupttrauerzeit, und als endgültiger Abschied vom Verstorbenen in vermögensrechtlichen Bindungen fand er als Tricenar seinen volkrechtlichen Ausdruck im kirchlich-liturgischen Bereich“¹²⁴⁾. Der Memorientag am dreißigsten Tag war auch der Endtag der pfarrlichen Trauerzeit. Die Verpflichtung zum Gebet für das Seelenheil der Toten war damit offiziell beendet. In Krefeld nannte man den dreißigsten Tag „Mandrisch (= der Monddreißiger)“ oder auch Mondstunde; diese ist identisch mit dem heutigen Sechswochenamt¹²⁵⁾. Der letzte wichtige Totengedenktag war und ist heute noch das Jahrgedächtnis, in der kirchlichen Liturgie Anniversarium genannt. Es findet normalerweise am Todes- oder Begräbnistag des Verstorbenen statt. Hinter diesem Jahrestag verbarg sich der Volksglaube, daß mit diesem Zeitpunkt die körperliche Verwesung endgültig ihren Abschluß gefunden hatte und nur noch die Knochen im Grab vorhanden waren. Von daher konnten zum Beispiel Heiligsprechungen erst nach Ablauf dieser Frist erfolgen. Gegenüber dem Verstorbenen war und ist heute noch das Jahrgedächtnis eine Treueverpflichtung der Lebenden, alles für das Seelenheil der Verstorbenen zu tun, und zugleich ein „Ausdruck der wirtschaftlichen Stellung und Leistungsfähigkeit der Trauersippe“¹²⁶⁾.

10. Jüdisches Totenbrauchtum

10.1 Jüdisches Sterbe- und Beerdigungsbrauchtum

Gerade wegen der Versprengung der Juden über den damals bekannten „Erdbereich“ entwickelte sich eine typisch jüdische Eigenkultur, die ihresgleichen suchen konnte. Die streng jüdische, im Alten Testament verwurzelte Lehre bot die Überlebenschance. Die jüdische Religion konnte über Jahrtausende hinweg deswegen ihre Glaubensbrüder um sich scharen, weil sie ihre durch die Bibel fest-

geschriebene Fundamentierung als Sicherung des sozialen Gefüges anbot. Die Bibeldogmatisierte, positiv gesehene, das Alltagsleben, Riten wurden bewahrt und tradiert, wobei auf die in der „Thora“ verankerten Bibeltexte in religiöser, psychischer und sozialer Besinnung zurückgegriffen werden konnte. Der sogenannte Diasporajude war demnach nicht hilflos seinem Geschick ausgeliefert, sondern hatte seine Wurzeln in seiner „Thora“, die ihm Leben, Trost und Zuversicht spendete, denn er gehörte, trotz aller historischen Widrigkeiten, zu einem durch die Bibel deklarierten auserwählten Volk – ein Status, der ihn im Prinzip unantastbar machte. Diese Einmaligkeit seines Daseins bot auch den Anlaß, diese nicht aufs Spiel zu setzen, sondern sich streng an die Vorschriften zu halten. Dementsprechend wurde auch nichts oder nur wenig, und das nur unter wenigen örtlichen Bedingungen, an den Riten, zum Beispiel bei Geburt, Hochzeit oder Tod, geändert.

Wie die anderen Religionen, so hatte auch das Judentum zum Lebensabschnitt „Tod“ besondere Traditionen entwickelt, die bis in die kleinste Kleinigkeit ihre festgesetzte Struktur nicht verloren. Mochte wohl regional der eine oder andere Aspekt ein wenig anders gestaltet gewesen sein, immer aber war das Wissen um die religiösen Werte der Vergangenheit der Primärfaktor, der wie eine Schweißnaht wirkte. Die Erfahrungen zum Beispiel aus dem ägyptischen Exodus, eingebettet in Überlebensanleitungen beziehungsweise -gebote, wie sie die Zehn Gebote des Sinai nicht deutlicher darstellen können, hatten dem Juden das unerschütterliche Vertrauen bis in die heutige Gegenwart bieten können.

Wenn der Tod gewiß ist, und das gilt in seinem religiösen Bezug eigentlich bis heute, liest man in Gegenwart des Sterbenden die „Schemat“, das heißt, die Abschnitte des „Sch'ma-Gebetes“ (Martyrer- und Sterbegebet), das eine Dokumentation des jüdischen Monotheismus ist. Der Sterbende bekommt jetzt keine Verpflegung mehr. Berührungen mit ihm werden möglichst vermieden, weil man der Meinung ist, daß dadurch der Tod beschleunigt werden könnte. „Die Anwesenden, sowohl die amtlichen Vertreter wie die anderen, stimmen das Gebet „Jigdal“ nach der alten Melodie der Hohen Feiertage, das sind Neujahr und Versöhnungstag, an. Bleibt noch Zeit dafür, wird in gleicher Weise auch das Gebet „Adon Elam“ gesungen („Der Herr der Welt, der König war...“), das mit den unter diesen Umständen sehr treffenden Worten endet: „In seine Hand übergebe ich meinen Geist“¹²⁷⁾. Das „Sch'ma Israel“ („Höre Israel! Gott, unser Herr, ist ein einziger Gott“) bildet den Schluß. Das Wort „echad“, „einzig“, wird möglichst „so lange angehalten, bis mit Ende dieses Wortes auch die Seele ausgehaucht ist“¹²⁸⁾. Ist dann der Tod eingetreten, überprüft einer der Anwesenden mit einer Daunenfeder, die er dem Verstorbenen unter

die Nase hält, ob nicht doch noch Leben in ihm ist. Dann werden die Augen geschlossen, so wie es die Bibel vorschreibt: „... und Joseph soll dir mit seinen Händen die Augen zudrücken“ (1 Mose 46,4); mit einem weißen Leichentuch wird dann das Gesicht bedeckt. Zum Teil reißen jetzt schon die Kinder und die nahen Verwandten ihre Kleidung ein. Überwiegend geschieht diese Handlung aber erst auf dem Friedhof. Bis zu seiner Beerdigung bleibt der Tote auf dem Totenbett nicht allein. Irgendeiner aus der Familie, Verwandtschaft oder Bekanntschaft bewacht ihn. Die Trauernden, die um das Bett des Sterbenden und später des Toten versammelt sind, verbringen ihre Zeit mit dem ernsten Studium der Heiligen Schrift. Ihre Tätigkeit wird nur unterbrochen vom eigentlichen Sterbemoment. Das Studium der Heiligen Schrift endet bei der Beerdigung. Der Leichnam wird gewaschen, auch unter symbolischem Aspekt. Während dieser Handlung geht das Studium der „Thora“ weiter, ebenso werden Psalmen gesprochen. „Zum Schluß findet die ‚Tahara‘, die eigentliche rituelle Reinigung statt. Mit Wasser ... wird der auf dem Rücken ausgestreckte Körper dreimal zu den folgenden Bibelworten begossen: ‚Denn an diesem Tage geschieht eure Entsühnung, daß ihr gereinigt werdet; von allen euren Sünden werdet ihr gereinigt vor dem Herrn‘ (3 Mose 16,30)¹²⁹. Nach dieser Zeremonie wird der Körper getrocknet, und ihm wird das Totenkleid übergezogen, das aus weißem Leinen besteht, dessen Qualität unerheblich ist. Dem Toten wird kein Schmuck angelegt; wertvolle Grabbeigaben entfallen. Die „Tachrichim“, die Totenkleider, haben in früheren Zeiten zum festen Bestandteil der Aussteuer gehört. Die einzelnen Teile der Männer-Totenkleidung sind Mütze oder Haube, Hemd und Hose, Gürtel, Beffchen und Socken gewesen. Die Frauen werden in Kleidern beerdigt; „... alles aus ganz gewöhnlichem Leinen, einfach zugeschnitten und mit der Hand ordentlich, aber nicht besonders fein genäht“¹³⁰. Der Sarg ist eine Kiste aus ungehobeltem Holz. Seine Wände und der Boden sind mit einem großen Tuch verhüllt. Feierlich wird Sand aus dem gelobten Land in den Sarg gestreut und somit der Tote gleichsam in heimatlicher Erde bestattet. Dann wird der Tote in seiner oben beschriebenen Bekleidung hineingelegt und der Sarg verschlossen. Die Totenlade wird mit einem schwarzen Tuch verhüllt. Während der gesamten Zeit hat im Trauerzimmer eine Kerze gebrannt, die sofort nach dem Verlöschen des Lebenslichtes angezündet worden ist. Das Licht soll die Seele symbolisieren, die sich noch im Zimmer aufhält. Wenn der Tote im verschlossenen Sarg liegt, wird das Licht auf dessen Kopfende gestellt. Vor der Überführung des Toten zum Friedhof wird das Licht vom Sarg genommen, zur Seite gestellt und als „Ner Tamid“, „Ewiges Licht“, nicht gelöscht. „Zwölf jüdische Monate lang brennt dieses Licht, wenn möglich an einem festen Platz, wenn es dem Andenken des Vaters oder der Mutter gewidmet ist. Dreißig Tage



Abb. 27. Begräbniszug in Eisenstadt (Österreich); um 1930

brennt es auf jeden Fall, wenn es zur Erinnerung eines Verwandten (Gatte, Kind, Schwester oder Bruder) angezündet wird. Und an jedem Tag des „Jahrzehnt“, Jahrestag des Todes eines teuren Verwandten, wird das „Ner Tamid“, jetzt als „Jahrzeitlicht“, erneut angezündet“¹³¹.

Im Trauerzug werden weder prunkvolle Kutschen noch prächtige Blumengebinde berücksichtigt (s. Abb. 27) ... Schlichtheit ist im jüdischen Sterbgebrauch die Regel. Das Grab wird erst am Tag der Beerdigung ausgehoben, damit nicht der Eindruck entsteht, daß die Erde schon lange darauf gewartet hat, den Toten mit geöffnetem Mund zu verschlingen. Nach jüdischem Brauch soll das Grab nichts anderes sein als ein gerade aufgeschütteltes Bett, das den Schläfer liebevoll aufnimmt. Der Friedhof wird als ein etwas unheimlicher Ort empfunden. Einmal wird er „Hakwarot“, „Haus der Gräber“, genannt, ein anderes Mal jedoch auch „Beth Hajachim“, „Wohnung der Lebenden“. Die letztere Bezeichnung kennen aber nur die Juden, denen die alten hebräischen Ausdrücke geläufig sind. Die bekannteste Bezeichnung, „Getort“, stammt aus der jiddischen Ghettosprache, ist eine Verballhornung von „Gut-Ort“¹³².

Nach S. Ph. de Vries deuten die letzteren Bezeichnungen darauf hin, den Tod weniger gefühlsmäßig, drohend und furchterregend darzustellen. „Es ist ein Euphemismus, wie er in den jüdischen Quellen häufiger anzutreffen ist, der jedoch in keinem Fall als Aberglauben identifiziert werden darf. Es gehört, ganz im Gegenteil, zum guten Ton, Feingefühl und Empfindsamkeit zu pflegen“¹³³. Dinge oder Situationen ganz unverblümt beim Namen zu nennen, ist also nicht die Art des sensibili-

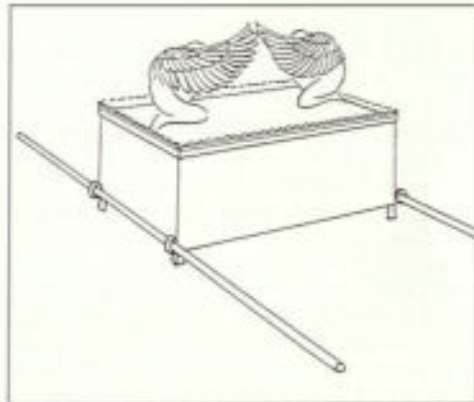


Abb. 28. Heilige Lade – Bundeslade

sierten Juden. Auf dem Friedhof wird der Sarg bis zum Grab auf den Schultern getragen. „Aron“ ist die hebräische Bezeichnung für die Totenlade. Aus der Bibel ist ebenfalls eine Lade bekannt unter dem Namen „Aron Hakodesch“, „Heilige Lade“, in der die steinernen Gesetzestafeln aufbewahrt wurden (s. Abb. 28). Sie mußte, so die Vorschrift, auf den Schultern getragen werden. Diese Aufgabe oblag den Söhnen Kehaths, einem Zweig des Priesterstammes Levi (4 Mose 7,9). Der Brauch, den Toten in seiner Lade auf den Schultern zu tragen, hat also hier seine Wurzeln. Bei der Beerdigung beginnt die eigentliche „Kerija“, das Zerreißen der Kleider. Wie schon erwähnt, haben manche diesen Akt schon im Trauerzimmer vorgenommen. Doch am Grab vollzieht sich die eigentliche Handlung, die die Bibel zum ersten Mal in 1 Mose 37,29 erwähnt: „Als nun Ruben wieder zur Grube kam und Joseph darin nicht

fand, zerriß er seine Kleider“. Einige Zeilen weiter berichtet die Bibel von Josephs Vater, der aus Trauer über seinen (angeblich) getöteten Sohn seine Kleider zerriß und sein härenes Tuch um seine Lenden legte (1 Mose 37,34)¹³⁴). Dieses Zerstören der Kleidung ist letztlich nichts anderes als die emotionale Ablenkung vom eigentlichen Schmerz, in dem man sich als Trauernder mehr antun möchte als verantwortlich ist. „Sind Vater oder Mutter gestorben, nimmt man die ‚Kerija‘ oberhalb des Herzens, etwas links davon, vor, beim Gatten, bei Kindern, Brüdern oder Schwestern an der rechten Seite. Ist ein anderer Verwandter gestorben, wird kein Einriß gemacht“¹³⁵). Der Abschied, die sogenannte Zeremonie der Ergebenheit, setzt unmittelbar nach der „Kerija“ ein. Der Kantor beginnt mit folgenden Worten: „(Gebt unserem Gott allein die Ehre.) Er ist ein Fels. Seine Werke sind vollkommen; denn alles, was er tut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und wahrhaftig ist er“ (5 Mose 32,4). Dann folgen die offiziellen Worte der Trauer und des Abschieds der Gemeinde, der der Verstorbene entrissen wurde. „Gelöst ist die Schnur, gebrochen ist das Band“, sagt der Kantor und dankt und tröstet und wünscht. Er ruft dem Dahingegangenen „Schalom“, „Friede“, zu, das alles Vollkommene und Gute verkörpert auf dem Weg in die Ewigkeit, in die ewige Glückseligkeit. Die Majestät des Todes untersagt in dem einen oder anderen Fall die „Hesped“, die „Grabrede“. Wird sie aber gehalten, beschränkt sie sich nicht nur auf einen Redner; jeder kann zu Wort kommen, der sich dazu berufen fühlt. Doch Vorsicht ist für jeden Redner geboten, den Nekrolog nicht in Lobhudelei zu verwandeln. Der Babylonische Talmud, Berachot 62 a, sagt dazu: „Wie die Toten wegen ihrer Sünden bestraft werden, so auch ungebührliche Trauerredner“. Beim Herabsenken des Sarges in die ausgehobene Erde begleiten den Toten die Worte: „... geh hin, bis das Ende kommt, und ruhe, bis du auferstehst zu deinem Erbteil am Ende der Tage“ (Dan. 12,13). Der Sarg wird nun nach folgendem Ritus bedeckt: Jeder der Anwesenden wirft dreimal mit einer Schaufel Erde aus der Grube auf den Sarg, zuerst die Verwandten, dann die anderen Angehörigen, die Freunde, die Bekannten. Nach jedem dritten Mal wird die Schaufel wieder in die Graberde gesteckt, um so den Eindruck zu vermeiden, man wolle den Toten möglichst rasch unter die Erde bringen. Nach Auffüllung des Grabes wird wieder aus der Bibel zitiert: „Denn der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat“ (Pred. 12,7)¹³⁶). Zum Schluß wird das „Kaddisch-Gebet“ von den Trauernden angestimmt, eine Hymne in Prosaform, ein Loblied auf Gott, den König. „Kaddisch ist ein Gedanke, der beim Verstorbenen wie ein Schutzengel bleibt, um für ihn vor dem himmlischen Gericht zu plädieren“¹³⁷). Nach der Heimkehr ins Trauerhaus finden die Teilnehmer des Trauerzuges kein Gastmahl vor. Nur ein einfaches Gericht wird

vorgesetzt: etwas Brot und gekochte Eier. Wenn der Friedhof weit vom Haus des Verstorbenen entfernt liegt, und das ist vor allem in Krefeld der Fall gewesen, dann wird der erste Bissen mit Brot und Eiern, gleichsam als Wegzehrung, meist in einem Gebäude gegessen, das sich auf dem Friedhofsgelände oder in der Nähe befindet. Die Trauernden setzen sich dabei, wie auch ansonsten im Trauerhaus, auf niedrige Hocker oder sogar auf den Fußboden. Die speziell eingeladenen Gäste dürfen jedoch an einem Tisch Platz nehmen¹³⁸).

10.2 Die jüdische Trauerwoche

Die „Schiwa“, die „Trauerwoche“, wörtlich die „sieben Tage“, beginnt mit dem Tag der Beerdigung. Die „Awelut“, die „Trauerzeit“, hat ihren Anfang erst, wenn der Hügel über dem Grab vollendet ist. Der „Awel“, der „Trauernde“, verläßt seine Wohnung während der sieben Tage nicht. Auch zum Beten geht er nicht in die Synagoge. Die außerfamiliären Trauernden haben die Betroffenen aber nicht vergessen, sondern bringen die Synagoge ins Haus, um mit ihnen zu beten. Man kommt als „Manachem Awel“, als „Tröster der Trauernden (Hinterbliebenen)“, um sie allmählich wieder in die Gemeinschaft zurückzuführen, von der sie sich womöglich aufgrund ihrer Trauer abgekapselt haben. Häufig ist an der Wand des Trauerzimmers der hebräische Trostspruch angebracht: „Gott tröste euch inmitten aller übrigen Trauernden Zions und Jerusalems“. Die Trauer ist für die Dauer des Sabbats aufgehoben. Man setzt sich in dieser Zeit nicht mehr auf Hocker oder auf den Fußboden. Auch die zerrissene Kleidung ist ausgetauscht. Die Synagoge darf besucht werden, aber die Trauernden stehen nicht an ihrem gewöhnlichen Platz; auch werden sie weder zur Vorlesung aufgerufen, noch werden ihre Namen in einem Segenswunsch genannt¹³⁹).

10.3 Das Trauerjahr und die Zeit danach

„Praktisch während des gesamten Trauerjahres sagt man in gemeinsamen Betstunden das „Kaddisch-Gebet“ – von den zwölf Monaten an insgesamt elf davon. Die öffentliche Heiligung des Namen Gottes, die ja der wahre Sinn des „Kaddisch-Gebetes“ ist, ist zugleich ein Zeugnis, das das Kind für Vater und Mutter ablegt. ... Wenn es notwendig ist, wird es ihr Vermittler, ihr Fürsprecher sein“¹⁴⁰). Nach Beendigung des Trauerjahres denkt man jedes Jahr an den Sterbetag von Vater und Mutter, so lange der Sohn lebt. Er hält die „Jahrzeit“ für seine Eltern ein. Äußeres Zeichen des Gedenkens ist dann wieder das „Ner Tamid“, das „Ewige Licht“, das dann den ganzen Tag brennt. „Viele Kinder fasten dann

an dem Tag völlig oder zur Hälfte. Der Sohn sagt das „Kaddisch“, sein ganzes Leben lang, auch wenn er älter als achtzig Jahre wird, die äußerste Grenze, die der Dichter der Psalmen dafür angegeben hat“¹⁴¹) (Ps. 90,10: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, sind's achtzig Jahre“).

11. Die Beerdigungsplätze von Uerdingen und Hohenbudberg

11.1 Der Uerdinger Judenfriedhof von seinen Anfängen bis 1942/1953

11.1.1 Die Anlage des Judenfriedhofes auf freiem Feld

„Zu den allerersten Einrichtungen, die sich eine jüdische Gemeinde zu schaffen sucht, gehört der Friedhof, denn die würdige Bestattung und die dauerhafte Ruhe der Toten zählt seit biblischen Zeiten zu den geradezu selbstverständlich gewordenen Geboten des menschlichen Zusammenlebens“¹⁴²). Nach der alten jüdischen Vorstellung des Chassidismus halten sich die Seelen der Verstorbenen in der Nähe ihres Körpers auf, also auf dem Friedhof¹⁴³). Dieser Platz ist demnach ein heiliger, weil man sich dort den „geistigen Prinzipien dieser Welt – ja, dem eigentlichen Geistwesen Gott – nahe fühlen darf“¹⁴⁴). Die Ruhe eines Toten zu stören, kommt einem Frevel gleich. Damit diese Vorstellung auch verwirklicht werden konnte, pflegten die jüdischen Gemeinden weit vor den Toren der Städte und weit ab von den Verkehrswegen Grundstücke für ihre Friedhöfe zu erwerben, die sehr einsam und versteckt lagen¹⁴⁵). Wieviel dem Juden ein eigener Friedhof beziehungsweise ein eigenes Grab bedeutete, kann man in der „Thora“ nachlesen. Dort ist unter anderem eine Bibelstelle zitiert, wie schon in Kap. 5 „Das Grab in der Kirche“ beschrieben, wie Abraham eine Höhle in Machpela kauft (heute: Hebron), die für sich und seine Frau als Grab dienen sollte – der erste und einzige Grundbesitz im Gelobten Land, das auch seinen Nachfahren verheißen war (s. Abb. 29). Ein weiterer wichtiger Grund für die Abseitslage der jüdischen Friedhöfe war in dem kultischen Reinheitsgebot begründet, das eine „Trennung zwischen den Wohnungen der Lebenden und der Toten fordert“¹⁴⁶). Selbst dem Hohepriester ist der Zugang zum Friedhof untersagt, da dieser, obwohl er den Status einer heiligen Stätte hat, als unreiner Ort gilt. „Deshalb wäscht man sich auch die Hände nach dem Friedhofsbesuch, und Schwangere meiden ihn weiträumig“¹⁴⁷). Ferner mögen auch finanzielle Gründe eine Rolle für den Ankauf eines Friedhofsgeländes weitab von den Siedlungen gespielt haben, denn je weiter entfernt die Grundstücke lagen, desto günstiger konnten sie erworben



Abb. 29.
Abrahams
Begräbnis
in der Höhle
von Machpela

werden. Hinzu kam, daß sie für die damaligen landwirtschaftlichen Verhältnisse einen oft nur geringen bis keinen Wert besaßen, wie zum Beispiel das Grundstück des alten Judenfriedhofs von Krefeld an der „Heid-Eck“ („Heid“ = Heide), heute Heideckstraße. Nach S. Ph. de Vries gehört dem Toten für immer die Erde, über die kein anderer Mensch verfügen darf. Auch das, was dort wächst, „gehört mit zum Grab. Es darf nicht verwendet werden, darf keinen Gewinn bringen. Selbst wenn das dort wachsende Gras regelmäßig gemäht wird, damit das Grab gepflegt aussieht, wird es lediglich zusammengeharkt und irgendwo in einer Ecke des Friedhofs gesammelt. Was dagegen in den Büschen und unter den Bäumen wächst und sich nicht weiterentwickeln kann, darf nach dem Schneiden und Stutzen verkauft werden. Der Ertrag wird für die Wartung des Friedhofs genutzt. Pflanzen, die ihre Säfte aus dem Boden beziehen, dürfen nach einem alten jüdischen Brauch nicht auf Friedhöfen angepflanzt werden“¹⁴⁸). Daß in manchen Gemeinden/Städten die Judenfriedhöfe heute nicht mehr weit außerhalb liegen, sondern Teil eines Siedlungsgebietes sind, hat mit der Expansion der Wohnbezirke zu tun. Der Uerdinger Judenfriedhof hätte heute ebenfalls keine Rand- beziehungsweise Abseitslage mehr; nur hätte er eine Sonderstellung unter den jüdischen Friedhöfen eingenommen, weil er im Industriegelände des Bayer-Werks Uerdingen liegen würde, wenn nicht die Zeitläufte es anders bestimmt hätten.

11.1.2 Historischer Überblick zum Uerdinger Judenfriedhof bis zum Jahre 1940

Unterlagen über den Uerdinger Judenfriedhof sind seit dem „Reichskristallnacht-Pogrom“,

der in Gesamt-Krefeld vom 9. bis zum 12. November 1938 wütete, nicht mehr vorhanden. Am 10. November 1938 wurde die kleine Uerdinger Synagoge (Betraum von rund 110 qm) an der Bruchstraße hinter Haus Nr. 6 gestürmt und geplündert. Das gesamte Inventar wurde auf den alten Marktplatz geschleppt und dort verbrannt. Daß die Uerdinger Synagoge nicht wie das Krefelder oder Linner Bethaus in Brand gesteckt wurde (9. November 1938), hatte mit ihrer Hinterhoflage zwischen den Wohnhäusern der Bruch- und Kronenstraße zu tun, die ebenfalls mit in Flammen aufgegangen wären. Das läßt den Schluß zu, daß die Ortsgruppe der NSDAP Uerdingen nicht unüberlegt gehandelt hatte. „Arier“ sollten nicht zu Schaden kommen. Als der Scheiterhaufen auf dem Marktplatz brannte, wurde auch eine Rede gehalten, in der „zur Vernichtung der jüdischen Brutstätten“ aufgerufen wurde¹⁴⁹). Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Die „Niederrheinische Volkszeitung“ vom 11. November 1938 berichtete darüber, daß nach der Verbrennung des Synagogeninventars auch die wenigen Uerdinger jüdischen Geschäfte und Wohnungen gestürmt und verwüstet wurden¹⁵⁰). Mit Sicherheit wurde auch die Wohnung des jüdischen Kaufmanns und Gemeindevorstehers Karl Levy, Bruchstraße 6, auf dessen Grundstück die Uerdinger Synagoge stand, verwüstet. Die wenigen Akten über die Uerdinger Synagogengemeinde, die Karl Levy in Besitz hatte, sind vermutlich zu jenem Zeitpunkt ebenfalls vernichtet worden. Zentrale für die Uerdinger Juden war Krefeld. Dort waren die wichtigsten Akten gelagert. Das Sekretariat befand sich wie das Archiv in der Petersstraße 99 (Verwaltungsgebäude der Synagoge). In einem zweiten Brand in der Nacht vom 11. auf den 12. November 1938 (vermutlich Brandstiftung) ging der letzte Teil des Verwaltungsgebäudes in Flammen auf, eine Aktion, die ausdrücklich gegen die Inter-

essen der Gestapo ging, weil das gesamte Archivmaterial verbrannte, auf das diese NS-Organisation spekulierte¹⁵¹).

Die Geschichte des Uerdinger Judenfriedhofs beginnt „nachweislich“ im Jahre 1830. Der Begräbnisplatz ist mit diesem Datum im Urkataster eingezeichnet. Mit Sicherheit ist daraus aber zu folgern, daß der Friedhof älteren Datums ist. Er liegt im Norden der Stadt Uerdingen östlich der „Straße nach Moers“ (heute Duisburger Straße) auf einem Feld am östlichen Rand der „Parzelle Mich. Bucken“ (Nutzung: „Holzung“/„wasserfrei“), das circa 600 qm groß ist. Alle anderen Grundstücke östlich der „Straße nach Moers“ haben den gleichen Nutzungshinweis. Es gibt keine gesicherte Zufahrt, es sei denn über einen Trampelpfad, der aber nicht kartographisch verzeichnet ist. Somit liegt die Vermutung nahe, daß der Friedhof nicht für jedermann kenntlich und erreichbar sein sollte.

Der Begräbnisplatz lag etwa 2 km Fußweg vom alten Uerdinger Marktplatz entfernt und entsprach damit der jüdischen Tradition, die Friedhöfe weitab von Siedlungen anzulegen (s. Kap. 11.1.1). Die Tranchot-Karte von 1803/1813 weist das Gelände, in dem der ehemalige Judenfriedhof angelegt wurde, als Geestfeld („Geest-Feld“) aus, das auch unter dem Namen „Kleine Hees“ oder „Hees Busch“ bekannt gewesen ist (ein wasserarmer sandiger Rücken östlich des alten „Königs Busch“, einer alten Hochwasserrinne des Rheins). Damit ist auch ein Beweis angetreten, daß, wie oben angemerkt, ebenfalls finanzielle Gründe dazu geführt hatten, landwirtschaftlich minderwertiges Land zu „angemessenen“ Preisen anzukaufen. Das erste schriftliche Zeugnis der Existenz eines Uerdinger Judenfriedhofs ist in einem Brief des Uerdinger Beigeordneten Herberz an den Krefelder Landrat Freiherrn von Raesfeld vorhanden (Datum: 15. Mai 1843), der über die Juden in Uerdingen Auskunft gibt. Unter anderem schreibt Herberz, daß das Bethaus auch von Friemersheimer Juden benutzt würde (Anmerkung: Gleiches galt für die Belegung des Friedhofs.). Das Vermögen der Uerdinger Synagogengemeinde bestünde „in einem verschuldeten Wohn- und Bethause und dem Beerdigungs-Platze“¹⁵²).

Der Judenfriedhof war schon in seinen Anfängen, mindestens seit 1830, mit einer „Umzäunung“ (mit Sicherheit auch mit einem Tor) abgeschirmt gewesen, auch wenn das Areal auf Dauer nicht seine alte Geometrie behalten hatte und dadurch eine erneute Grundstücks- und Torsicherung vorgenommen werden mußten. Nach Auskunft des Fachbereichs für Vermessungs- und Katasterwesen der Stadt Krefeld wurde im Jahre 1860/61 der Friedhof nach Osten erweitert und erhielt insgesamt die Form eines unregelmäßigen Trapezes. Seitdem gab es auch eine Zufahrt (s. Abb. 30). Die Grundstücksgröße betrug nun exakt 1071 qm. Die

Grenzen hatten sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte nicht mehr verändert, wie ein Bebauungsplan um 1920 und die Topographische Karte 1 : 5000 Hohenbudberg-West vom Jahre 1935 beweisen (s. Abb. 31 und 32). Dafür lag auch keine Notwendigkeit vor, da nach amtlichen Aufzeichnungen im Jahre 1933 Uerdingen 15 295 Einwohner hatte, davon nur 32 Juden (= 0,2 % der Bevölkerung¹⁵⁵). Aus der Topographischen Karte 1 : 5000 des Jahres 1935 geht eindeutig hervor, daß sich der Judenfriedhof in nächster Nachbarschaft zu den I.G. Farben befunden hat. Noch lag er aber am Ostrand auf einer ehemals privaten Parzelle und war nicht von Firmengelände umgeben. Wenn also, um einen der vielen wichtigen Punkte des nächsten Kapitels vorwegzunehmen, in einem Schreiben der Farbenfabriken Bayer, Uerdingen, an das Wiedergutmachungsamt beim Landgericht in Krefeld vom 5. Juni 1953 behauptet wird: „Das Gebiet des ehemaligen Friedhofs in Uerdingen war schon ca. 1930 völlig von Fabrikgelände umgeben“, dann entspricht diese Version nicht der Realität.

Abb. 30. Der Uerdinger Judenfriedhof mit seiner Erweiterung und der Anlage der Zufahrt; Ausschnitt aus der Katasterkarte „Bürgermeisterei Uerdingen/Flurkarte Nro. II „Neue Haus“ – aufgenommen vom 11./10. bis 31./10. 1830 durch Burggraf Senior – Chartirt durch Bresser – Maaßstab 1 : 2500“ (Berichtigungen eingearbeitet 1869 und 1895)



11.1.3 Die Schicksalsjahre 1940 bis 1942 – Verkauf des Judenfriedhofs an die I.G. Farben, Frankfurt am Main, und das Ende der Beerdigungen in Uerdingen

Der Verkauf des jüdischen Friedhofs an die I.G. Farben, Frankfurt am Main, kam nicht von heute auf morgen. Dieser Akt stellte letztlich das Ende einer langen Kette von Repressalien, sprich antijüdischen Verordnungen der NS-Zeit dar, deren inoffiziell-offizieller Anfang die „Reichskristallnacht“ war, die ein neues Stadium der NS-Rassenpolitik einleitete. „Mit ihr begann die systematische ökonomische Ausbeutung und Ausschaltung der Juden aus der Wirtschaft. Hatten sie schon seit April 1938 sämtliches Vermögen über 5 000 Reichsmark anmelden müssen, so wurde ihnen nun eine „Buße“ auferlegt und in Höhe von 1 Milliarde Reichsmark bis 1940 als Vermögensabgabe eingetrieben“¹⁵⁶). Die Zwangsorganisation „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ (unter diesem Titel ab 4. Juli 1939), ehemals „Reichsvertretung der deutschen Juden“, bildete für die NS-Rassenpolitik ein handhabbares Instrument. Sie war direkt der „Reichszentrale für jüdische Auswanderung“ (Gestapo) unterstellt und erhielt von dort ihre Befehle¹⁵⁷). Der Sitz der „Reichsverwaltung“ war in Berlin-Charlottenburg 2, Kantstraße 158. Ihre letzte Aufgabe vor der „amtlichen“ Mitwirkung bei der Deportation der Glaubensbrüder in die Kon-

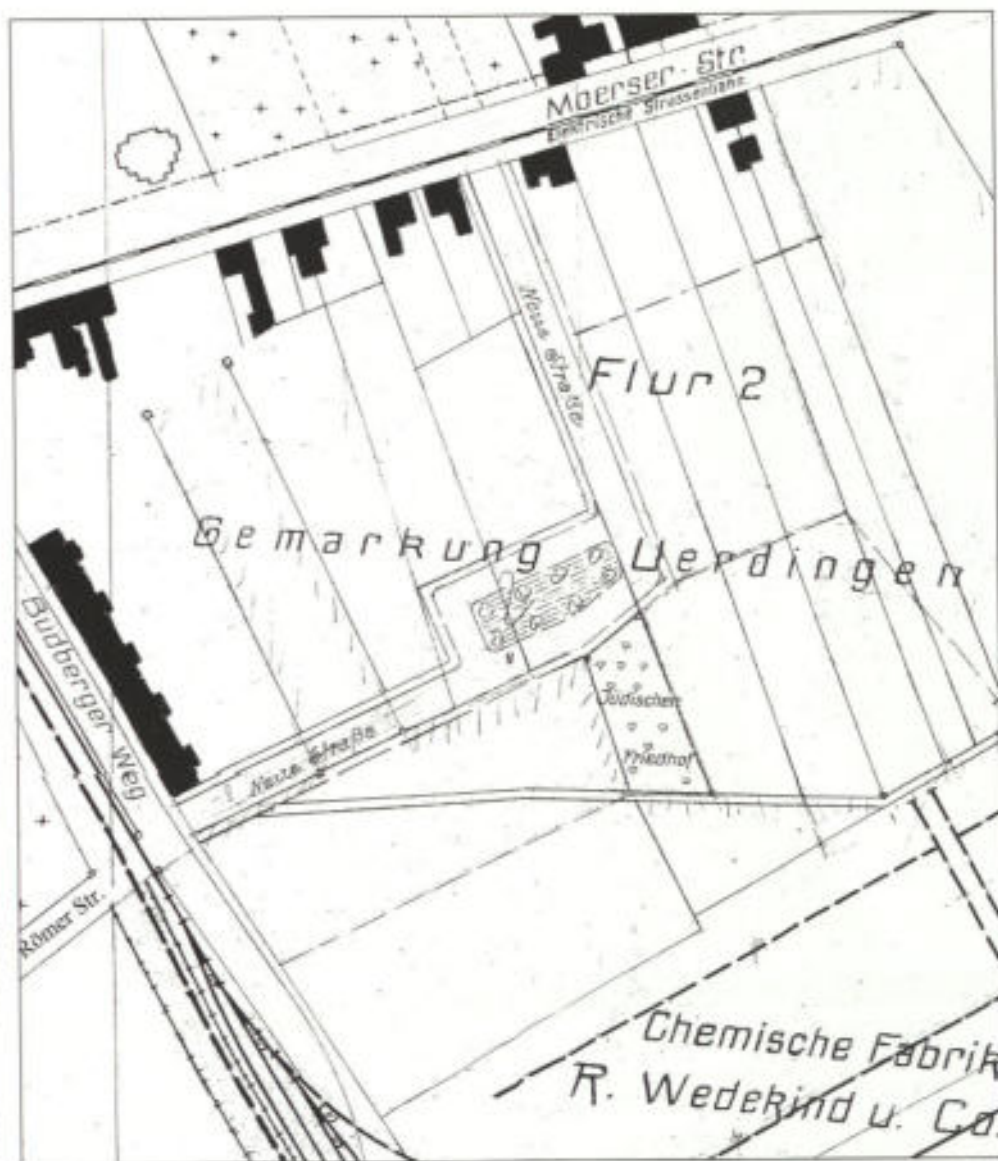


Abb. 31. Lage des Uerdinger Judenfriedhofs um 1920; Kartenausschnitt eines undatierten Bebauungsplans

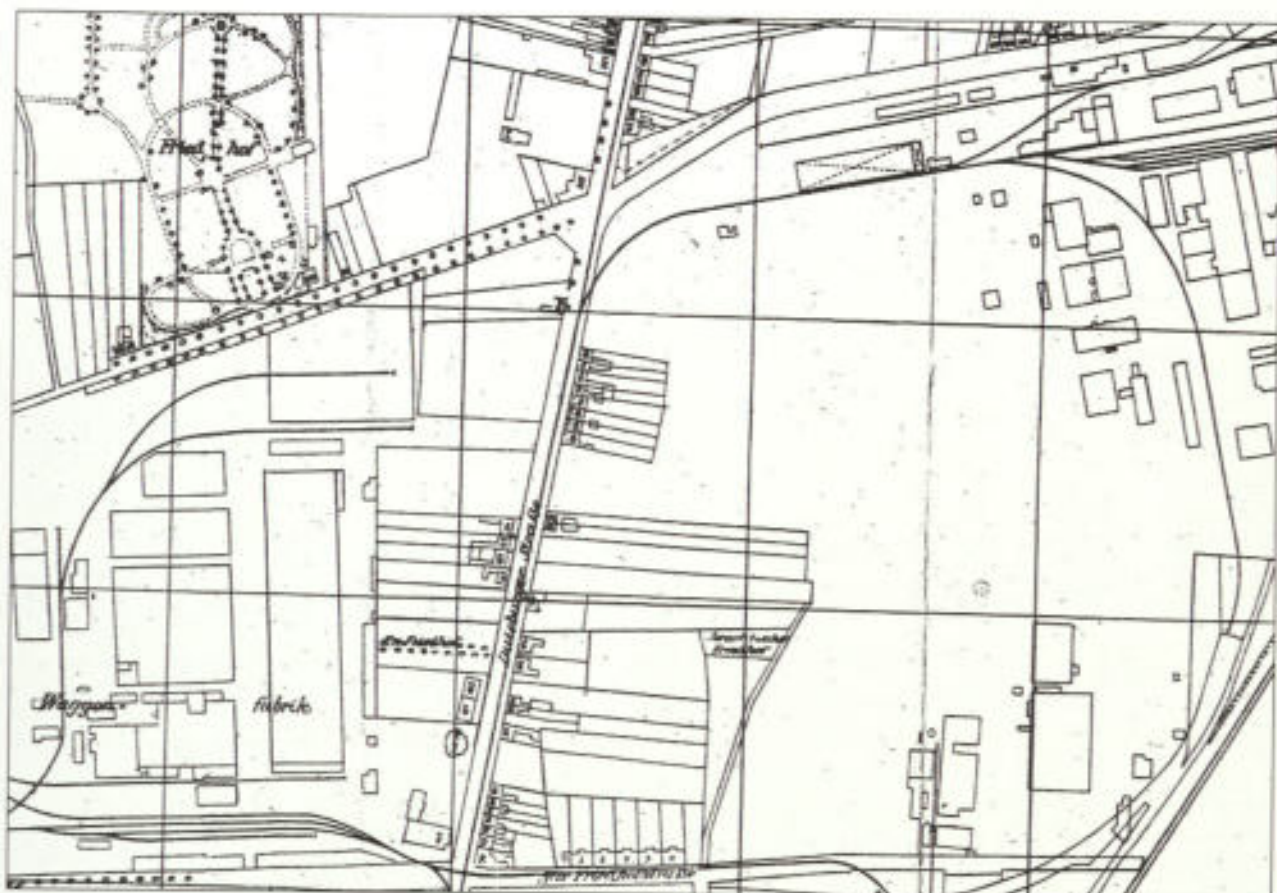


Abb. 32. Lage des Uerdinger Judenfriedhofs im Jahre 1935; Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1 : 5 000 Hohenbudberg (West); 1935

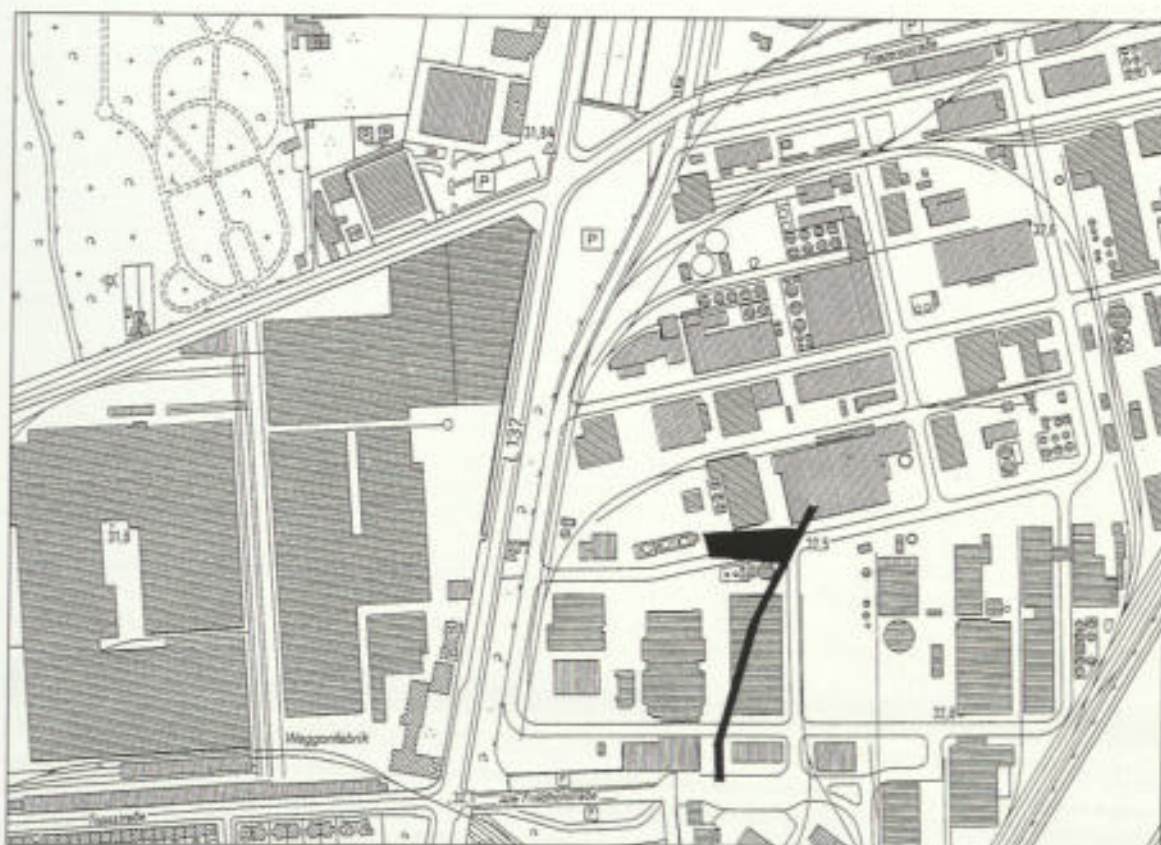


Abb. 33. Lage und Zufahrt des alten Judenfriedhofs im heutigen Bayer-Werk-Gelände; Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1 : 5 000 Krefeld, Uerdingen-Nord von 1995

zentrationen waren ab 1942 die Zwangsverkäufe von Synagogen-, Wohn- und Friedhofsgrundstücken. In Krefeld standen zum Verkauf an das Synagogen-Grundstück Petersstraße 99, das Grundstück des jüdischen Gemeindehauses Bleichpfad 37 und die Judenfriedhöfe an der Heideckstraße und der Alte(n) Gladbacher Straße, in Linn und Hüls nur die Judenfriedhöfe¹⁵⁸.

Der Verkauf des Uerdinger Judenfriedhofs hatte im Gegensatz zu den anderen Krefelder jüdischen Begräbnisstätten eine eigene Geschichte.

In einem Schreiben der Farbenfabriken Bayer, Werk Uerdingen, vom 11. August 1948 an den Oberbürgermeister der Stadt Krefeld wurde anlässlich der „Anmeldung jüdischen Vermögens gem. Allgemeine Verfügung Nr. 10 der Britischen Militärregierung“ mitgeteilt, daß die I.G. Farben bereits 1940 Verhandlungen über den Ankauf des Friedhofs mit der jüdischen Kultusgemeinde aufgenommen hatten¹⁵⁹. Nach einer weiteren Angabe vom 5. Juni 1953 (Schreiben an das Wiedergutmachungsamt beim Landgericht Krefeld) betreffs der Lage des Grundstücks behauptete das Bayer-Werk, wie oben bereits erwähnt, daß der jüdische Friedhof schon etwa 1930 völlig vom Fabrikgelände umgeben war. (s. Schluß des Kap. 11.1.2)¹⁶⁰. Dieser Hinweis sollte wohl auf mehrere Fakten aufmerksam machen. Zum einen wurde damit auf die – angeblich – nicht mehr haltbare Lage des Friedhofs hingewiesen, der einen Fremdkörper im Terrain eines expandierenden Industrieriesen darstellte. Das Interesse der I.G. Farben war damit erklärbar. Zum anderen wurde aber auch in dieser Mitteilung unterschwellig die durch die damalige Lage bedingte angebliche Wertlosigkeit des Geländes zur Sprache gebracht, die den geringen Ankaufspreis im nachhinein dokumentierte. Die oben genannten Verhandlungen hatten tatsächlich stattgefunden, die dann in einem Vertrag vom 8. Dezember 1940 festgehalten wurden. Dreizehn jüdische Mitbürger waren bei der Auflösung ihres Friedhofs mit der Umbettung ihrer Toten auf den Krefelder Judenfriedhof (hier: Alte Gladbacher Straße) einverstanden. Nicht alle lebten in Uerdingen, wie zum Beispiel die Unterschrift des Krefelder Kinderarztes Dr. Isidor Hirschfelder belegt¹⁶¹ (s. Abb. 34). Für den Beobachter interessant ist die Tatsache, daß in der Stadtkarten-Bellage des Krefelder Adreßbuchs 1940 der Uerdinger Judenfriedhof schon nicht mehr vermerkt war, während die anderen Uerdinger Friedhöfe Berücksichtigung fanden. In dem schon erwähnten Schreiben der Farbenfabriken Bayer, Uerdingen, vom 11. August 1948 an den Oberbürgermeister der Stadt Krefeld wurden auch die Nebenabmachungen zur Sprache gebracht, die die I.G. Farben seinerzeit akzeptiert hatten: Ankauf eines nicht zu verwendenden Eisentores (Anmerkung: Friedhofstor) und Ersatz für die Mauer; Umbettung der Leichen auf Firmenkosten. Weiter ist in dem besagten

Wir sind damit einverstanden, dass die auf dem bisherigen jüdischen Friedhof in Uerdingen beerdigten Leichen unserer Angehörigen - ohne Kosten für uns - auf dem Friedhof der Jüdischen Kultusvereinigung Synagogen-Gemeinde Krefeld e.V. in Krefeld umgebettet werden, soweit die Umbettung von der Behörde gestattet wird. Soweit eine Umbettung nicht mehr gestattet werden kann, sind wir mit den Massnahmen einverstanden, die unter den gegenwertigen Verhältnissen von der Jüdischen Kultusvereinigung Synagogen-Gemeinde Krefeld e.V. vorgenommen werden müssen.

Krefeld, den 8. Dezember 1940

Israel Sally Goldschmidt
 Jacob Israelowitz
 Israel Jechu Himmelfarb
 Moritz Jochel Kalfatz
 Herta Sara Dancilts
 Hermann Isid. Hoff
 Paul Israel Hoff
 Elias Sara Kaufmann
 David Israel Dancilts
 Oskar Israel Scharrer
 Frau de Vries
 Hermann David Goldschmidt
 David Lips.

Abb. 34. Zweite Seite des Vertrags vom 8. Dezember 1940 über die Verlegung der Uerdinger jüdischen Toten nach Krefeld

Brief zu lesen: „Die Umbettung der Leichen sowie die Erstellung eines neuen Friedhofs in Krefeld, die ohne finanzielle Inanspruchnahme der Kultusvereinigung von uns vorgenommen wurde, verursachten einen Kostenaufwand von RM 20.000,- ... (Abrechnung des Verkaufs) RM 1.927,80 für 1.071 qm; RM 300,- für ein Eisentor; RM 772,20 als Ersatz für eine Mauer = RM 3.000,-“¹⁶². Zwei Punkte dieses Schreibens machen aufmerksam. Einmal schreibt das Bayer-Werk, Uerdingen, daß die Umbettung der Leichen „von uns“ vorgenommen worden ist. Diese Formulierung ist nicht korrekt. Der Schreiber erweckt den Eindruck, als ob die Farbenfabriken Bayer, hier das Zweigwerk Uerdingen, ein direk-

ter Nachfolger der 1945 durch die Siegermächte durchgeführten Auflösung der I. G. Farben sind. Der Alliierte Kontrollrat hatte nämlich im November 1945 mit dem Gesetz Nr. 9 unter anderem verkündet, daß die für zivile Zwecke unverzichtbaren Anlagen später neu zu gründenden Kleinunternehmen übertragen werden. Am 17. August 1950 verfügte dann der Kontrollrat die endgültige I.G.-Auflösung. 1951 und 1952 wurden schließlich zwölf Nachfolge-Gesellschaften ins Leben gerufen¹⁶³, unter anderem B.A.S.F., Hoechst, und Farbenfabriken Bayer. Der Bayer-Konzern tituliert sich daher nicht als sogenannter Nachfolger, erst recht nicht als Rechtsnachfolger. Um allen Irritationen aus dem Wege zu

gehen, hätte die korrekte Formulierung lauten müssen: „Die bis 1945 bestehenden I.G. Farben, Werk Uerdingen, haben ...“. Aus dem Schreiben geht ferner unzweideutig hervor, daß in Krefeld für die Uerdinger jüdischen Toten ein neuer Friedhof erstellt wurde. Dort müßten dann auch die Grabsteine stehen, denn kein Jude trennt sich von den Grabsteinen seiner Vorfahren. Da der Verfasser dieses Beitrags einige Namen derer besaß, die mit der Umbettung ihrer Familienangehörigen von Uerdingen nach Krefeld einverstanden waren, hatte er persönlich in Krefeld nachgeforscht. Eine Umbettung auf den ersten Krefelder Judenfriedhof an der Heideckstraße (angelegt 1723/267) kam nicht in Frage, weil dieser ab 1931 nicht mehr benutzt wurde¹⁶⁴. Der zweite Judenfriedhof an der Alte(n) Gladbacher Straße, der ab 1900 belegt, 1916 in östlicher Richtung durch Zukauf erweitert wurde und bis heute noch existiert, hätte die einzige Beerdigungsfläche sein können. Der Hinweis der Farbenfabriken Bayer, Uerdingen, im oben genannten Schreiben vom 11. August 1948, die damaligen I.G. Farben hätten seinerzeit ein neues Friedhofsgrundstück für die Uerdinger jüdischen Toten angekauft, führt zu großer Irritation, weil es dafür keinen triftigen Grund gibt, denn der neue Judenfriedhof an der Alte(n) Gladbacher Straße hatte – und hat noch heute – eine ausreichende Fläche, um tote Glaubensbrüder aufnehmen zu können. Also mußten die Uerdinger Toten auf dem besagten zweiten Friedhof beerdigt worden sein. Trotzdem steht die Aussage im Raum, daß seinerzeit ein Ankauf eines neuen Friedhofsgrundstücks getätigt worden sei. Die Überlegung, daß sich die Krefelder Judengemeinde den Platz für die Uerdinger „honorieren“ lassen würde, kann von vornherein nicht nur wegen der politischen Repressalien ausgeschlossen werden. Die Aufnahme der Uerdinger hätten mit Gewißheit ausschließlich ethische Motive gehabt und absolut nicht, erst recht nicht unter finanziellen Gesichtspunkten, diskutiert zu werden brauchen. Trotzdem bleibt das „Trotzdem“ im Raum stehen und weist auf keinen logischen Schluß. Summa summarum: Die Recherchen des Verfassers brachten keine Lösungen. Er fand kein Grab, das auf irgendeinen Uerdinger Juden hätte hinweisen können. Auch die Jüdische Gemeinde in Krefeld konnte dem Verfasser nicht helfen. Es bleibt also nur zu hoffen, daß irgendetwas konkretere Hinweise auftauchen, die Licht in die Dunkelheit des jetzigen Kenntnisstandes bringen können.

Nach diesem Exkurs zurück zur Geschichte des Friedhofs: Dem Antrag der I.G. Farben nach erfolgter Verhandlung mit den entsprechenden jüdischen Verantwortlichen wurde durch den Oberbürgermeister der Stadt Krefeld am 24. März 1941 stattgegeben: „Gesch. Zeichen 30/III – Inhalt: Genehmigung des Regierungspräsidenten in Düsseldorf, Verfügung vom 11.3.41 – M 62,1: 1) „Alle in den letzten 20 Jahren auf dem Friedhof beerdigten Leichen sind umzubetten“. 2) Die I.G. Far-

ben, Werk Uerdingen, müssen sich verpflichten, in den nächsten 20 Jahren auf dem Friedhofsgelände keine Ausschachtungen vornehmen zu lassen. Wenn aber bei irgendwelchen Maßnahmen, wie Schlagen von Bäumen, Rodung oder Niederlegung von Mauern und anderes mehr Leichenreste zutage treten, haben die I.G. Farben die Umbettung auf den Krefelder Friedhof auf eigene Kosten vorzunehmen (gez. Dr. Hürter)¹⁶⁵. (Daß diese Möglichkeit in den nächsten Jahren eingetreten ist, kann eher als unwahrscheinlich bezeichnet werden, zumal es zunächst „nur“ um eine unwesentliche Erweiterung der Firmenfläche von 1071 qm ging. Ob dieses kleine Terrain überhaupt einen gravierenden Wert für die Zukunft der I.G. Farben, Werk Uerdingen, hatte, darf bezweifelt werden.). Am 6. Juni 1941 schreibt die Jüdische Kultusvereinigung/Synagogengemeinde Krefeld e.V. an die I.G. Farben, Werk Uerdingen, daß auch sie mit der Umbettung der Toten nach Krefeld einverstanden ist¹⁶⁶. Der Kaufvertrag (U.R. Nr. 104 für 1942) wird am 16. März 1942 in Uerdingen in der Amtsstube des Notars Hermann Paltzer, Notar für den Oberlandesgerichtsbezirk Düsseldorf mit dem Amtssitz in Uerdingen, abgeschlossen. Erschienen waren als Verantwortliche Herr Julius Israel Kohn, Büroangestellter zu Köln-Dellbrück, Von Quadt-Straße 188, Bevollmächtigter der Reichsvereinigung der Juden, Berlin-Charlottenburg 2, und Herr Bernhard Hoffmann, Abteilungsleiter zu Köln-Holweide, handelnd als Vertreter ohne Vertretungsvollmacht für die I.G. Farbenindustrie AG zu Frankfurt am Main. Das Grundstück wurde für RM 3.000,- verkauft¹⁶⁷ (s. Abb. 35). „Die Überweisung des Betrages erfolgte am 1. 12. 1942; Die Auflassung erfolgte am 16. 3. 1942 und die Eintragung am 5. 10. 1942“¹⁶⁸.

11.1.4 Letzte Hoffnung für die Existenz des Uerdinger Judenfriedhofs? – Die Jahre 1942 bis 1953

Es ist davon auszugehen, daß unmittelbar nach dem Verkauf die Umbettung der jüdischen Toten auf dem Krefelder Friedhof stattfand. Es ist nicht bekannt, ob im gleichen Zuge der Friedhof eingeebnet wurde. Es hat nach damaligen Verhältnissen, wie dargestellt, dafür auch keine betriebsinterne Notwendigkeit vorgelegen. Als Industriefläche ist er auch in der Folgezeit nicht benutzt beziehungsweise bebaut worden, wohl auch bedingt durch den sich abzeichnenden Niedergang des Dritten Reiches (und der damit ausbleibenden Expansion auf der vorhandenen Firmenfläche), zu dessen Industrie-Favoriten auch die I.G. Farben gehörten. Nach der deutschen Kapitulation am 7./8. Mai 1945 übernahmen die vier Siegermächte USA, Großbritannien, Sowjetunion und Frankreich mit der Berliner Erklärung vom 5. Juni 1945 gemeinsam die Regierungsgewalt in Deutsch-

land. Der „Alliierte Kontrollrat“ in Berlin übernahm die Oberaufsicht, hatte jedoch nur legislative Befugnisse und wurde bald durch zunehmende Spannungen innerhalb der Partner lahmgelegt. Von daher amtierten die Militärregierungen in den Besatzungszonen praktisch souverän. In der Britischen Besatzungszone, zu der Krefeld gehörte, wurde, was widerrechtliche NS-Aneignung von Objekten, Grundstücken und anderes mehr betraf, eine Verfügung herausgegeben, die als Sperrvermerk in den jeweiligen Grundbüchern eingetragen wurde. Damit wurden im nachhinein alle Transaktionen, wie Nutzung oder Verkauf, bis zur endgültigen Klärung unterbunden. Für das ehemalige Uerdinger jüdische Friedhofsgelände bedeutete dieser Eintrag in das Grundbuch: Keine Nutzung der Fläche in nächster Zeit durch das Uerdinger Werk. Mit Datum vom 10. November 1953 eröffnete unter dem Aktenzeichen RU T 337/52 die örtliche Wiedergutmachungskammer beim Landgericht Krefeld die Verhandlung in der „Rückerstattungssache Uerdinger Friedhof“. Verhandlungspartner waren die Jewish Trust Corporation for Germany, Ltd., London, mit Sitz in Mülheim an der Ruhr, und die Farbenfabriken Bayer, Leverkusen. Es fand ein Vergleich statt, der in einem Vertrag geregelt wurde. Das Bayer-Werk zahlte eine Abfindung in DM für RM 3.000,-. Die Entsperrung des Grundstücks und die Löschung des Rückerstattungsvermerks sollten sofort nach Zahlung der Abfindungssumme durch die Antragsgegnerin erfolgen¹⁶⁹. Das Grundbuchamt Krefeld teilte dann am 22. Februar 1954 den Farbenfabriken Bayer, Leverkusen, mit, daß die Löschung des Sperrvermerks vollzogen sei¹⁷⁰. Mit diesem Datum hatte der Uerdinger Judenfriedhof offiziell aufgehört zu existieren.

11.1.5 Die Lage des ehemaligen Judenfriedhofs im Gelände des Bayer-Werks Uerdingen

Am 14. Juni 2001 erschien in der Zeitung „Neues Deutschland“, S. 9, ehemals DDR-Organ, ein Artikel unter der Überschrift „Die Grabschänder fühlen sich unschuldig“ (Anmerkung: Gemeint ist das Bayer-Werk Uerdingen!). Dort wurde behauptet: „Die NS Dokumentationsstelle (Anmerkung: Villa Merländer, Friedrich-Ebert-Straße 42, Krefeld) kann nur ungenaue Angaben über die Lage des Grundstücks machen. Das Stadtarchiv, NS-Dokumentationszentrum, ist nicht im Besitz von Stadtplänen aus den 20er oder 30er Jahren. Das Katasteramt hat nach eigenen Angaben ebenfalls keine Unterlagen aus der damaligen Zeit. Alte Flurbücher, so ein Angestellter der Behörde, würden aber nahelegen, daß sich die Ruhestätte ungefähr dort befunden hätte, wo heute das Tor 1 des Bayer-Werkes ist“¹⁷¹). Diese Auskunft aus Krefeld kann der Leser interpretieren, wie er möchte. Faktum ist, daß alle für den Standort des ehema-

120) Schehl, C.: Vom Rhein zur Moskwa, S. 23.
 121) Nach Heckmanns, F.: Alt-Uerdinger Sitte und Brauch, S. 161.
 122) Bell, R.: S. 46.
 123) Nach Grimm, J.: Weistümer, 2. Band, S. 497.
 124) Kyll, N.: S. 144.
 125) Nach Heckmanns, F.: Volkskundliches, S. 426.
 126) Nach und von Kyll, N.: S. 152.
 127) de Vries, S. Ph.: Jüdische Riten und Symbole, S. 267.
 128) de Vries, S. Ph.: S. 268.
 129) de Vries, S. Ph.: S. 293.
 130) de Vries, S. Ph.: S. 292.
 131) de Vries, S. Ph.: S. 298.
 132) de Vries, S. Ph.: S. 301; s. auch Janß, G.: Tod und Begräbnis in den Vorstellungen des Judentums, S. 15; s. auch Brocke, M., & Mirbach, H.: Grenzsteine des Lebens, S. 7; S. Brocke, M.: Jüdische Friedhöfe am Niederrhein, S. 138.
 133) de Vries, S. Ph.: S. 30.
 134) Stichwort: „härenes Tuch“. Der rauhe, sprich „härene“ Mantel aus einem Schaffel oder das rauhe („härene“) Kleid aus Kamelhaaren mit dem Ledergürtel kennzeichnet den (asketischen) Propheten (s. 2 Kö 1,8; Sach 13,4; Mt 3,4). Erklärung zum Terminus „hären“ in Rienecker, F.: Lexikon zur Bibel, „Kleid“, Nr. VI.
 135) de Vries, S. Ph.: S. 303; s. auch Rienecker, F.: „Kleid“, Nr. VII.
 136) Nach de Vries, S. Ph.: S. 305 f.
 137) de Vries, S. Ph.: S. 309.
 138) Nach de Vries, S. Ph.: S. 316.
 139) Nach de Vries, S. Ph.: S. 317 ff.
 140) de Vries, S. Ph.: S. 321.
 141) de Vries, S. Ph.: S. 322.
 142) Brocke, M., & Mirbach, H.: Grenzsteine, S. 7.
 143) Nach Schilling, K.: „Monumenta Judaica“, S. 683; s. auch Janß, G.: Umbettungen auf den jüdischen Friedhof an der Alten Gladbacher Straße, S. 15 (siehe Nr. 132).
 144) Janß, G.: S. 15 (Angabe Nr. 143 und 132).
 145) Nach Janß, G.: S. 15 (Angabe Nr. 143 und 132).
 146) Rodenberg, G.: Ihre Seelen seien eingebunden, S. 62.
 147) Stierle-Schäfer, M.: Wo Gräber für die Ewigkeit sind, Westdeutsche Zeitung vom 23. Mai 2002.
 148) Nach und von de Vries, S. Ph.: S. 325.
 149) Hangebruch, D.: Emigriert – Deportiert, S. 223; s. auch Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Rep. 8, Nr. 44.
 150) Niederrheinische Volkszeitung vom 11. November 1938.
 151) Hangebruch, D.: S. 224; s. auch Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Gestapo-Akte RW 36, Heft 9, und Gestapo-Akte Friedrich Müller.
 152) Stadtarchiv Krefeld, Nr. 3/498; s. auch Peters, L.: Die Predigt zur feierlichen Einweihung..., Nachtrag, S. 47.
 153) Vogt, H.: Beiderseits der Römerstraße, Stichwörter: Budberger Weg, Römerstraße, Moerser Straße.
 154) Schriftliche Auskunft der Liegenschaftsabteilung Bayer-Leverkusen vom 21. Mai 2002.
 155) Akte „Juden“ im Uerdinger Heimatbund, 57.10/11; Beitrag von R. Goebel: Juden in Uerdingen; Anmerkung von Paul Keller vom 25. Februar 1988.
 156) Broszat, M., & Frei, N.: Das Dritte Reich im Überblick, S. 130.
 157) „Ab Oktober 1941 wird die Reichsvereinigung, die seit 1933 Emigrationswillige unterstützt, von der Gestapo zur Durchführung der Deportationen mißbraucht. Auf Befehl Himmlers wird sie im Juni 1943 aufgelöst; ihr Vermögen wird eingezogen.“ in: Broszat, M., & Frei, N.: Das Dritte Reich im Überblick, S. 220/221.

158) – Synagogengrundstück Krefeld, Petersstraße 99; Grundbuch von Band 268, Blatt 11948, Krefeld, ffd. Nr. 3 – vorgesehener Kaufpreis RM 17 100,-; Kaufprektant: Stadt Krefeld;
 – Gemeindehausgrundstück Krefeld, Bleichpfad 37, ffd. Nr. 17 – verkauft an Fa. Schaefer und te Neues, Krefeld – Kaufpreis RM 7 300,-;
 – Friedhöfe in Krefeld, ffd. Nm. 1, 11, 12 und 15 – Interessent: Stadt Krefeld – vorgesehener Kaufpreis RM 34 200,-;
 – Friedhof in Hüls; Grundbuch Hüls, Band 45, Blatt 1980 – verkauft an Ortsgemeinde Hüls am 17. Mai 1943 – Kaufpreis RM 400,-; aus: Dreßen, W.: Betrifft: Aktion 3, S. 91.
 159) Schreiben der Farbenfabriken Bayer vom 11. August 1948.
 160) Schreiben der Farbenfabriken Bayer, Uerdingen, an das Wiedergutmachungsamt vom 5. Juni 1953.
 161) Vertrag zwischen I.G. Farben, Werk Uerdingen, und jüdischen (Uerdinger) Bürgern vom 8. Dezember 1940 – Zweite Seite des Vertrags.
 162) Angaben: s. Nr. 159.
 163) „Bayer magazin“, Werksausgabe 3/1988, S. 65.
 164) Brocke, M., & Mirbach, H.: Grenzsteine, S. 89.
 165) Schreiben des Oberbürgermeisters von Krefeld an die I.G. Farben Krefeld vom 24. Juni 1941.
 166) Schreiben der Jüdischen Kultusvereinigungen an die I.G. Farben Krefeld vom 6. Juni 1941.
 167) Dreßen, W.: Betrifft: Aktion 3 – Vollständige Wiedergabe des Kaufvertrags in Kopie vom Original, S. 84 – 85.
 168) Angaben: S. Nr. 159.
 169) Verhandlungen und Vertrag in der Rückstellungssache vom 10. November 1953.
 170) Mitteilung des Amtsgerichts (Grundbuchamt) Krefeld vom 22. Februar 1954.
 171) „Neues Deutschland“ vom 14. Juni 2001.
 172) Angaben: s. Nr. 171.

Quellen

Bayer-Leverkusen, Liegenschaftsabteilung: Akte Judenfriedhof/Uerdingen.
 Bell, R.: Tod und Begräbnis – Deutsches Volkstum der Gegenwart, Berlin 1933.
 Berger, P.: Religiöses Brauchtum im Umkreis der Sterbepurgie in Deutschland, in: Forschungen zur Volkskunde [Hrsg. von Kötting, B., & Schröer, A.], Heft 41, Münster 1966.
 Brocke, M., Jüdische Friedhöfe am Niederrhein, in: Geuenich, D. [Hrsg.]: Der Kulturraum Niederrhein im 19. und 20. Jahrhundert, Band 2, Bottrop, Essen 1997.
 Brocke, M., & Mirbach, H.: Grenzsteine des Lebens. Auf jüdischen Friedhöfen am Niederrhein [Reihe: „Niederrhein erleben“], Duisburg 1988.
 Broszat, M., & Frei, N. [Hrsg.]: Das Dritte Reich im Überblick, 6. Aufl., München 1999.
 Brües, E.: Krefeld 2 (= Die Denkmäler des Rheinlandes, Band 13), Düsseldorf 1967.
 Cox, H. L.: Die Bezeichnungen des Sarges im Kontinental-Westgermanischen – Eine wortgeographisch-volkskundliche Untersuchung; Atlas der deutschen Volkskunde, N. F., Heft 2, Marburg 1967.
 de Vries, S. Ph.: Jüdische Riten und Symbole, 7. Auflage, Wiesbaden 1994.
 Dreßen, W.: Betrifft: Aktion 3 – Deutsche verwerfen jüdische Nachbarn, Berlin 1998.
 Feinendegen, E.: Uerdingen und seine Geschichte, Krefeld-Uerdingen 1955.

Grimm, J.: Weistümer, 2. Band, Neudruck: Darmstadt 1957.
 Hangebruch, D.: Emigriert – Deportiert. Das Schicksal der Juden in Krefeld zwischen 1933 und 1945 in „Krefelder Studien 2 – Krefelder Juden“, Bonn (Röhrscheid) 1980.
 Heckmanns, F.: Alt-Uerdinger Sitte und Brauch – Vortrag, gehalten im Uerdinger Heimatbund und in der Volkshochschule Krefeld am 14. März 1930, in: Die Heimat, Jg. 9, Krefeld 1930.
 Heckmanns, F.: Volkskundliches aus der alten Stadt und Herrlichkeit Krefeld, in: Buschbell, G., & Heinzlmann, K.: Geschichte der Stadt Krefeld, Band 2 – Von der Franzosenzeit 1794 bis um das Jahr 1870, Krefeld 1954.
 Janß, G.: Tod und Begräbnis in den Vorstellungen des Judentums. 1. Teil des Beitrags „Umbettungen auf den jüdischen Friedhof in Krefeld an der Alten Gladbacher Straße zwischen 1935 und 1945“, in: die Heimat, Jg. 67, Krefeld 1996.
 Ill, M.: Wohin die Toten gingen – Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Zeit, Zürich 1992.
 Keussen, H.: Urkundenbuch der Stadt und Herrlichkeit Krefeld und der Grafschaft Moers, Band II, 1431 – 1480, Krefeld 1939.
 Kyll, N.: Tod, Grab, Begräbnisplatz, Totenfeier – Zur Geschichte ihres Brauchtums im Trierer Lande und in Luxemburg unter besonderer Berücksichtigung des Visitationsberichtes des Regino von Prüm († 915), Bonn 1972.
 Meisen, K. [Hrsg.]: Rheinisches Wörterbuch, 8. Band, Buchstaben Se – T, Berlin 1958 – 1964.
 Meyers, F.: Tod, in: Das Niederrheinische Jahr – Ein Hausbuch für alle Monate, Duisburg 1983.
 Naumann & Göbel-Verlags-Gesellschaft: Die Bibel, Sonderdruck, München, Köln o.J.
 „Niederrheinische Volkszeitung“ vom 11. Januar 1938.
 Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Bestand RW 36, Heft 9, und Akte „Friedrich Müller“, Schreiben der Gestapo Düsseldorf vom März 1943.
 Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Rep. 8, Nr. 44; Schwurgerichtsprozeß vom 10. November 1948.
 Opdenberg, G.: „Ihre Seelen seien eingebunden in das Bündel des Lebens“, in: die Heimat, Jg. 60, Krefeld 1989.
 Peters, L.: Die Predigt zur feierlichen Einweihung der Synagoge in Uerdingen am 15. Oktober 1841, Nachtrag, in: die Heimat, Jg. 59, Krefeld 1988.
 Plötz, R.: Das Totenbrett im Totenbrauchtum des Niederrheins, in: Blattsammlung des Niederrheinischen Freilichtmuseums Greifath, Kreis Viersen, Abteilung: Jahres- und Lebensbrauchtum, Greifath o.J.
 Remberg, K.: Die früheren Krefelder Friedhöfe, in: Die Heimat, Jg. 22, Krefeld 1951.
 Rienecker, F. [Hrsg.]: Lexikon zur Bibel, 19. Aufl., Wuppertal 1988.
 Salamander, R. [Hrsg.]: Die jüdische Welt von gestern, 1810 – 1938, München 1998.
 Schehl, C.: Vom Rhein zur Moskwa 1812, 2. vollst. Ausgabe, Krefeld 1957.
 Schilling, K.: Monumenta Judaica – 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein [= Handbuch zur Ausstellung im Kölnischen Stadtmuseum 15. Oktober 1963 – 15. Februar 1964], Köln 1963.
 Stadtarchiv Krefeld, Nr. 3/498 (Schreiben Herberz an den Krefelder Landrat Freiherr von Raesfeld).
 Stierle-Schäfer, M.: Wo Gräber für die Ewigkeit sind, Westdeutsche Zeitung vom 23. Mai 2002.
 Uerdinger Heimatbund: Akte „Juden“, Nr. 57.10/11.
 Vogt, H.: Beiderseits der Römerstraße [Hrsg. Uerdinger Heimatbund], Krefeld-Uerdingen 1983.
 Weyers, H.: Alte Uerdinger Volksbräuche, in: Uerdinger Rundschau, 1. Jg., Nr. 19, Krefeld-Uerdingen 1952.
 „Neues Deutschland“ vom 14. Juni 2001, S. 9; Artikel: 1314061s-bayer, vorhanden in: Uerdinger Heimatbund, Akte „Juden“.

SAM e.V.: Die Soziale Aktion der Marienschule

von Franz Josef Frigger und Schwester Barbara Theile OSU

SAM wurde 1974 gegründet und besteht heute aus vier Zweigen:

- SAM-A
- SAM-B
 - Stammgruppe Recklinghausen
 - Bachforellen
 - SAM-Bellis
- SAM-Indien
- SAM-Peru

SAM-A: Besuchsdienst, Heilig-Abend-Feier, St.-Martins-Singen

Mittwoch, 20. März 1974, 4. Stunde, Katholische Religion in Klasse 10. Anwesend: 27 Schülerinnen, Thema: Die Tätigkeitsbereiche der Caritas. Im Lauf der Stunde stellt eine Schülerin die Frage: „Religionsunterricht ist eigentlich immer nur 'Reden über'. Können wir nicht mal was Praktisches machen?“ Der Lehrer greift die Anregung auf. Es entsteht eine Diskussion über die Frage: Was können Jugendliche der Klasse 10 im Bereich der Caritas realistisch leisten? Ergebnis: Besuchsdienst. In einer Stadt wie Krefeld mit über 200 000 Einwohnern müsste es doch Menschen geben, die allein wohnen und kaum Kontakte haben, in der Regel ältere Menschen, vielleicht gehbehindert, vielleicht an den Rollstuhl gefesselt. Ja, die gibt es bestimmt. Aber wie kommt man an ihre Adressen? Gerade dieser Personenkreis ist naturgemäß schwer zu erfassen. Der Lehrer ruft am Nachmittag Schwester Gertrudis vom Paulystift an. „Nein, die Schülerinnen meinen, es sollten Menschen sein, die noch in ihrer Wohnung leben, nicht im Altenheim.“ Zwei Tage später ruft Schwester Gertrudis zurück: „Ich habe da zwei liebe alte Damen...“

So begann es. Der Besuchsdienst geht heute nach denselben Regeln wie damals: unentgeltlich, regelmäßig, langfristig. Freilich gibt es zwei Änderungen: Im Jahre 1988 führte die Marienschule die Koedukation ein. Seitdem sind auch Jungen dabei. Und: das Alter, in dem die Jugendlichen beginnen, hat sich verändert. Früher war es vor allem die Oberstufe und die obere Mittelstufe, heute übernehmen schon die „Kleinen“ aus der 5. und 6. Klasse Besuchsdienste. Manchmal kommen sie von sich aus: „Ich möchte gerne Besuchsdienst



Abb. 1. Eine Schülerin der Klasse 9 besucht eine 74-jährige.

machen. Haben Sie eine Oma für mich?“ Manchmal erreicht mich ein Anruf: „Wir haben hier eine Adresse – wäre das etwas für Ihre Schüler?“ SAM-A steht für Arbeit mit älteren Menschen. Ursprünglich hieß es: mit alten Menschen, aber wir haben schnell gelernt, dass die Bezeichnung „älter“ höflicher ist als „alt“, denn wer älter ist, ist jünger als der, der alt ist.

★

Im Jahre 1971 hatten die Bockumer Musiklehrerinnen Marianne und Helmi Meder eine Feier für alleinstehende Menschen am Heiligen Abend ins Leben gerufen. Mit einem Stab von Mitarbeiterinnen wurde den Gästen Kaffee und Kuchen und ein musikalisches Programm geboten. Drei Jahre später ergaben sich Schwierigkeiten, die den Bestand der Feier bedrohten. Durch eine glückliche Fügung kam der Kontakt mit der Marienschule zustande: Die eifrigen Aktivistinnen von SAM-A pflanzten nämlich genau zur gleichen Zeit eine Heilig-Abend-Feier, wussten

aber nicht, woher sie eine größere Zahl von Gäste-Adressen bekommen sollten. So passte alles gut zusammen: in Bockum fehlten die Mitarbeiterinnen, den Marienschülerinnen fehlte die Gästeliste. SAM-A übernahm die Organisation und war dankbar, dass die Geschwister Meder weiterhin die musikalische Gestaltung garantierten.

Bald entwickelte sich die Feier zu ihrer heutigen Gestalt: Aus 20 Gästen wurden 60, der Einzugsbereich weitete sich von Bockum auf das gesamte Stadtgebiet, dem Kaffee wurde ein Abendessen hinzugefügt, der Fahrdienst der Marienschul-Eltern holt jeden Gast von zu Hause ab, und die Dauer der Feier wurde ausgedehnt auf die Zeit von 16.00 bis 20.00 Uhr, so dass unsere Gäste sagen können: vor dem Heiligen Abend brauche ich mich nicht mehr zu fürchten. Wie wichtig diese Feier für viele ist, zeigt auch die Tatsache, dass ich manchmal schon im August gefragt werde: Findet die Weihnachtsfeier dieses Jahr wieder statt? Für die beiden Mütter in der Küche und die 15 Jugendlichen, welche die Gäste empfangen, die Schnittchen schmieren, das Essen auftragen, den Aufwasch machen, ist der Abend z.T. voll hektischer Betriebsamkeit. Es gibt aber auch Zeiten, wo nichts zu tun ist. Dann setzen sie sich an die Tische und plaudern mit den Gästen. So erleben sie Weihnachten einmal ganz anders und meinen: es ist die schönste Art, Weihnachten zu feiern.

★

Im Jahr 1976 sprach mich eine Kollegin an: Könnte die Marienschule eigentlich nicht einen eigenen Martinszug auf die Beine stellen? Die Idee wurde von SAM-A aufgegriffen, aber mit dem Wunsch, der Folklore eine soziale Komponente beizufügen. So bildete sich die heutige Gestalt heraus: die Kinder der Klassen 5 bis 7 basteln Geschenke, gehen, begleitet von der Musikkapelle, in zwei Altenheime und versuchen, mit den Bewohnern Gespräche anzuknüpfen. Gespräche anbahnen aber will gelernt sein, Kinder und Heimbewohner sind einander ja ganz unbekannt. So bereiten die Klassenlehrer in den Wochen vor dem Martins-Singen die Kinder auf den Besuch vor, geben ihnen Fragen an die Hand, die den Beginn eines Gesprächs erleichtern: Sind Sie in Krefeld geboren? Wo haben Sie



Abb. 2. Weihnachtsfeier im Pfarrheim St. Gertrudis



Abb. 3. Martinssingen im Altenheim

denn gewohnt? Wer ist denn das da auf dem Foto? Manchmal entsteht spontan eine Beziehung zwischen den Kindern und den Heimbewohnern, sie kann der Beginn für einen längerfristigen Kontakt sein. Dann erzählen sie am nächsten Tag: Zu der Oma gehe ich noch einmal hin! (Franz Josef Frigger)

SAM – B: Kontakte zu Menschen mit Behinderungen

An einem Sommertag 1978 überredete Markus seine Schwester Barbara, Ursulinen-Lehrerin an der Marienschule, ihn in der Raphael-Schule am Börster Weg in Recklinghausen in seiner Klasse zu besuchen. Die Schüler mit geistigen Behinderungen und ihre Lehrerin interessierten sich sehr für ihren Gast, der vorsichtshalber nur eine halbe Stunde blieb, um ihren Unterricht im Rechnen nicht länger zu stören. Im selben Sommer 1978 jubelten die Schülerinnen von Sr. Barbaras 6. Klasse über den Losentscheid, der es ihnen als erster Klasse ermöglichte, einen Lehrgang im Jugendwaldheim Urt zu besuchen. – Wäre dieses Projekt nicht ebenso fördernd und herausfordernd für Schüler mit geistigen Behinderungen? – Und warum nicht ein Lehrgang mit Schülern von beiden Schulen: ganz gleich, ob mit oder ohne Behinderungen?

Diesem Traum widerstand schließlich kein Hindernis. Im Sommer 1979 waren die Startzeichen gesetzt von Förster Dr. Wolfgang Thiel in Urt, von Schulleitung, Kollegium, Schülern und Eltern der Raphael-Schule, von Seiten der Marienschule und von der Höheren Forstbehörde Bonn, der das Jugendwaldheim unterstand. Es gab ein ganzes Jahr Vorlauf für vielseitige Vorbereitungen: Unterrichtsgänge, Elterngespräche, gegenseitige

Schulbesuche und Freizeittreffen. Der gelungene Lehrgang von Mai/Juni 1980 hinterließ solche Begeisterung bei allen Beteiligten, dass ein ganzes Jahrzehnt zehntägige Lehrgänge gemeinsam durchgeführt wurden. In den Zwischenzeiten entfalteteten sich die Kontakte und es wuchs die Zahl der Teilnehmer.

Petra Helders, beim ersten Kurs Abiturientin, organisierte mit jüngeren Schülern noch für die folgenden Sommerferien eine 14-tägige Fahrt nach Kyllburg. Damit entstand die Tradition der Sommerfahrten und die Gruppe der „Bachforellen“.

Als das Urft-Projekt den Kinderschuhen entwachsen war, empfahl sich ein Abschied in Dankbarkeit. Dazu organisierte der Werklehrer i.R. R. Huber von der Raphael-Schule für alle ehemaligen Urftler ein Treffen in Recklinghausen, ein großes, herzliches Fest. Die Schulpartnerschaft wird seitdem weiter gepflegt von der SAM-Stammgruppe: jährlich in einer gemeinsamen einwöchigen Schulfahrt im Herbst und in gegenseitigen Besuchen an Schulfesten und im Karneval.

Seit 1981 knüpften wir Kontakte mit zwei Schulen in Krefeld für Spieltreffen, Ausflüge, Schulbesuche und Fahrten für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderungen. Unser Mitarbeiter-Kreis wuchs durch Freunde, Eltern und Lehrer. 1996 entstand auf Initiative einer Schülerin die Gruppe der SAM-Binis, Nachwuchs für die Stammgruppe, die inzwischen in die Jahre gekommen war. Mit zunehmendem Alter gingen die SAM-Binis in der Gruppe der Bachforellen auf. Im Jahr 2000 folgte eine neue Nachwuchsgruppe: die SAM-Bellis, mit enger Beziehung zum Förderverein Morbus Down. Die Übergänge zwischen den Gruppen gestalten sich fließend, so dass die Partner miteinander wachsen oder auch in entsprechenden Altersgruppen Fuß fassen.

Diese gleichsam in freier Wildbahn gewachsene Initiative fand in der bereits bestehenden Sozialen Aktion Marienschule ein willkommenes Schutzdach. Diese rechtliche Stütze, großzügige Spenden vom Lions-Club, von der Sparkasse Krefeld wie auch Preis-Verleihungen durch die Stadt und andere Spenden halfen SAM-B, jedem das Mittun zu ermöglichen, ohne in die Roten Zahlen zu geraten. Die Stiftung „Lichtblick für Menschen mit geistiger Behinderung“, gegründet im Jahr 2002 mit Sitz in Krefeld, möchte dem Anliegen gemeinsamer Erfahrungen zu weiterer Entfaltung dienen: Menschenwürde, ein Privileg des Menschen, wird erlebt, wo wir zu Behinderungen und Einschränkungen unser alltägliches Ja sagen, die Gaben und Begabungen gegenseitig genießen und fördern und das Leben mit seinen Grenzen als Geschenk feiern. (Schwester Barbara Theile)



Abb. 4. So können Behinderte sich freuen.

Die Bachforellen

Wie schon erwähnt, begann alles mit der Sommerfahrt nach Kyllburg im Jahr 1980. Das Unternehmen war so erfolgreich, dass eine Tradition daraus wurde. Freundinnen und Freunde anderer Schulen schlossen sich an, womit die Gruppe der Bachforellen über den Rahmen der Marienschule hinauswuchs. Im Jahre 1988 wagten die Jugendlichen dann den großen Sprung: Zwar waren die Fahrten etwas Wunderschönes, auf das sich alle lange im Voraus freuten. Aber es fehlten Angebote in der Zeit zwischen den Fahrten. Deshalb entschlossen sich die Bachforellen zu einem regelmäßigen, allwöchentlichen Angebot: die Idee der Teestube „Lichtblick“ war geboren.

Damit nahmen die Initiatoren eine große Verantwortung auf sich: ein solches Angebot kann man nicht gut nach drei Monaten wieder einstellen. Die Teestube wurde dann wirklich für die behinderten und nichtbehinderten Gäste sehr schnell zu einem Lichtblick in der Woche. Zuerst galt es einen Raum zu suchen. Den fanden die Bachforellen im Pfarrheim der Liebfrauenkirche. Einige Jahre später erfolgte der Umzug in das Pfarrheim von St. Gertrudis in Bockum. Und schließlich wurden die Katakomben von St. Anna zur endgültigen Heimat der Gruppe. Ein idealer Platz: urige Atmosphäre, eine kleine Küche, viel Raum für die Disco, ein zweiter und dritter Raum für Spielgeräte aller Art wie Tischfußball, Billard usw. Zudem ein ruhiger Platz vor dem Eingang, wo man bei warmem, trockenem Wetter plaudern und bei Festen Freiluft-Aktivitäten veranstalten kann. Die günstigen Bedingungen erleichterten die ständige Ausweitung des Programms. Fast jeden Freitag ist in der Teestube etwas Besonderes los.



Abb. 5. Aktionen in der Teestube

Da gibt es zunächst einmal Turniere aller Art: Skat-, Billard-, Kicker-, Air-Hockey- und UNO-Turniere. Beliebt sind die Playbackshows und Carstens Tanzkurs, das Koch- und Backstudio und natürlich die Karnevals-Disco. Am DJ-Abend kann jeder nach Anmeldung bei dem Chef-DJ Joachim eine halbe Stunde DJ spielen. Aber es gibt auch Überraschungs-Abende und Abende mit Sonderprogramm wie den Türkischen Abend, den Country-Abend (Empfang im „saloon“ mit Wasserpistole) oder die „Teestube des Grauens“ (mit Rückzugsmöglichkeiten für allzu zart besaitete Gemüter). Darüber hinaus trifft man sich in der Stadt zum Klettern im Freizeitzentrum Süd, zum Bowling oder zum Essen im Restaurant.

Aber auch das Angebot der Fahrten und Freizeiten hat sich im Lauf der Jahre erheblich erweitert. Neben Tagesausflügen, Kanu- und Paddeltouren, Radtouren und Wochenendfahrten (z.B. nach Paris und Amsterdam) stehen einwöchige Freizeiten (in 2002 über 600 Übernachtungen). Ziele sind Center-Parcs in Holland und Belgien, das Edertal, Ostfriesland, der Chiemsee und sogar Mallorca. Diese Tage sind reich an Gemeinschafts-Erlebnissen, z.B. Schwimmen bei Nacht. Talente werden entdeckt: Dirigenten wie Ines, die sich vor die Musikanten eines bayerischen Dorffestes stellte und den Takt schlug, Moni, die als Sängerin die lange Rückfahrt im Bus vergessen ließ. Besonders stolz sind die Bachforellen auf die Aktion Flaschentombola. Jedes Jahr auf dem Besonderen Weihnachtsmarkt verlosen sie Unmengen von Flaschen verschiedensten Inhalts, vom Sekt bis zum Shampoo. Im Advent 2002 waren es mehr als 800 Flaschen; 2400 Lose wurden verkauft, und jedes Los gewinnt, wenigstens einen Trostpreis. Aufrufe in der Presse, private Kontakte und Krefelder Firmen machen es möglich. Der Erlös kann sich sehen lassen, aber das Geld wird auch dringend gebraucht.

Im Jahr 2000 entstand auf Initiative der Bachforellen eine Einrichtung, die über den eigenen Rahmen hinaus alle Krefelder Gruppen erfasst hat, welche sich in der Behindertenarbeit engagieren: der 1. Integrative Wandertag. Schon beim ersten Mal konnten die Bachforellen 180 Teilnehmerurkunden überreichen. Der zweite Wandertag dieser Art fand im Jahr 2002 einen noch größeren Zulauf. So war es nur angemessen, dass die Arbeit der Bachforellen von der Stadt Krefeld öffentlich anerkannt wurde durch die Verleihung des Preises „Bürgerschaftliche Selbsthilfe 2000“.

Ihr oberstes Prinzip war und ist, Menschen mit Behinderungen als selbstständige Partner ernst zu nehmen. Die Aktionen der Gruppe sollen nicht nur Unterhaltung bieten, sondern ihnen auch Gelegenheit geben, Verantwortung zu übernehmen. Die nicht-behinderten Jugendlichen helfen nur, wo es unbedingt nötig ist. Sie versuchen, sich nicht vorzudrängen, sondern sehen sich als Feuerwehr,

DIE BACHFORELLEN



Abb. 6. Das Logo der Bachforellen

damit nichts schief geht. Die Planungsrunden sind offen – jeder kann seinen Beitrag einbringen. Das gilt inzwischen sogar für die Planung und Durchführung von Freizeiten, z.B. Center-Parc Fahrten. Freilich lässt sich eine solche Konzeption nur verwirklichen, wenn die Verantwortlichen zwei Voraussetzungen erfüllen: Sie müssen den Willen besitzen, die spezifischen Begabungen der behinderten Freunde zu erkennen; und sie müssen verzichten können auf jede Art von Perfektionismus. Abstriche machen können ist das Geheimnis. Und diese Fähigkeit haben die Bachforellen entwickelt. Der regelmäßige Umgang miteinander schafft Vertrautheit und das Gefühl der Verlässlichkeit und Geborgenheit. Das kommt z.B. in dem großen Stellenwert zum Ausdruck, den die Bachforellen den Geburtstagen beimessen. Jeden Monat kümmernt sich ein anderes Mitglied der Bachforellen um die Frage: Wann hat wer Geburtstag? und bereitet ein kleines, persönliches Präsent vor, das dann in der Teestube überreicht wird.

In der ersten Ausgabe ihrer Zeitung „BaNaNe“ (= Bachforellen, Nachrichten und Nettigkeiten) fassen die Bachforellen den Charakter ihres Unternehmens in wenigen Worten zusammen:

WER wir sind,

WAS wir machen und

WO wir zu finden sind?

WER: Wir sind eine Gruppe von Menschen mit und ohne Behinderungen,

WAS: die einen Teil ihrer Freizeit gemeinsam gestalten und erleben,

WO: Wir sind jeden Freitag (außer in den Schullerferien) in unserer Teestube unter der St. Annakirche zu finden (von 19.00 bis 22.00 Uhr).

Die SAM-Bellis

Da die Bachforellen Jugendliche und Erwachsene ansprechen und die SAM-Binis inzwischen herangewachsen und in der Gruppe der Bachforellen aufgegangen waren, fehlte ein Angebot für geistig behinderte Kinder zwischen 6 und 13 Jahren. Dieses Anliegen, auch Kindern eine regelmäßige Gelegenheit zum Treffen zu geben, äußerte Sr. Barbara gesprächsweise gegenüber Schüle-

rinnen und Schülern im Vertrauen darauf, dass der Same aufgehen möge. Und irgendwann im Sommer 2000 erklärte eine Schülerin, Lina Schröder, zu Sr. Barbaras Freude: „Wir haben uns das überlegt. Wir machen das.“ Wir – das bedeutete: Lina und Sophie, ihre zwei Jahre jüngere Schwester. Die beiden hatten bereits recht konkrete Vorstellungen entwickelt: sie wollten Spieltreffs durchführen, einmal im Monat, und zwar in der Schule. Die Premiere feierten die SAM-Bellis am 21. Oktober 2000. Dieser Eröffnungsfeier folgten inzwischen über 30 Spieltreffs mit äußerst variablem Programm.

Großer Beliebtheit erfreuen sich die Kochvormittage. Voraussetzung ist eine minutiöse Vorbereitung: wenn die Gäste eintreffen, liegen an jedem Platz fein säuberlich die notwendigen Geräte und Ingredienzien bereit. Dann die Welt des Theaters – wer träumt sich nicht gern mit Hilfe einer zauberhaften Verkleidung in die Rolle einer Prinzessin oder eines Prinzen? Beim Treff „Tücher, Ton und Farbe“ widmen sich die Kinder mit Hingabe der Arbeit mit tonähnlicher Knetmasse und dem Bedrucken von Tüchern. Oder Erntedank – besinnliche Minuten im Meditationsraum, Betrachtungen, deren Quintessenz eine behinderte Mitarbeiterin so formulierte: „Danken, dass wir so angenommen werden, wie wir sind.“ Neben den Spieltreffs sind es die Tages- und Wochenendfahrten, die sich dem Gedächtnis einprägen: eine Vollkorn-Backstunde in der Bäckerei Verbücheln, in der jedes Kind ein eigenes Backwerk herstellen durfte: Männchen, Igel oder Maus. Oder der Tag auf dem Bauernhof: Gänse und Hühner beobachten, Pferde füttern, auf der Wiese toben und anschließend in der Scheune picknicken. Venlo – Glitzerparadies der Fußgängerzone, die landestypische Drehorgel, die mit ihrem Figurenspiel Ohren und Augen der Kinder verzaubert; die Zeit an der Maas, wo man die Schwäne beobachten und flache Steine über das Wasser flitzen lassen kann.

In der „Gründerzeit“ hatte sich die Frage gestellt: Wie kommen wir an die Adressen der Kinder, für die wir uns einsetzen möchten? Aus dieser Schwierigkeit half den SAM-Bellis vor allem der Förderverein Morbus Down Krefeld e.V. Eine fruchtbare Zusammenarbeit bahnte sich an, die sich besonders im September 2002 bewährte bei der gemeinsamen Organisation und Durchführung des SAM-Belli-Sportfestes, das unter dem Motto „Spiel, Sport, Spannung und Spaß“ zahlreiche behinderte und nicht-behinderte Gäste zusammenführte. Ein Höhepunkt in diesem Jahr 2003 war für die SAM-Bellis der Karneval. Am Rosenmontag durften sie dank der Vermittlung durch den Förderverein Morbus Down auf einem selbstgestalteten Wagen mitziehen, und zwar im Rahmen der Aktion KIKK – Kinder im Krefelder Karneval, die vom Prinzenpaar Ingo I. und Michaela I. im Jahr 1999 ins Leben gerufen worden war. Zwei



Abb. 7. Bei Spiel und Sport

Wochen vorher besuchte das diesjährige Prinzenpaar den Spieltreff der SAM-Bellis in der Marienschule und steigerte damit die Spannung und Vorfreude der Kinder auf das große Ereignis.

In der zweiten Nummer der SAM-Belli-Zeitung (Okt. 2002) schreibt Schwester Barbara: „Belli – sind das nun ‚die Schönen‘ oder ‚die Kriegerischen‘? Fast nur von fern hab’ ich euch bis jetzt beäugt und von euren Abenteuern gehört und gelesen und Fotos angeschaut. Unglaublich, was ihr schon alles erlebt habt. Macht weiter so...“ Aber die beiden Organisatorinnen sagen auch ganz ehrlich, dass die Vorbereitungen und die Treffen selbst die Kräfte manchmal bis an die Grenzen strapazieren; z.B. ist es manchmal nicht leicht, den Freiheitsdurst, konkret: die Weglauf-Freude der kleinen behinderten Gäste zu bändigen. Dankbar vermerken die Verfasserinnen, dass bis jetzt alle Schwierigkeiten und Gefahren glücklich überwunden werden konnten – und sich inzwischen ein reicher Schatz an Erfahrungen gebildet hat. Mit wachsender Sicherheit wuchs auch der Mut, Aufgaben zu delegieren; mit dem Ergebnis, dass bei der Wochenend-Fahrt nach Wuppertal im Mai 2003 erstmals auch geistig behinderte Helfer als Betreuer fungierten. Immer neu geht es darum, dem selbst gesteckten Ziel nahe zu kommen: Brücken zu bauen, bei den Kindern mit und ohne Behinderung die gegenseitigen Ängste abzubauen. Gelingt das? Der kleine Daniel meint: „SAM-Belli ist wie das Paradies!“

Beide Gruppen, die Bachforellen und die SAM-Bellis, profitieren von einer Einrichtung, die von den Jugendlichen unter großem Einsatz im Keller der Marienschule aufgebaut wurde: dem Snoezelen-Raum. Das Wort „Snoezelen“ (gesprochen „Snuselen“) kommt

aus dem Holländischen und bedeutet: „Mit allen Sinnen wahrnehmen“. Eine Snoezelen-Sitzung dauert etwa zwei Stunden. In entspannter Haltung – am liebsten auf einem Wasserbett – macht man Erfahrungen mit allen Sinnen. Zu diesem Zweck enthält der Snoezelen-Raum einen Space-Projektor, Tastplatten, ein Hör-Memory, eine Wassersäule, Duftöle, eine Musikanlage und vieles mehr zum Anschauen, Erasten und Lauschen. Durch „Traumreisen“, aber auch durch Fuß- und Handmassagen wird nach einer Zeit des Eingewöhnens eine Form der Entspannung erreicht, welche gerade bei den behinderten Gästen sehr beliebt ist.

SAM-Indien

Jeden Monat um den Ersten herum sammelt Angelika von ihren Mitschülerinnen und Mitschülern einen Euro ein. Es ist ein Euro vom Taschengeld, der also diesmal nicht zum „Büddchen“ auf dem Nordhof getragen und für Süßigkeiten oder Getränke ausgegeben wird. Statt dessen kommen 30 Euro zusammen, die Angelikas Vater auf das Konto einer Hilfsorganisation überweist, von dem aus es nach Indien transferiert wird. So wie Angelika hat auch in sieben weiteren Klassen eine Schülerin oder ein Schüler die Verantwortung übernommen für das monatliche Einsammeln des Geldes. In der Regel fällt in der 6. Klasse der Entschluss, eine Patenschaft zu übernehmen. Vorausgegangen ist eine Information der Klasse und der Elternpflegschaft durch den Religionslehrer, der Indien aus eigener Anschauung kennt. Es gibt zahllose ergreifende Kinderschicksale in Indien, und ebenso eindrucksvoll ist das Engagement von Ordensschwwestern, Priestern und Laien, die hier in Deutschland niemand kennt, die aber genau die gleiche Arbeit tun wie Mutter Teresa sie

tat: Kranke pflegen, Sterbende trösten, Behinderte integrieren, jungen Menschen Ausbildung und Arbeit vermitteln, Frauen und Kinder betreuen, die Fronarbeit im Steinbruch leisten, Waisen ein Heim geben und sogar deren Ehe arrangieren und die Mitgift besorgen. Und so wissen die Kinder der 6. Klasse, wofür sie ihr Taschengeld geben: es geht darum, einem indischen Kind Nahrung, Kleidung und Bildung zu ermöglichen. In der Regel handelt es sich bei den Patenkindern um Mädchen wegen der zahlreichen Benachteiligungen, denen sie in ihrem Land noch immer ausgesetzt sind.

Mit dieser Aktion überschritt SAM im Jahre 1971 die Grenzen Krefelds. Im Vergleich zu SAM-A und SAM-B bot die neue Aktion einem noch größeren Kreis von Schülern die Gelegenheit, sich sozial zu engagieren, und zwar über mehrere Jahre. Schüler sind leicht für einmalige Spendenaktionen zu gewinnen. Aber bei einer Patenschaft geht es um mehr: um den langen Atem. Denn eine Patenschaft wird von der 6. bis zur 11. Klasse durchgehalten, und es ist nicht leicht, bei der Stange zu bleiben, wenn man über das Patenkind in der Regel nur einmal im Jahr etwas Neues erfährt. Wenn die Motivation erlahmt, bittet der Religionslehrer den Klassenlehrer um eine Stunde und ergänzt die Informationen, die er den Schülern in der Klasse 6 gegeben hat. So kommen die Themen Kinderarbeit oder die Emanzipationsbestrebungen der Frauen in Indien zur Sprache. Bisweilen entsteht auch ein Projekt daraus oder eine Aktion auf dem Schulfest.

SAM-Peru

Jede Woche einmal ziehen drei oder vier Schülerinnen oder Schüler durch das Lehrerzimmer und bieten mehr oder weniger keck den Lehrern belegte Brötchen, Kuchen oder Öko-Schnitten an. Zur selben Zeit drängt sich eine Traube von Schülern um den entsprechenden Stand auf dem Südhof. Neudeutsch heißt so etwas „Cake-Sale“. Der Kuchen stammt aus dem Backofen der Mütter und ist gespendet. Und so erzielen die Klassen und Kurse, die sich nach einem bestimmten Plan abwechseln, jede Woche einen Reinerlös zwischen 50 und 70 Euro. Das Geld ist für Peru bestimmt und kommt einer Schule und einem Kindergarten zugute, den Ursulinen in Lima im Armenviertel Miramar unterhalten.

Der Kontakt kam zustande durch Frau Greimel, eine Lehrerin der Marienschule, die im Jahre 1985 für einige Jahre nach Peru übersiedelte. Auf ihre Anregung hin gründete die SV im März 1986 die Peru-Hilfe. Damals verpflichtete sich die Marienschule, monatlich DM 200,- nach Lima zu überweisen: für eine tägliche Milchspeisung der Kindergartenkinder und eine warme Mahlzeit der Schulkinder. Heute sind es 150,- Euro monatlich + 2000,- Euro Arztkosten jährlich. Denn seit 1991



Abb. 8. Der Marsch für die Behinderten in Honduras

finanziert SAM-Peru auch einen Kinderarzt, der die Kinder und Familien im Armenviertel betreut. Eine kleine Praxis wurde eingerichtet und im Laufe der letzten Jahre erweitert und verbessert.

Durch zusätzliche Spenden, Zuweisungen der Stadt Krefeld und Sonderaktionen (z.B. Eine-Welt-Marsch und Beteiligung am Besonderen Weihnachtsmarkt) wurde auch die Einrichtung einer Nähstube und einer kleinen Werkstatt ermöglicht. Dass SAM-Peru über die Jahre hinweg ein Begriff ist, denn jeder in der Schule kennt, ist Frau Trappmann zu verdanken, die auch nach ihrer Pensionierung noch regelmäßig in die Schule kommt, um vor allem die neuen 5. Klassen mit ihren Dias über die Lage der Gleichaltrigen in Lima-Miramar zu informieren.

Schlussgedanken

SAM ist seit vielen Jahren ein integrierender Bestandteil des Marienschul-Lebens und prägt z.B. auch den besonderen Charakter der Schulfeste: kein Schulfest ohne die behinderten Freunde. Über die geschilderten Zweige hinaus können mit Hilfe ihrer Strukturen auch weitere Hilfsaktionen leicht organisiert werden wie z.B. die alljährliche Sammlung für das Müttergenesungswerk (ein Kind der 5. Klasse nannte es einmal „Müttergenesungswerk“), die an der Marienschule traditionell mit großem Eifer betrieben wird, oder Eine-Welt-Märsche wie z.B. für den Bau einer neuen Behinderten-Werkstatt der „Arche“ in Honduras.

Spontane Ideen von Schülern können schnell umgesetzt werden. Die Schüler wissen, an

wen sie sich wenden können. So war es z.B. bei der „Pfennigsaktion“ im Dezember 2000: Sebastian aus der 6d hatte in einer Jugendzeitschrift von einem Jungen in den USA gelesen, der durch das Sammeln von Cents einen beträchtlichen Dollarbetrag für einen sozialen Zweck zusammengebracht hatte. Er fragt: Können wir das nicht auch? Gemeinsam mit der Klassenlehrerin machen wir daraus die Pfennigsaktion. Ergebnis: 600,77 DM gingen in den Tagen vor Weihnachten an die Lebenshilfe Krefeld. Oder Gini Peru-Aktion im Februar 2002: Gini (5d) fragt im Religionsunterricht: Wir haben doch letzte Stunde über die Gestaltung der Fastenzeit gesprochen. Wir, Sina und ich, möchten gerne eine Zeitung machen und sie in unserem Wohnviertel verkaufen. Können wir Ihnen das Geld geben? Es soll den Kindern in Peru helfen. Schnell ist der Kontakt mit dem Kollegen hergestellt, der die Finanzen von SAM-Peru verwaltet, und die Aktion kann beginnen.

Zwölf Lehrerinnen und Lehrer sind z.Zt. in den verschiedenen Zweigen der SAM engagiert, weitere Kolleginnen und Kollegen springen bei Gelegenheit ein, z.B. wenn Aufsichten gebraucht werden. Nach 29 Jahren SAM kommen die „Altgedienten“ allmählich ins Pensionsalter. Da ist es schön zu sehen, dass junge Kolleginnen und Kollegen sich mit den Zielen von SAM identifizieren und Verantwortung übernehmen. SAM lebt von immer neuen, überraschenden Entwicklungen. Da jedes Jahr Schülerinnen und Schüler, die sich bei SAM engagiert haben, mit dem Abitur die Schule verlassen, muss auch unter den Schülern immer neu der Nachwuchs herangebildet werden. Manche Ehemalige engagieren sich aber auch über das Abitur hinaus, soweit es Studium und Beruf zulassen.

(Franz Josef Frigger)

Blümchenkaffee und Klotz am Bein

von Elisabeth Kremers

Wir verwenden in unserer Sprache häufig sprichwörtliche Redensarten, ohne uns Gedanken darüber zu machen, woher diese Begriffe kommen. Es sind meist sehr bildhafte Ausdrücke, die die Situation, in der wir sie brauchen, erläutern sollen. Vielfach werden diese Wendungen aber benutzt, ohne daß wir uns Gedanken darum machen, woher sie eigentlich stammen. Oft haben sie auch im Laufe der Zeit einen erheblichen Bedeutungswandel erlebt. Dies geschah teilweise schon in vergangenen Zeiten. Die ursprüngliche Bedeutung geriet in Vergessenheit, die Redensart wurde aber weiterhin benutzt. Um dies aufzufangen wurde die entsprechende Wendung dann auch umformuliert oder umgedeutet.

Ein schönes Beispiel für diesen Mechanismus ist die Redensart, **jemandem wie einem kranken Gaul gut zureden**. Hier stellt man sich leicht die Frage, warum man eigentlich einem kranken Pferd besondere Aufmerksamkeit widmen soll. Das Pferd war zwar ein wertvolles Tier, aber eine Kuh war das auch. Warum also das Pferd? Ursprünglich stammt diese Redensart aus dem **Rotwelschen**, einem weitverbreiteten Dialekt, der vor allem von Gaunern und Händlern verwendet wurde. In diesem Dialekt gibt es das Wort *chaule*, das der Kranke bedeutet. Dieses Wort wurde irgendwann mißverstanden und als „Gaul“ im Sinne von Pferd umgedeutet. Um den alten Sinn wieder herzustellen, fügte man das Wort *krank* ein. Streng genommen reden wir also heute jemandem zu, wie einem kranken Kranken.

Gehen wir zu den Redensarten der **Jagd** über.

Wenn wir **von etwas Wind bekommen**, spielen wir auf den Jäger auf der Pirsch an, der sich bemüht, gegen den Wind auf die Beute zuzugehen, damit der Wind seinen Geruch nicht dem Tier zuweht und dieses warnt. Wer von wem die Witterung bekommt, ist in dieser Redensart nicht gesagt, für das gejagte Wild war es aber auf jeden Fall besser, wenn es zuerst den Jäger ausmachen konnte, damit es nicht **auf der Strecke blieb**. Dieser Ausdruck stammt von der Gewohnheit der Jäger, nach der Jagd das erbeutete Wild nach Arten sortiert in Rei-

hen auszulegen, der sogenannten Jagdstrecke.

Bei der Treibjagd wurde das Revier, in dem die Jagd stattfand, früher mit Stoffetzen umgrenzt, die das Wild erschrecken und damit verhindern sollten, daß die Tiere in ein anderes Revier überwechselten. Wenn dies trotzdem geschah, dann war das entsprechende Tier für diese Jagd verloren, denn es durfte außerhalb des Jagdreviers nicht gejagt werden, es war **durch die Lappen gegangen**.

Bei der Treibjagd selber gingen die Treiber laut schreiend in einer Reihe vor und trieben den Jägern das Wild zu. Dabei schlugen sie mit Knüppeln in das Gebüsch, **klopfen also auf den Busch**, was heute immer noch bei Leuten üblich ist, die wissen wollen, was los ist. Wenn alles wie geplant lief, dann rannte das Wild direkt auf die wartenden Jäger zu, die dann hoffentlich **aufpaßten wie die Schießhunde**. Dieser Ausdruck stammt von den Apportierhunden, die nach dem Schuß des Jägers das erlegte Wild heranziehen sollten. Dabei konnte es vorkommen, daß sich ein Hund auch einmal in die Beute verbiß und sie partout nicht mehr loslassen wollte. Dieses Verhalten wurde sprichwörtlich auf alle möglichen Handlungen übertragen, denn wir können uns **heute in alles Mögliche verbeißen**. Manchmal wurden bei der Jagd aber auch **Fallstricke** im Wald ausgelegt, wobei man sich erhoffte, daß das Wild sich in ihnen verhedderte und dann eine leichte Beute für den Jäger war.

Weit verbreitet war die Vogeljagd, was sich in vielen sprachlichen Überresten gut ausmachen läßt. Es gab viele Fangmethoden, um der Vögel habhaft zu werden. Sie konnten

- **ins Netz gehen**, wenn der Vogelfänger mit einem solchen jagte,
- sie konnten **auf den Leim gehen**, eine Fangrute, die mit Leim bestrichen war, an dem die Vögel festklebten,
- sie konnten **auf einen Lockvogel hereinfallen**, das war ein gefangener Vogel, der auf einem Ast oder Gebüsch festgebunden wurde und der seine Artgenossen durch seine Anwesenheit heranlocken sollte,

- sie konnten aber auch **durch die Binsen gehen**, das waren vor allem die Enten, die dem Jäger in das Binsen-Dickicht entkommen konnten und dort Deckung fanden.

In vielen Fällen hatten die Vögel aber **Pech** und mußten **Federn lassen**. Der Begriff **Pech haben** kommt auch aus der Vogeljagd, von der mit klebrigem Pech bestrichenen Vogelfangrute. Der Vogel, der damit in Berührung kam, war im wahrsten Sinne des Wortes ein **Pechvogel**. Der Ausdruck „er-picht“ kommt übrigens auch von dieser Jagdart. Der Ausdruck „Federn lassen“, rührt davon her, daß einem Vogel, der in eine Falle gerät und wie wild mit den Flügeln um sich schlägt, oft die Federn ausgehen, die dann um das Tier herumwirbeln. Diesen Ausdruck kann jeder Autofahrer nachvollziehen, dem einmal ein Vogel ins Auto geflogen ist. Dann fliegen meist die Federn umher. Hat der Jäger den Vogel gefangen, dann packt er ihn am **Schlafittchen**. Das sind beim Vogel die Flügel, die Schlagflittche. So verhindert man wirkungsvoll die Flucht des Tieres und ist gleichzeitig vor den wild um sich schlagenden Flügeln sicher, was vor allem bei größeren Vögeln sinnvoll ist, wenn man bedenkt, daß auch Schwäne gefangen wurden. Sie waren als eine ausgesprochene Delikatesse bekannt. Man kann sich leicht vorstellen, daß Schläge ihrer muskulösen Flügel sehr schmerzvoll sein können.

Den Begriff **fuchsteufelswild** kann man sich leicht erklären. Ein Tier, das in einer Falle gefangen ist, kann leicht in Raserei geraten, teils aus Schmerz, teils aus dem Verlangen heraus sich zu befreien. In einem solchen Zustand haben sich die Tiere schon die gefangenen Glieder abgebissen. Der Fuchs ist aber auch ein Tier, das von Tollwut befallen werden kann. Ein daran erkrankter Fuchs kann ein sehr wildes und untypisches Verhalten zeigen, wie der sprichwörtliche tollwütige Hund.

Daß der Ausdruck **reihern** für erbrechen von dem Vogel Reiher stammt, kann man sich denken. Warum, ist den meisten Menschen eher unklar. Pate hat hier der Ruf des Reihers gestanden; er soll klingen wie das Würgen eines Menschen. Aber auch die Fütterung der Jungen, bei der der Reiher die



Abb. 1. Ehemalige Schmiede von Hugo Kirchholtes, Rheinbabenstraße 153, Krefeld-Linn; um 1920/25

vorher verschluckte Beute wieder hervorwürgt, bietet sich als Erklärung für dieses Sprichwort an.

Kommen wir nun zu dem Themenkreis **Landwirtschaft und Haushalt**.

Wenn wir uns **kräftig ins Zeug** legen, setzen wir uns für irgendetwas energisch ein. Diese Tätigkeit war früher vor allem den Zugtieren vorbehalten, wenn diese besonders hart arbeiten mußten, denn Zeug steht hier für das Geschirr, mit dem die Tiere angespannt waren. Eine besondere Art von Zugeschirr war das Joch, das den Ochsen über die Hörner gelegt wurde. Die Tiere konnten dann ihren Kopf in das Geschirr hineinstemmen. Da dieses Joch aus Holz gefertigt wurde, hatten solcherart angespannte Ochsen ein **Brett vor dem Kopf**. Ob die dem Ochsen nachgesagte Dummheit hier mit hineinspielt, ist nicht überliefert, aber bekanntermaßen steht man ja manchmal so ratlos vor einer Sache wie der **Ochse vor dem Scheunentor**. Gleichzeitig wird dem Ochsen aber auch eine große körperliche Kraft nachgesagt. Deswegen sind für uns anstrengende Unternehmungen auch wahre **Ochsentouren**, wenn wir an den Rand der Erschöpfung kommen. Eitel ist der Ochse aber nicht, selbst wenn er **aufgeputzt ist wie ein Pfingstochse**. In manchen Gebieten war es üblich, das Vieh erst zu Pfingsten auf die Weiden zu führen. Beim feierlichen Austrieb wurde entweder das erste oder das letzte Tier geschmückt. Und von dieser Sitte leitet sich der Ausdruck ab.

Beschlagen zu sein war früher den Pferden vorbehalten, denn nur sie wurden mit Hufe-

sen ausgerüstet. Dabei konnte es aber passieren, daß sie **vernagelt waren**, wenn ein ungeschickter Schmied beim Beschlagen nicht aufpaßte und dem Pferd die Hufnägel nicht in das unempfindliche Horn, sondern in das Fleisch trieb. Ein solches Pferd konnte so lange nicht mehr zur Arbeit eingesetzt werden, bis die Wunden geheilt waren. Da es sich weniger anstrengen mußte, konnte es sein, daß ihm noch zusätzlich der **Brotkorb höher aufgehängt** wurde. Es wurde weniger gefüttert, damit es nicht übermütig wurde, denn gut gefütterte Pferde können beachtliche Energien entwickeln. Man sagt dann auch, **es sticht sie der Hafer**.

Ein anderes weit verbreitetes Haustier ist die Ziege. Sie steht den Dämonen, vor allem den Fruchtbarkeits- und Wettergeistern, nahe. Wir kennen alle den Ausdruck **Gewitterziege**, den wir gern für unleidliche Frauen verwenden. Die Gewitterziege war ursprünglich ein Opfertier, das dem Blitzgott Donar zur Schadensabwehr dargebracht wurde. Durch die Christianisierung wandelte sich die Ziege zu einem eher bösen Geist. Bekanntlich weist der Teufel ja auch einige ihrer Körpermerkmale auf. Er ist mit Bocksbeinen, Bockshörnern und einem Ziegenbärtchen ausgestattet. Ein Teil der germanischen Ziegensicht bleibt aber dennoch in der Ansicht bestehen, daß dieses Tier die Verkörperung der Fruchtbarkeit sei. Und wenn man eine Ziege hielt, war man merkwürdigerweise vor teuflischen Gefahren geschützt. Man sollte aber nicht **den Bock zum Gärtner machen**, denn er würde wohl eher den Garten verwüsten als ihn hegen. Wenn man ihm zur Strafe die **Hammelbeine langziehen** will, so sollte man ihn besser vorher zum Metzger bringen,

denn diese Redensart bezieht sich auf das Häuten des geschlachteten Tieres. Der Metzger streckte die Beine des Tieres, bevor er ihm das Fell abzog.

Der treueste Freund des Menschen, der Hund, kommt in einem großen Teil der Redensarten gar nicht gut weg. Obwohl er für Treue und Wachsamkeit steht, werden ihm auch niederträchtige Eigenschaften zugeschrieben. Am häufigsten erscheint er in Schimpfwörtern wie **Lumpenhund, Himmelhund, blöder Hund, feiger Hund, frecher Hund, scharfer Hund** und ähnliches mehr. Interessant ist die Redensart **„da liegt der Hund begraben“**. Sie wird sehr oft mit Geschichten von besonders treuen Hunden erklärt, die ein eigenes Grab erhielten. Solche Gräber sind sogar belegt. Wahrscheinlicher ist aber, daß diese Redensart sich aus Volkssagen herleitet, in denen Hunde über vergrabene Schätze wachen. Manchmal sind es die Vergräber des Schatzes, die in der Form des Hundes ihren Reichtum bewachen, manchmal der Teufel selbst in der Form des **Höllenhundes**. Dann handelt es sich aber immer um einen schwarzen Hund.

Einen ähnlich schlechten Ruf wie der schwarze Hund hat die schwarze Katze. Viele Leute spucken dreimal, wenn die besagte Mieze vor ihnen über die Straße läuft. Daß Hund und Katze oft in Unfrieden miteinander leben, wie es die Redewendung sagt, liegt an der verschiedenen Körpersprache der Tiere. Es gibt aber genug solcher Tiere, die von klein auf zusammen leben und sich hervorragend verstehen. Eine andere Redensart rät uns ab, **die Katze im Sack zu kaufen**. Dies geht auf einen Schwank mit Till Eulenspiegel zurück. Dort wurde die Katze ja bekanntermaßen als Hase verkauft. Die Katze ist hier erst später in eine ältere Redeweise eingeführt worden. Zuerst gab es nur den Rat, nichts im Sack, also ungesehen zu kaufen. Daß man **die Katze nicht aus dem Sack lassen** soll, hängt mit der üppigen Vermehrung des Mäusejägers zusammen und der mancherorts geübten Gepflogenheit, die Katzen in Säcke zu stecken und zu ersaufen. Der Katze gefällt es im Sack nicht gut, und wenn man sie entweichen läßt, hat man es sehr schwer, das Tier wieder hineinzubringen. Das Bild von **der Katze, die um den heißen Brei herumschleicht**, zeichnet treffend die Vorsicht und das Mißtrauen, das dieses Tier an den Tag legen kann.

Wenn Tiere weniger vorsichtig an das Fresen herangingen, konnte es vorkommen, daß sie sich fürchterlich überfraßen. Manchmal hing ihnen der letzte Happen förmlich zum Maul heraus. Aus dieser Beobachtung entstand das Sprichwort, daß uns **etwas zum Hals heraushängt**, wenn wir mehr als genug davon haben. Hängt dagegen etwas an uns wie ein **Klotz am Bein**, dann spielen wir auf eine Gepflogenheit beim Weidegang der Tiere an. Damit diese sich nicht weit von

der Weide entfernen konnten, band man ihnen einen solchen an.

Kommen wir nun zu den Redensarten, die sich aus den **häuslichen Verrichtungen** ableiten.

Um den Brei zu kochen, mußte man zu Zeiten, als man noch nicht über Herde verfügte, sondern auf dem offenen Feuer kochte, einen Topf über das Feuer hängen. Damit man problemlos die Höhe des Topfes und damit den Abstand von der Hitzequelle regulieren konnte, gab es eine Vorrichtung, die Hahl oder Hehl genannt wurde. Sie bestand ursprünglich aus zwei Zahnstangen, die jeweils an einer Seite gezackt waren. Diese Zahnstangen wurden mit den Zacken zueinander zusammengeklammert. Oben und unten war an dieser Konstruktion eine Aufhängemöglichkeit. Über eine Kette wurde sie an der Decke befestigt. Unten konnte man dann einen Topf oder Kessel anhängen. Wenn man die Klammer löste, konnte man die Stangen gegeneinander verschieben und den Topf in einer höheren oder niedrigeren Stellung arretieren. Sollte der Topfinhalt heißer werden, mußte man **einen Zahn zulegen**, also die Distanz zum Feuer verringern.

Aus den Zeiten, in denen Feuer die einzige künstliche Licht- und Wärmequelle war, stammt auch der Begriff **Tranfunzel**. Dies war eine mit Tran gespeiste Lampe, die wirklich nicht besonders hell war, aber das waren diese Lichtquellen eigentlich alle nicht. Wenn man sich **einen auf die Lampe goß**, dann füllte man auch wirklich nur neuen Brennstoff in die Lampe ein. Und wenn es einem **auf den Nägeln brannte**, dann war es Zeit, sich eine neue Kerze oder einen neuen Kienspan zu besorgen, denn der alte war schon so weit heruntergebrannt, daß man sich beim Anpacken mit spitzen Fingern fast verbrannte. Ein guter Gastgeber fand auch nichts dabei, seinem Gast **heimzuleuchten**, denn es war vor der Einführung der Straßenbeleuchtung eine sinnvolle Sache, seinem Gast, wenn er spät nach Hause ging, eine Laterne mit auf den Weg zu geben. So ausgestattet, konnte man ihm nur noch wünschen, daß er **auf dem Damm sei**, denn das war der gepflasterte Fahrweg, auf dem man erheblich besser vorwärts kam als im Matsch daneben.

Für die Kienspäne gab es im 13. und 14. Jahrhundert übrigens spezielle Halter, die in Form eines Kopfes gefertigt wurden. Sie wurden im Volksmund Maulaffen genannt. Von ihnen stammt die Redensart **Maulaffen feilhalten** ab. Die Kopfform wählte man übrigens, weil es in den dunklen Häusern gang und gäbe war, die Kienspäne in den Mund zu nehmen und mit den Zähnen festzuhalten, wenn man keine Hand frei hatte. Eine andere Hilfe für die tägliche Arbeit war übrigens die **Handhabe** oder Handhebe, ein Griff, den

man an einer schweren Last befestigen konnte. Ziemlich unbekannt dürfte auch heute das **Gängelband** sein. Dies war ein Band, das Kindern um die Brust gelegt und unter den Armen hindurchgeführt wurde. An diesem Band hielten die Eltern die Kinder fest, wenn diese laufen lernten. Teilweise wurden diese Bänder auch an die Kleidung angehängt.

Sehr oft fehlgedeutet wird die Redensart **„nicht von Pappe sein“**. Sie hat mit dem Stoff Pappe nichts zu tun, sondern kommt von dem Begriff Papp, der für Kinderbrei steht, und bedeutet, nicht mit Kinderbrei genährt sein. Es handelt sich also um einen ausgewachsenen Menschen, der wahrscheinlich **einen Stiefel vertragen** kann. In dieser Form waren ab dem 16. Jahrhundert oft die Gläser gestaltet.

Wenn **mit jemandem nicht gut Kirschen essen** ist, dann trauen wir demjenigen alles Böse zu. Aber warum gerade Kirschen und nicht Äpfel oder Birnen? Des Rätsels Lösung ist: Kirschbäume wurden früher nur in Klostersgärten oder in den Baumgärten hoher Herren angepflanzt, und mit diesem Personenkreis hat das gemeine Volk oft schlechte Erfahrungen gemacht. Die Vollversion dieser Redensart lautet demzufolge auch: Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen, denn sie spucken einem die Steine ins Gesicht. Man sollte also nicht zu vertraut mit den hohen Herren umgehen.

Viel verständlicher ist dagegen die Redensart **Wurst wider Wurst**. Sie geht auf die Gepflogenheit zurück, bei Schlachtungen das Fleisch untereinander zu verteilen. Dies war vor der Erfindung des Kühlschranks eine sinnvolle Angewohnheit. Daß dies ein Geschäft auf Gegenseitigkeit war, ist leicht nachzuvollziehen. Wer selber nichts gab, konnte nichts von anderen erwarten. Man konnte aber **mit der Wurst nach der Speckseite werfen**, also durch eine kleine Gefälligkeit etwas Größeres zu erreichen versuchen. Wer Glück hatte, bekam auf diese Art und Weise auch sein **Fett - weg** ist ein neuerer Zusatz, weil für uns in der Wohlstandsgesellschaft das Fett nicht mehr den Wert hat, den es früher hatte. Wenn es **um die Wurst ging**, dann fand ein Wettkampf statt, bei dem dem Sieger eine Wurst als Preis winkte. Diese volkstümlichen Wettkämpfe waren sehr beliebt und wurden in verschiedenen Formen abgehalten als Wurstklettern, Wurstschnappen und ähnliches mehr. Ein anderer Wettbewerb war der Eiertanz, ein Tanzspiel, bei dem ein Ei in einen Kreis gelegt wurde. Dieser **Eiertanz** war eine Belustigung für die Zuschauer, die sich an den Verrenkungen der Spieler erfreuten, die auf einem Bein hinkend, versuchten, das Ei im gegenseitigen Wettstreit unbeschadet aus dem Kreis herauszubugieren. Wer das schaffte, hatte das Ei gewonnen.

Auch die Gepflogenheiten bei **Mahlzeiten** haben sich in Redensarten erhalten. **Die Tafel aufzuheben** war im Mittelalter wörtlich gemeint, denn die Tischplatten wurden erst vor dem Essen auf Gestelle aufgelegt und anschließend wieder entfernt. **Ein starkes Stück** leistete sich ein gieriger Mensch, der sich das größte Stück Brot, Fleisch oder ähnliches kaperte. Er mußte dann aber auch **die Suppe auslöffeln**, die er sich eingebrockt hatte, was bedeutet, daß er sich viel Brot in die Suppe gebröselte und dabei seinen Hunger massiv überschätzt hatte. Sein **Mund war halt größer als der Magen** gewesen. Und wenn jemand **nicht das Salz in der Suppe wert** war, dann verdiente er so wenig, daß er sich kein Salz leisten konnte und eine entsprechend ungewürzte Kost essen mußte.

Etwas **unter den Tisch fallen lassen** ist wörtlich zu nehmen, war früher aber nicht unüblich, da nach dem Essen meist auch ausgefegt wurde und Tischabfall-Behälter noch nicht bekannt waren. Die Stuben hatten meist aber auch keinen hochwertigen Boden, der geschont werden mußte, sondern sie waren mit Sand ausgestreut. Wenn etwas **keinen Pfifferling wert** war, kann man darauf schließen, daß dieser heute sehr teure Pilz damals noch erheblich öfter vorkam. Und **am Hungertuch nagte** man eigentlich nur in der Fastenzeit. Dieser Begriff stammt von der Sitte, den Altar in dieser Zeit mit einem Tuch zu verhüllen, und bezeugt, daß im Gegensatz zu heute damals das Fasten noch ernst genommen wurde.

Hatte jemand **Grütze im Kopf**, dann war dies ursprünglich nicht abfällig gemeint. Grütze war ein gehaltvoller Stoff, der oft auf dem Speiseplan stand, und dies war erheblich besser, als Stroh im Kopf zu haben. Anders gesagt, **man hatte etwas auf dem Kasten**, was bedeutet, daß man so viel besaß, daß es nicht mehr in denselbigen hineinging, so daß man es auf ihn draufstellen mußte. Dort befanden sich dann auch die Tassen, die Pate für den Ausdruck **„Blümchenkaffee“** standen. Dieser Begriff wurde 1729 durch den ‚Dreißnischen Mägde-Schlenhdrian‘ geprägt: „Blümgen-Coffee so nennen die Leipziger den Coffee, wenn er alizu dünne ist, weil man die Blümgen auf dem Boden der Coffee Tasse dadurch sehen kann“.

Dem Bereich der **handwerksbezogenen Redensarten** ist **„von Tuten und Blasen keine Ahnung haben“** zuzurechnen. Leute, auf die das zutrifft, sind noch nicht einmal für die mindergeachteten Berufe Nachtwächter und Kuhhirte zu gebrauchen. Beiden Berufen ist zu eigen, daß bei ihnen ein Horn geblasen werden mußte. Solchen Leuten konnte man aber oft nichts **weismachen**, denn ursprünglich stand dies nicht für **an der Nase herumführen** - das kommt übrigens von dem auf Jahrmärkten beliebten

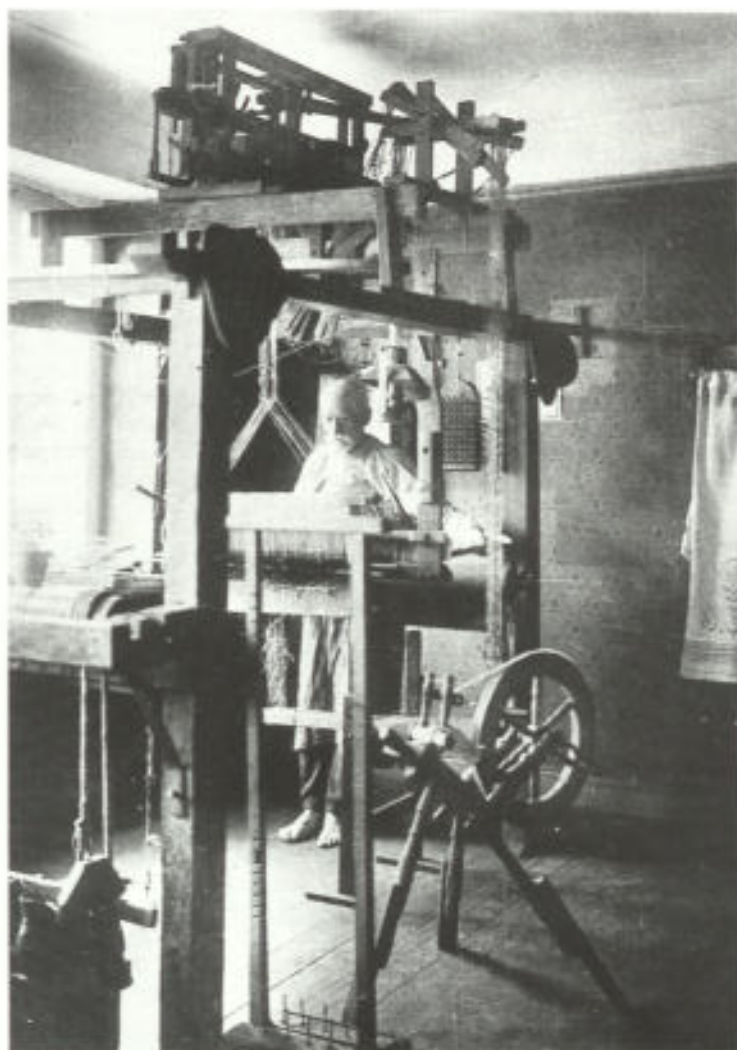


Abb. 2. Handweber an einem Webstuhl



Abb. 3. Mahlwerk der Geismühle, Krefeld-Oppum; 1991

Tanzbären beziehungsweise vom Bullen, die beide an einem Nasenring geführt wurden –, sondern dafür, daß man jemanden weise machte, ihm also etwas beibrachte. Auf diese Redensart könnte man also sagen, **umgekehrt wird ein Schuh draus**, was an die heute meist vergessene Tatsache erinnert, daß die Nähte beim Schuh ja innen liegen und er vor dem Tragen gewendet, also umgekehrt werden mußte. Daß man **nicht alles über einen Leisten schlagen** soll, ist im Zeitalter der konfektionierten Schuhe inzwischen üblich geworden, denn bei den heutigen Preisen können sich nur noch gut betuchte Leute einen individuell gefertigten Schuh leisten.

Die Wendung **„eine Sache anzetteln“** stammt aus der Webersprache. Sie bezeichnet das Herrichten des Anfangs eines Stoffes, das Anbringen der Längsfäden auf dem Webstuhl, denn diese wurden Zettel genannt, hat also nichts mit den heutigen Zetteln aus Papier zu tun. Daß **Papier geduldig**

ist, also alles, was niedergeschrieben, noch lange nicht wahr und richtig ist, hat ein Buchdrucker im 16. Jahrhundert in Lübeck so eindrucksvoll bewiesen, daß sein Name heute als Synonym für Verschlimmbesserungen steht. Johann Ballhorn brachte einige Bücher auf den Markt, die er so falsch korrigierte, daß er den energischen Widerspruch seiner Leserschaft erregte, die daraufhin den Begriff **verballhornen** prägte.

Aber auch er hatte sicherlich **sein Lehrgeld gezahlt**, was früher wörtlich zu nehmen war, denn die Lehren waren ursprünglich kostenpflichtig, so daß der Lehrling seinem Lehrherrn das Lehrgeld auszahlen mußte. Wieso es mit **seinen Kenntnissen nicht weit her war**, vermag ich nicht zu sagen. Diese Redewendung jedenfalls stammt von der Sitte vieler Handwerkszweige her, daß die frischgebackenen Gesellen einige Jahre als Wandergesellen durch das Land ziehen mußten und dabei ihre Kenntnisse im Handwerk bei fremden Meistern vertiefen konnten.

Weiterhin aus dem Bereich des Handwerks:

- **„Seines Zeichens“** kommt von den Handwerker-Zeichen der Steinmetze und Zimmerleute. Diese markierten mit einem individuellen Zeichen die Stücke, die sie anfertigten. Nach diesen Zeichen wurde hinterher der Lohn ausbezahlt.
- Das Wort **„verbimsen“** hat seinen Ursprung in der Leder- und Pergament-Produktion. Schon in der Antike wurden diese Materialien mit Bimsstein glatt gerieben. Da der Bimsstein dafür sehr energisch eingesetzt werden mußte, man die Haut damit sozusagen prügelte, übertrug man dies in der Redensart auch auf Menschen.
- Daß jemandem **„die Felle fortschwimmen“**, konnte früher eigentlich nur dem Gerber passieren, wenn dieser bei deren Auswaschen nicht richtig aufpaßte. Die Felle mußten sehr sorgfältig ausgewaschen werden, denn die verwendeten

Gerbstoffe, unter ihnen vergorener Urin, müssen zusammen mit den Häuten und den Abfallstoffen so fürchterlich gestunken haben, daß Gerber sich nur am Rand von Ansiedlungen, und zwar in der Hauptwindrichtung, ansiedeln durften, um die anderen Bewohner nicht mit diesen Gerüchen zu belästigen. Wenn man sich nun noch vorstellt, daß offene Abortgruben üblich waren, daß das Abwasser durch offene Rinnen auf den Straßen entsorgt und Waschen als gesundheitsgefährdend angesehen wurde, also die Nasen damals einiges gewohnt waren, bekommt man einen Eindruck von dem außerordentlichen Gestank, den eine Gerberei entwickelte.

- „**Einem Faß den Boden ausschlagen**“ ist ein Mißgeschick, das einem ungeschickten Böttcher geschehen konnte. Wenn er die Reifen auf ein Faß aufschlägt, die die Dauben zusammenhalten, und dabei den Hammer zu energisch einsetzt, kann sich der Boden lösen. Er muß dann neu eingesetzt werden.

- Die Redensart „**pünktlich wie die Maurer**“ ist sogar mit einer spöttischen Geschichte gewürzt. Es soll einmal ein Maurer bei der Arbeit von einem Gerüst in einen Fluß gefallen sein. Er fing an zu schwimmen und kämpfte wie ein Wilder gegen die Strömung an. Zu seinem Unglück läutete die Kirchturmuhre die Feierabendstunde ein, bevor er das Ufer erreichte. Da Maurer beim Feierabend sehr genau sind, hörte er daraufhin sofort mit dem Schwimmen auf und ertrank.

Viele Redewendungen entstanden erst in neuerer Zeit. Der Begriff auf **der Bildfläche erscheinen oder verschwinden** kam erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach der Einführung der Photographie auf. Und die Dampfmaschinen standen Pate für die Begriffe „**toter Punkt**“, „**Dampf machen**“ und „**unter Druck setzen**“.

Eine viel ältere Maschine war die **Tretmühle**, die wirklich ein großes Rad war, in dem Menschen liefen und so für den Antrieb sorgten. Im Bergbau ist dieser Antrieb in Georgius Agricolas „*De re metallica*“ 1556 erwähnt. Wenn Tiere in solchen Rädern liefen, wurden diese Göpel genannt. Wo es möglich war, setzte man aber Wasser- oder Windkraft zum Antrieb ein. **Oberwasser zu haben** war für eine Wassermühle ein echter Vorteil, denn wenn das Wasser von oben auf das Mühlrad traf, war die Energie-Ausbeute erheblich höher. Solche „**überschlächtigen**“ Mühlen konnten aber nur bei einem ausreichenden Gefälle gebaut werden. Am Niederrhein sind die „**unterschlächtigen**“ Wassermühlen häufiger. Strafbar war es, **jemandem das Wasser abzugraben**, was gegnerische Müller bei ihren Konkurrenten hin und wieder gemacht haben sollen. Sie

hatten dann zwar mehr **Wasser auf ihren Mühlen**, doch die andere Mühle stand still. Da die Müllerei aber durch eigene Gesetze reglementiert war, war dies ein Straftatbestand. Der Spruch, **wer zuerst kommt, mahlt zuerst**, ist übrigens auch ein Rechtsgrundsatz, der schon um 1230 im Sachsen-Spiegel erwähnt ist. Er gilt auch für die Windmühlen, die sich genauso wie die Kirchturmfahnen immer **in den Wind drehen**.

Oft war mit der Müllerei auch das Gastwirts-gewerbe verbunden. Die Kundschaft konnte sich so die Wartezeiten vertreiben. Dabei konnte es dann passieren, daß einem **etwas angekreidet wurde**. Die schuldige Zeche wurde mit Kreide auf eine Tafel geschrieben. Ob dies eine Auswirkung auf die Zahlungsmoral hatte, ist nicht überliefert. Man konnte durch Besuch einer Wirtschaft aber auch schnell etwas **auf dem Kerbholz haben**. Das war keine Straftat, wie beispielsweise Zechprellerei, sondern eine Art Holzbrett, auf dem für die verzehrten Getränke Kerben eingeritzt wurden.

Beim Bezahlen sollte man auch tunlichst nicht versuchen, dem Wirt **ein X für ein U vorzumachen**, denn das könnte Ärger erregen. Dies bedeutet nämlich wörtlich, ihm eine 10 für eine 5 weiszumachen (X ist die römische Zahl für 10 und V für 5), und das wäre ja ein Betrug. Vielmehr sollte man ordentlich **blechen und berappen**. Das erstere bezieht sich darauf, daß es auch Münzen aus Goldblech gab, und die zweite Redensart geht auf die schweizerische Münze „**Rappen**“ zurück. In der Schweiz ist diese Redensart aber erst seit kurzem in Umgang.

Weitere Redensarten aus dem **Geldverkehr**:

- **keinen Deut wert sein**; das ist eine kleine Münze mit geringem Gewicht;

- **keinen roten Heller wert sein**; das ist ebenfalls eine kleine Münze, die aus rotem Kupfer geprägt ist;

- **sich etwas einprägen**; dies rührt vom Vorgang der Münzprägung her;

- **Geld herausschlagen** steht für Münzen, die mit der Hand aus dem Rohmetall mit einem Schlagstempel gefertigt werden.

Jemanden **nicht für voll nehmen** leitet sich von der Beobachtung ab, daß manche Münzen weniger wogen als andere. Solche Ungenauigkeiten konnten bei der Handprägung vorkommen oder gar in betrügerischer Absicht erfolgen. Da der Wert der Münze früher gleich dem Materialwert war, war eine solche Münze weniger wert als eine vollwertige. Es war daher durchaus üblich, Münzen zu wiegen. Genauso war es gang und gäbe, Münzen zu teilen. Beim heutigen Geld ist dies kein anerkanntes Verfahren zum Geldwech-

seln mehr, darauf kann ich **Brief und Siegel** geben.

Damit beginnt der Bereich der Redensarten, deren Herkunft **juristischer Art** ist.

Mit Brief und Siegel steht für niedergeschrieben und beglaubigt; genaugenommen nannte man die Urkunden Briefe. Um den Inhalt der Urkunde zu bestätigen, fügte man ein Siegel an. Dazu mußte man allerdings jemanden finden und eventuell auch bezahlen, der das Recht hatte, ein Siegel zu führen. Manche Urkunden sind mit vielen Siegeln bestätigt, zum Beispiel wenn bei dem Rechtsgeschäft viele siegelführende Parteien beteiligt waren. Das merkwürdigste Beispiel dafür ist eine Urkunde zu einem Landfrieden, die im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, liegt. Sie ist mit so vielen Siegeln behängt, daß sie förmlich einen Haufen bilden. Diese Urkunde nennt man dort kurz und bündig „**der Igel**“. Die Siegel sind schon öfter gezählt worden, die Ergebnisse schwanken zwischen 301 und 303 Stück.

Bei manchem Merkwürdigen denkt man spontan, das **geht ja auf keine Kuhhaut**. Auch diese Redewendung bezieht sich auf Urkunden. Das Pergament, auf dem sie geschrieben wurden, stammte vom Schaf oder von der Ziege. Es war ein teures Material, mit dem man sparsam umging. Schaf und Ziege sind im Vergleich zur Kuh aber zierliche Tiere. Damit erklärt sich auch die Redensart: Jemand hat so viel zu erzählen, daß man es auf einem Pergament nicht mehr niederschreiben kann. Kuh-Pergament wurde nämlich nie gefertigt. Ihre Haut wurde generell zu Leder gegerbt, denn sie war für die Pergament-Herstellung zu dick. Schweine-Pergament gab es übrigens auch nicht, es wäre zu fettig gewesen. Man hätte die Tinte niemals auf einem solchen Pergament zum Halten bekommen.

Ich hoffe, daß das, was ich mitteile, **Hand und Fuß** hat, obwohl das früher für Männer wichtiger war. Dieser Begriff spielt nämlich auf eine Körperstrafe an. Sie steht dafür, daß ein Mann kriegstauglich ist. Er brauchte eine Hand, um ein Schwert zu führen, und einen Fuß, um ihn in einen Steigbügel zu setzen und ein Pferd zu besteigen. Vorzugsweise sollten das die rechte Hand und der linke Fuß sein. Im Mittelalter war das Abhauen dieser Körperteile eine besonders schwere Strafe, denn der so Bestrafte konnte hinterher nicht mehr **seinen Mann stehen**, was bedeutet, daß er nicht mehr mit allen Rechten und Pflichten eines Mannes versehen war.

Auch andere Strafen haben sich in Redewendungen gehalten:

- **Gerädert sein** kommt von der sehr schmerzhaften und tödlichen Strafe des

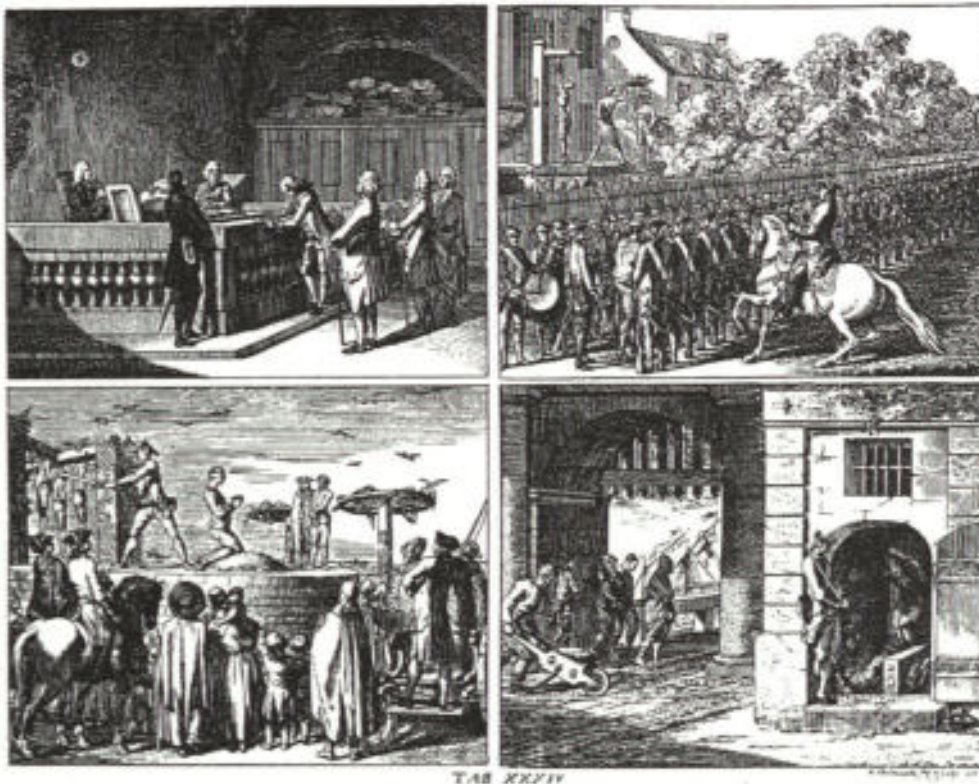


Abb. 4. Gerichtsszene und Darstellung verschiedener schwerer Strafen; Kupferstich von D. Chodowiecki zum Zwecke der Erziehung und Abschreckung

auf ein Rad Flechtens. Dabei wurden dem Delinquenten die Glieder zerschmettert und anschließend wurde er auf einem Rad festgebunden und der Öffentlichkeit zur Schau gestellt. Dies sollte der Abschreckung dienen, hatte aber leider oft den Charakter eines Volksfestes mit gruseliger Showeinlage.

- Wenn man sich früher **um Kopf und Kragen** brachte, dann landete man auf dem Richtblock des Scharfrichters, der einen köpft.
- **Sich selbst einen Strick zu drehen**, endete oft genug am Galgen, es sei denn, man hatte Glück und konnte **seinen Kopf wieder aus der Schlinge ziehen**.
- War jemand **geliefert**, dann war er dem Gericht oder gar dem Scharfrichter ausgeliefert.
- **Etwas dingfest machen**, würde im Amtsdeutsch etwa folgendermaßen heißen: bei Flucht- und Verdunklungsgefahr festsetzen und dem Gericht zuführen, denn „Ding“ bedeutet Gericht und „fest“ steht für festsetzen.

Bevor es einem zum Tode Verurteilten **an den Kragen ging**, gab es eine **Henkers-**

mahlzeit. Durch sie versuchte man, dem Verurteilten den Groll gegen die Strafe zu nehmen. Damit wollte man die noch nicht aufgebrauchte Lebenskraft beruhigen, damit der Tote nicht als Untoter wiederköhre und weitere Untaten begehe. Es sollte ihm also sein Ende **schmackhaft gemacht** werden.

Ab und an konnte ein Verurteilter sich befreien und entfliehen. Heute würde man sagen, er hat **Fersengeld** gegeben. Dies war aber eine Entschädigungszahlung, die ein Ehemann seiner Frau geben mußte, wenn er sie verließ. Ein anderer Rechtsbrauch spiegelt sich in dem Begriff „**etwas ausfressen**“ wider. Wenn Steuern nicht gezahlt wurden, konnte dies durch eine Zwangseinquartierung bestraft werden, die den Auftrag hatte, alles, was sich bei dem säumigen Zahler im Haus befand, aufzufressen und auszutrinken, was es gab. Die Vorräte wurden so lange aufgezehrt, bis der Schuldige bezahlte oder Haus und Hof verließ. Diese Strafe wurde auch nach der Aufhebung des Edikts von Nantes an den Hugenotten ausgeübt, um ihre Macht zu brechen beziehungsweise um sie zu vertreiben.

Eine ähnliche Strafe war, **jemandem auf das Dach zu steigen**. Diese Strafe hat sich aus einer anderen Strafe heraus entwickelt. Wurde jemand geächtet, dann wurde dessen

Haus zerstört. Legte jemand ein sittenwidriges Verhalten in der Ehe an den Tag, dann wurde das Dach seines Hauses abgedeckt. Diese Strafe konnte aber auch bei Leuten angewandt werden, die ihre Schulden nicht zahlten. Sie wurde bis ins 17. Jahrhundert ausgeübt. Waren die Schulden Spielschulden, dann hatte der Gläubiger nur das Recht, seinen Schuldner **bis aufs Hemd auszuziehen**. Frauen drohte bei falschem Verhalten eine Strafe, die sie in ihrer Ehre traf: Der **Ehrabschneider** schnitt ihnen entweder das lange Gewand oder die Haare ab. Dann konnte jeder sehen, daß die **Ärmste Haare hatte lassen müssen**.

Der **Denkzettel**, der heute synonym für sehr Unangenehmes steht, war hingegen nur eine Mitteilung des Gerichts oder eine Vorladung. Der Begriff war wertfrei. Es konnte sich zwar Unangenehmes hinter ihm verbergen, aber auch ein durchaus erfreuliches Urteil zu eigenen Gunsten.

Unangenehm waren hingegen die sogenannten **Gottesurteile**. Bei ihnen sollte Gott über Schuld oder Unschuld des Beklagten befinden. Bei der Art der Handlungen, die dabei gefordert wurden, hätte Gott aber ein Wunder wirken müssen, um die Unschuld des Beklagten zu bezeugen. Der Gottesglaube war aber im Mittelalter so groß, daß man fest davon ausging, Gott werde es nicht zulassen daß einem Unschuldigen ein Leid zugefügt wird. Eines dieser Verfahren war die sogenannte **Eisenprobe**, die Redensart **ein heißes Eisen anfassen** umschreibt sie treffend. **Auf glühenden Kohlen sitzen, wie auf Nadeln sitzen und der Boden brennt mir unter den Füßen stehen** für andere Verfahren, die zur Findung des Gottesurteils eingesetzt wurden. In unserem modernen Rechtsstaat sind wir Gott sei Dank vor solchen Arten der Wahrheitsfindung sicher.

Der Verein für Heimatkunde 2002/03

von Reinhard Feinendegen

Die Verjüngung an der Vereinsspitze schreitet fort. Nachdem die Ämter des Kassenswarts und des Schriftführers bereits in den vergangenen Jahren in jüngere Hände übergegangen waren, fand jetzt auch beim stellvertretenden Vorsitzenden ein Generationswechsel statt. Die Hauptversammlung Anfang April wählte Rechtsanwalt Otto Fricke M.d.B. in dieses Amt. Trotz seines politischen Engagements – er wurde für die F.D.P. in den Deutschen Bundestag gewählt – will er die Vereinsarbeit mittragen. Er ist in Uerdingen groß geworden und seit langem an Geschichte, Stadtentwicklung und Denkmalpflege interessiert. Sein Vorgänger, Dr. Heinz Büsch, der den stellvertretenden Vorsitz über 30 Jahre inne hatte, wurde mit Dank und Anerkennung verabschiedet und als neues Mitglied in den Vereinsrat gewählt. Die gut besuchte Versammlung hörte einen packenden Vortrag von Axel Föhl, dem zuständigen Referenten des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege, der über Krefelder Industriedenkmäler, restaurierte, gefährdete und verlorene, berichtete. Die Kassenprüfer attestierten dem Kassenswart eine solide und erfolgreiche Kassenführung. Wiederwahlen gab es bei Dr. Reinhard Feinendegen (Vorsitzender), Frank Daisel (stellvertretender Schriftführer), Dr. Eugen Gerritz und Dr. Guido Rothhoff (Beisitzer), Robert Claßen, Heiner Kaltenmeier und Paul Wietzorek (Vereinsratsmitglieder) sowie bei den Kassenprüfern Klara Bossmann und Manfred Lüdorf.

Der Verein setzte sich weiterhin für die Markierung wichtiger Stellen des alten Stadtgrundrisses ein: Im Durchgang unter dem Behnisch-Bau ist jetzt auf dem Boden zu erkennen, wo früher einmal das Neutor (oder Uerdinger Tor) stand, und auf der Marktstraße zeigt ein Band aus farbigen Steinen, wo die Grundmauern der nördlichen Hälfte der 1853 erbauten Synagoge vor der Zerstörung 1938 aufragten. Erläuterungstafeln wurden an beiden Stellen angebracht.

Auf Einladung des Vereinsmitgliedes und Trägers des vorjährigen Krefelder Denkmalpreises Berthold Leendertz konnte zur schönsten Jahreszeit ein Besuch im Park des Heilmannshofes, verbunden mit einer Führung durch die ostkirchliche Kapelle Maria Schutz, organisiert werden. Das Echo un-

ter den Mitgliedern war überwältigend (120 Teilnehmer). Auch die Studienfahrt nach Belgien (Alden Biesen) und Holland (Thorn) wurde ein großer Erfolg, obwohl die Post die Einladungen mit arger Verspätung zugestellt hatte.

Der Verein beteiligte sich an der von den städtischen Kulturinstitutionen und ihren Fördervereinen initiierten Aktion „Kultur macht reich“, weil er sich unter anderem als Förderverein für das Stadtarchiv versteht. Die maßgebliche Mitarbeit von Vereinsmitgliedern an Band 4 der neuen Stadtgeschichte, der vor Ostern erschien, darf ebenfalls in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Zusammen mit den Linner Museumsfreunden konnte erfreut festgestellt werden, daß die Initiative zum Bau der Schiffshalle am Linner Museumsbunker inzwischen endlich zum Erfolg geführt hat und die dafür aufgewandten beträchtlichen Vereinsmittel als eine sehr gute Investition betrachtet werden dürfen. Der karolingische Lastkahn wird in Kürze, behutsam restauriert, für die Öffentlichkeit zu besichtigen sein.

Der rührige Arbeitskreis Mundart und Brauchtum machte erneut neben seinen regelmäßigen Treffen durch zahlreiche Aktivitäten von sich reden. Zum Jahr der Bibel führte er unter dem Motto „Min Sieel es voll Freud“ eine gut besuchte Veranstaltung in der Fischelner Markuskirche durch. Auch die Reihe „Erne Morje in Kriewel“ erlebte eine glanzvolle Fortsetzung im Kulturpunkt Friedenskirche. Ein neuer Kalender „Suo kalle de Lüh“ wurde ebenfalls auf den Weg gebracht. Es gelang dem Arbeitskreis – mit Unterstützung der Volksbank –, alle Mundart-Termine zwischen Oktober 2003 und April 2004 (von 14 Veranstaltungen) in einem kleinen Heft zusammenzustellen. Interessante Gespräche sind von dem heimatkundlichen Stammtisch zu melden, der jeweils am letzten Donnerstag im Monat von 18 bis 20 Uhr in Haus Uhlen stattfindet. Der vorjährige „Heimat“-Jahrgang wurde von der Presse und von vielen Lesern mit hohem Lob bedacht. Die Westdeutsche Zeitung schrieb: „Ein literarisches Muss für jeden historisch interessierten Bürger“. Allgemein wurde begrüßt, daß der Band dem verdienten langjährigen Archivdirektor Dr. Guido Rothhoff zum 80. Geburtstag gewidmet war.



Der Vorsitzende Dr. Reinhard Feinendegen zwischen seinem neuen Stellvertreter Otto Fricke (links) und dessen Vorgänger Dr. Heinz Büsch (rechts)

Die finanzielle Situation des Vereins ist stabil – nicht zuletzt wegen der dankenswerten Spendenfreudigkeit etlicher Mitglieder –, aber insgesamt doch angespannt, unter anderem weil die Kosten für die Herstellung unseres Jahrbuches steigen, die Zuschüsse aber geringer werden. Der Stadt Krefeld und dem Landschaftsverband Rheinland gebührt Dank für die weiterhin gewährte Unterstützung. Die Mitgliederzahl ist leicht rückläufig, weil die – meist altersbedingten – Abgänge nicht mehr durch genügend Eintritte ausgeglichen werden. Es gilt, energisch die Werbetrommel zu rühren. Am 1. November 2003 zählte der Verein aber doch noch beachtliche 885 Mitglieder.

Am Schluß soll erneut der herzliche Dank an alle stehen, die sich an Vereinsaktivitäten beteiligen, neue Mitglieder gewinnen oder sonst in der Heimatarbeit tätig sind. Die Leistungen des Vereins, nicht nur in den hier genannten Bereichen, sondern weit darüber hinaus in unzähligen Einzelberatungen sowie in der Mitwirkung in entsprechenden Gremien (Landschaftsbeirat, Denkmalausschuß, Jury für den Krefelder Denkmalpreis) können sich nach wie vor sehen lassen.

Weiter kommen als man denkt.

VR-FinanzPlan sorgt für Ihre finanzielle Unabhängigkeit. Wir berücksichtigen Ihre aktuelle Situation und Ihre künftigen Ziele und entwickeln gemeinsam mit Ihnen eine individuelle Finanzplanung. Selbstverständlich begleiten wir Sie langfristig und passen das Konzept an, wenn sich Ihre Lebenssituation ändert. Schließlich wollen wir, dass Sie Ihre Ziele erreichen – und vielleicht sogar übertreffen. Sprechen Sie mit uns.

**Wir machen
den Weg frei**



www.vobakrefeld.de

**Volksbank
Krefeld eG**



Bücher

Johann Peter Lentzen: Geschichte des Kirchspiels Bockum mit Einschluss der neu errichteten Pfarre Traar im Kreise Crefeld.

Unveränderter Nachdruck der Auflage von 1888 mit einem Beitrag von Elisabeth Kremers

Krefeld: Kronsbein-Verlag 2002 (= Nieder-rheinische Regionalkunde. Forschungen – Bibliografien – Nachdrucke. hrsg. von Stefan Kronsbein, Bd. 1)

Ders.: Gemeinde und Pfarre Fischeln im Kreise Crefeld.

Unveränderter Nachdruck der Auflage von 1860/1862 mit einem Beitrag von Elisabeth Kremers

Krefeld: Kronsbein 2002 (= Nieder-rheinische Regionalkunde, Bd. 2)

Mit den beiden Reprints eröffnet der Verlag eine neue Reihe, für die der Verleger auch als Herausgeber zeichnet. Auf die Fortsetzung darf man gespannt sein und möchte ihm mehr Erfolg wünschen, als seinerzeit dem braven Lentzen (1829 – 91) vergönnt war. Den Nachdruck der drei Büchlein (Fischeln: 1. Teil 1860, 2. Teil 1862; Bockum: 1888) kann man begrüßen und den Autor als gebürtigen Fischelner zugleich eingemeinden. Im Anhang schildert Elisabeth Kremers Leben und Forschungstätigkeit des begabten

Bauernsohns, der als Autodidakt sich seinen historischen Interessen widmete, wirtschaftlich als Verleger, auch seiner eigenen Arbeiten, keinen Erfolg hatte. Johann Peter Lentzen gehört in den breiten Strom der orts- und landesgeschichtlichen Forschung im Rheinland, die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, zunächst durchweg von Nicht-Fachhistorikern getragen, sich mit einer Fülle von Publikationen, Zeitschriften, Geschichtsvereinen Ansehen verschafft hat. Der heutige Leser wird schnell feststellen, daß der Autor wie viele seiner Mitstreiter damals nicht Geschichtsschreibung im Sinne hatte, sondern – weit bescheidener – die Sammlung der historischen Nachrichten und Quellen, welche über die Vergangenheit seiner Gemeinde, seiner Pfarre etc. Auskunft geben konnten. Wo sie sich um Erklärungen und Einordnungen bemühen, vor allem wenn es um vor- und frühmittelalterliche Zusammenhänge geht, ist Vorsicht geboten. Die Bemerkungen von Elisabeth Kremers geben wichtige Hinweise. Insgesamt wird man, will man den heutigen Stand der Forschung kennenlernen, die Beiträge der Krefelder Stadtgeschichte und andere neuere Darstellungen zu Rate ziehen müssen. Dennoch: Man kann seine Freude an dem alten Schriftbild haben und die Gelegenheit nutzen, die Fraktur neu lesen zu lernen; man kann sein Vergnügen haben auch an der – vor allem in den Vorworten – liebenswert gravitätischen Sprache des Verfassers, der sich auf den alten Titelseiten stolz nicht nur als „Mitglied des historischen Vereins für den Niederrhein“ (1860/1862), sondern auch als „Verfasser mehrerer historischer Schriften“ (1888) ausweist. Schließlich wird man sich nicht ohne Gewinn an eine der Wurzeln landesgeschichtlicher Forschung erinnern lassen. Anmerkung. Es verwirrt, daß die Geschichte des Kirchspiels Bockum mit dem 2. Kapitel zu beginnen scheint: „2. Bockum“. Als Er-

klärung bietet sich an, daß Lentzen seine Abhandlung für die von ihm und Lefranc 1889 vorgelegte „Geschichte der Pfarreien des Dekanates Crefeld“ geschrieben hat. Hier erscheint sie an 2. Stelle. 1988 hat er sie offenbar im eigenen Verlag herausgebracht, die Druckerei brauchte nur die Seitenzahlen zu ändern. Man hat aber zunächst wohl vergessen, die Überschrift zu ändern... Ein Exemplar ohne den Zusatz „2.“ befindet sich im Krefelder Stadtarchiv. – Die von Lentzen im Titel vorwiegend genannte und im Vorwort angekündigte Darstellung der von Bockum abgetrennten Pfarre Traar erscheint, anders als vielleicht zunächst geplant, dann in der Geschichte der Pfarreien des Dekanates.

Hn

Michael Brocke, Aubrey Pomerance unter Mitarbeit von Barbara Mattes: Steine wie Seelen. Der alte jüdische Friedhof Krefeld. Grabmale und Inschriften

Hrsg.: Stadt Krefeld. Der Oberbürgermeister/Salomon-Ludwig-Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte.
Krefeld 2003 (= Krefelder Studien, Bd. 11)

Als Band 11 der vom Stadtarchiv herausgegebenen Krefelder Studien wurde im März dieses Jahres die umfangreiche Dokumentation des alten jüdischen Friedhofs an der Heideckstraße vorgestellt, zwei Bände, zusammen an die 700 Seiten, von einem festen Schuber gehalten. In dem ersten, dem Textband, wird zunächst alles Wissenswerte zur Geschichte des in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichenden Friedhofs mitgeteilt. Da die einzelnen Grabsteine mit

buch-krefeld.de

► **Bücherladen am Rathaus GmbH
+ Büchergilde Gutenberg**
Westwall 27, Telefon und Fax 20044
www.buch-krefeld.de

► **Der andere Buchladen GmbH**
Dionysiusstraße 7, Telefon 66842
Fax 611150
E-Mail: info@der-andere-buchladen-krefeld.de,
www.der-andere-buchladen-krefeld.de

► **Fischelner Buchhandlung GmbH**
Kölner Straße 574, Telefon 938180
Fax 938181
www.buch-krefeld.de

► **Hülser Buchhandlung**
Kempener Straße 6, Telefon 730870
Fax 731268
www.buch-krefeld.de

► **Klein'sche Buchhandlung GmbH**
Rheinstraße 133, Telefon 26582
Fax 803323, E-Mail: kleinsche,
buchhandlung@t-online.de
www.buch-krefeld.de

► **Buchhandlung Mennendh**
Rheinstraße 648, Telefon 24595
Fax 601113
E-Mail: mail@mennendoeh-buecher.de
www.mennendoeh-buecher.de

► **Meyers Bücherinsel Uerdingen**
Oberstraße 18, Telefon 49970
Fax 499731
www.meyers-buecherinsel.de

► **Buchhandlung Plaeschke GmbH + Co.**
Rheinstraße 100
Telefon 26879, Fax 804815
www.buchkatalog-plaeschke.de

► **Willicher Buchhandlung + Hör Bar CDs**
Grabenstraße 12, 47877 Willich
Telefon 02154/92880
Fax 02154/928831
www.willicher-buchhandlung.de

KREFELD

ihren Inschriften der eigentliche Gegenstand der Dokumentation sind, wird kurz auch über Formen, Schrifttypen, Schmuckelemente, Symbole informiert. Einen besonderen Eindruck hinterläßt das Kapitel „Die Inschriften und ihre Inhalte“ (S. 33 – 48). An ausgewählten Beispielen wird ein Einblick in Eigenart und Wandel jüdischer Frömmigkeit gegeben. Liest man sich anschließend in die Übersetzungen der zunächst stets hebräischen Inschriften ein, meint man die Sprache der Psalmen zu hören: Der Verstorbenen und ihres je eigenen Lebens wurde in überlieferten, doch immer variierten Formen gedacht. Den größten Raum der Dokumentation nehmen eben diese Inschriften ein. Der Bildband hält sie Stück für Stück fotografisch fest, parallel in chronologischer Reihenfolge. Die gewissenhafte Quellenedition gibt die wichtigsten Daten zu den Grabsteinen, bringt einen Zeilenkommentar zu den Inschriften und die greifbaren Informationen über die Verstorbenen und deren Angehörige samt zusätzlicher Quellen. Zahlreiche Verzeichnisse erschließen das ausgebreitete Material, ein Lageplan, in den die einzelnen Grabstätten eingetragen sind, ist beigelegt. Der Detailforschung zur Geschichte der jüdischen Bürger Krefelds dürfte reichhaltiges Material bereitstehen. Unbescheiden, wie man angesichts der vorgelegten Dokumentation wird, möchte man wünschen, daß die Arbeit fortgesetzt wird: „Die anderen jüdischen Fried-

höfe Krefelds“ (S. 48 – 58), der neue Friedhof an der Alten Gladbacher Straße, die Überreste in Linn oder in Hüls möchten irgendwann zu ihrem Recht kommen. Das Ganze aber: Unsäglich bedrückend – wann dokumentiert man schon Friedhöfe?

Hn

Werner Mellen: Juden in Krefeld-Hüls. Gegen das Vergessen.

Mit einem Beitrag von Ingrid Schupetta: „Deportationsziel Riga“
Krefeld: Kronsbein-Verlag 2003 (= Niederrheinische Regionalkunde, Bd. 3)

Mit dem neuen Bändchen beleuchtet der Hüls'er Geschichtsschreiber eine weitere Facette der Vergangenheit seiner Heimatgemeinde. Zu Beginn der Nazizeit lebten in Hüls 51 Juden, 30 von ihnen wurden ermordet (6 waren vor Beginn der NS-Aktionen verstorben), nur 15 überlebten. Ihnen allen wird hier ein würdiges Denkmal gesetzt. In der Mitte des Buches finden sich die biografischen Daten der früheren Hüls'er Bürger, um die erreichbaren Details vermehrt. Zeugnisse über die Zerstörungen in der Reichskristallnacht und die Deportationen sind vorgelegt. Materialien zur Geschichte der Juden und ihrer Gemeinde in Hüls seit dem

17. Jahrhundert folgen, sie werden beschlossen mit einer Dokumentation des Friedhofs. Leider verzeichnet diese nur die dort Bestatteten mit ihren Lebensdaten, nicht die Grabinschriften, wie es die oben besprochene Publikation über den jüdischen Friedhof an der Heideckstraße so eindrucksvoll geleistet hat. Vielleicht lassen sich diese letzten Zeugnisse jüdischen Glaubens bei Gelegenheit nachtragen. Den Band beschließt der im Titel angekündigte Beitrag von Frau Schupetta. Noch einmal wird das Grauen jener Tage spürbar, es ist kaum noch zu ertragen.

Hn

Rudolf Hirsch: Aus einer verlorenen Welt

Hrsg. von Walter Nowojski, Berlin 2002

Rudolf Hirsch, gebürtiger Krefelder des Jahrgangs 1907, Jude, Kommunist, Emigrant, Publizist, veröffentlichte im Jahr 1985 den autobiografisch geprägten Roman „Patria Israel“. Schon damals erhielt er u. a. aus Krefeld die Anregung, unverschlüsselt über sein bewegtes Leben zu berichten. Andere Projekte drängten sich jedoch vor. Nachdem Rudolf Hirsch erst im Januar 1997 mit der Aufzeichnung seiner Erinnerungen beginnen

Ihre Kompetenz-Zentren

TÖLKE & FISCHER



Audi Zentrum
Krefeld

Audi Gebrauchtwagen
Zentrum Krefeld



Volkswagen Zentrum
Krefeld

Volkswagen Gebrauchtwagen
Zentrum Krefeld

Volkswagen Nutzfahrzeug-
zentrum Krefeld

Porsche Zentrum
Willich



konnte, war es ihm nicht vergönnt, dieses Buch zu vollenden. Mitten in der Arbeit starb er. Materialsammlung und Notizen lagen brach, bis Walter Nowojski, der Herausgeber der Klemperer-Tagebücher, sich ihrer in einer behutsamen Bearbeitung annahm.

Die Erinnerungen Rudolf Hirschs beschreiben schwerpunktmäßig die Zeit bis 1949. Der Autor erzählt von einer glücklichen Kindheit in einer jüdisch-deutschen Kaufmannsfamilie. Die „verlorene Welt“ zwischen dem Schuhhaus Hirsch an der Hochstraße und der Sommerdylle am Stadtwald ist aber nicht ausschließlich nostalgisch geprägt. Hirsch berichtet von latentem und offenem Antisemitismus, der ihm seine Schulzeit im Gymnasium am Moltkeplatz vergällte. Die Gesellschaft der „goldenen Zwanziger“ zerfiel in seiner Wahrnehmung in den Bereich der „Feinen und Vornehmen“, der Seidenbarone und mennonitischen Herrschaften, und den der Arbeiter und kleinen Angestellten. An seiner Parteinahme für die Klasse der Unterdrückten lässt er auch in seinen Erinnerungen keinen Zweifel. Liebevoll gerät ein kleines Porträt des Herzensbruders Aurel Billstein.

Sein unbeirrbares Engagement für die Sache des Kommunismus führte Rudolf Hirsch in die Emigration. Als Jude hatte er schließlich kaum eine andere Möglichkeit als nach Palästina zu gehen. Sein Aufenthalt dort war jedoch immer als Provisorium gedacht. So-

bald wie möglich versuchte er nach Deutschland zurückzukehren. Als die Briten dem Kommunisten den Zuzug in seine Heimatstadt Krefeld verwehrten, fand er Aufnahme in Ost-Berlin.

Leider konnte Rudolf Hirsch nicht mehr selber schildern, wie die Geschichte weiterging. Das Buch endet mit einem längeren Text von Walter Nowojski, der aufgrund der Bekanntschaft mit Rudolf Hirsch sowie nachgelassener Schriften und Dokumente einen sachlichen Bericht über die 49 Jahre abgibt, die Rudolf Hirsch als Publizist in Berlin gelebt hat – trotz aller Popularität ein Außenseiter auch dort: als ehemaliges Mitglied der parteiübergreifenden Widerstandsgruppe „Neu beginnen“, als Bruder der in Stalins Reich verschollenen Liesel Freund geb. Hirsch, als West-Emigrant und als Jude wurde er von Politbüro und SED nie zurückgeliebt.

Ingrid Schupetta

**Stephan Kraus (Hrsg.):
Krefeld 33 – 45**

Das Buch zur Filmdokumentation. Krefeld-Uerdinger: VT Dembach 2003

Nach dem Film mit gleichem Titel, der 2002 auf Videokassette erschien, legt Stephan Kraus nun eine 92seitige Broschüre vor, die

den Text aller von ihm geführten, in den Film nur gekürzt oder gar nicht aufgenommenen Interviews in voller Länge enthält. Der Leser erhält nützliche Zusatzinformationen; das Gesamtbild der NS-Zeit in Krefeld bleibt aber recht fragmentarisch. Außerdem haben sich einige Fehler eingeschlichen, weil die Interviewpartner keine Gelegenheit hatten, Korrektur zu lesen. Trotzdem kann das Heft empfohlen werden, weil es einen sehr persönlichen Zugang zu dieser Epoche bietet und weil – vor allem – zahlreiche aussagekräftige Abbildungen die Texte ergänzen.

Fd.

**Elisabeth Kremers: Die Nacht, in
der Krefeld unterging.
22. Juni 1943.**

Deutsche Städte im Bombenkrieg, Gudensberg-Gleichen: Wartberg-Verlag 2003

**Joachim Lilla – Manfred Vollmer:
Mein Krefeld**

Leipzig: Stadt-Bild-Verlag 2003

Die beiden Bücher – beide leider nicht immer fehlerfrei – setzen die sich offenbar un-

Heizung • Lüftung • Sanitär

GmbH & Co.
Gebr. Lorenzen

47799 Krefeld • Uerdinger Str. 10 -12 • Ruf 0 21 51 / 85 58-0

Auf unseren Service
können Sie bauen.

bekümmert fortzeugende Reihe der Fotobücher über unsere Stadt fort. Die Zerstörungen des II. Weltkriegs werden immer unbegreiflicher: Die wiederholt vorgelegten Bilder lassen die Erinnerung nicht zur Ruhe kommen. Ganz anders natürlich der Eindruck bei der Betrachtung des glanzvollen Bildes unserer Stadt, das im Zusammenhang der Neueröffnung einer großen Buchhandlung präsentiert wird. Auch hier aber Irritation: Wo kommt all dieser Glanz her? Sieht man genau hin, erfährt man, wie die Stadt vor der Zerstörung ausgesehen haben könnte. Außer Stadthaus, Rathausplatz, Buch Habel hat sich da seit Kriegsende offenbar nichts getan. Kein Behnisch-Bau, kein Stadttheater, kein Seidenweberhaus (das man angesichts der drohenden Hochglashausbebauung des Theaterplatzes schleunigst unter Denkmalschutz stellen sollte) etc. Und die Krefelder haben gewiß nichts anderes zu tun, als in den Zoo zu gehen, auf die Rennbahn, in den Stadtwald, oder mit dem Schluff zu fahren. Der Berichterstatter muß feststellen: „Sein“ Krefeld sieht anders aus – es ist auch nicht zum Verschenken.

Hn

Helmut Vinzent: Luftschiffe über Krefeld gestern und heute

Zeitungen, Fotos und Postkarten erzählen. Krefeld: Niederrhein-Verlag 2003

Helmut Vinzent läßt seinem Aufsatz in der „Heimat“ (Jg. 69, 1998) nun ein 84seitiges, querformatiges Buch folgen, in dem er aus seiner umfangreichen Sammlung von Zeppelin-Bildern und -Berichten all das veröffentlicht, was sich auf Krefeld bezieht. Vorab klärt er den Begriff „Luftschiff“ – es gibt starre, halbstarre und unstarre (sogenannte Blimps) – und erläutert die damit verbundene Technik. Es folgt eine chronologische Darstellung, die mit den ersten vier Luftschiffen am Niederrhein (1909) beginnt und mit Reklame-Blimps endet, die im Jahre 2000 im Fischelner Stadtpark und auf dem Egelsberg Station machten. Dazwischen liegen die Überfliegungen Krefelds durch die großen Zeppeline „Schwaben“ – mit Passagierdienst – (vor dem Ersten Weltkrieg) und „Hindenburg“ (in den 30er Jahren) und zahlreicher anderer. Die Presse berichtete regelmäßig, Bildreporter waren zur Stelle

(anfangs mit Fotomontagen), die Bevölkerung nahm begeistert Anteil. Davon ist in diesem Buch ausführlich zu lesen. Zahlreiche reizvolle Details werden ausgebreitet und nehmen den Leser mit in vergangene Zeiten. Für Freunde der Stadtgeschichte wie für Freunde der Luftschiffahrt gibt es viel Interessantes zu erfahren und zu betrachten.

Fd.

Peter Dohms: Die Selige Hildegunde als Symbolfigur der Stadt Meerbusch

Zur historischen Tradition und ideellen Bedeutung von Kloster Meerbusch 2002 (= Im Rheinbogen. Schriftenreihe des Heimatkreises Lank, Bd. 10)

FH Köln/Fakultät für Architektur/ Institut für Baugeschichte und Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein Meerbusch e.V. (Hrsg.): Haus Meer in Meerbusch.

Dokumentation und Analyse (Meerbusch/Köln o.J.) (= Schriftenreihe des Geschichtsvereins Meerbusch Nr. 3; Schriftenreihe der FH Köln/Fakultät für Architektur etc. „Angemerkt“ Heft 7)

Der Titel des beachtenswerten Bändchens von Peter Dohms macht bereits darauf aufmerksam, daß es nicht allein um die Erzählung einer Heiligenlegende geht, daß vielmehr zugleich das Selbstverständnis der jungen Stadt Meerbusch (seit 1970) in Rede steht. Sorgfältig werden die Zeugnisse zusammengesammelt, vom Entstehen des Klosters über die späte Entfaltung der Verehrung der um 1186 gestorbenen, offenbar sehr tatkräftigen Gründerin bis hin zu dem Plan, die verehrungswürdige Heilige (ohne Heiligsprechung) aus Anlaß des 800. Todestages zur Stadtpatronin zu erheben. Aus dem Vorhaben wurde nichts, die Gründe sind nicht leicht zu durchschauen, scheinen eher unbedeutend gewesen zu sein, also wichtig genug für heftige Streitereien. Mit der lebhaften Diskussion, wie die Stadt mit Haus Meer und den Überresten des Klosters in

Zukunft zu verfahren gedenke, bleibt die als Patronin verschmähte Äbtissin lebendig. Glücklicherweise ist es nicht bei der Diskussion geblieben: Die politisch Verantwortlichen entschlossen sich vor zwei Jahren, eine gründliche Bestandsaufnahme in Auftrag zu geben. Deren Ergebnis ist die genannte „Dokumentation und Analyse“, eine aufwendige und sehr lesens- bzw. anschauenswerte Publikation. Die überlieferten Quellen, die Ergebnisse früherer Grabungen, die Überreste der Bauten, aufstehend oder im Boden, wurden dokumentiert, die Gartenanlagen nicht vergessen. Die Stadt Meerbusch kann nun auf einem soliden (denkmalrechtlichen) Fundament an die weiteren Planungen gehen. Man darf gespannt sein, wie sie mit ihrem historischen Erbe verfährt. Der geschichtlich Interessierte erhofft sich von den zu erwartenden neuen Grabungen genauere Auskünfte über die römische Besiedlung des Platzes und über eine mögliche Siedlungskontinuität bis ins Mittelalter.

Hn

Robert Rameil (Hrsg.): Auswandererbriefe aus Minnesota, Missouri, Nebraska und Pennsylvania

Emigrant letters from Minnesota, Missouri, Nebraska and Pennsylvania

Hrsg. im Auftrag des Geschichtsvereins Meerbusch e.V. Meerbusch 2002 (= Schriftenreihe des Geschichtsvereins Meerbusch Nr. 2)

Die vorliegende Publikation vereinigt eine Reihe von Briefen, welche im wesentlichen von Auswanderern aus Osterath und Heerdt in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben wurden. Die Überlieferung mag dem Zufall zu danken sein, die Erforschung unter sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten bietet sich sofort an, zumal vergleichbare Überlieferungen leicht erreichbar scheinen (Literaturverzeichnis, S. 156 ff.). Die Briefschreiber sind Bauern, Farmer, die von ihrem neuen Leben erzählen: Was in den Familien passiert ist, wie man mit den neuen Lebensverhältnissen zurechtkommt usw. Keine Frage, man muß hart arbeiten, nicht weniger als zu Hause, dafür lohnt es sich aber offenkundig weit mehr. Die Auffor-

ALLES WAS **LICHT** IST . . .

KREFELD · DRIESSENDORFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62

AUGUST



FRANK
DAS LICHTHAUS

derung an die Zurückgebliebenen nachzukommen, ist immer wieder zu hören. Man hält Kontakt zu anderen Auswanderern und zur Kirchengemeinde, ist erfreut darüber, daß sich die Regierung um Religionsangelegenheiten nicht kümmert, vor allem angesichts der „Kirchenverfolgung in Preußen“ (S. 39), vermerkt zustimmend, daß die Frauen deutlich mehr Rechte haben, vor allem auch dann, wenn einmal „die Kahr verfahren“ ist (S. 31). Über die Geschehnisse in Europa ist man wohl informiert. Der Leser gewinnt also ein lebendiges Bild von den kleinen Leuten, die sich seinerzeit zur Auswanderung genötigt sahen, und erinnert sich, daß ein nicht geringer Teil des neuen Amerika dem alten Deutschland entstammt. Die Publikation dient dementsprechend mit den Übersetzungen ins Englische auch den Nachfahren der Auswanderer in die Vereinigten Staaten.

Hn

Arie Nabrings: Die Dülkener Narrenakademie

Düsseldorf: Droste-Verlag 2003

Muß man es nicht bedauern, daß Historiker es immer so genau wissen wollen? Wie beeindruckend wäre es, wenn es bei dem einstimmigen Beschluß des Senats der Dülkener Narrenakademie „am 4. März 1950“ (S. 11) geblieben wäre, das Gründungsjahr auf 1454 festzulegen! Doch der Geschichtsschreiber, selbst als Rector magnificus vicarius in die höchsten Narrenränge aufgestiegen, kann nicht aus seiner Haut und nicht einfach die Eselsohren aufsetzen. So versucht der Verfasser hinter die oft mehr als dubiose Geschichte der berühmten Narrenvereinigung zu kommen. Kirchliche Hintergründe – es gab in Dülken ein Kreuzherrenkloster, in dem studiert werden konnte – und die Nähe Kölns sollen ihre Rolle gespielt haben, eine Blütezeit dürften Aufklärung und Franzosen heraufgeführt haben. 1828 wagte man es sogar, dem Geheimrat zu Weimar das närrische Doktordiplom anzubieten, was dieser mit der eigenhändigen Notiz „Rheinische Absurditäten“ (S. 45) auf sich beruhen ließ. Ohne daß die Tradition im 19. Jahrhundert abgerissen wäre, ging es 1937 wieder so recht an die Arbeit, diesmal im Zusammenhang mit dem Karneval. In der langen Li-

ste der Doctores humoris causa befinden sich viele, die einschlägig aufgefallen sind, erwähnt werden soll hier wenigstens der Dr. h.c. Berti Vogts. Der mit sichtlich Begeisterung zusammengestellte Band, liebevoll und reichhaltig ausgestattet, beschreibt alle möglichen Facetten des närrisch-(k)akademischen Treibens. Ein vorzügliches Resümee beschließt die Darstellung, bevor man an den lesens- und ansehenswerten Anhang geht. Gloria tibi Dülken!

PS: Der Krefelder Fastrachtshistoriker Rudi Neuhausen (s. u.) bringt die Dülkener Akademie mit einer 1381 durch den Klever Grafen gegründeten adligen „Gecken-Gesellschaft off compagnions des folts“ in Verbindung. Der Senat zu Dülken sollte neu beschließen!

Hn

Ludwig Hügen: „Operation Granate“.

Die Besetzung der Städte M.-Gladbach, Rheydt, Viersen und Krefeld-Uerdingen durch amerikanische Panzerdivisionen und der Panzerkampf in Schiefbahn am 1./2. März 1945
Willich-Schiefbahn 2002

Vor beinahe 30 Jahren veröffentlichte Ludwig Hügen in der Schriftenreihe des Kreises Kempen-Krefeld (Bd. 18) sein Buch „Der Krieg geht zu Ende. Niederrheinische Berichte zur Operation Grenade 1945“. Eine „überarbeitete Neuauflage“, so im Vorwort, legt der Verfasser jetzt vor. Es handelt sich allerdings um eine in vielem veränderte neue Darstellung. Ziel scheint gewesen zu sein, sich diesmal auf kriegs- und waffentechnische Details einerseits, das Schicksal Schiefbahns andererseits zu konzentrieren. Für die meisten Ortschaften zwischen Köln und Kleve wird man auf die ältere Untersuchung zurückgreifen müssen (ein Ortsregister fehlt diesmal). Der eigentliche Mittelpunkt der neuen Arbeit ist ein vor allem auch für die Amerikaner verlustreiches Panzergefecht in Schiefbahn. Es entsteht ein eindrucksvolles, infolge der Brutalität der Auseinandersetzung durchaus abstoßendes Bild (vgl. vor allem den späteren undatierten Bericht eines deutschen Unteroffiziers S. 104 – 108), die Zahl der Opfer unter den Soldaten auf beiden Seiten und in der Zivilbevölkerung war erheblich. Insgesamt hat man den

Eindruck, daß die Distanz des Autors zu dem Geschehen vor beinahe 60 Jahren mit dem Abstand eher abnimmt – eine Erfahrung, die auch der Berichtstatter im eigenen Geschichtsunterricht hat.

Bedauerlich ist, daß diesmal auf die Wiedergabe der Fotografien im ganzseitigen Format des Vorgängerbandes verzichtet wird: Sie werden so zu Illustrationen des Textes, die ihre alte Aussagekraft nicht bewahren können. Eine weitere kritische Anmerkung sei gestattet. Das Buch hätte ein ruhiges und sorgfältiges Lektorat verdient gehabt, das vor allem auch die Regeln geschichtswissenschaftlicher Arbeit (Nachweise bei Zeitzeugenberichten, Fotos, Sekundärliteratur, einheitliche Behandlung von Zitate u. a.) beachtet hätte. Lesenswert bleibt es allemal.

Hn

Christoph Dautermann: St. Vitus Oedt.

Festschrift zum 100jährigen Kirchenbaujubiläum

Krefeld 2003 (Hrsg. von der Katholischen Kirchengemeinde St. Vitus Oedt)

Peter Dohms unter Mitarbeit von Wiltrud Dohms und Dietmar Janssen: Kevelaerer Marienwallfahrt 1642 – 1995

Köln: Rheinland-Verlag 2002 (= Geschichtlicher Atlas der Rheinlande. Beiheft XI/11 = Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XII. Abteilung 1b Neue Folge. 8. Lieferung)

Geschichte im Bistum Aachen, Band 6, 2001/2002

Neustadt a.d.Aisch: 2002 Schmidt (Hrsg. vom Geschichtsverein für das Bistum Aachen e.V.)

Die drei hier zusammengebundenen kirchengeschichtlichen Veröffentlichungen berühren in ganz unterschiedlicher Weise die Ge-

ALLES WAS LICHT IST . . .

KREFELD · DRIESSENDORFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62

AUGUST
A
F
FRANK
DAS LICHTHAUS

schicke unserer Stadt. Über die Nachbarschaft Oedts hinaus wäre darauf zu verweisen, daß der große Turm von St. Vitus von demselben Architekten erbaut wurde wie die Josefskirche in Krefeld: Caspar Clemens Pickel. Die vorgelegte Festschrift bietet im übrigen einen vorzüglichen Einblick in eine Epoche, die wie kaum eine andere mit ihren Kirchenbauten das Erscheinungsbild der Orte am Niederrhein verändert hat, nicht lange vor dem Beginn der sogenannten Moderne. Daß inzwischen vieles, was seit dem Krieg als unmodern und den geistlichen Bedürfnissen nicht entsprechend verworfen wurde, wiederentdeckt wird, mag man am Beispiel von St. Vitus in Oedt studieren. – Krefelder sind nach Kavelaer gepilgert, seit langem und immer wieder. Das wird im 4. Band der Stadtgeschichte nicht verschwiegen und ist nun im Geschichtlichen Atlas der Rheinlande nachzuvollziehen. Wichtiger vielleicht ist die vorzügliche und kenntnisreiche Einführung von Peter Dohms, die Katalog und Atlasteil einleitet. – Die Geschichte des Bistums Aachen ist sicher nicht nur für die Katholiken Krefelds von Belang, wenn zum Beispiel Themen behandelt werden, die in die Vorzeit der ja immer noch jungen Diözese zurückführen, in die Zeit Ottos III. oder der Jesuiten in Aachen und im Rheinland oder in die Jahre des französischen Bistums. Der sogenannte Rheinische Reformkreis (1942 – 1955), eine um innerkirchliche Reform bemühte Gruppe vornehmlich von Priestern, am bekanntesten vielleicht Josef Thomé (1891 – 1980), hatte zahlreiche Beziehungen nach Krefeld, ohne daß die Zusammenhänge unmittelbar klar würden. Die „Zusammenstellung der Aachener Mitglieder“ (S. 339 ff.) nennt z.B. den an St. Anna tätigen Wilhelm Dornseifen, der am 22. Juni 1943 umgekommen ist, den 1911 in Krefeld geborenen Theologen Prof. Dr. Werner Maria Theodor Keuck (gest. 2003), den Historiker

Professor Dr. Johannes Ramackers, den Kaplan an St. Dionysius Stefan Weckauf. Kontakt gesucht wurde u.a. zu den Religionslehrern Dr. Besouw und Dr. Blaß, zu dem „Dichter und freien Künstler“ Dr. Adolf Giesen (gest. 1945), dem Organisten Heinz Tebarth (S. 317 – 319, Anmerkungen).

Hn

Lilia Wick: Geschichte der Frauen in Kempen

Arbeit, Bildung und Öffentlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2003

Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Geschichte der Frauen in den bisherigen Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte eher stiefmütterlich behandelt wurde, initiierte der Kempener Geschichts- und Museumsverein im Jahre 2000 ein Projekt, das diese Forschungslücke schließen sollte. Das Ergebnis der Arbeit, mit der die Historikerin Dr. Lilia Wick beauftragt wurde, liegt nun vor. Das Werk behandelt den Zeitraum vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, eine Periode, in der das Leben der Frauen, bedingt durch wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Umwälzungen, umfassende Veränderungen erfuhr. Auf 350 Seiten stellt die Autorin eingehend dar, welche Bedeutung auch der weibliche Teil der Bevölkerung für die Entwicklung der Stadt Kempen hatte. Auf umfassendem Quellenstudium fußend, wird kenntnisreich und detailliert vermittelt, welche Rolle die Frauen in der Gesellschaft einnahmen und wie sich das Frauenleben in der Vergangenheit gestaltete. Anhand der drei großen Kapitel „Frauenarbeit“, „Mädchenbildung und Frauen in Bildung und Erziehung“

sowie „Frauen im öffentlichen Leben“ wird deutlich, dass es durchaus Bereiche gab, in denen Frauen wichtige und eigenständige Funktionen übernahmen, obwohl die Dominanz der Männer in einer männlich orientierten und geprägten Gesellschaft immer wieder erkennbar wird.

Das gut lesbare und ansprechend bebilderte Buch ist nicht nur eine wichtige Ergänzung zur Kempener Ortsgeschichte, sondern bietet darüber hinaus einen exemplarischen Einblick in die Welt der rheinischen Städte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Burkhard Ostrowski

Clemens Reinders: Damals am Niederrhein.

Private Fotografien 1900 bis 1960

Duisburg: Mercator-Verlag 2003

Die Zahl der Fotobilderbücher wächst beständig. Man ist geneigt zu vermuten, daß damit ein Einschnitt angezeigt wird: Die „private Erinnerungsfotografie“ (S. 5), deren Produkte im Fotoalbum oder in der Zigarrenkiste aufbewahrt sind, wird durch die neuen technischen Möglichkeiten ergänzt und wohl zum Teil auch abgelöst. Das hier anzusehende niederrheinische Familienalbum – mit einigen Bezügen zu Krefeld – liest sich mit Vergnügen. Der Herausgeber schickt den Bildern eine kenntnisreiche Einführung voran: „Die Poesie der Schnappschüsse“. Es folgen um die 260 Fotos. Nach 15 Themen geordnet werden sie vor dem Betrachter ausgebreitet. Sie entstammen im wesentlichen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und sind erkennbar Zeugnisse einer vergangenen Zeit. Die niederrheinische Welt ist hier ländlich geprägt, meist bäuer-

Neuer Verlag ??? Neue Bücher !!!



FRITZ HUHNEN: Schöpfung und Sündenfall – 12 Blätter des rheinischen Künstlers aus Privatbesitz. Mit einer Hinführung von Adolf Düppengießer, Kunstmappe mit Einführungsblatt und 12 Kunstdrucke, Krefeld 2000; Preis: € 49,00

FRITZ HUHNEN: Gute, Böse und Krefelder – Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage mit einem einführenden Beitrag von Heinz-J. Ingerpfeils, 200 Seiten, Textzeichnungen, Krefeld 2001; Preis: € 14,80

JOHANN PETER LENTZEN: Geschichte des Kirchspiels Bockum mit Einschluß der neu errichteten Pfarre Traar im Kreise Krefeld – Unveränderter Nachdruck mit einem Beitrag von Elisabeth Kremers, 52 Seiten, Krefeld 2002; Preis: € 8,00

JOHANN PETER LENTZEN: Die Gemeinde und Pfarre Fischeln im Kreise Krefeld – Unveränderter Nachdruck mit einem Beitrag von Elisabeth Kremers, 200 Seiten, 1 Kartenbeilage, Krefeld 2002; Preis: € 14,00

NEU !! **WERNER MELLEN:** Juden in Krefeld-Hülz – Gegen das Vergessen. Mit einem Beitrag von Ingrid Schupetta: „Deportationsziel Riga“, 144 Seiten, 60 Abbildungen, 1 Beilage, Krefeld 2003; Preis: € 10,00

In Vorbereitung: **FRIEDRICH G. HERRENKOHL:** Flora von Kleve – Nachdruck der Ausgabe von 1871 mit einer Kommentierung von Ekkehard Foerster, 120 Seiten, Abbildungen, Krefeld 2003; Preis: € 10,00

Zu beziehen über: Verlag Stefan Kronsbein

Buschstraße 327, 47800 Krefeld, Telefax: 02151 – 158261, Email: kronsbein@aol.com oder jede Buchhandlung

lich. Wer nahm auch schon den Fotoapparat mit in die Fabrik, ins Bergwerk, ins Kriegsgefangenenlager ... ? Schnappschüsse fürs Familienalbum waren überdies ja in der Regel dazu da, den glücklichen Augenblick festzuhalten. Allerdings, wer hinter die Oberfläche der Bilder zu blicken vermag, kann sich eine Fülle von durchaus gemischten Lebensgeschichten – wie auch anders? – vorstellen. Ein Foto fällt aus dem Rahmen, wirkt fremd und verstörend (S. 95): Wie in einer Weihnachtsskrippe liegt ein kleiner Junge, ein Säugling noch, in seinem kleinen weißen Sarg, der nun seine Wiege ist. Links und rechts knien seine beiden kleinen Schwestern, wie Kommunionkinder gekleidet, die Hände gefaltet, Engel; „Auf Wiedersehn“ die Aufschrift. Wie die Alten den Tod gebildet ...

Hn

Wolfgang Cilleßen: „Altäre für das Vaterland“

Der Niederrhein als national-patriotische Denkmallandschaft

Wesel: Selbstverlag des Stadtarchivs 2002 (= Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel, Bd. 25)

Die materialreiche Arbeit, entstanden in Fortführung von Untersuchungen, welche im Zusammenhang der Weseler Ausstellung des Jahres 2000 „Heimatliebe & Vaterlandstreue. Niederrheinische Museen vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus“ begonnen wurden, vermittelt ein eindrucksvolles Bild „nationalpolitischen“ Eifers im Regierungsbezirk Düsseldorf (in den Grenzen von 1887) während der wilhelminischen Zeit. Beachtlich die Dokumentation im Anhang (S. 266 – 309). Mit der Zuspitzung im Sinne der politischen Hochstimmung der Zeit hat der Autor ein Netz ausgeworfen, in dem sich die Epoche eindrucksvoll einfangen läßt. Daß Krefeld

gebührend berücksichtigt ist, verrät ein Blick in Dokumentation und Register: Man war in allen Belangen auf der Höhe der Zeit. Auch vom Schicksal der Denkmäler bis in die Zeit der Bundesrepublik wird gehandelt. Daß der uns verbliebene Bismarck-Sockel zwischenzeitlich wenig nationalpatriotisch besetzt wurde, wenn auch wohl durchaus im Sinne politischer Aufklärung, ist dem Verfasser verständlicherweise entgangen. So wenig man sich in der Weimarer Zeit auch in Krefeld vom nationalen Getöse verabschieden konnte, es bleibt festzuhalten, daß die Befreiungsfeier Anfang 1926 nach dem Abzug der Besatzungstruppen am Seyffardt-Denkmal auf dem (verlängerten) Ostwall stattfand und der Oberbürgermeister Dr. Johansen eine ausgesprochen maßvolle, besonnene Rede hielt. Für nationalistisch-revanchistische Töne war damals der Herausgeber dieser Zeitschrift Dr. Rembert zuständig (vgl. seinen Beitrag im 5. Jahrgang 1926, S. 3 f.). Das Buch vermittelt einen beachtlichen Eindruck von der Mentalität des preußisch dominierten Kaiserreiches. Ein Blick über die Grenzen dürfte allerdings bald klarmachen, daß auch bei der Begeisterung für Denkmäler von einem deutschen Sonderweg kaum gesprochen werden kann.

Hn

Markus Dreist (Hrsg.): Die Düsseldorfischer Bezirksregierung zwischen Demokratisierung, Nazifizierung und Entnazifizierung.

Eine staatliche Mittelbehörde an der Schnittstelle zwischen Verwaltung und Politik. Essen: Klartext-Verlag 2003

Der anzuzeigende Band faßt die Vorträge und Diskussionsergebnisse einer Expertentagung „Die Düsseldorfischer Bezirksregierung zwischen Demokratisierung, Nazifizierung

und Entnazifizierung“ zusammen, die auf Einladung von Regierungspräsident Jürgen Büssow im Februar 2002 im Düsseldorfischer Regierungsgebäude stattfand, wobei die Düsseldorfischer Bezirksregierung nicht eine beliebige Verwaltungsbehörde ist sondern traditionell den deutschlandweit einwohnerstärksten Regierungsbezirk verwaltet.

Kompetente Referenten leisteten ihren Beitrag, die Zeit vor und nach dem Nationalsozialismus wurde bewußt mit einbezogen, um die politischen und administrativen Handlungsstränge in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Toni Pierenkemper untersucht unter dem Thema „Politik und Wirtschaft an Rhein und Ruhr in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ zunächst die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen des behandelten Zeitraums.

Gerd Krumeich arbeitet überzeugend die schwerwiegenden Auswirkungen der französisch-belgischen Ruhrbesetzung auf das Gefüge der staatlichen Verwaltung heraus. Der 1923 erfolgten Delegitimierung der staatlichen Verwaltung kann man durchaus die in den Jahren nach 1933, wenngleich unter anderen Vorzeichen, erfolgte Delegitimierung der Verwaltung, strukturell durch die dem Nationalsozialismus inhärente Polykratie, organisatorisch durch Aushöhlung der Behörden und Schaffung zahlloser Sonderbehörden, gegenüberstellen. Den „Umbruch 1933/34 auf der Düsseldorfischer Ebene der staatlichen Mittelinstanz“ stellt Kurt Düwell vorwiegend unter personellen Aspekten heraus. Unter dem Titel „Konjunkturritter?“ untersucht Horst Romeyk „Politische Karrieren in der Beamtenschaft der Bezirksregierung in der Zeit des Nationalsozialismus“, die dem damaligen System eigenen Verflechtungen zwischen „Bezirksregierung, Kommunen und Parteiliederungen im Nationalsozialismus“ Horst Matzerath. Unter dem Titel „Polizei und Ordnung im Nationalsozialismus“ behandelt Alfons Kenkmann die Einrichtung des Inspektors bzw. Befehlshabers der Ordnungspolizei im Wehrkreis VI,

Lasergerechte Systemlösungen

Bauteile bis 3 x 12 Meter
Prototypen-Eilservice
CAD-Datenübernahme
Musterteile-Vermessung

Punktgenau

CNC Laserschneiden
Laser Rohrbearbeitung
CNC Abkanten

SCHAGES

Emil-Schäfer-Straße 20 · D-47800 KREFELD
Fon +49(0)2151/4968-0 · Fax +49(0)2151/4968-10
Web: www.schages.de · Mail: info@schages.de

ZERTIFIZIERT NACH DIN EN ISO 9001:2000



Die kostenlose Kundenkarte für unsere Stromkunden!



NEU!

Immer wieder mit neuen Angeboten!

Telefon-Hotline:

0 800 - 0 79 50 00 (gebührenfrei)



wobei die Tatsache, daß dieser organisatorisch dem Oberpräsidenten in Münster angegliedert war, als wichtige Information fehlt. Eine Verknüpfung mit den Folgen des Nationalsozialismus nach 1945 stellen die Beiträge von Bernd A. Rusinek über „Kriegsende und Nachkriegszeit (1945)“ und von Juli Vollmer „Der Beginn der Wiedergutmachung“ her. Für das Ziel der weiteren Erforschung der Geschichte der Düsseldorfer Bezirksregierung unverzichtbar ist ein Über-

blick über die Quellenüberlieferung, den Dieter Lück beisteuert.

Eine insgesamt lesenswerte Schrift, der hoffentlich einmal eine detailliertere Untersuchung der Behördengeschichte der Regierung Düsseldorf folgen wird, die sich nicht scheuen sollte, die organisatorischen und personellen Kontinuitäten vor 1933 und nach 1945 herauszuarbeiten.

Joachim Lilla

Johan Bekhuis/Gijs Kurstjens/
Stefan R. Sudmann/José ten
Tuynte/Frank Willems: Land der
lebendigen Flüsse. Die Auen-
landschaft de Gelderse Poort

Utrecht: Uitgeverij & Stichting Ark 2002

Das vorliegende großformatige Buch hat eines der interessantesten und bedeutendsten Naturgebiete am unteren Niederrhein zum Gegenstand: de Gelderse Poort. Dieses Gebiet liegt an der deutsch-niederländischen Grenze zwischen Kleve, Nijmegen, Arnhem und Emmerich, wo sich der Rhein zwischen den Stauchwallmoränen von Kleve und Eltenberg seinen Weg gesucht hat und sich im Delta verzweigt.

In Deutschland ist mehr als die Hälfte von de Gelderse Poort als Naturschutzgebiet ausgewiesen mit einer charakteristischen Vernetzung von Landwirtschaft und Natur. In der Düffel wird durch Vertragsnaturschutz auf freiwilliger Basis eine extensive landwirtschaftliche Nutzung zum Erhalt der Kulturlandschaft etwa mit Hecken und Kopfbäumen gefördert. Die Niederlande gehen vor allem von der Trennung der Funktionen aus. Über einen Begrenzungsplan wurde festgelegt, wo „Neue Natur“ geschaffen wird und wo Vorrangflächen für die Landwirtschaft vorgesehen sind. Durch Erwerb und Einrichtung sowie durch Tonabgrabungen sollen ca. 2.400 ha „Neue Natur“ entstehen.

Im Bildband wird das Gebiet „de Gelderse Poort“ zunächst in seiner Geschichte und Gegenwart mit Entwicklungslinien in die Zukunft dargestellt. Es beeindruckt die Vielzahl der qualitativ hochwertigen Farbfotos, der Graphiken und Karten, die ein sehr anschauliches Bild des Naturgebietes mit seiner besonderen Tier- und Pflanzenwelt und seinen Landschaftsformen und dem Wechselspiel von Wasser und Land vermitteln. Es ist gleichzeitig ein hervorragendes Dokument für eine erfolgreiche grenzüberschreitende Zusammenarbeit in Sachen Naturschutz, die sich nicht nur am Bestandschutz orientiert, sondern darüber hinaus auch Landschaftsformen sich wieder entwickeln lassen will, welche in der Vergangenheit infolge menschlicher Eingriffe verschwunden sind.

Dieses Buch ist gleichzeitig in einer niederländischen und einer deutschen Ausgabe erschienen. In Deutschland empfiehlt sich ein direkter Bezug über das Besucherzentrum „de Gelderse Poort“

(c/o NABU-Naturschutzstation,
Bahnhofstraße 15, 47559 Kranenburg,
Tel.: 02826/92094, Fax: 02826/92098,
e-mail: info@nabu-naturschutzstation.de,
www.besucherzentrum-kranenburg.de).

Joachim Lilla

Klosterführer Rheinland

Hrsg. und Verlag: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz Köln, Jahrbuch 2003

Als Ergänzung zu dem 2002 erschienenen Band „Klosterkultur und Säkularisation im Rheinland“ (s. „die Heimat“, Jg. 73) bietet diese ebenfalls noch durch die Erinnerung an die Säkularisation vor genau 200 Jahren angeregte Publikation einen Überblick über 94 klösterliche Standorte in der gesamten ehemaligen preußischen Rheinprovinz, also zwischen Mettlach und Tholey im Saargebiet sowie Kranenburg-Zyfflich und Eiten am Niederrhein. Fünf Regionen werden unterschieden: Bergisches Land und Ruhrgebiet; Eifel und Hunsrück (und Saarland); Mittelrhein, Westerwald und Rheingau; Niederrhein; Köln, Bonn und Aachen. Zu den einzelnen Klöstern, Stiften und Abteien finden sich – von ausgewiesenen Fachleuten verfaßt – kurze, aber aussagekräftige Angaben zur Geschichte und Bedeutung, zu Architektur und Ausstattung, zu den Folgen der Säkularisation, zu Nutzung und Erreichbarkeit. Literatur-Verweise vervollständigen das Bild. So liegt für den Historiker wie für den Touristen ein Handbuch vor, das seinesgleichen sucht: an kompakter, zuverlässiger Information, an vorzüglicher Bebilderung, an Übersichtlichkeit für den Benutzer, der sich schnell orientieren will. Ein Glossar gibt hilfreiche Erläuterungen: zu den einzelnen Orden, zum klösterlichen Leben, zu kirchen- und kunstgeschichtlichen Fachbegriffen.

Der Gesamteindruck ist der einer ungeheuren Reichhaltigkeit. Beim Durchblättern liest man sich immer wieder fest, stößt auf berühmte Zentren wie Köln, Aachen, Mainz mit ihren zahlreichen klösterlichen Niederlassungen, aber auch auf Wegberg, (Wuppertal-)Beyenburg, Niederhe in der Eifel und ähnliche weniger bekannte Orte. Welch gewaltige Wirkungen religiöser wie kultureller, aber auch wirtschaftlicher Art sind von diesen Stätten der Klosterkultur ausgegangen! Daß Siegburg mit dem Michaelsberg, der nur auf einem Foto zu sehen ist, und mit dem Kloster Seligenthal fehlt, wie auch Marienthal bei Wesel, versteht man nicht so recht; daß Koblenz überhaupt nicht vorkommt, befremdet. Schade ist, daß Echternach und Klosterrath, weil auf der anderen Seite der Landesgrenze liegend, nicht aufgenommen wurden. Remigiusberg fällt auch aus dem Rahmen. Ein Wort über die Auswahlkriterien sucht man vergebens, wäre aber angebracht gewesen.

Zu begrüßen sind die drei Einleitungskapitel über die Säkularisation als kulturgeschichtliches Phänomen, über Stadt und Bistum Trier und über das „heilige Köln“, die großen kirchlichen Metropolen für das Rheinland. Fazit: Dem Rheinischen Verein ist für eine inhaltsreiche, immer noch erfreulich handliche neue Publikation zu danken.

Fd.

Georg Mölich (Hrsg.): Rheinische Lebensbilder, Band 18

Köln: Rheinland-Verlag 2000 (= Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde: Rheinische Lebensbilder, Bd. 18)

Der neue Band der „Rheinischen Lebensbilder“ versammelt zehn Biographien. Manche der vorgestellten Rheinländer sind wohl nur Eingeweihten bekannt, an andere erinnert man sich vage. So sind überraschende Entdeckungen nicht ausgeschlossen. Die Reihe beginnt mit Irmgard von Hammerstein († um 1042) und Erzbischof Bruno IV. von Köln (um 1150 – 1208), stellt dann „einen der berühmtesten Ritter seines Jahrhunderts“ (S. 49) vor, Reinhard von Schönau (um 1305 – 1376): Faszinierend in der Tat „Vielseitigkeit“ und „Aktionsradius“ seiner Unternehmungen, die den nachgeborenen Sohn einer Ministerialenfamilie aus der Nähe Aachens an zahlreiche Höfe seiner Zeit führte. Seine politische Begabung wurde von Kaiser und Fürsten, geistlichen wie weltlichen, genutzt, ihm durchaus gestattet, den eigenen Vorteil nicht zu vergessen. Wie die Krönung eines ritterlichen Lebens wirkt es, daß Reinhard, nach dem Tode seiner Frau und nachdem er sein Haus bestellt hatte, Ritter des Johanniterordens auf Rhodos wurde, wo er 1376 starb. Das 18. Jahrhundert ist mit dem Baumeister Nikolaus Lauxen (1722 – 91) und dem letzten Großmeister des Malteserordens Ferdinand von Hompesch (1744 – 1805) vertreten. Der Schwerpunkt der Lebensbilder liegt im 20. Jahrhundert. Berichtet wird über den Stadtplaner Hermann Josef Stübgen (1845 – 1936), den Kunstsammler und Galeristen Alfred Flechtheim (1878 – 1937), Thea Sternheim (1883 – 1971), den saarländischen Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann (1890 – 1967) und den Verleger Joseph Caspar Witsch (1906 – 67). Es fällt nicht leicht, den einen oder anderen Lebensweg hervorzuheben. Liest man die Lebensgeschichten von Thea Sternheim

und Johannes Hoffmann als Parallelbiographien, obwohl sie, soweit zu sehen, nichts miteinander zu tun haben, so tritt einem fast das ganze unselige 20. Jahrhundert vor Augen, wie überhaupt jede Biographie, sieht man nur genau genug hin, die Geschichte ihrer Zeit ist.

Hn

Godehard Hoffmann: Die Kunst im Herzen Europas

Aachen, Lüttich, Maastricht und die Euregio Maas-Rhein. Fotos von Robert Janke, Michael Jeiter und Florian Monheim. Köln: Greven-Verlag 2003

Wer Freude hat an herausragenden Werken der Kunst und der Architektur, wer sich für prachtvolle Fotografien begeistern kann, wer seine Heimat – auch im weiteren Sinne – besser kennen lernen möchte, der sollte zu diesem Band greifen. Er führt in das Städtedreieck Aachen – Lüttich – Maastricht, dessen Bedeutung für die europäische Geschichte kaum überschätzt werden kann. Der Verfasser und seine Fotografen verstehen es ausgezeichnet, diese Bedeutung optisch erlebbar zu machen: durch brillante Farbbilder von Gebäuden, Kunstwerken und Ensembles. Die Höhepunkte, etwa der Karlschrein oder das Taufbecken des Reiner von Huy, der Vrijthof in Maastricht und die Abtei Klosterrath, fehlen nicht, sind vielmehr bestens dokumentiert, aber auch abgelegene Orte haben ihren verdienten Platz in diesem Bildband gefunden: zum Beispiel die Kirchen von Barmen bei Jülich und von Linnich mit ihren vorzüglichen Hochaltären, das Kraftwerk in Heimbach und die malerische Stadt Huy an der Maas mit Kollegiatkirche und Zitadelle. Man kann sich kaum satt sehen an der Fülle der Bilder, die in dem großformatigen Werk (175 Seiten) ansprechend präsentiert werden.

Der Betrachter wandert in Gedanken durch die Region und gleichzeitig durch die Ge-



MALEREI · ANSTRICH · RAUMGESTALTUNG · INDUSTRIEANSTRICH · VERGLASUNG

Herbert Hahn Bogenstraße 7 Tel. (0 21 51) 2 27 68
Malermeister e.K. 47799 Krefeld Fax (0 21 51) 80 28 38
www.mon.de/nr/herbert-hahn-malermeister

schichte. Auch die Moderne ist vertreten, durch die Kirchen St. Fronleichnam in Aachen und St. Anna in Düren, durch den Bergbau-Schachturm in Nulland bei Kerkrade und das Bonnefonteinmuseum in Maastricht, um nur einige Beispiele zu nennen.

Neben der Augenweide kommt auch die Wißbegierde nicht zu kurz. Nach einem knappen, aber informativen Einleitungskapitel über das Maasland und seine Geschichte steht zunächst die Stadt Aachen im Vordergrund, dann folgen Beiträge über die Region zwischen Düren und Maastricht, zwischen der Eifel und Linnich, des weiteren über die Städtelandschaft von Roermond bis Tongern und Sint Truiden, von Lüttich und Huy bis Stablo und Eupen.

Den gründlichen und doch verständlichen Erläuterungen zu den einzelnen Orten, Gebäuden und Kunstwerken sind Sachbeiträge beigelegt: über Epochen der Kunstgeschichte, über Antwerpener Schnitzaltäre, das Beginnenwesen, die Karlsverehrung, die Goldschmiedekunst und die Spuren der beiden Weltkriege in der Region. Fazit: ein Buch, das zum Zusammenwachsen der drei beteiligten Länder beitragen wird und wärmstens empfohlen werden kann.

Fd.

Gisbert Knopp und Birgit Parakenings (Red.): Gartenkultur im Rheinland vom Mittelalter bis zur Moderne

Petersberg: Imhof-Verlag 2003 (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege, Bd. 60) Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland

Klostergärten, Burggärten, Nutzgärten usw.: Zwanzigfach werden in dem angesichts vorgeblich leerer öffentlicher Kassen ungemein reich ausgestatteten großformatigen Band rheinische Gartenanlagen präsentiert. Man wandert mit Vergnügen durch das reiche grüne Angebot mit den zahlreichen schönen Fotos (von Jürgen Gregori) und den kenntnisreichen Erläuterungen der verschiedenen Autoren. Die Anlage des Buches bringt es mit sich, daß man sich unversehens z.B. im Botanischen Garten in Krefeld befindet (im Kapitel „Nutzgärten als Schau-

gärten“) oder an der Linner Burg, im Greifenhorst- und im Schönwasserpark („Die Natur in Szene gesetzt“), am Stadtwaldweiher („Naturgenuss und Erholung für jedermann“), auf dem Alexanderplatz („Wo man sich trifft...“), auf dem Ostwall („Sehen und gesehen werden“). Allein der Krefelder Pferderennbahn ist ein eigener Abschnitt gewidmet („Sportstätten“). Da die Publikation als Arbeitsheft ausgewiesen ist, man sich also mit einem erholsamen Spaziergang nicht zufriedengeben kann, sieht sich der Rezensent genötigt, auf einige Lücken aufmerksam zu machen. Eine wissenschaftliche Grundlegung, wie knapp auch immer, fehlt; Kriterien für die getroffene Auswahl werden nicht genannt – es dürfte noch zahlreiche weitere besuchenswerte Gärten hierzulande geben; es gibt keine weiterführenden bibliographischen Angaben und – vor allem: keine Register. So verwandelt sich die bunte rheinische Gartenlandschaft in eine Art Urwald, in dem man sich nur mit Mühe zurecht findet, zumal die im Werbeprospekt abgebildete Übersichtskarte den Redakteuren bei ihrer Wanderung offenbar verloren gegangen ist. Dennoch: Der bunte Strauß mag, zusammengehalten durch einen Text von Hofmannsthal und ein Gedicht von Zuckmayer, oft überreicht werden. Hoffentlich nicht nur, wenn es gilt, das Rheinland zu repräsentieren.

Hn

Peter Honnen: Kappes, Knies und Knügel. Regionalwörter- buch des Rheinlands

Köln: Greven-Verlag 2003

Das Amt für rheinische Landeskunde des Landschaftsverbandes Rheinland, das für die vorliegende Dokumentation verantwortlich zeichnet, hat sich nach seinen zahlreichen Bemühungen um die rheinischen Dialekte seit geraumer Zeit der hierzulande (vom Hunsrück bis zum Niederrhein) gesprochenen Umgangssprache, im wissenschaftlichen Slang Regiolekt genannt, zugewandt. Es ist wohl ausgemacht, daß die Tage der niederdeutschen Dialekte, so auch der niederrheinischen, gezählt sind. Hochdeutsch oder Schriftdeutsch wird darum nicht gesprochen: Eine eigene neue Sprachform

scheint an die Stelle zu treten, so wie es aus dem Ruhrgebiet schon lange bekannt ist. Wörter, die ihr zuzuordnen sind, werden in dem neuen Wörterbuch versammelt. Ob die einleitend benannten Auswahlkriterien Bestand haben werden, muß sich zeigen. Auch ist zu erwarten, daß die neue Umgangssprache nicht nur lexikalische Eigenheiten aufweist. Sprache erscheint ja in Sätzen und Texten. Man liest das Büchlein mit Vergnügen, nicht nur die rheinisch leicht daher kommende Einleitung, sondern vor allem auch die Erläuterungen zu den einzelnen Wörtern dieser merkwürdigen neuen Sprache. Vieles kennt man ja, manches ist noch fremd: Kommt dat noch? Man wird es sehen – und hören, und noch lernen müssen. Vielleicht kann man ja manches aus dem Platt hinüberretten.

Hn

Herbert Ackermann: Grefrather Mundart-Wörterbuch

Eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland. Krefeld: Verlag van Acken 2003

Die drei Bände umfassende, insgesamt 2152 Seiten starke Veröffentlichung übertrifft alles im Rheinland auf diesem Sektor bereits Publizierte – und das ist nicht wenig. Der Autor hat jahrelang gesammelt, in der eigenen Familie, bei Freunden und Bekannten, und ein Wörterbuch zustande gebracht, das geradezu überquillt an Mundartwörtern, -ausdrücken, -redewendungen und -beispielsätzen. Hört man sonst oft die Klage „Da fehlt aber manches“, „Das kann ich nicht finden.“, so dürfte hier eine Vollständigkeit erreicht sein, die ihresgleichen sucht. Hilfe erhielt der Bearbeiter von Dr. Georg Cornelissen und Peter Honnen von der Sprachabteilung des Amtes für rheinische Landeskunde in Bonn. Für die Lautschrift bediente er sich der dort entwickelten Rheinischen Dokumenta.

In einem kurzen, auch für Nicht-Fachleute verständlichen Einleitungskapitel gibt Ackermann Auskunft über die Prinzipien, die ihn bei der Anlage des Wörterbuches geleitet haben. Die einzelnen Wortartikel haben einen klaren Aufbau, enthalten alle notwendigen Erläuterungen und sind vor allem voll



GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMEN

47807 KREFELD-FISCHELN,
HANNINXWEG 54
RUF 30 16 33

Führendes Leiter- und
Stahlrohrgerüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

gestopft – im besten Sinne – mit Anwendungsbeispielen. Auch modernere Ausdrücke wie „Benzinuhr“ oder „Raketenstation“ sind schon vertreten, aber die übergroße Mehrheit der Eintragungen spiegelt naturgemäß doch das ländliche Umfeld früherer Zeiten. Örtliche Basis ist Grefrath und die unmittelbare Nachbarschaft; trotzdem kann auch dem Krefelder Platt-Liebhaber nur geraten werden, dieses Werk bei Bedarf zu Rate zu ziehen. Lautung und Schreibung mögen unterschiedlich sein, der Ausdruck selbst hat meist eine Entsprechung in der Krefelder Mundart. Ein Register Hochdeutsch – Mundart beschließt den Band.

Zu danken ist in erster Linie dem Autor, der 16 Jahre seines Lebens mit dieser Arbeit zugebracht hat, und seinen Gewährsleuten, dann aber auch dem Amt für rheinische Landeskunde, das die drei wichtigen und gewichtigen Bände als eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland herausgebracht hat, schließlich dem Verlag van Acken, bei dem die Herstellung in den besten Händen lag.

Fd.

Wolfgang Cortjaens: Rheinische Altarbauten des Historismus. Sakrale Goldschmiedekunst 1870 – 1918

Rheinbach: CMZ-Verlag 2002

Der gewichtige Band im Lexikonformat, ähnlich mühselig zu handhaben wie die Meißbücher aus der Zeit, von der gehandelt wird, transportiert eine Aachener kunsthistorische Dissertation. Der Verfasser konzentriert sich auf die aus Metall gefertigten Altaraufbauten im Rheinland, gemeint ist die preußische Rheinprovinz, im Zeitalter des Historismus. Die Ausstrahlung der rheinischen Werkstätten nach Westfalen und Berlin, nach Belgien und in die Niederlande wie nach Jerusalem (Dormitio) findet Berücksichtigung. Daß es auch aus Holz geschnitzte und in Stein gehauene Altaraufbauten gab, wird nicht verschwiegen, aber nicht systematisch in die Untersuchung einbezogen. Auch die Bildprogramme sind (dementsprechend) nicht Sache des Verfas-

ers. Hervorragend informiert wird man über das (kunst)historische Umfeld, in dem die heute meist nicht mehr genutzten oder verschwundenen Altäre entstanden sind, über Werkstätten, Handel und Vertrieb, vor allem aber über die Rolle, welche die Wiederentdeckung mittelalterlicher Kunstwerke und die Diskussion der Zeit zur Frage der Gestaltung von Altären gespielt haben. Ausführlich dargestellt werden die Tätigkeit des Kaplans an St. Dionysius Franz Bock, der als Kunsthistoriker und Sammler gewürdigt wird (vgl. Buschbell-Heinzelmann II, S. 360), und die damals neuen Kunstwerke der Krefelder Hauptpfarrkirche, der Hauptaltar und der Maria-Hilf-Altar. Die Arbeit stützt sich auf umfangreiches Quellenmaterial und die einschlägige Literatur und ist durch reiche Register hervorragend erschlossen. Leider wird der Gesamteindruck dadurch beeinträchtigt, daß die zahlreichen Abbildungen nicht foto-technisch aufbereitet sind.

Hn

Elisabeth Peters: Kirchliche Wandmalerei im Rheinland 1920 – 1940

Ein Beitrag zur Geschichte des Kölner Instituts für religiöse Kunst

Rheinbach: CMZ-Verlag 1996

Das Titelbild des Buches schmückt eine Wiedergabe der 1990 freigelegten und wiederhergestellten Dekoration des Chorgewölbes der Kapelle des St. Josefshauses in der Tannenstraße. Weitere Schwerpunkte der Untersuchung gelten der nicht mehr vorhandenen Ausmalung von Liebfrauen in Krefeld und St. Clemens in Fischeln wie der noch zu sehenden Ausstattung von St. Heinrich in Uerdingen. Thorn Prikker und Strater werden eingehend gewürdigt. Dies geschieht im Zusammenhang einer Untersuchung der rheinischen Kunstbewegung, hier konzentriert auf das Erzbistum Köln, in der Zwischenkriegszeit. Im Mittelpunkt steht das Kölner Institut für religiöse Kunst, begründet und geleitet von dem Direktor des Schnütgen-Museums, dem Theologen Fritz Witte (1876 – 1937). Dieser, weder eindeutig den kirchlichen noch den städtischen Behörden zugeordnet, und das Institut haben bis 1933 offenbar die

künstlerische Ausgestaltung und Ausstattung der katholischen Kirchen im Rheinland maßgeblich mitbestimmt. Im Zusammenhang der stilistischen, politischen, kirchlichen Bewegungen der Zeit entfaltete sich, soweit noch nachzuzeichnen, eine reiche, keineswegs einheitliche künstlerische Entwicklung. Das vorliegende Werk bringt neben eindringenden Analysen zu einzelnen Künstlern und Werken einen reichhaltigen dokumentarischen Anhang. Die gelungene bildliche Präsentation am Ende ist eigens hervorzuheben.

Hn

Dominik M. Meiering und Karl Schein u. a. (Hrsg.): Himmel auf Erden?

Festschrift zum 150jährigen Jubiläum des Vereins für christliche Kunst im Erzbistum Köln und im Bistum Aachen e.V.

Köln: Wienand-Verlag 2003

Diese Festschrift ergänzt vorzüglich die zuvor besprochenen Publikationen. 150 Jahre Verein für christliche Kunst im (kölnischen) Rheinland repräsentieren ein gutes Stück rheinischer Kunstgeschichte von der Zeit des Historismus bis in die Gegenwart. Der aufwendig ausgestattete Band, dem leider Register nicht beigegeben sind, enthält nicht nur eine ausführliche Darstellung der Geschichte des Vereins, er bietet zugleich vielfältige Anregungen zu dem kaum abschließend zu behandelnden Thema Glaube (verkürzt: Kirche) und Kunst. Konrad Beikircher, dem das letzte Wort gegeben wurde, schließt lakonisch: „Kunst ist Kunst und Kirche ist Kirche und wenn es – manchmal – zueinander paßt, isset ganz besonders schön. Oder?!“ Es ist bekannt, daß die kunsthistorischen Bewegungen in unserer Stadt ihren Niederschlag gefunden haben. Die neuen katholischen Kirchen St. Bonifatius in Stahldorf, St. Hubertus, Pax Christi waren schwerlich zu übersehen. Ein ausführlicher Beitrag „150 Jahre Glasmalerei ...“ nennt zahlreiche Namen, die vertraut sind: Thorn Prikker, Campendonk, Dinnendahl, Strater, Fünders, Pigulla, Spierling. Der Anhang bringt die obligatorischen Vereinsverzeichnisse.

Hn

Mein Pelz ist von Wüstenberg

Ostwall 183 · 47798 Krefeld · Tel. (0 21 51) 2 89 00 · Fax 63 16 93

Ellen N. Henkel: Wunderbare Waffeln

Kulturgeschichte eines Gebäcks aus dem Waffeleisen

Essen: Klartext-Verlag 2003. Eine Veröffentlichung des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde – hrsg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe

Auch unsere gute alte Waffel hat natürlich eine Geschichte, auch Waffeleisen werden gesammelt. Die Bestände des Detmolder Freilichtmuseums hat die Verfasserin bearbeitet, über diese hinausgeblickt und die Ergebnisse in dem anzuzeigenden schmalen Band festgehalten. Von der historischen Entwicklung wird gehandelt, von Zangeneisen, die man über das Feuer halten mußte, bis zum heute gebräuchlichen elektrischen Waffeleisen. Möglicherweise im 9. Jahrhundert in einer Klosterküche parallel zur Hostienbäckerei entstanden, hat sich die Waffel weit verbreitet und im Brauchtum über die Jahrhunderte hin eine tüchtige Rolle gespielt. Die Schätze des Museums werden anschließend im Bild präsentiert und erläutert. Für manchen dürfte der letzte Teil des Buches der wichtigste sein: Auf über 20 Seiten sind zahlreiche Rezepte zusammengetragen, die Gelegenheit geben, der Geschichte nachzuschmecken.

Hn

Theodor Pelster: Noch einmal Ödipus. Aus dem Leben eines Lehrers.

Frankfurt a.M.: Haag und Herchen 2003

Joseph Beesen, Hauptfigur des Romans, steht kurz vor der Pensionierung und behandelt ein letztes Mal die Tragödie vom König Ödipus mit einem Leistungskurs Deutsch, der kurz vor dem Abitur steht. Er selbst hat als Schüler bei einer Schulaufführung des

Werks mitgespielt und damals nicht voraussehen können, dass ihn die Fragen, die in dem Stück aufgeworfen werden, ein Leben lang verfolgen würden: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Kritisch reflektiert er nun am Ende seines Lehrerlebens die Möglichkeiten, Schwierigkeiten und Grenzen des Erziehers, der sich weder dem Prinzip des Führens noch dem des Wachsenlassens verschreiben wollte. Er erinnert sich an seine Kindheit und Jugend in Kriegs- und Nachkriegszeit, an seine eigene Schulzeit, an seine Referendarzeit, an die Revolten der 68er, die er als Lehrer erlebt, an Studienfahrten in die DDR, an Abiturprüfungen und Entlassungsfeiern. Noch einmal redet er zu seinen Abiturienten bei der feierlichen Zeugnisübergabe; dann wird er „gelöscht“.

Leser aus der Region durchschauen schnell, dass der Verfasser das verarbeitet hat, was er als Schüler am Krefelder Arndt-Gymnasium und als Lehrer an der Fichte-Schule – vor dem Brand – erlebte. Allerdings: Alle Spuren sind verwischt, die Personen verschlüsselt. Es wird, wie es sich für einen Roman gehört, erzählt, nicht aber dokumentiert. Der ehrliche Erzähler gibt zu, dass auch er nicht weiß, wie es eigentlich gewesen ist.

Hn

Der Forstwald

Ausgabe 32/April 2003

Darin u.a. Beiträge über die Künstler aus dem Forstwald (Bigenwald, Brauer, Fünders, Strater) (Forts.); „einen der ältesten Verkehrswege“, die Hückelsmaystraße; das Schicksal der Firma Mennicken

Hülser Heimatblätter

Heft 50/Ostern 2003

Darin u.a. Beiträge über die evangelischen Einwohner im 19. Jahrhundert; den letzten Hülser Amtmann und Schultheißen Anno Laurenz Rosen (bis 1798); den Hülser-Unterbenrader Reiter-Verein (1891 – 1971)

Anrather Heimatbuch

Nr. 26/2003

Darin u.a. „Anrather Zeitungsnotizen des Jahres 1897“, die sich vor allem mit dem Neubau der Pfarrkirche St. Johannes beschäftigen; ein Beitrag zum 50-jährigen Bestehen der evangelischen Gemeinde Anrath-Vorst; über Lichtspiele in Anrath seit den zwanziger Jahren (bis 1975)

Meerbuscher Geschichtshefte

Heft 19/2002

Darin u.a. Beiträge über die Planungen für ein Stadtzentrum der neuen Stadt Meerbusch (1968 – 76); das Forschungsprojekt Haus Meer; über einen frühen Beleg für die Verehrung der heiligen Hildegunde

Jahrbuch 2003/2004

der linksrheinischen Ortsteile der Stadt Duisburg, 20. Jg.

Darin u.a. Beiträge über die Gründung der Landgemeinde Rheinhausen; die Wappen der einzelnen Gemeinden; die Entwicklung der Schrift

St. Töniser Heimatbrief

Nrn 148/2002, 149/2003

Darin u.a. die Fortsetzungen der handschriftlich überlieferten Erinnerungen von Jakob Ortmanns wie der Schulgeschichte; weiter ein Beitrag zum 50. Jahrestag der evangelischen Christuskirche

Tönisberger Heimatblätter

Heft 5/Pfingsten 2003

Darin u.a. Beiträge zur Entwicklung der Straßen in Tönisberg (Forts.); über die Geschichte der Lackfabrik Carl Schumacher am Vinnbrück; den Steinkohlenbergbau (Forts.)

Heimatbuch des Kreises Viersen

54. Folge/2003

Darin u.a. Beiträge über die Separatisten in Viersen; die Geschichte des Internationalen Jazz Festivals in Viersen (seit 1969); die Denkmäler des Kreises Viersen; Die profanen Denkmäler in Kempen

Der Niederrhein

70. Jg./2003, Hefte 1 – 4

Darin u.a. Beiträge über Jan de Beijer (Forts.); die Geschichte der Telekommunikation am Niederrhein (Forts.: H. 1 Mönchengladbach, H. 3 Krefeld); über Haus Heusgen

Wohnstätte Krefeld

WOHNUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Mit 9.500 Wohnungen in allen Bezirken größter Wohnungsanbieter

Mietangebote unter Telefon 0 21 51 - 63 27-0

Wohnstätte Krefeld

Königstraße 192 · 47798 Krefeld

<http://www.wohnstaette-krefeld.de>

E-Mail: mail@wohnstaette-krefeld.de

am Hülserberg (Mies van der Rohe); die Entwicklung des Namens Niederrhein; den Dichter Albert Vigoleis Thelen; die Einweihung der alten Synagoge in Krefeld vor 150 Jahren, Aspekte der Säkularisation am Niederrhein, den aus Uerdingen stammenden letzten Abt von Kloster Kamp Bernardus Wiegels, den Bonner Philosophieprofessor (und Märtyrer der NS-Zeit) Johannes Maria Verweyen aus Till bei Kleve. Für die Jahrgänge 1 - 69/1929 - 2002 liegt nun ein Register vor (Krefeld 2003).

Volkskultur an Rhein und Maas

21. Jg./2003, Heft 1

Darin u.a. Beiträge über die Abikultur (sic!) im Rheinland; Internethasen und Plastikeier (zu Ostern!); mancherlei Sprachprobleme. Bibliographie zur Sprachgeschichte und Volkskunde

Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur

Heft 1/2003: Themenschwerpunkt: Gärten und Parks an Ruhr und Emscher.
Heft 2/2003: Themenschwerpunkt: Zwangsarbeit im Ruhrgebiet

Rheinische Heimatpflege

39. Jg./2002, Heft 4; 40. Jg./2003, Hefte 1 - 3

Darin u.a. Beiträge über die Aufhebung der Abtei Brauweiler (1802); die historistischen Glasmalereien auf Schloß Drachenburg; zur Entstehungsgeschichte des Vesperbildes Maria mit dem toten Sohn; das Ende der Wölfe im Rheinland vor mehr als 100 Jahren. Heine, die Rheinromantik und „Der Rabbi von Bacherach“

Rheinische Vierteljahrsblätter

Jg. 67/2003

Darin u.a. Beiträge über „das Krefelder Seidengewerbe während der französischen Zeit und die Anfänge eines neuen Produktionsregimes“ (Kriedte); das rheinische „tschö“; über die 60. Arbeitstagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande 2002 „Pfalzen - Höfe - Residenzen“ mit informativen Zusammenfassungen der einzelnen Vorträge

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein

Heft 205/2002

Darin u.a. Beiträge über das diplomatische Zeremoniell bei Kurfürst Clemens August; die Kölner Erzbischöfe des Mittelalters

Seit 20 Jahren im Blickpunkt.

Bücher live.
Kunst live.
Kultur live.



BUCH- UND KUNSTKABINETT MÖNTER KG

Kirchplatz 1-5, 40670 Meerbusch-Osterath,
Telefon 0 21 59/35 30 - Telefax 0 21 59/5 11 64
Geöffnet: Mo., Di., Do., Fr. 10-14 u. 15-18.30 Uhr, Mi. u. Sa. 10-14 Uhr
u n d n a c h V e r e i n b a r u n g

Natur am Niederrhein (Neue Folge)
16. Jg./2001, Heft 1/2

Beiträge zur Gewässer- und Naturkunde
Nordrhein-Westfalens.
Festschrift für Prof. Dr. Günther Friedrich
zum 65. Geburtstag

17. Jg./2002, Hefte 1, 2

Darin u. a. Beiträge über die Baggerseen im
Moerser Donkenland; Artenschutzgewässer
im Latumer Bruch

Georg Cornelissen: Kleine niederrheinische
Sprachgeschichte (1300 – 1900), in Kom-
mission bei B.o.s.s. Druck und Medien,
Kleve 2003

Susanne Zittartz-Weber: Zwischen Religion
und Staat. Die jüdischen Gemeinden in der
preußischen Rheinprovinz 1815 – 1871. Klar-
text-Verlag, Essen 2003

Werner Böcking: Von Köln zum Meer. Schiff-
fahrt auf dem Niederrhein. Reihe Archivbil-
der. Sutton-Verlag, 2003

Ludwig Hügen: „...und stürzte brennend ab.“
Flugzeugabstürze Allierter Bomberflug-
zeuge am linken Niederrhein im Zweiten
Weltkrieg. Selbstverlag (Augustinerinnen-
straße 4, 47877 Willich) 2003

Stadtgeschichte Willich; Hrsg.: Willicher Kul-
turstiftung der Sparkasse Krefeld; Redak-
tion: Udo Holzenthal, Katrin Hufschmidt,
Michael Rotthoff, 2003

Mensch – Bürger – Bruder. 215 Jahre Frei-
maurer in Krefeld, 150 Jahre Johannisloge
EOS, Hrsg.: Johannisloge EOS Krefeld; mit
einer geschichtlichen Darstellung von Egon
Wiegel, Krefeld 2003

Christoph Reichmann: Burg Linn um 1210.
Führer zum Modell im Museum Burg Linn,
Krefeld 2003

Der Engel van't Ennert; Festschrift zum
40jährigen Bestehen der Grünanlage an der
Hülser Straße mit dem Denkmal (Friedens-
engel) des Bildhauers Theo Akkermann;
hrsg. von der Interessengemeinschaft zum
Erhalt der Grünanlage, Krefeld 2003

Gottfried Andree (Hrsg.): Chronik der kath.
Volksschule zu Hüls 1843 – 1904, aufge-
zeichnet von Hauptlehrer Wilhelm Krings,
Hüls 2002

Da braut sich was zusammen am Nieder-
rhein. Kleine Braugeschichte – Bierge-
schichte rund um die Hausbrauereien Gleu-
mes und Herbst, zusammengestellt von
Wilhelm Heydhausen, Krefeld 2003

Otto Brües: Die Erde lebt in ewigen Schöp-
fertaten. Einführung: Eva Brües. Schriften
des Archivs der Evangelischen Kirche im
Rheinland Nr. 32, Düsseldorf 2003

Werner Ross: Trockene Spätlese. Erinnerun-
gen des aus Uerdingen stammenden, 2002
verstorbenen Trägers des Niederrheinischen
Literaturpreises 1995. Kastell-Verlag, Mün-
chen 2003

Literatur am Niederrhein, Heft 55, Oktober
2003; u.a. mit Beiträgen von Udo Houben,
Michaela Kura, Theo Pelster, John Waszek,
Liesel Willems

*wir
interessieren uns
für Ihren Dreck*

NBRG



Niederrheinische Büoreinigung
Schmitz GmbH
Postfach 10 16 52 · 47716 Krefeld
Am Herberthof 6 · 47809 Krefeld
Telefon 021 51 / 5 58 60
Telefax 021 51 / 54 64 75
<http://www.nbrg.de>

alles clean

Personalien/Jubiläen

Verein Niederrhein

Im März feierte der Verein Niederrhein sein 75jähriges Bestehen. Er war am 23. März 1928 im Krefelder Rathaus mit dem Namen „Verein Linker Niederrhein“ und der Zielsetzung: Erleichterung des Wanderns, Förderung von Heimatschutz und Heimatliebe, Vermittlung von Kenntnissen über den Niederrhein gegründet worden

und sollte für das Gebiet „nördlich der Eifel zwischen dem Rhein und den Niederlanden“ zuständig sein. Landesrat Dr. Kitz von der Verwaltung der Rheinprovinz hatte den Anstoß gegeben. Von Anfang an – bis heute – lag die Geschäftsstelle in Krefeld. Erster Vorsitzender war Dr. Arnold Mock (1928 – 1967, ihm folgten Wilhelm Rempe (1967 – 1982) und Dr. Hans Vogt (seit 1982).

Im Rahmen des Vereins entstanden verschiedene Arbeitsgemeinschaften, von denen die botanische (seit 1963) und die heimatkundliche (seit 1990) auch heute noch tätig sind. Die Vierteljahresschrift „Der Niederrhein“ wurde 1935 gegründet. Von ihr liegt jetzt ein die Jahrgänge 1 bis 69 (2002) umfassendes Gesamtregister (von Petra Amendt und Paul Wietzorek bearbeitet und nach

Autoren, Personen und Stichworten gegliedert) vor, das die vielen wertvollen Beiträge erschließt. Daneben veröffentlicht der Verein die Reihen „Niederrheinisches Jahrhundert“ und „Niederrheinische Landeskunde“ und hilft den Wanderern mit von Hans Vogt verfaßten inhaltsreichen Wanderführern im Taschenbuchformat und mit Karten sowie mit der regelmäßigen Markierung der



KREFELD
Stadt wie Samt und Seide

MACHT EINFACH SPASS

- Shopping ohne große Wege
- Stadttheater
- Museen
- Zoo
- Burg Linn
- Elfrather See
- Botanischer Garten
- Radfahren
- Eishockey
- Galopprennen

Informationen durch:
 Stadtmarketing · 47792 Krefeld
 Rathaus · von-der-Leyen-Platz 1
 Tel. 021 51/86 15 01 · Fax 021 51/86 15 10
 www.krefeld.de · e-mail: freizeit@krefeld.de

Fachels
[[[HAMBLOCH



1903 2003

Ein Familienunternehmen ist 100.
1903-2003. 100 Jahre planen, beraten, bauen.



Hortenanschlag für
Herrn Herrn Tengel
aus Hammock Hambloch
Baugeschäft
an Gröschel & Sohn
Mannweg
Krefeld
Zahnarzt
Hammock
Zahnarzt
1. 11. 1903

Wanderstrecken.

Der Verein ist in einer Vielzahl von Ortsvereinen organisiert und verleiht seit 1958 die Albert-Steeger-Plakette an verdiente Niederrheiner. Der Verein für Heimatkunde Krefeld, der seit jeher ideell und personell mit dem Verein Niederrhein eng verbunden ist, gratuliert herzlich zum runden Geburtstag. Fd.

Heinz Büsch

Dr. Heinz Büsch, der am 23. Dezember 2003 seinen 80. Geburtstag feiern kann, ist ein Urgestein der niederrheinischen Heimatpflege. Bis vor kurzem vereinte er drei Ämter in seiner Person: das des Vorsitzenden der Ortsgruppe Krefeld im Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, das des Geschäftsführers des Vereins Niederrhein (seit 1982) und das des stellvertretenden Vorsitzenden im Verein für Heimatkunde Krefeld. Von letzterem, das er über 30 Jahre inne hatte, trat er bei der letzten Hauptversammlung des Vereins im April 2003 zurück, um eine Verjüngung des Vorstandes zu ermöglichen. Heinz Büsch ist Krefelder und fühlt sich seiner Vaterstadt, der er auch beruflich als Angehöriger der Stadtverwaltung – zuletzt Amtsleiter – diente, eng verbunden. Sein besonderes Interesse gilt der Denkmalpflege, die er auch als Mitglied der Beraterbank im Denkmal-

ausschuß vertritt. Er nimmt regelmäßig an den Gesprächen der Heimatkundler beim monatlichen Stammtisch des Vereins für Heimatkunde teil, fährt für den Verein Niederrhein zu nationalen und internationalen Wandertagen, arbeitet mit an den Zeitschriften „Der Niederrhein“ und „Die Heimat“. Die Heimatfreunde von Krefeld und vom Niederrhein danken ihm für sein langjähriges vielfältiges Engagement und wünschen ihm Glück für die Zukunft. Fd.

Hans Gatzke

Im Frühjahr 2003 war in den Zeitungen zu lesen, daß ein Brand Teile des Fichte-Gymnasiums zerstört hatte und nun ein Wiederaufbau in Angriff genommen werde. Wohl nur ganz wenige Krefelder wissen, daß sich ein Bogen von dieser vergleichsweise kleinen Bildungsanstalt zur weltweit bekannten Yale University spannt in der Person des Yale-Professors Hans Wilhelm Gatzke, der am 10. Dezember 1915 in Dülken geboren wurde.

Ostern 1928 verschlug es ihn nach Krefeld, wo er in die Untertertia des Fichte-Gymnasiums aufgenommen wurde. In den Schulakten findet sich folgende Eintragung: „Netter frischer Junge von hochanständigem Charakter. Er ist sehr gut veranlagt, ein solider Arbeiter, zeigt daher immer durchweg gute Leistun-

gen. Schummertz“. 1932 wechselte Hans Gatzke auf die Oberrealschule in Elberfeld.

1934 verschaffte mein Mann, Werner Gatzke, seinem Bruder Hans, dessen Vormund er nach dem Tode der Eltern war, eine Schiffskarte in die USA, wo er am Williams College sein Studium der Geschichte aufnahm. Sein Master-Diplom (1938) und seinen Doktorgrad (1947) erwarb er an der Harvard University. Er hatte zunächst versucht, in München – dann in Bonn – zu studieren, mußte diese Universitäten aber sehr bald verlassen, weil er in lebensgefährliche Kontroversen mit der Studenten-SS geraten war.

1937 entschied er sich für einen endgültigen Verbleib in Nordamerika und nahm die US-amerikanische Staatsbürgerschaft an. Von 1944 bis 1946 diente er in der US-Armee. Nach einer Lehrtätigkeit an der John Hopkins Universität (1947 – 1964) berief ihn die Yale University auf einen Lehrstuhl. Seine Studenten bezauberte er mit seinem instinktsicheren Scharfblick und mit geistreichem Charme. Seine wissenschaftlichen Leistungen als Professor für moderne Geschichte fanden hohe Anerkennung, in den USA ebenso wie in Europa.

Drei Hauptwerke von ihm: „Stremmann and the Rearmament of Germany“ (1954), „Germany's Drive to the West“ (1966) und „Germany and the United States, a 'special relationship'?“ (1980) – darin ist auch von den 13 Auswandererfamilien aus Krefeld die Rede – werden noch heute bei einschlägigen Forschungen häufig herangezogen. Zu vielen Fachzeitschriften leistete er Beiträge, so zum „Journal of Modern History“ und zu den „Vierteljahresheften für Zeitgeschichte“. Beachtung fand auch seine Übersetzung der „Wichtigste(n) Grundsätze des Kriegführens“ von Carl von Clausewitz. Die „American Historical Association“ zeichnete ihn mit dem Herbert Baxter Adams Preis aus. In der von Golo Mann herausgegebenen Propyläen-Weltgeschichte (1960) wurde ihm das Kapitel „Europa und der Völkerbund“ übertragen.



Professor Dr. Hans Gatzke

Zu seinen deutschen ihm sehr befreundeten Kollegen gehörten vor allem Fritz Fischer und Hans Mommsen. In der Kontroverse um Fischers Buch „Griff nach der Weltmacht“ verteidigte er Fischers Argumente. Mit Hans Rothfels, Allan Bullock und Maurice Beaumont war er Hauptherausgeber der von Bundesaußenminister Heinrich von Brentano angeregten Publikation „Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918 – 1945“.

Wegen der mit dieser Aufgabe verbundenen Redaktionssitzungen in Bonn war er häufig in Deutschland, besuchte uns in Krefeld, der Stadt, mit der er sich immer noch verbunden fühlte. Als musischer Mensch ging er hier gerne ins Konzert und in Opernaufführungen; er war ein besonderer Mozart-Liebhaber. Nach einem ausführlichen Gespräch mit Oberbürgermeister Johannes Hauser, das ich vermitteln konnte, lautete sein Kommentar: „Ich habe in Herrn Hauser einen wahren deutschen Demokraten kennengelernt.“

An ihn erinnert der Hans Gatzke Preis, der von der Geschichtsfakultät in Yale verliehen wird. Er starb 1987. Ein Jahr zuvor hatte er selbst einen Preis gestiftet für herausragende Arbeiten zur europäischen Militärgeschichte, den Paul Birdsall Preis, der alle zwei Jahre vergeben wird.

Marianne Gatzke

Alten- und Krankenpflege zuhause



MOBICARE

- Ältester privater Pflegedienst Krefelds
- individuelle, patientenorientierte Pflege
- Grund- und Behandlungspflege nur durch examiniertes Personal
- Abends, sonn- und feiertags, 365 Tage im Jahr
- Haushaltshilfe – Alle Kassen
- Gesprächs- und Beratungstermine nach telef. Vereinbarung

Steckendorfer Str. 146 · 47796 Krefeld · www.mobi-care.de
Tel. (021 51) 61 87-87/88 · Fax 61 87 89 · e-mail: info@mobi-care.de

Nachrufe, Amtsübernahmen, Auszeichnungen

Am 9. August 2003 starb, zwei Monate nach der Vollendung ihres 90. Lebensjahres, **Marianne Gatzke**. Über Jahrzehnte engagierte sie sich im öffentlichen Leben, zuletzt als Vorsitzende des Arbeitskreises Krefelder Frauenverbände und des Landesfrauenrates. Ein besonderes Anliegen war ihr die Förderung des deutsch-amerikanischen Verhältnisses. Sie kümmerte sich um die Sommerakademie der Studenten aus Indiana, wirkte bei den Städtepartnerschaften mit, insbesondere als Gründerin und Organisatorin des „Frauen-Kring“ Krefeld-Venlo. Von ihrem Interesse an der Stadtgeschichte zeugen ihre Beiträge in der „Heimat“ (sie ist auch im vorliegenden Jahrgang noch vertreten) und ihr Einsatz bei der 600-Jahr-Feier der Stadtrechtsverleihung. Sozialarbeit, staatsbürgerliche Bildung und Kulturpflege waren ihre Hauptarbeitsgebiete. Mit Vorträgen, Veröffentlichungen und Rezensionen – vor allem von Konzerten und Operaufführungen – machte sie sich einen Namen, nicht nur in Krefeld sondern auch in der Schweiz. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen und wurde in dem Band „Zeitgenossinnen. Frauengeschichte in Krefeld“ (1999) porträtiert.

92 Jahre alt wurde **Lore Cattepoel**, die sich im kommunalpolitischen und sozialen Leben der Stadt Krefeld große Verdienste erwarb und dafür vielfach ausgezeichnet wurde, unter anderem durch die Ernennung zur Krefelder Ehrenbürgerin. Als Anregerin, Gründerin und Förderin wichtiger sozialer Einrichtungen wird man sie in Erinnerung behalten. Sie starb im März.

Mit dem Tod von **Herbert Zangs** am 25. 3. 2003 verlor Krefeld ein künstlerisches Original ersten Ranges. Die Stadt zeichnete den ideenreichen, oft chaotischen Maler mit der Stadtehrenplakette aus.

Im August starb – wenige Tage vor seinem 91. Geburtstag – **Hans Neikes**, der jahrelang als Schiedsmann segensreich gewirkt hat und ein begeisterter Heimatfreund und – als Mitglied im Kreis 23 – Mundartsprecher war.

Hans Fuchs starb im Alter von 76 Jahren. Während seiner Berufstätigkeit bewährte er sich in verschiedenen Bereichen der Stadtverwaltung, nach seiner Pensionierung trat er als engagierter Heimatfreund und Herausgeber mehrerer Bücher zur jüngeren Stadtgeschichte in Erscheinung. Auch „die Heimat“ brachte Beiträge aus seiner Feder.

Nur 76 Jahre alt wurde auch **Günter Kusch**. Der gelernte Architekt war lange in Diensten der Stadt Krefeld, von 1970 bis 1981 als Baudezernent. Viele stadtbildprägende Bauten (Seidenweberhaus, Schwanenmarktzentrum) fallen in seine Amtszeit.

In Jerusalem starb, 87jährig, bereits im Dezember 2002 der angesehene Alttestamentler Professor **Georg Fohrer**, der lange an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Erlangen lehrte und nach seiner Emeritierung zum Judentum übertrat. Er stammte aus Uerdingen.

Unter den niederrheinischen Mundartschriftstellern gehört er zu den ganz Großen: **Ludwig Soumagne**. Zum Verlag van Acken bestand eine enge Verbindung, auch „die Heimat“ veröffentlichte Texte von ihm. Jetzt starb er im Alter von 76 Jahren.

Dr. **Eugen Gerritz**, ehemaliger Krefelder SPD-Landtagsabgeordneter und -Ratscherr, langjähriger Vorsitzender des Kulturausschusses, Vorstandsmitglied des Vereins für Heimatkunde, engagiert in kulturellen Aktivitäten der verschiedensten Art – nicht zuletzt in der Literatur- und Kunst-Förderung –, aber auch im zeitgeschichtlichen Gedenken (Villa Merländer), erhielt den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen verliehen.

Mit dem Albert-Steeger-Stipendium 2003 des Landschaftsverbandes Rheinland wurden ausgezeichnet die Archäologen **Jürgen This-**

sen und **Ralf W. Schmitz** (für ihre spektakulären Ausgrabungen im Neandertal) sowie der Historiker **Ingo Runde** (für seine Forschungen zur Geschichte Xantens).

Helmer Raitz von Frentz erhielt den Rheinlandtaler des Landschaftsverbandes Rheinland verliehen. Damit wurden insbesondere seine Verdienste um das Burgstädtchen Linn und den Flachmarkt gewürdigt.

Dem CDU-Ratsherren **Hans-Josef Ruhland**, der Krefeld im Euregio-Rat Rhein-Maas vertritt, wurde in Würdigung seiner Verdienste um die grenzüberschreitende Zusammenarbeit die Euregio-Medaille der Europäischen Volkspartei verliehen.

Neuer Bundesverdienstkreuz-Träger wurde **Karl Reichenberg**, der Vorsitzende der Bezirksvereinigung Krefeld-Moers des Bundes Deutscher Sozialgericht Düsselndorf und Landessozialgericht Essen. Seine Heimatverbundenheit zeigt sich in seinem Engagement für die Pfarre St. Clemens in Fischeln, insbesondere als Brudermeister der St.-Matthias-Bruderschaft.

Mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde auch **Heinrich Tölke**, der sich große Verdienste um das Kraftfahrzeughandwerk in Krefeld und im Rheinland erwarb.

Als Nachfolger von Karin Meincke wurde CDU-Ratscherr **Gregor Kathstede** zum Krefelder Bürgermeister gewählt.

Dr. **Paul Vogt**, 32 Jahre lang engagiert für den Krefelder Zoo, die letzten sieben Jahre als Direktor, trat im Juni in den Ruhestand. Die Nachfolge trat sein bisheriger Stellvertreter Dr. **Wolfgang Dreßen** an.

HAFELS

RAUM AUSSTATTUNG UND LEDERWAREN



Kölner Str. 532 · Fischeln · Telefon 30 96-0

Otto Fricke, M.d.B., in Uerdingen groß geworden, in und für Krefeld in vielfältiger Weise interessiert und engagiert, wurde an Stelle von Dr. Heinz Büsch zum stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde gewählt.

Eileen Lewald heißt die neue Restauratorin des Museums Burg Linn. Sie ist die Nachfolgerin des in den Ruhestand getretenen, um das Museum hoch verdienten Joachim Hamacher.

Runde Geburtstage

100 Jahre alt geworden wäre 2003 **Kaspar Vossen**, erfahrener Volksschulrektor und engagierter Heimatkundler.

100 Jahre alt wäre auch (am 8. November 2003) der bekannte Krefelder Mundartschriftsteller **Willy Hermes** geworden. Er starb am 22. Februar 1990. Sein „Kriewelsch van A bes Z“ fand weithin Beachtung.

85 **Karl-Heinz Herrnkind**, früherer F.D.P.-Ratsherr und Bürgermeister, lange und vielseitig in bürgerschaftlichem Leben Krefelds engagiert

80 **Reinhold Birk**, langjähriger höchst aktiver Krefelder Kirchenmusikdirektor

Herbert Koch, lange kommunalpolitisch in der F.D.P. aktiv, außerdem in zahlreichen Ehrenämtern (z.B. beim Deutschen Roten Kreuz)

Willy Pesch, Bauingenieur, Chef der Firma von der Weien, in vielfacher Weise für Krefeld engagiert.

75 **Kurt Kähler**, angesehener und in vielen Ämtern bewährter Krefelder Rechtsanwalt, der kaum hoch genug einzuschätzende Verdienste um die Stadt sich erworben hat (z. B. um den Anwaltverein, die Wirtschaftsvereinigung der CDU, das Waldgut Schirmau, die Herzchirurgie, die Gesellschaft Verein, die Dr.-Isidor-Hirschfelder-Stiftung) und auch immer höchstes Interesse für die stadthistorische Arbeit gezeigt hat.

Reinhold Rogg, ehemaliger Leiter der Musikschule Krefeld

Günter Albrecht, früherer Kreisvorsitzender und Fraktionsvorsitzender der Krefelder F.D.P.

70 **Theo Versteegen**, der bekannte und beliebte Traarer Mundart-Autor und Heimatfreund, der für sein umfangreiches Engagement im bürgerschaftlichen wie im kirchlichen Leben den Rheinlandtaler erhielt

Johannes Jörissen, CDU-Ratsherr, besonders bemüht und verdient um Königshof

Reinhard Klausmann, CDU-Ratsherr aus dem Bezirk Oppum-Linn, vor allem im Baubereich tätig

Gerd Staudacher, langjähriger SPD-Ratsherr, bis heute in vielen Bereichen für seine Mitbürger ehrenamtlich engagiert, auch im Vereinsleben und in seiner Kirchengemeinde

Hans Wilbers, Uerdinger Mundart-Autor, durch Veröffentlichungen und Lesungen hervorgetreten (siehe Proben davon im vorliegenden Jahrgang)

65 **Dieter Hangebruch**, langjähriger stellvertretender Leiter des Stadtarchivs Krefeld, Ratgeber für viele in stadthistorischen Fragen Hilfe Suchenden, Verfasser zahlreicher Arbeiten zur Geschichte Krefelds (u. a. in der „Heimat“ und in der neuen Krefelder Stadtgeschichte), Vorsitzender des Arbeitskreises „Krefelder Archiv“ im Verein für Heimatkunde und Herausgeber mehrerer Bände der Reihe „Krefelder Archiv“. Im Oktober trat er in den Ruhestand.

60 **Klaus Lorenz**, seit 1987 Krefelder Beigeordneter, insbesondere zuständig für die Bereiche Bau (damit auch Stadtplanung und Denkmalpflege) und Umwelt

Ulrich Topoll, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Krefeld, vielfach im bürgerschaftlichen Leben präsent

Dieter Friedrich, seit 1994 Polizeipräsident in Krefeld, Ansprechpartner in vielen städtischen Belangen

Theo Windges, in Krefeld mit vielen Arbeiten vertretener, bekannter Grafiker und Fotokünstler

50 **Karin Meincke**, bis September 2003 Bürgermeisterin der Stadt Krefeld, CDU-Ratsfrau, Oberin der DRK-Schwesternschaft

Stefan Kronsbein, früher als CDU-Ratsherr aktiv, heute verlegerisch auf dem Gebiet der Heimatkunde tätig

Klaus Kokol, SPD-Ratsherr und Sprecher der SPD-Fraktion im Kulturausschuß, außerdem Uwe-Johnson-Fachmann

Heinz Steinmetz GMBH

Fabrikstraße 14
47798 KREFELD
Telefon 60 11 66 / 6 64 67
Telefax 60 11 72



**Sanitär und Zentralheizung
Badplanung und Ausführung
Neuanlagen · Reparatur
Kundendienst · Notdienst**



Aber auch Traumbäder müssen vom Fachmann montiert und installiert werden, damit sie nicht zum Alptraum werden.
Also: Wir sind bereit.

Jubiläen

- 150: Verkehrsverein Krefeld (anfangs „Verein zur planmäßigen Ausführung und Verschönerung der Stadt Krefeld“) Johannesloge Eos; zum Jubiläum und zur damit verbundenen Ausstellung im Museumszentrum Burg Linn erschien eine informative Festschrift über die Freimaurerei und ihre Rolle in der Stadt Krefeld.
Krefelder Papier- und Folienwerk J(acob) Finck & Co
- 140: Firma Wilhelm Gruyters, Backwarenfabrik
- 125: Bürgerverein Nordbezirk
Kirchenchor Liebfrauen
Druckerei Ernst Düsseldorf
Sanitär- und Heizungsfirma Carl Lechner; zum Jubiläum erschien eine kurze Firmenchronik.
- 100: Einweihung der St.-Anna-Kirche
Frauengemeinschaft St. Margareta Linn
Katholische Frauengemeinschaft Oppum
Verein für Turn- und Jugendspiele Hohenbudberg
Tennis-Verein 1903
Quartett-Verein „Frohsinn“
Baugeschäft Hambloch, Fischeln
Haus Kleinlosen, Verberg
Garten- und Landschaftsbau Krins
Uhren-, Schmuck-, Devotionaliengeschäft Weich
Dachdeckerbetrieb Foerster, Bockum
Beerdigungsinstitut Rueben
- 90: Deuß-Tempel im Krefelder Stadtwald
- 75: SWK Vereinigung (früher: Vereinigung der Krefelder Straßenbahner)
SWK-Blasorchester
Juwelier Holtermann-Lohmar Uerdingen
Schuhmacherbetrieb Wilhelm Koenen
- 50: Heimatverein Hüls; gleichzeitig erschien Heft 50 der von Ursula Broicher mit großem Erfolg redigierten Hüls Heimatblätter
Katholische Arbeiterbewegung (KAB) St. Michael, Lindental
Partnerschaft Krefeld – Kreisgemeinschaft der Insterburger; zum Jubiläum erschien eine Festschrift.
Kreisverband Krefeld des Verbandes der Heimkehrer, Kriegsgefangenen und Vermißten-Angehörigen
Nachbarschaftsverein Bockum-Ost
Foto-Film-Club Bayer Uerdingen
Bezirksgruppe Krefeld des Bundes Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure (BD&I)
Malerbetrieb Pawlowski
Anwaltskanzlei Andries
- 10: Otto-Brües-Freundeskreis
Stiftung Herzchirurgie, Krefeld
Städtepartnerschaft Krefeld – Ułjanowsk

■ Hochbau

■ Industriebau

■ Schlüsselfertigbau

■ Sportstättenbau

■ Krankenhausbau

■ Denkmalschutz

■ Technisches Büro

■ Schreinerei

■ Metallbau

■ Containerdienst



ROSTEK & PESCH
HOCH- UND INDUSTRIEBAU
SCHLÜSSELFERTIGBAU

Parkstrasse 55 · 47829 Krefeld (Uerdingen)
Telefon: 0 21 51 / 4 98 - 0 · Telefax: 0 21 51 / 4 98 - 144
e-mail: info@rostek-pesch.de · Internet: www.rostek-pesch.de

Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate

zusammengestellt von Michael van Uem

7. Oktober: Der Aufsichtsrat der Stadtwerke Krefeld (SWK) stimmt einer freiwilligen Überprüfung der kommunalen Verfahren zur Vergabe von Aufträgen zur Errichtung bzw. Erweiterung der Müllverbrennungsanlage Krefeld durch einen von der Landesregierung eingesetzten Untersuchungstab zu.
11. Oktober: Das Stockhausen-Werk der Degussa am Dießem nimmt nach 14 Monaten Bauzeit eine neue Produktionsanlage für 30 Millionen Euro in Betrieb.
17. Oktober: Die Siemens Transportation Systems (TS) übergeben dem britischen Bahnbetreiber First Great Eastern den ersten von 21 „Class-360“-Zügen „Desiro UK“ aus dem Werk Uerdingen auf dem Flugplatzgelände Wildenrath vor 150 geladenen Gästen.
29. Oktober: Beim 2. Sinfoniekonzert tritt Othmar Mäga erstmals als kommissarischer Generalmusikdirektor auf.
31. Oktober: Schüssler Moden auf der Rheinstraße 130 schließt. Der Familienbetrieb wurde 1874 als Schüssler Tuche und Gewebe gegründet.
16. November: Unbekannte brechen in der Nacht zum 17. November ein Gepardengehege im Zoo auf, wonach eine Gepardin zehn Graue Riesenkängurus reißt und eine in 25 Jahren aufgebaute Zuchtgruppe vernichtet wird. Der Schaden wird auf 40 000 Euro beziffert.
22. November: Das 117 Jahre alte Familienunternehmen Pfau Krawattenfabrik Jochum GmbH & Co. KG stellt beim Krefelder Amtsgericht den Antrag auf Eröffnung des Insolvenzverfahrens.
23. November: Mit einem großen Jubiläumstreffen feiern Dünkirchen und Krefeld 25 Jahre Städtepartnerschaft.
1. Dezember: Oberbürgermeister Dieter Pützhofer überreicht im Ratsaal dem in Neuss geborenen und in Grevenbroich aufgewachsenen Autoren Dieter Wellershoff den Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld für dessen Gesamtwerk.
5. Dezember: Nach der Niederlage gegen die Hamburg Freezers ernannt der Vorstand des Eishockey Klubs Sportdirektor Butch Goring zum neuen Cheftrainer der Krefeld Pinguine. Er löst Chris Valentine ab.
16. Dezember: Das sanierte Stadtpalais an der Dionysiuskirche wird an die Stadt zur Nutzung als Standesamt übergeben. Der Einzug erfolgt nach Karneval.
19. Dezember: Dr. Dietrich G. Möller, Leiter des Siemens-Geschäftsgebietes „Trains“ übergibt in Uerdingen offiziell die ersten beiden von 120 Triebzügen für die Rumänische Staatsbahn.
31. Dezember: Die Einwohnerzahl der Stadt ist 2002 um 251 Menschen auf 237 879 gestiegen. Ende 1993 gab es 247 211 Einwohner.
2. Januar 2003: Dr. Wolfgang Bieber folgt Dr. Hartmut Fuhr als Leiter des Uerdinger Bayerwerks.
- Das Regionalzentrum Nordrhein der Genossenschaft Rinder Union hat seinen Sitz von Bonn nach Krefeld verlegt.
10. Januar: Das Theaterkuratorium wählt im Gladbacher Rathaus Abteiberg Graham Jackson zum neuen Generalmusikdirektor.
17. Januar: Nachdem die Krefelder Entsorgungsgesellschaften EAG, EGK und GSAK dem „Untersuchungstab Antikorruption“ des Landesinnenministers den Einlass verweigern, erteilen sie der unabhängigen Wirtschaftsuntersuchungsgesellschaft WIKOM AG einen Prüfungsauftrag.
18. Januar: In einer außerordentlichen Mitgliederversammlung des KFC Uerdingen beschließen Vorstand und Verwaltungsrat, zum 31. Januar zurückzutreten. Mit neuer Führungsstruktur soll ein Neuanfang des insolventen Fußballvereins ermöglicht werden.
24. Januar: Nach Beendigung der Sanierungsarbeiten öffnet das Badezentrum Bockum mit einem bunten Programm. Nach 123 Jahren Betrieb schließt das Stadtbad an der Neusser Straße.
7. Februar: Auf dem Neumarkt findet eine Demonstration gegen einen Krieg gegen den Irak statt, zu der Krefelder politische Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, Verbände, Organisationen, Vereine und Initiativen aufgerufen haben.
11. Februar: Die König-Brauerei wird mit etwa 5 Millionen Euro Hauptsponsor der geplanten neuen Arena.
12. Februar: Die Deutsche Post AG schließt ihre Linner Postagentur auf der Rheinbabenstraße.
14. Februar: Nach Beendigung der aus Sicherheitsgründen notwendigen Renovierungsarbeiten nimmt das Theater am Marienplatz (TAM) sein Programm wieder auf.
22. Februar: Ein Großbrand zerstört in der Nacht von Freitag auf Samstag weite Teile des 1855 erbauten, denkmalgeschützten Gebäudes des Fichte-Gymnasiums. Das Unglück ist die Folge eines trotz Löscharbeiten unentdeckten Schweißbrandherdes, der durch eine brüchige Elektroleitung am Donnerstag entstand.
2. März: Rund 30 000 Zuschauer zählt die Polizei beim Uerdinger Tulpensonntagszug mit 1400 Teilnehmern.
3. März: 140 000 Menschen erleben den bislang längsten Krefelder Rosenmontagszug.
24. März: Bei einem von den Krefelder Schülervertretungen organisierten Friedensmarsch demonstrieren 3000 Personen gegen den Irak-Krieg.
27. März: Die Sinn-Leffers Vertriebsgesellschaft eröffnet im ehemaligen Boecker-Damenhaus in der Fußgängerzone Hochstraße das „House of Gerry Weber“, ein Präsentationskonzept des Modemachers Gerhard Weber aus Halle in Westfalen.
28. März: Nachdem das Land die beantragten Mittel von rund 3,8 Millionen Euro zur Verfügung gestellt hat, wird der Baubetreuungsvertrag mit der Krefelder Bau GmbH für den Bau der jüdischen Synagoge und des Gemeindezentrums an der Wiedstraße offiziell unterzeichnet.
2. April: Der Kämmerer Jürgen Küper stellt im Stadtrat den Entwurf des Haushaltsplans für die Jahre 2003 und 2004 vor. Der Fehlbetrag für 2002 beläuft sich auf 214,6 Millionen Euro und soll die nächsten Jahre steigen.
13. April: Unter dem Titel „Freuden des Sehens – Pleasures of Sight“ ist erstmals die von Museumsdirektor Dr. Martin Hentschel neu geordnete Sammlung des Kaiser-Wilhelm-Museums zu sehen.
21. April: Die Krefeld Pinguine des KEV setzen sich im Finale gegen die Kölner Haie durch und werden Deutscher Meister im Eishockey.
24. April: Auf der Hochstraße eröffnet Buch Habel aus Darmstadt auf vier Stockwerken eine 3000 Quadratmeter große Buchhandlung.
13. Mai: Nach dem Auftreten der Geflügelpest im Kreis Viersen wird das Stadtgebiet teilweise im Kampf gegen die Seuche zur Pufferzone erklärt.
4. Juni: Oberbürgermeister Dieter Pützhofer gibt bekannt, für die Kommunalwahlen im Herbst 2004 nicht mehr als OB-Kandidat zur Verfügung zu stehen.

18. Juni: Das Rhenus-Tochterunternehmen Combined Container Service GmbH (CCS) gibt der Stadt seinen Rückzug aus dem Krefelder Hafen bis zum 31. Dezember 2004 bekannt.

27. Juni: Die neugebaute Klinik für Nuklearmedizin im Klinikum wird im Beisein von Oberbürgermeister Dieter Pützhofer eingeweiht.

22. Juli: Der Architekt Karl Amendt wird für die vorbildliche Sanierung der Villa Heusgen am Talring mit dem Denkmalpreis der Stadt Krefeld ausgezeichnet. Die Villa unterhalb des Hülser Bergs wurde 1931 von Ludwig Mies van der Rohe für den Krawattenfabrikanten Karl Heusgen geplant.

29. Juli: Erik Zabel vom Team Telekom siegt beim Elite-Hauptrennen über 80 Kilometer im Rahmen des Radrennens „Rund um die Sparkasse“ vor fast 25 000 Zuschauern.

31. Juli: Mit Wirkung zum 31. Juli veräußert die Rheinmetall Maschinenbau GmbH ihre Mehrheitsbeteiligung von 93,7 Prozent an der Jagenberg AG vollständig an die Kleinewefers Verwaltungs-GmbH in Krefeld.

7. August: Auf dem Ostwall wird ein von Michael Franke geschaffenes Denkmal für Adolph von Vagedes aufgestellt.

20. August: Die im Juli von Geschäftsführer Gerhard Ginnen gegründete Brauerei Königshof GmbH setzt in der Brauanlage der ehemaligen Brauerei Rhenania den ersten Sud für die neue Produktion an.

27. August: An der Westparkstraße erfolgt der erste Spatenstich für den Bau des König-Palasts Krefeld. Die Betriebsaufnahme ist für den 6. Dezember 2004 vorgesehen.

29. August: Die Bayer AG kauft die Friedensstraße, um sie in das Werksgelände zu integrieren.

4. September: Ein Teil des Flugbetriebs des Flughafens Düsseldorf wird auf die Flugroute „Modru 4T“ (Modru X) verlegt, die in Krefeld vor allem über die südlichen und westlichen Stadtteile führt. Zunächst sind 40 bis 80 Flüge täglich auf dieser Route vorgesehen.

16. September: Personalkommission und Parteivorstand der Krefelder CDU sprechen sich einstimmig für Gregor Kathstede als Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters aus.

26. September: Bis zum 28. September findet in Krefeld die „größte Straßenmodenschau der Welt“ statt. Mit der „Goldenen Seidenschleife“ wird das 1983 gegründete französische Modeunternehmen Kookai ausgezeichnet.

Die Autoren

Professor Hans Joachim Albrecht, Joepenstr. 29, 47839 Krefeld-Hülse

A. Wolfgang Arbogast, Grünkesweg 11, 47906 Kempen

Werner Böcking, Erprather Weg 32, 46509 Xanten

Manfred Coelen, Luth.-Kirch-Str. 62, 47798 Krefeld

Dr. Christoph Daubermann, Schleswiger Straße 9, 47809 Krefeld-Linn

Dr. Peter Dohms, Am Kamberg 9, 40668 Meerbusch

Dr. Hans-Uwe Feige, Heinrich-Heine-Straße 10, 04416 Markkleeberg

Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, 47800 Krefeld-Bockum (Fd.)

Franz Josef Frigger, Buschhüterdyk 53, 47803 Krefeld

Marianne Gatzke (†)

Dr. Eugen Gerritz, Gertrud-Icks-Weg 15, 47804 Krefeld-Forstwald

Walter Goebel jr., Krüllsdyk 87, 47803 Krefeld

Eberhard Gollner, Hafelsstraße 38, 47807 Krefeld-Fischeln

Dieter Hangebruch, In de Wyenhorst 14, 47608 Geldern

Dr. Heribert Houben, Stresemannstr. 69, 47803 Krefeld (Hn)

Heinz Hüttenes, Alte Neusser Straße 78, 47807 Krefeld-Fischeln

Hans Jammers (†)

Günter Janß, Pfarrer i. R., Am Eickerhof 8, 47800 Krefeld-Bockum

Dr. Christian Krausch, Kunsthistoriker, Annakirchstr. 28, 41063 Mönchengladbach

Elisabeth Kremers, In der Silbert 19, 47877 Willich-Anrath

Joachim Lilla, Nordwall 66, 47798 Krefeld

Dr. Wolfgang Löhr, Wolfsittard 33b, 41179 Mönchengladbach

Jan Maruhn, Am Fischtal 84b, 14169 Berlin

Dieter Nellessen, Von-Brempt-Straße 4, 47829 Krefeld-Uerdingen

Georg Opdenberg, Dionysiusstr. 163, 47798 Krefeld

Burkhard Ostrowski, Pöllenweg 2, 47906 Kempen

Dr. Theodor Pelster, Forstwaldstr. 41, 47804 Krefeld

Dieter Pützhofer, Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, Rathaus, Von-der-Leyen-Platz 1, 47798 Krefeld

Dr. Guido Rothhoff, Tannenstraße 1, 47918 Tönisvorst - St. Tönis

Reinhard Schippikus, Melanchthonstr. 37, 47805 Krefeld

Manfred Schmid, Steinstraße 227, 47798 Krefeld

Paul-Günter Schulte, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld

Dr. Ingrid Schupetta, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, 47792 Krefeld

Dr. Margareta Siepen, c/o Museum Burg Linn, Rheinbabenstraße 85, 47809 Krefeld-Linn

Almuth Spelberg, c/o Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Konrad-Adenauer-Platz 1, 47803 Krefeld

Michael van Uem, Dionysiusstraße 125, 47798 Krefeld

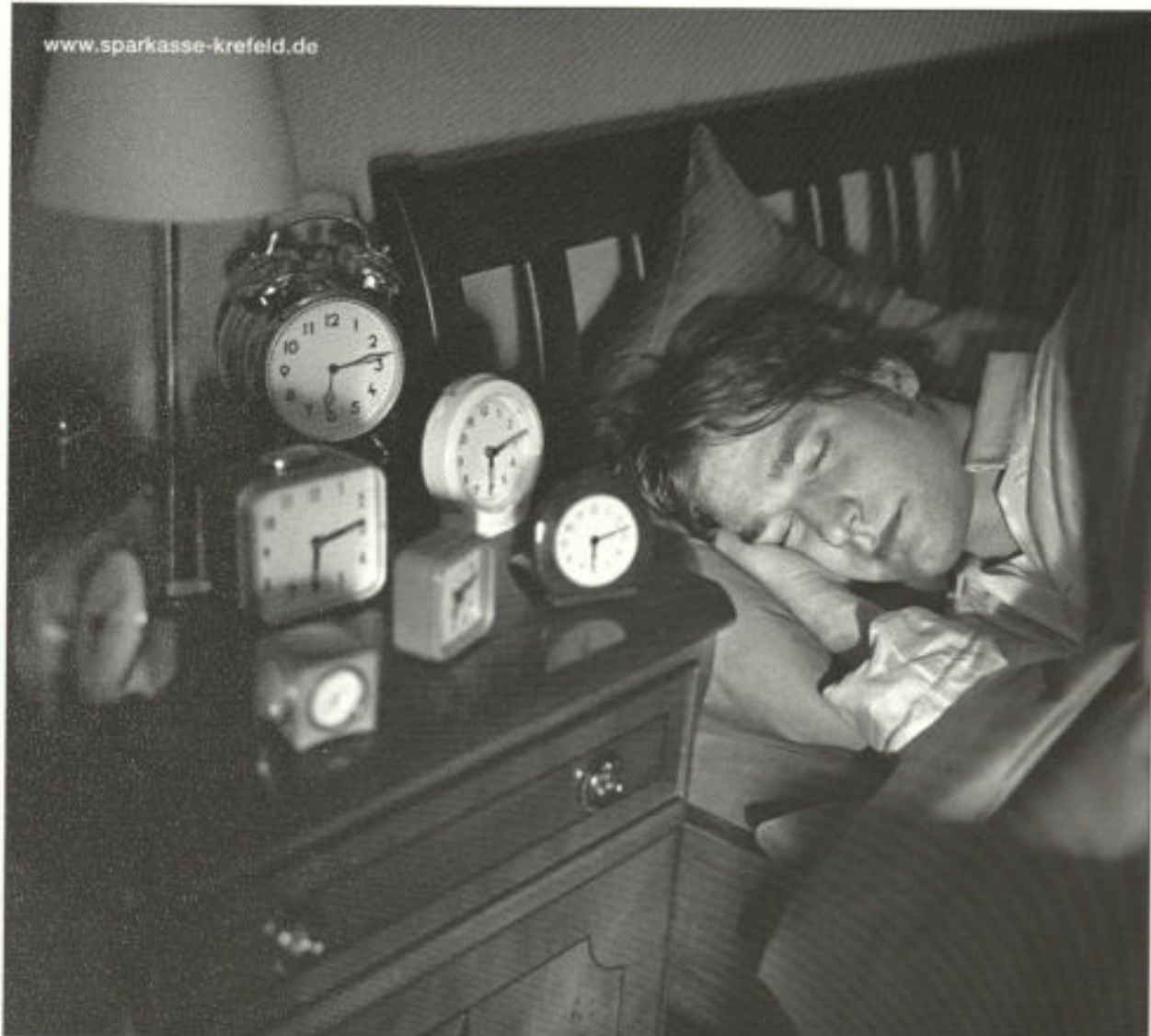
Hans Wilbers, Auf der Rheinaue 12, 47829 Krefeld-Uerdingen

Renate Wilkes-Valkyser, Uerdinger Str. 204, 47799 Krefeld

Bildnachweis

M. Siepen	Abb. 1-6 Abb. 7 Abb. 8	J. Granzow, Museum Burg Linn, Krefeld-Linn aus: C. Eibner (s. Anm. 45), S. 192, Abb. 15; Umzeichnungen nach Kleber & Schadewaldt (s. Anm. 44) Töpfereimuseum Langerwehe
J. Schupetta	Abb. 1 Abb. 2	aus: Crefelder Zeitung, Nr. 141, v. 17. Juni 1853 Presseamt der Stadt Krefeld: Frau St. Zimmermann
E. Gerritz P. Dohms	Abb. 1-3 Abb. 1 u. 8 Abb. 2-5 Abb. 6 u. 7 Abb. 9	Privatbesitz Landesbildstelle Düsseldorf Bistumsarchiv Trier Archiv Kirchenzeitung des Bistums Aachen, Aachen W. Gobbers, Krefeld
H. Jammers D. Hangebruch	Abb. 1-12 Abb. 1 Abb. 2 Abb. 3	Frau U. Stadler-Jammers, München Stadtarchiv Krefeld Stadtarchiv Krefeld (retuschierte Vorlage) Public Record Office Kew, Lincoln, WO 309/284 (Legende in deutscher Übersetzung hinzugefügt)
H.-U. Feige	Abb. 1 Abb. 2 u. 3	Standesamt Krefeld Stadtarchiv Krefeld
G. Rothhoff P.-G. Schulte	Abb. 1-3 Abb. 1 u. 4 Abb. 2, 3 u. 5	Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Karten 3567 Städtische Galerie im Lenbachhaus, München Stadtarchiv Krefeld
B. Ostrowski u. R. Schippkus	Abb. 23 Abb. 24 u. 27 Abb. 25 Abb. 26 u. 30 Abb. 28 Abb. 29, 35 u. 36 Abb. 31-33 Abb. 34	Homburger Papierfabrik Wilhelm Geldmacher & Co. KG, Nümbrecht Stadtarchiv Krefeld, Bildbestand und a. a. O. aus: Deutschlands Städtebau Krefeld. Hrsg. v. Oberbürgermeister der Stadt Krefeld [Dr. Johansen] durch den Beigeordneten Dr. Beyer; Berlin-Halensee 1922; ohne Seitenzahl Hessische Landes- und Hochschulbibliothek, Darmstadt aus: Festschrift zur Einweihungsfeier des neuen Rathauses zu Bockum, Landkreis Krefeld am 4. Mai 1904, Krefeld [1904]; ohne Seitenzahl Deutsches Tapetenmuseum, Kassel Privatbesitz Sammlung Werner Baakes, Krefeld
A. W. Arbogast C. Dautermann	Abb. 1 u. 2 Abb. 1 Abb. 2-13	A. W. Arbogast, Kempen Stadtarchiv Krefeld: Best. 35/83 C. Dautermann, Krefeld-Linn
W. Goebel jr. H. Hüttenes	alle Abb. Abb. 1, 2, 5-7, 9 u. 11-13 Abb. 3 Abb. 4 Abb. 8 Abb. 10	Archiv W. Goebel jr. Krefeld Stadtarchiv Krefeld, a. a. O. a. a. O. Fachbereich Vermessung- und Katasterwesen der Stadt Krefeld M. Schmid, Krefeld Internationales Archiv für den Bahnradsport, Köln
M. Schmid W. Löhr F. J. Frigger und B. Theile	Abb. 1 u. 2 Abb. 1 Abb. 1 Abb. 2-8	Archiv der Firma Alberdingk Boley, Krefeld-Uerdingen a. a. O. Dieter Fels, Krefeld Archiv SAM, Marienschule, Krefeld
H. J. Albrecht, J. Maruhn und Dieter Pützhofen D. Nellessen	Abb. 1 u. 3-6 Abb. 2 Abb. 24 Abb. 25 Abb. 26 Abb. 27 Abb. 28 Abb. 29 Abb. 30 Abb. 31 u. 34 Abb. 32, 33 u. 36 Abb. 35	R. Amendt, Krefeld Titelseite des Katalogs, a. a. O. aus: E. Brjes: Krefeld 2 aus: R. Plötz: Das Totenbrett aus: M. Ill: Wohin die Toten gingen aus: R. Salamander aus: F. Rienecker [Hrsg.] aus: Die Bibel, Naumann & Göbel Verlag aus: Fachbereich Vermessungs- und Katasterwesen der Stadt Krefeld Liegenschaftsabteilung Bayer-Leverkusen a. a. O. aus: W. Dreßen: Aktion 3 Stadtarchiv Krefeld
E. Kremers	Abb. 1-3 Abb. 4	aus: H. Liemann: Richter, Schreiber, Advokaten; München 1957, Abb. 43
Th. Peister G. Opdenberg	Abb. 1 Abb. 1-9 Abb. 10	Presseamt der Stadt Krefeld: Frau St. Zimmermann U. Hannok u. G. Opdenberg, Krefeld Privatbesitz
M. Coelen	Abb. 1, 2 u. 8-15 Abb. 3 Abb. 4 u. 5 Abb. 6 Abb. 7	H. Loos, Krefeld R. Tiefers, Krefeld Pappköpp-Archiv, Krefeld W. Coelen, Krefeld R. Giesen, Krefeld
C. Krausch A. Spelberg	Abb. 1-8 Abb. 1-4 Abb. 5-12	B. Koning, Krefeld Stadtarchiv Krefeld Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld
G. Janß W. Wilbers R. Wilkes-Valkyser S. 177 S. 194	Abb. 1-20 Abb. 1 Abb. 1-5 Abb. Abb. 1	G. Janß, Krefeld-Bockum H. Wilbers, Krefeld-Uerdingen Archiv Frau R. Wilkes, Krefeld Helmut Carné, Krefeld Archiv M. Gatzke

www.sparkasse-krefeld.de



**WER SICH MIT RISIKOSTREUUNG
AUSKENNT, KOMMT ZU DEN
VERMÖGENSBERATERN DER SPARKASSE.**



Sparkasse Krefeld

Verwirklichen Sie Ihre Träume. Nutzen Sie alle finanziellen Chancen. Das individuelle Finanzkonzept hilft Ihnen dabei. Mit maßgeschneiderten Lösungen für Ihre gezielte Vermögensbildung und Absicherung, die Sie auch in Zukunft ruhig schlafen lassen. Informieren Sie sich einfach in einer Sparkassen-Geschäftsstelle oder online.

Wir sind
Ihnen näher,
als Sie
denken.



Wussten Sie, dass sich viele unserer Uerdinger Werkstoffe in Alltagsprodukten wieder finden? Beispielsweise sorgt unser Hightech-Kunststoff Makrolon® für die nötige Widerstandsfähigkeit und Haltbarkeit bei Sportausrüstungen. Oder nehmen wir die Farbpigmente der Linie Bayferrox®. Sie werden in der Lack- und Bau-Industrie eingesetzt. Das sind nur zwei von über 2.000 Chemieprodukten, die uns das Leben angenehmer machen. Bei ihrer Entwicklung stehen Sicherheit und Umweltverträglichkeit immer im Mittelpunkt. Darüber hinaus bieten wir als einer der größten Arbeitgeber und Ausbilder der Region ein vielfältiges Sport- und Kulturangebot. Mehr Informationen erhalten Sie unter: 0 21 51-88 55 60.



www.uerdingen.bayer.de